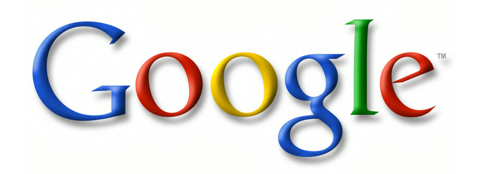



LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN







Handbuch
der
Geschichte Oesterreichs
von der ältesten bis zur neuesten Zeit.

Mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte

bearbeitet

von

Dr. Franz Ritter von Krones,

[illegible] der österreichischen Geschichte an der Universität zu Graz, corresp. Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Theodor Hofmann.
1880.

Inhalt des II. Bandes.

Siebentes Buch.

Achtes Buch.

Alpenländer, Böhmen und Ungarn (1308—1382).

Neuntes Buch.

Haus Habsburg, Böhmen und Ungarn 1382—1437.

Zehntes Buch.

Elftes Buch.

Der Uebergang zur Geschichte der Neuzeit. Maximilian I. und seine Enkel (1493[1459]—1526). Die vorbereitende Epoche der Gesammtstaats-Geschichte Oesterreichs.

Die Zeitgenossen unterschätzten nicht die Bedeutung der Marchfelder Schlacht. Konrad von Würzburg sieht darin den Kampf des deutschen Reichsadlers wider den böhmischen Löwen, wie er dem Habsburger im Traume erschienen sei. Und ebenso blieb man der Bedeutung des Gegners Rudolph's eingedenk. In Dante's „Fegefeuer“ erscheint er unter den namhaften Gestalten jüngster Vergangenheit. Wenn die Wiener „Geschichte der Jahre 1264—1279“, aus der Feder eines Patzonen vom Patriziate Wiens, über Otakar sagt: „er war zu seinen Zeiten ein preiswürdiger und berühmter Fürst, klug und weise, ein eifriger Diener der Religion“, so fällt dies doch ebenso in's Gewicht, als die Todtenklage und Lobspende Heinrich's von Heimburg; aber nicht minder beachtenswerth ist eine Dichtung, welche in Deutschland umlief und mit den Versen beginnt:

Wâfen iemer mêre
Eß weinet milt und êre
den Künc auß Beheimlant;
dem tode wil ich fluochen,
sol man den Künc niht suochen
vnd sîne gebende hant?
— — — — — — — —

Der Dichter preist Otakar's Muth und Edelsinn. Er sei als Held gefallen, der nach Ruhme stritt. „Wider Kumanen und Heiden war er ein Schild der Christenheit, . . . an Muth ein Löwe, ein Edelaar an Güte.“ Alle diese Zeugnisse erweisen die Geltung Otakar's in seiner Zeit, und in den meisten Fällen muß sich der Historiker des Mittelalters begnügen zu erforschen, was die Vordersten der Zeit galten, ohne in der Lage zu sein, klar zu stellen, was sie waren. Doch auch sonst ist dies Loos dem Historiker beschieden.

Nach kurzer viertägiger Rast zieht Rudolph durch Mähren in das östliche Böhmen. Denn hier macht ein Ständeheer, befehligt von dem testamentarischen Vormunde des unmündigen Thronfolgers und Reichsverwesers, Markgrafen Otto dem Langen von Brandenburg,

dem Vetter Otakar's, Miene zu einem neuen Waffengange. Doch kommt es zum Sedlecer (Koliner) Vertrage. Derselbe wahrt dem Brandenburger die vormundschaftliche Gewalt auf fünf Jahre; für eben diese Zeit erhält der Habsburger das Land Mähren als Pfandschaft für die Kriegskosten. Die Doppelheirath beider Häuser, welche schon der Wiener Friede von 1276 festgestellt, findet neue Bekräftigung. Statt Hartmann's, der bald darauf (1281) in den Fluthen des Rheins verunglückt, wird Rudolph's drittgeborner Sohn gleichen Namens zum Bräutigam der zweiten Tochter Otakar's, Agnes, bestimmt, während die Verlobung Wenzel's mit Jutta aufrecht erhalten bleibt. Nicht lange darauf, im Schlußmonate des ereignißreichen Jahres, findet zu Iglau im Mährerlande die Zusammenkunft der Königswittwe Kunigunde und ihres Kinderpaares mit Rudolph und dessen Sohne und Tochter statt. Hier kommt es zum festlichen Abschlusse der Eheverlöbnisse. Anmuthig, wenngleich manchmal geschraubt und schwülstig, schildert der Reimchronist als Augenzeuge das halb ceremoniöse, halb kindliche Verhalten der beiden jugendlichen Brautpaare.

Eine der nächsten Aufgaben Rudolph's bestand in der Uebertragung der Reichsverwesergewalt über die seit 1276 gewonnenen und 1278 behaupteten Alpenländer an sein Haus, mit willebrieflicher Zustimmung der Kurfürsten. Doch bedurfte es noch vorbereitender Maßregeln. Deren, die Wien betrafen, sei späterhin gedacht. Der mächtige Heinrich II. von Chuenring aus der Linie Weitra-Seefeld, der „Alte", und sein Sohn Heinrich III., Marschall von Oesterreich, verloren Amt und Güter, die dann an die Meissauer übergingen. Beide zogen in die Verbannung, nach Troppau, an den Hof ihres Verwandten, des Herzog Niklas. Oberösterreich, worauf der Wittelsbacher, Herzog Heinrich von Bayern, sein Auge gerichtet hielt, blieb um so mehr mit dem andern Oesterreich in fester Verbindung, als der Bayernherzog durch die jüngste Parteischwenkung in die Ungnade des Reichsoberhauptes fiel und auch jenes Kurrecht verwirkte, das seit dem Jahre 1273 eine Art Streitobjectes zwischen den beiden Linien des Hauses Wittelsbach wurde. Dagegen erlangt das böhmische Kurrecht die neue Bestätigung.

Von großem Belange sind Rudolph's Anordnungen im Gebiete der Lande, die wir später als Innerösterreich zusammenzufassen gewohnt sind. Schon Anfangs October 1279 treffen wir den König in Graz, Ende des gleichen Monats in Judenburg. Hier erscheinen die ständischen Vertreter Steiermarks, Kärntens, Krains und der windischen Mark, wie wir anzunehmen berechtigt sind, und

bringen dem Reichsoberhaupte ihre Huldigung entgegen. Die Länderfreiheiten hatte K. Rudolph schon den 3. Dezember 1276, den 18. Februar 1277 und im März 1279 bestätigt. Offenbar handelte es sich jetzt um die Festigung der Beziehungen dieser Provinzen zu seinem Hause. Den Schluß der Judenburger Vereinbarungen bildet die Uebereinkunft mit Ulrich von Heunburg und dessen babenbergischen Gattin, Agnes, der Wittwe des Kärntnerherzogs Ulrich. Der Bruder des letztgenannten, Philipp, der letzte Sponheimer, hatte sein unruhiges Leben zu Krems in Oesterreich beschlossen. Sein letzter Wille vom 19. Juli 1279 war ein machtloses Schriftstück, ebenso gehaltleer wie seine frühere Hoffnung, durch Rudolph zum Besitze Kärntens und Krains zu gelangen. Dem Habsburger mußte sehr daran liegen, das Heunburger Ehepaar zum Verzicht auf alle Ansprüche zu bestimmen, welche Agnes in Oesterreich, Steier, Kärnten und Krain festhalten mochte; ebenso begab sich Ulrich seiner allodialen Besitztitel daselbst. 6000 Mark Silber bildeten die Entschädigungssumme.

Thatsächlich übte die Reichsverwesung in Kärnten und Krain der Görzer Mainhard II., Schwiegervater des ältern Königssohnes, Albrecht I. von Habsburg. Ihm dieselbe zu Gunsten des eigenen Hauses zu entwinden, durfte Rudolph auch später nicht wagen. Er mußte sich den mächtigen Fürsten geneigt erhalten. In der Steiermark wurden Herr Otto von Liechtenstein zum Landeshauptmann, Abt Heinrich von Admont zum Landschreiber durch den König bestellt.

Das Jahr 1280 eröffnet wichtige Maßregeln des Habsburgers. Im Mai wird Herzog Albrecht, aus den habsburgischen Stammlanden herbeigekommen, zum „Reichsverweser und Gewaltiger“ über Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, die windische Mark und Portenau gesetzt. Thatsächlich aber führte in den beiden letztgenannten Landschaften Graf Mainhard die Gewalt, ebenso wie in Kärnten. Denn Rudolph schuldete ihm 20,000 Mark, und diese Gebiete hatten somit als Pfandschaft zu gelten. Zwei Monate später (6. Juli) ordnete der König für alle Reichslande einen allgemeinen Frieden an und bemühte sich 1281—82 die Willebriefe der Kurfürsten für die Belehnung seiner beiden Söhne Albrecht und Rudolph mit den genannten Ländern zu gesammter Hand zu erlangen. So konnte er denn auf dem Augsburger Reichstage vom 27. Dezember 1282 ihre Belehnung mit Oesterreich, Steiermark, Krain und der windischen Mark (unbeschadet des Pfandschaftsrechts des Görzers) vollziehen und damit den Grundstein der Habsburgermacht in den Donaualpengebieten

legen. Sicherlich hätte er dies auch gerne mit Kärnten gethan, aber Rücksichten auf Mainhard von Görz banden ihm die Hände. Diese Rücksichten bestimmten ihn auch im Jänner 1283, in Folge des Schiedspruches des Churer Bischofes die Grafschaft Tirol als reichsunmittelbares Land im Besitze des Genannten anzuerkennen.

Wir begreifen jedoch, daß die Doppelherrschaft zweier Lehensträger den Ständen der genannten Länder, zunächst Oesterreichs und Steiermarks unerquicklich schien und auch den Anschauungen des ältern Sohnes, eines scharf ausgeprägten, eigenwilligen Charakters, nicht genehm sein konnte. So kam es zur Rheinfelder Hausordnung Rudolph's vom 1. Juni 1283, wonach Albrecht Alleinbesitzer der Lehen ward und Rudolph Zusagen anderweitiger Entschädigung, Güter und Nutzungen zugesagt erhielt. In diesem Sinne leisteten die Stände Oesterreichs, Steiermarks und Krains die eidliche Zusage (1283, 11. Juli). Nichts desto weniger schreibt sich Graf Mainhard fortan (28. Juni 1283 beispielsweise) „Herr des Herzentumes ze Kernden, ze Khrayn und der Mark", denn er pochte auf seinen Pfandbesitz. Seinem Drängen bezüglich Kärntens giebt endlich 1286, den 1. Februar, Rudolph durch die Augsburger nach, indem er Mainhard mit Kärnten belehnt und den Pfandbesitz Krains und der windischen Mark anerkennt, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieser Pfandbesitz die bezüglichen Rechte Albrecht's und seiner Nachkommen im Sinne der Belehnung von 1282 nicht beirren solle. Einen Vorbehalt bezüglich Kärntens, ein sogenanntes Heim- oder Rückfallsrecht der Habsburger finden wir nicht verbrieft, wohl aber hielten die Habsburger in ihrem Sinne daran fest.

Der Belehnung Mainhard's mit Kärnten folgte die Erbhuldigung des Landes nach dem uralten, in die Tage der slowenischen Landesherzoge zurückreichenden Brauche. Die Reimchronik, der Abt Johann von Viktring in seinem Zeitbuche und der Geschichtschreiber Unrest geben uns über dies seltsame, aber nicht gehaltleere Ceremoniel im Allgemeinen übereinstimmende, im Einzelnen abweichende Aufschlüsse. Dort, wo einst die alte Karnburg stand, am antiken Fundboden des Zollfeldes, und bei der traditionell ältesten Kirche des Landes, Mariasaal, verlaufen die beiden Haupttheile der Einweihung des Landesfürstenthums, die Wanderung des neuen Herzogs in Landmannstracht zum Fürstensteine, auf welchem der sogenannte Herzogbauer die üblichen Fragen an den Ankömmling richtet, um ihm dann den Platz einzuräumen, und die Huldigungsfeier am Herzogstuhle als Schlußakt des Ganzen. Mainhard unterzog sich dem geheiligten Brauche und belehnte auch seinen Bruder Albrecht, nach dessen

längerem Sträuben, mit der Pfalzgrafschaft Kärntens. Als Graf von Tirol, Herzog von Kärnten und Pfandherr Krains und der Mark stand er den verschwägerten Habsburgern ziemlich ebenbürtig an Macht zur Seite.

Auch in die Geschicke Böhmens griff Rudolph entscheidend ein. Wir werden dessen an anderer Stelle gedenken.

Hier aber möge noch die Andeutung Platz finden, daß der habsburgische König zunächst dem jüngern Sohne gleichen Namens die Thronfolge im Reiche verschaffen wollte, und als dieser den 10. Mai 1290 starb, mit Hinterlassung der böhmischen Agnes als Wittwe gesegneten Leibes, die dann den unseligen Johann gebar, Alles aufbot, um Albrecht's Königthum anzubahnen. Aber die Kurfürsten, sehr verstimmt durch den Aufschwung habsburgischer Hausmacht, waren spröde und blieben es bis zu Rudolph's I. Tod (1291, 15. Juli).

Der Tod des ersten Habsburgers auf Deutschlands Throne war kein geringer Verlust, wie scharf man auch die Erfolge der äußern Politik Rudolph's beurtheilen mag. Denn diese Politik der Obedienz der Kurie, der Entsagung Italiens, die der opferwilligen Nachgiebigkeit Frankreich gegenüber, steht allerdings im grellen Widerspruche zur Kaiserpolitik eines Otto I., Heinrich III. und Friedrich I. Aber man vergißt auch, wie ganz anders geartet die Dinge lagen, was aus der Kaisergewalt und was aus der reichsfürstlichen inzwischen geworden, wie nüchtern und ideenbaar die Zeit der „Gewalt vor dem Rechte" sich anließ; man vergißt, daß ein Genie, wie Kaiser Friedrich II., jene glänzende Staufenpolitik bis zur Preisgebung Deutschlands verzerrte. Die Gründung einer starken Hausmacht blieb seit dem Sachsenhause das gleiche Ziel der Kaiser, und daraus darf man daher dem ersten Habsburger auf dem Throne Deutschlands keinen Vorwurf machen, ohne in argen Widerspruch zu gerathen. Daß auf ein Zwischenreich von dreiundzwanzig Jahren Tage gesetzlicher Ordnung, kräftiger Handhabung des Landfriedens folgten, daß es ein Haupt des Reiches thatsächlich gab, welches sich nicht der kurfürstlichen Gunst dienstbar machen wollte, und ebenso wenig geneigt war, den Schleppträger des Papstthums abzugeben, und daß dieses Haupt ein deutscher Mann war, nicht ein Franzose, wie um 1272—73 leicht hätte geschehen können, bleiben werthvolle Errungenschaften, deren Gewicht die nächste Zeit klar genug empfand. Es ist richtig, daß Rudolph's historische Gestalt in der volksthümlichen Ueberlieferung, Sage und Dichtung nächster Jahrzehnte idealisirt wurde, aber auch die gewaltigeren Er-

scheinungen deutscher Kaiserzeit verklärte die Nachwelt und vergaß all' des Tadels, all' der Gehässigkeiten und Anwürfe, die der Mitwelt geläufig waren. Eben in dem lebendigen Fortwirken volksthümlicher Erinnerung an Rudolph liegt der entscheidende Beleg für das Außergewöhnliche seiner Persönlichkeit, mag nun auch die Tradition dabei, wie so oft, das verherrlichen, was der Geschichtsforschung nur als nebensächlich oder bedingten Werthes erscheint.

Der Tod des Vaters war ein verhängnißvoller Augenblick für seinen nur einzigen Sohn Albrecht I., den Herzog Oesterreichs und Steiermarks und Erben des bedeutenden Hausgutes der Habsburger. Rudolph I. hatte manche Schwierigkeit ausgeglichen, die dem Sohne in den neu erworbenen Landen begegnete; kaum ein Jahr vor seinem Tode übertrug er ihm (31. August 1290 zu Erfurt) den eben durch Königsmord erledigten Thron Ungarns — allerdings ohne Erfolg, denn der Einfluß des deutschen Reiches jenseits der Lejtha war längst Anachronismus geworden. Am schwersten jedoch empfand es Albrecht, daß Rudolph I. aus dem Leben schied, bevor er ihm den Weg zum deutschen Throne geebnet hatte.

Werfen wir einen Blick auf sein herzogliches Walten in Oesterreich und Steier. Der Eintritt der Habsburger in diese Lande mußte, wie jede Fremdherrschaft, auf Abneigungen und Gegnerschaften in maßgebenden Kreisen und nachbarliche Mißhelligkeiten stoßen. Zunächst war der Vorort Oesterreichs, Wien, eine schwierige Stadt. Es ist hier nicht der Platz und nicht unsere Sache, die beiden rudolphinischen Urkunden vom Sommer 1278 in ihrer Echtheit und Bedeutung zu erörtern. Sicherlich aber bot Rudolph Alles auf, um die wichtige Donaustadt sich geneigt zu machen und die Gegner Habsburgs fern zu halten, wie dies am besten aus dem Rechtspruche des Königs von 1281 ersichtlich wird. Aus den Jahren 1281—1282 finden wir Unterwerfungsbriefe angesehener Patrizierhäuser Wiens, darunter z. B. des Stadtrichters, Ritter Reimboto, des Paltram Vazzo, und Paltram von Holzmarkt, vor. Ausdrücklich bemerkt Rudolph, daß er die Stadtprivilegien nur unter der Bedingung bestätige, daß man nimmer den geächteten Bürgermeister Paltram mit seinen Söhnen in die Stadt einlasse. Die Anerkennung Albrecht's I. als Reichsverwesers erscheint als Hauptsache in jenen Unterwerfungsbriefen und Huldigungsurkunden. Auch andere Gemeinden, wie Neustadt, Laa, stellen solche aus. 1281, den 24. Juli, bestätigt Albrecht das alte Niederlagsrecht der Wiener. Hier heißt Wien „des Reiches Haubtstadt in Oesterreich"; also eine Reichsstadt, wie dies K. Friedrich's II. Privileg von 1237

besagt und K. Rudolph I. bestätigte. Auf diese reichsunmittelbare Stellung pochte begreiflicher Weise die Stadt. Als nun 1282—1283 Albrecht I. „Herzog" des Landes geworden war, wollte er Wien begreiflicher Weise als „Landeshauptstadt" behandeln und ihre Huldigung als „Landesherr" entgegennehmen. Wir haben keinen entschiedenen Anhaltspunkt für eine Empörung der Wiener in der Zeit zwischen 1283—1288, wohl aber aus letzterem Jahre die bedeutsame Urkunde, worin Richter, Bürgermeister, Consuln, Geschworne und die Gemeinde Wiens dem Herzoge Albrecht und seinen Erben stete Treue geloben und allen von K. Rudolph I. erhaltenen Gnadenbriefen entsagen. Vor Allem mußte dieser Verzicht die „reichsunmittelbare" Stellung Wiens betreffen; Wien muß sich mit dem Charakter begnügen, der ihm vor 1237 stets eigen war; Albrecht erzwang die Huldigung als Landesfürst.

Auch im Adel Oesterreichs gab es Verdruß über den Wechsel der Dinge, vor Allem über die fremdländischen, einflußreichen Räthe des neuen Herzogs, die „schwäbischen" Günstlinge des „Schwaben," den Landenberger, insbesondere aber über die Wallseer, welche, wie die Kolmarer Jahrbücher mit verzeihlicher Hyperbel sagen, barfuß nach Oesterreich kamen, um hier große Herren zu werden, allerdings hochbegabte, tüchtige Leute und verläßliche Fürstendiener. Vorderhand wagten die Unzufriedenen noch nicht ihr Haupt zu erheben. Aber die Dinge lagen wie eine Mine zum Auffliegen bereit. Die Nachbarschaft hielt den Herzog gleichfalls in Athem. Da waren die über das Emporkommen Habsburgs grollenden Wittelsbacher, das Hochstift Salzburg, auf seinen inneröstereichischen Besitz, sein Salzmonopol, seine Handelsvortheile eifersüchtig; der Erzbischof Rudolph von Hoheneck (bei Kaiserslautern, 1284, † 1289), bis dahin Reichskanzler des Vaters Albrecht's, auf den einflußreichen Günstling der Habsburger, den Admonter Abt Heinrich, schlecht zu sprechen. Die ungarische Nachbarschaft war die unbequemste; denn die streit- und raublustigen Grafen von Güssingen wurden zur förmlichen Landplage Steiermarks und Oesterreichs. Es kostete harte Kämpfe, bevor es Albrecht gelang, die kecken Angreifer zu züchtigen und ihre Burgen zu brechen. Die Reimchronik weiß davon zu erzählen. Güns, einen Hauptsitz der Güssinger, eroberte Albrecht 4. November 1289.

Ungleich bedeutender ist jedoch die Thronfrage Ungarns, in welche auch Albrecht I. eingriff. 1290, den 10. Juli, erlag der 29jährige König Ungarns, Ladislaus IV., persönlicher Rache. Achtzehn Tage später wurde Andreas, der „Venetianer", der letzte

Arpáde als Nachfolger von der Mehrheit der Stände anerkannt und zu Stuhlweissenburg gekrönt. Da versucht Rudolph I. in Verbindung mit dem Přemyslidenhofe eine andere Lösung der ungarischen Frage. Die bereits erwähnte Erklärung von 31. August 1290 zu Gunsten Albrecht's I. machte den Anfang; der Habsburger erscheint als Candidat der ungarischen Krone; dann aber wird ein Theilungsplan mit dem Schwiegersohne und Schwager, Wenzel II. von Böhmen, beredet, demzufolge Ungarn am rechten Donauufer dem Habsburger, das Gebiet am linken Stromgestade dem přemyslidischen Herrscher zufallen sollte. Diesen ziemlich haltlosen Plänen gegenüber stand Andreas, wie uns die Reimchronik glauben machen will, noch vor Kurzem Gastfreund am Hofe Albrecht's I., dann Flüchtling im Besitze der thatsächlichen Gewalt, und andererseits rüstete sich der römische Stuhl für die Gegencandidatur des Angiovinen Karl Martell, Albrecht's Schwagers, der der Ehe einer Tochter Stephan's V., Maria, mit Karl dem L. von Neapel entstammte und als Arpáde von mütterlicher Seite sich (8. September 1290) in Neapel zum Könige Ungarns krönen ließ. Schon im Jänner 1291 erscheint der Bischof von Jesi als Vollmachtträger der Curie, um den Habsburgern gegenüber die päpstlichen „Lehenrechte" auf Ungarn aufrecht zu halten; päpstliche Briefe ergehen an Rudolph und Albrecht in diesem Sinne. Andreas III. sieht sein Königthum durch Habsburg und Anjou bedroht. Schon um Ostern geht seine Botschaft an Albrecht ab, um ihn von der Gegnerschaft abzumahnen und die Herausgabe der Güssinger Eroberungen zu fordern, denn damals war dies Geschlecht für den genannten König eingetreten; Nikolaus von Güssingen, Sohn des berüchtigten Iwan, Palatin geworden. Der abschlägigen Antwort Albrechts folgt dessen Einfall in Ungarn; Preßburg und Tyrnau fallen in seine Hand. Da sammelt der letzte Arpáde ein starkes Heer bei Stuhlweißenburg — es war zur Zeit als K. Rudolph starb, — und Angesichts des ungarischen Rachezuges wendet sich Albrecht an Herzog Otto von Bayern und den Bischof von Regensburg um nachbarliche Hülfe. Im schwülstigen Kanzleistyl werden die Ungarn mit der Hydra, mit Fröschen, Aalen verglichen. Dagegen erinnert der Regensburger warnend an die Hunnenschrecken, an Béla's IV., Otto's Schwiegervaters, Siege über Oesterreicher und Steiermärker. Der Krieg zwischen Albrecht und Andreas III. endigt mit dem Verzichte des Habsburgers auf alle früheren Pläne. Sechs Jahre später erscheint er als Schwiegervater des letzten Arpáden. So gründlich wechselten die Verhältnisse.

Die Kämpfe mit den Güssingern und die ungarischen Pläne

Albrecht's stehen mit den steiermärkischen Händeln im nahen Zusammenhange und die Ereignisse allhier in den Jahren 1291—1292 bilden eines der wichtigsten Kapitel der herzoglichen Zeit Albrecht's I. Zuvor muß jedoch der deutschen Thronfrage gedacht werden.

Wenige Wochen nach K. Rudolph's I. Ableben beginnt das Wahlgeschäft seinen geheimen, dann offenen Gang. Die Seele desselben, der Mainzer Erzbischof, Gerhard von Eppenstein, kein Freund des verstorbenen Habsburgers, der die hochgehenden Ansprüche des Kurfürsten und Reichskanzlers sich vom Leibe zu halten verstand, verständigt sich mit den beiden geistlichen Collegen zu einträchtigem Handeln und gemeinsamem Ausbeuten der Sachlage (August 1291). Den 7. September erfolgt das Ausschreiben der Wahl durch den Mainzer. Von August bis October liefen die Unterhandlungen zwischen dem Pfälzer Ludwig und dem Böhmenkönige Wenzel, den beiden Schwägern Albrecht's I. Während aber der Pfälzer für den Habsburger eintritt und noch 1292 in diesem Sinne arbeitet, zeigt sich der Böhme in dieser Richtung keineswegs entschieden. Denn der Přemyslide, der weichliche, empfindliche Wenzel, war dem rauhen, schneidigen Albrecht abgeneigt. Die Bestrebungen Ludwig's von der Pfalz, die Verträge zwischen Böhmen, Brandenburg und Sachsen (October, November) zeigen vorderhand nur den Entschluß, gegenüber den geistlichen Fürsten, die das Wahlrecht gleichsam monopolisiren wollen, Stellung zu nehmen, und diesen Sinn hat auch das Wahlausschreiben des Pfälzers vom 7. December 1291. Im Frühjahre 1292 erscheint Graf Adolph von Nassau als der vom Mainzer Erzbischof gegen viele Zugeständnisse herangezogene Candidat, den man als König wohl besser im Zaume halten könne, als dies bei dem Grafen von Habsburg gelang. Dagegen finden sich den 20. März bei Herzog Albrecht zu Friesach, im Kärntner Lande, Edelherren aus dem Reiche, Gegner des Mainzers, ein, die ihn bestürmen, seine Wahl auf Deutschlands Thron zu betreiben und auf die weltlichen Kurfürsten alles Vertrauen zu setzen. Aber die Wahlumtriebe des Mainzers behaupten das Feld; die Sendung des Grafen Albrecht von Hohenberg an König Wenzel zu Gunsten Albrecht's mißlingt. Noch hofft der Pfälzer, seine Amtsgenossen für den Habsburger zu stimmen, aber um dieselbe Zeit (April) steht der Böhme schon im Lager Adolph's von Nassau, läßt sich Nordösterreich als Brautschatz seiner Gattin, Besitz und Pfandrecht auf Eger und das Pleißner Land zusprechen und leistet Bürgschaft, daß er Sachsen und Brandenburg mit sich ziehen werde. Anfangs Mai findet zu Frankfurt die entschei-

dende Wahlhandlung statt. Der Pfälzer sieht sich bald vereinzelt und muß sich endlich mit den anderen Wählern ausgleichen. So kommt es den 10. Mai 1292 zur Verkündigung der Wahl Adolph's von Nassau.

Obschon in einer der entscheidendsten Hoffnungen getäuscht, war der Habsburger zu klug, sich in einen verhängnißvollen Krieg mit dem Nebenbuhler zu stürzen. Ja, er liefert ihm die Reichsinsignien aus und empfängt zu Hagenau den 5. December die Lehen aus Adolph's Hand. Er wartete günstigere Zeiten ab und sie sollten nicht ausbleiben. Zunächst hatte der Habsburger vollauf mit den eigenen Landen und mit der Nachbarschaft zu thun. Mitten in die deutschen Wahlangelegenheiten, 1291—1292, fällt die steiermärkische Empörung und der Losbruch der Fehde mit Bayern und Salzburg.

In Steiermark walteten seit Rudolph, wie bereits erwähnt, Otto von Liechtenstein und Abt Heinrich von Admont der Verwaltung des Landes. Letzterer ist ein merkwürdiger Mensch: eine bedeutend angelegte Natur, die das Zeug in sich hat, kleine und große Lebenskreise zu beherrschen und mit kluger Ausnützung fürstlicher Gunst rücksichtslos den Platz zu verwerthen, auf den sie Begabung und Glück führten. Geboren am obern Murboden, zu St. Walburg, bei St. Michael an der Liesing, wird Heinrich Priester und Spitalmeister zu Admont. Schon in dieser Stellung wird er der wichtigste Klostergenosse, denn er rettet das Stift vor dem finanziellen Ruin und drohenden Verfalle. Abt Albert tritt zurück und den jungen, klugen, energischen Wirthschafter beruft der Wille der Mönche zur Führung des Klosters in schwierigster Zeitlage. Nun haben Ehrgeiz und Thatkraft den rechten Spielraum und gewinnen bald einen größeren; denn seit 1278 schon gewinnt Heinrich Rudolph's I. Vertrauen und vom Herbste 1279 ab erscheint er als Landschreiber der Steiermark. Selbst sein entschiedenster Gegner, der Landsmann und Reimchronist Ottokar, Dienstmann der Liechtensteiner, rühmt die rücksichtslose Thatkraft des Abtes als Landschreibers, neben dem Liechtensteiner Otto, der die Hauptmannschaft führt, in Bekämpfung faustrechtlicher Willkür. Seit 1281 tritt Heinrich dem Habsburger Albrecht immer näher; der Herzog erkannte in ihm den klugen Rathgeber und rechten Fürstendiener, der Abt in dem Herzoge den geneigten Gönner. Herzog des Landes geworden, nahm Albrecht den Admonter in Schutz wider Alle, welche den „Pfaffen" und des Herzogs Auge, Ohr und Hand in der Person des Abtes haßten. Das zeigt schon der böse Handel mit dem widerspenstigen Pernecker und During von Stein (1284), welche

sich fügen und Urfehde zu Gunsten Heinrich's schwören mußten. Ueberdrüßig seines Amtes neben dem einflußreichern Landschreiber trat Otto von Liechtenstein um die Mitte 1284 davon zurück und nun erscheint Heinrich in der Doppeleigenschaft des Landschreibers und Landeshauptmannes, zum großen Aerger des hohen Adels. Mit Schadenfreude sah man daher die Schlappe, welche der Admonter erlitt, als er mit bewaffneten Bauernschaaren wider die Güssinger auszog und das Echo dieses Hohnes ist die Reimchronik. Man gönnte sie ihm doppelt, weil er der ergebene Diener eines frembbürtigen Landesfürsten war, der immer strammer die Zügel der Herrschaft anziehen ließ. — Zu den Gegnern des Admonters zählte aber auch der Salzburger Erzbischof Rudolph. Allerdings gab es in der Urkunde vom 16. Februar 1288 die schönsten Worte, mit denen der Metropolit „die wachsame Zuneigung und Ergebenheit, ja die besonderen und bereitwilligen Dienste" pries, welche der Abt dem Erzstifte vielfach bewiesen habe; aber hinter diesen Worten barg sich der Groll wider Heinrich, der sich als Schutzbefohlenen der herzoglichen Vogtei ansah und mit Strenge den salzburgischen Uebergriffen wehrte; vor Allem jedoch das landesfürstliche Bewußtsein Albrecht's wider Salzburg als Immunitätsherrn anspornte. Der Zwist, der gleich darauf zwischen dem Erzbischofe und Herzoge um Güter, Mauten, Grenzwehren losbrach, fand seine besondere Nahrung in dem Umstande, daß Albrecht auf Anrathen Heinrich's die Mandlinger Paßfestung Radstadt gegenüber aufrichten ließ, als Burghut des Ennsthales.

Das Alles sollte der Abt durch die Beschlüsse der Salzburger Diöcesansynode (November 1288) entgelten. Durch einen Kniff wollte sich der Erzbischof gleich von vorn herein die Zustimmung der Versammelten sichern und diese hörten bald mit Staunen und Verdruß, daß die von ihnen als weißes Blatt angenommenen Beschlüsse meist nicht Kirchensachen, sondern fast ausschließlich den Herzog und Abt betrafen. Die Satzung: kein Geistlicher soll bei Vermeidung des Kirchenbannes ein weltliches Amt bekleiden — kehrte ihre ganze Spitze wider den Admonter. Während der Abt nun schwer gekränkt nach Wien zum Herzoge eilte, um diesen zur Züchtigung seines Nachbarn aufzumahnen, brach Erzbischof Rudolph verwüstend in's Ennsthal ein. Aber bald nöthigten ihn der Heerbann des Herzogs und die Schneemassen des Winters zum Abzuge. Albrecht bedrängt Friesach, den Vorort des salzburgischen Kärntens und seine Schaaren erobern Fohnsdorf (1289), einen Hauptsitz der Salzburger am obern Murboden. Wieder soll es zum Frieden kommen,

aber ein neuer Bruch tritt an dessen Stelle. Der Erzbischof belegt den Herzog mit dem Bannfluche, seine Lande mit dem Interdict. Aber das war nur ein Schlag in's Wasser. Denn schon hatte der königliche Vater Albrecht's eine päpstliche Bulle erwirkt, vermöge deren innerhalb fünf Jahren kein Kirchenvorsteher ohne ausdrückliche Genehmigung des römischen Stuhles den Herzog von Oesterreich und Steier bannen dürfe. Ueberdies sandte Albrecht eine Appellation an den Papst durch Meister Gerhard, den gelehrten Pfarrer von Irdning. Der Bischof von Passau und der Seckerau kehrten sich vorderhand gar nicht an die Verfügungen des Salzburger Metropoliten. Nun sollte wieder vermittelt werden. Der Erzbischof und der Abt finden sich in Wien ein und unleugbar mochte der Admonter im Rathe des Herzogs das entscheidende Wort führen. Man will den Metropoliten zur Annahme der harten Bedingungen drängen; endlich fügt er sich und die Urkunden der Salzburger Beschlüsse werden vernichtet. Der Schiedsspruch K. Rudolph's zu Erfurt von Juni 1290 entscheidet zu Gunsten der herzoglichen Vogtei über Admont und ihm folgt eine Gnadenurkunde für den Abt. Die übrigen Streitsachen harrten noch seiner Entscheidung, da starb der Erzbischof zu Erfurt den 1. August an einem Schlagflusse.

Daß dieser Todesfall der Reimchronik und andern Gegnern des Admonter Abtes Gelegenheit bot, ihn als Urheber einer Vergiftung des Metropoliten zu verdächtigen, ist leicht begreiflich.

Als die Wahl eines neuen Erzbischofes im Zuge war, rührte sich auch der Abt von Admont und fand auch unter den Domherren seine Partei. Aber dies Ziel sollte er nicht erreichen. Die Sache nahm für den Lavanter Bischof Konrad, aus dem Hause Fohnsdorf-Praitenfurt, die entscheidende Wendung, da der Papst den ursprünglichen Candidaten, den jungen Herzog Stephan, Otto's von Bayern Sohn, gewiß nicht ohne Zuthun der Habsburger, aber auch aus richtigen Beweggründen, verwarf, zu großem Mißvergnügen der tonangebenden Domherrenpartei. Abt Heinrich arbeitete inzwischen zu Salzburg durch seine Abgesandten in gleicher Richtung, aber erst eine päpstliche Bannbulle machte das Capitel gefügig. Bevor nun der neue Erzbischof warm saß, benutzte Albrecht die gelegene Zwischenzeit, die starke salzburgische Feste Neuhaus im obern Ennsthale erobern und niederbrechen zu lassen. Der Abt von Admont ließ dies Unternehmen als Landeshauptmann geschickt vollführen. Dies bot nun den Zunder einer Fortsetzung der Fehde mit Salzburg, und der Erzbischof Konrad, hitziger und kriegerischer als sein Vorgänger,

war nicht gesonnen, dies ruhig hinzunehmen. Die Gelegenheit zur Waffenerhebung bot der steiermärkische Aufstand.

Seit 1283 war Albrecht bereits Herzog des Landes und noch hatte er nicht, dem alten Brauche gemäß, die Rechte und Freiheiten des Landes bestätigt, wohl aber den Säckel und die Wehrkraft der Steiermark wiederholt in Anspruch genommen. Murrte man drüben in Oesterreich über die „Schwaben" des Herzogs, so grollte man hüben auch nicht minder dem „fremden" Regiment und vor Allem war der allgewaltige „Pfaffe", Abt Heinrich, den Herren verhaßt, denselben Herren, die so manchen Fürstenwechsel erlebten und dabei selbst mithalfen. Die Zeit der folgenden Ereignisse, scheint nach dem Itinerar H. Albrecht's I. zwischen den 6. October und 20. November 1291 zu fallen. Damals kam der Herzog nach Graz, gewiß nicht in bester Stimmung, denn der Ungarnkrieg schloß für ihn nicht vortheilhaft und die neue Königswahl im Reiche machte ihm Gedanken und Sorge. Als nun die Stände, deren Sprecher der Seckauer Bischof Leopold war, den Landesfürsten an die endliche Bestätigung ihrer Handfesten mahnten, entgegnete Albrecht, er müsse sich darüber erst mit seinen Räthen besprechen. Denn so mancher Punkt der bezüglichen Urkunden von 1237 (vergleiche 1277) z. B., wo das Truppen- und Steuerbewilligungsrecht der Stände gewahrt wird, erschien ihm bedenklich. Gleiches mochte schon bezüglich des ältesten Freibriefes (des sogenannten Georgenberger Erbvertrages, richtiger Zeugnißbriefes) von 1186 der Fall sein, in welcher Urkunde ein eigenmächtiger Zusatz, wahrscheinlich in der bewegten herrenlosen Zeit seit 1246 eingeschoben, die Freiwahl des Herzoges nach Aussterben des Fürstenhauses, auffällt, den Habsburger jedoch namentlich jene Bestimmung nachdenklich machen mußte, daß es der Landschaft zu Rechten stände, gegen die „Tyrannei" des Herzogs an das Reich Berufung einzulegen. Albrecht befand sich da in ähnlicher Lage wie Otakar, sein Vorgänger, der sich thatsächlich auch zu keiner Bestätigung der steiermärkischen Freiheiten herbeiließ, und diese Analogie warf zum Schlusse der Heißsporn Fritz Stubenberg dem Herzoge auch in's Gesicht: Otakar hätte noch die Herrschaft, würde er anders gehandelt haben. Die Reimchronik erzählt, im Rathe des Herzogs sei der vorsichtige Eberhard von Wallsee für die Gewährung des ständischen Ansuchens eingetreten, aber der Admonter dagegen gewesen, da durch Bestätigung der Landhandvesten der Herzog auf den Gewinn durch Verrufung und Erneuerung der Münze und auf die Vortheile des Heimfalles von Lehen zufolge des Todes der männlichen Inhaber verzichten müsse.

Die Ablehnung des Herzogs erwiderte der Seckauer im Namen der Landschaft mit Aufkündigung des Gehorsams, sobald die Handfesten nicht bestätigt würden. Der Bruch war nun fertig.

Grollend zog Albrecht heim, doch verweilte er einige Tage zu Admont, der Waidmannslust ergeben, als wiege er sich im stolzen Gefühle der Sicherheit. Sodann reiste er weiter nach Wien. Nicht müßig waren nun die Herren der Steiermark, voran der Stubenberger, der Pfannberger, die Wildonier, der Heunburger Ulrich, der seine Verzichtleistung noch immer nicht verschmerzt hatte. Ein Landtag wird nun eigenmächtig nach Graz entboten, ein Eilbote an den Salzburger gesendet, der damals nach Wien zu gehen beschloß, um sich hier mit dem Habsburger zu vergleichen, denn noch lag er mit den Bayern im Streite. Schnell ist Konrad zu Mauterndorf für die Einigung mit den Steiermärkern, zum Ausgleich mit Bayern bereit. Ein gefährliches Bündniß bereitet sich wider Albrecht vor und der Seckauer soll die Beschlüsse des Grazer Tages dem Erzbischofe nach Friesach überbringen. Doch raffte ihn rasche Krankheit mitten auf dem Wege (16. Dezember) von hinnen. Konrad eilt nun nach Judenburg zur feierlichen Bestattung seines Suffragans und begiebt sich dann auf seine Hauptbesitzung im steierischen Mittellande, nach Leibnitz. Hier wird (Dezember 1291) das Bündniß der Ständeschaft mit dem Metropoliten vollzogen; dieser übernimmt die Werbung an Bayern. Dem Heunburger macht man glänzende Versprechungen. All' dies bekräftigt die Deutschlandsberger Vertragsurkunde vom 1. Jänner 1292. Rasch besetzt man landesfürstliche Burgen und Städtchen und sendet Berthold von Ellerbach mit dem Fehdebriefe an den Habsburger. Die Grazer Burg behauptete jedoch tapfer der herzogliche Befehlshaber Wulfing von Hanau.

Aber auch der Herzog war nicht müßig; seine Getreuen entbot er zur Hut der wichtigsten Plätze, den Landenberger Hermann nach Bruck an der Mur. Er selbst stand noch im Hintergrunde. Als aber Salzburger und Bayern in's Ennsthal einbrachen, Admont erstürmt und ausgeplündert wurde, Leoben fiel und Judenburg (seit 17. Februar) hart berannt wurde, der Landenberger einen Hülferuf um den andern ergehen ließ, säumte der Herzog nicht länger, auf den Schauplatz zu treten. Hunderte von Bauern mußten die Schneemassen des Semmeringer Paßweges beseitigen helfen und bald stand er im Steierlande zur unangenehmsten Ueberraschung der Gegner. Die Salzburger und Bayern wandten sich nun fluchtartig zurück, vergebens suchte Konrad den Herzog Otto festzuhalten. Bei Judenburg hatte der Landenberg die Bayern geschlagen, Stubenber-

gische Schlösser erobert und den Fritz Stubenberg in heißem Kampfe gefangen genommen. — Albrecht zieht nun gen Bruck, von da über den Murboden; er übt kluge Milde gegen den Stubenberger und die Steiermärker, aber der Salzburger soll es schwer entgelten. Er rückt vor Friesach; um Ostern wird die erzbischöfliche Stadt erobert und niedergebrannt. Sodann beruft er die Sendboten der Steiermärker nach St. Veit, in die Landeshauptstadt seines Schwiegervaters. Er bestätigt nun die Freiheitsbriefe des Landes (20. März), ja er enthebt sogar den verhaßten Landeshauptmann, seinen vertrauten Günstling, Heinrich von Admont, dieser Würde. Es waren dies Maßregeln von bester Wirkung, und den Schlüssel zu denselben bietet nicht bloß die richtige Beurtheilung der Sachlage, sondern auch Albrecht's damalige Aussicht auf Deutschlands Thron, wenngleich die Erzählung der Reimchronik von der kurfürstlichen Botschaft an den Herzog nach Friesach den Thatbestand nicht richtig wiedergiebt.

Die Hauptgefahr ist nun erledigt, bloß der Salzburger, unterstützt von Albrecht's Rivalen, König Adolph, der Heunburger und Hartnid von Wildon bleiben in Waffen gegen Albrecht. Dessen natürlicher Bundesgenosse hinwieder ist Mainhard von Tirol-Kärnten, der von ersterem Lande aus seinen jüngsten Sohn Ludwig nach Kärnten sendet, um den landesschädlichen Gewaltthaten des Heunburgers und seiner salzburgischen Verbündeten entgegenzutreten. Der Herzogssohn wird jedoch zu St. Veit überrumpelt und gefangen genommen. Nun glaubte Erzbischof Konrad, Herr der Sachlage in Kärnten zu werden; es lebt gewissermaßen die alte Fehde zwischen Salzburg und den Görzern wieder auf. Da sendet Mainhard den zweiten Sohn Otto mit neuen Truppen in's Land. Eine blutige langathmige Fehde scheint auf der Tagesordnung zu bleiben. Auch an kirchlichen Bannflüchen fehlt es nicht.

Da legt sich Albrecht's Gattin, Elisabeth, die Görzerin, in's Mittel, dieselbe, welche wiederholt gegen den Einfluß des Admonters ihr Wort erhoben zu haben scheint, und obschon die Welser Vorschläge (März 1293) Albrecht zurückwies, so ließ er sich doch im Mai die Linzer Taidingsbeschlüsse aufnöthigen. 1294 im März kamen sie auch zwischen Mainhard und dem Erzbischofe zur Geltung. Doch belegte er den Görzer bald wieder mit dem Banne im Auftrage des Papstes, als Beschützers der von Mainhard bedrängten Bischöfe von Brixen und Trient. In Kärnten hatte dieser die Unruhestifter gezüchtigt. Damals erfolgte der Sturz der mächtigen Karlsberger, an deren Platz dann die Aufensteiner treten.

Aber es war ein fauler Friede. Albrecht fand die Linzer Be-

bingungen drückend, er grollte dem von K. Adolph unterstützten Metropoliten, und als dieser mit seinem Ansuchen, der Herzog möge zum Besten des erzbischöflichen Salzbetriebes und Handels seine Salzsudstätte in der Gosau bei Hallstadt auflassen — begreiflicherweise — kein Gehör fand und K. Adolph hierin die Partei des Erzbischofes nahm, war ein neuer Bruch vor der Thür.

Es ist sehr bedauerlich, daß die farbenreiche Erzählung der Reimchronik vom Aufstande der Wiener, von der Erhebung des österreichischen Adels, chronologische Schwierigkeiten macht. Obschon nämlich der Reimchronist ausdrücklich das Jahr 1296 als den Zeitpunkt der Wiener Empörung angiebt, bezeichnet er andererseits dieses Ereigniß als Vorläufer des Adelsaufstandes und da letztere Thatsache in den Jahresschluß 1295 und Beginn 1296 fällt, mit der Salzburger Fehde zusammenhängt und die wichtige Handfeste Albrecht's für Wien vom Februar 1296 datirt erscheint, so müssen wir die Wiener Empörung dem Jahre 1295, wenn nicht einem früheren, zuweisen. Es ist hier der Raum nicht, an der Hand der Reimchronik des Breitern zu erzählen, wie die Wiener Patrizier, von den Verschwörungsgelüsten des Adels angesteckt, den Aufstand wagen, der Herzog auf den Kahlenberg zieht und von da aus Wien alle Zufuhr abschneidet, damit der Hunger die Rebellen kirre mache, wie die gemeine Bürgerschaft, der „Povel", bald müde des Wagnisses, die Reichen bestürmt, entweder der Noth abzuhelfen oder sich fügen zu lernen; wie dann die Sühnbotschaft zum Herzoge hinauf muß und eine schwere Demüthigung die Stadt trifft. Es ist das letzte Auflodern „reichsstädtischen" Selbstgefühles wider den Landesfürsten. — Der Adel sah dem mit verschränkten Armen zu und es sollte ihm selbst nicht besser ergehen. Daß wir es in der Reimchronik mit anekdotenhaften Dingen zu thun haben, ist unzweifelhaft; doch mag der Kern Richtiges bieten. Jene zeitgenössische Gedichtsammlung, welche unter dem Autornamen Seifrid Helbling's läuft, zeichnet klar genug die auf Hebung der landesfürstlichen Gewalt hinzielenden Neuerungen Albrecht's. Die ziemlich sicher gestellte Thatsache, daß die sogenannte leopoldinische Landrechtsatzung für Oesterreich, in ihrem Entwurfe sowohl als in der endgiltigen Aufzeichnung, den Jahren 1295—1298 angehört, trifft mit der Aufstandsgeschichte zusammen. Die Unzufriedenen, Konrad von Summerau und Leutold von Chuenring an der Spitze, zögerten noch mit dem entscheidenden Schritte. Da wurde der Herzog im November 1295 beim Mahle von heftigem Unwohlsein befallen, er besorgt Vergiftung; ein herbeigerufener Arzt gebraucht als Gegen-

mittel das Aufhängen des Herzogs kopfabwärts, damit sich das Gift aus dem Körper scheide. Die kräftige Leibesbeschaffenheit Albrecht's überstand die entsetzliche Cur, doch habe sie ihm ein Auge gekostet und das Antlitz für immer fahl gefärbt. Das Gerücht, der Herzog sei todt, bringt zu den Aufständischen; nun glauben sie losschlagen zu können, um so mehr, da Erzbischof Konrad auf diese Botschaft hin die herzoglichen Salzpfannen in der Gosau zerstören läßt.

Allerdings klärt sich wieder der Irrthum auf, doch man ist schon auf mehr als halbem Wege der Empörung und kann nicht gut zurück. Auch pocht man auf die Gönnerschaft König Adolph's und die Hülfezusagen des Wenzel's II. von Böhmen. Selbst mit den Güssingern wurden, wahrscheinlich durch den Chuenringer, Verbindungen angeknüpft. Aber trotzdem die Stockerauer (und Triebenseer) Ständeversammlung zahlreich besucht wurde, führte die Uneinigkeit im Plane zu keinerlei durchschlagendem Handeln. Ueberhaupt sehen wir nicht klar in der Sache. Vier vertraute Räthe Albrecht's sollen die Anstifter gewesen sein; man habe eine Herrenoligarchie geplant und Oesterreich in „vier Markgrafschaften" zerreißen wollen. Offenbar ist dies Alles nur Wiederhall verworrener Gerüchte. Man sendet, um den Schein der nothgedrungenen Selbsthülfe zu wahren, vorerst eine Botschaft an den Herzog: Leutold I. von Chuenringen (Linie Dürnstein), Hadmar von Stubenberg, Albrecht von Puechhaim und den Sumerauer mit Forderungen, die man absichtlich steigert, um den Bruch herbeizuführen. Der Herzog sucht Zeit zu gewinnen; er ist gewillt, Manches zu gewähren. Auch die „Schwaben" will er entlassen, nur die drei Wallseer möge man ihm gönnen und den Landenberger, die bereits mit österreichischem Adel versippt waren. Als man das nun trutzig verweigerte, (lieber alle Anderen als Diese — habe man erwidert), sei der Herzog losgefahren: Nun werde er auch nicht den letzten Küchenjungen entlassen, und man schied im offenen Zerwürfnisse.

Der Herzog war aber der Ueberlegenere, die Verschwörung nahm ein klägliches Ende. Nur der Sumerauer und Chuenring, der einen Ritt zum Böhmenkönige um Hülfe gemacht haben soll, blieben in Waffen. Ersterer wurde als Rädelsführer geächtet, seine Burgen traf das Loos der Zerstörung; der Chuenringer unterwarf sich, 25. Juni 1296, und mußte Schadenersatz leisten.

Die Salzburger Fehde entbrennt von Neuem, herzogliches Kriegsvolk belagert Radstadt, bis 20. Juli 1296, aber vergebens; doch büßen die Besitzungen des Kirchenfürsten für den Schaden in

der Gosau; namentlich werden die steiermärkischen, im Bunde mit dem Freisinger Bischofe, hart mitgenommen.

Erzbischof Konrad behilft sich wieder mit dem Bannfluche und der Gönnerschaft des deutschen Königs Adolph. Größere Zwecke beschäftigen Albrecht's Seele, so willigt er endlich in jene Unterhandlungen, welche den 24. September 1297 zu Wien einen dauernden Frieden zeitigen. Albrecht verzichtet auf die Mandlinger Ennsburg, die admontische Gütervogtei und den Gosauer Salzbetrieb; der Erzbischof auf einige Güter und Nutzungen. Abt Heinrich von Admont, seit 1292 nicht mehr der Hauptrathgeber des Herzogs, war kurz zuvor (1297, 25. Mai) dem Morde durch die Hand seines Verwandten, During Grießer, erlegen. Den Mörder traf eine furchtbare Strafe.

Wir stehen an der Ausgangsschwelle der herzoglichen Zeit Albrecht's. Längst regte sich Unzufriedenheit im Reiche wider König Adolph, der auch nach Selbständigkeit strebt. Der ihn zum Reichsoberhaupte vorschlug, der Mainzer Wahlfürst, läßt ihn fallen, er beginnt für Albrecht zu werben. Nicht vergeblich erwiesen sich auch die Anstrengungen Jutta's, der Gemahlin Wenzel's II., Albrecht's I. Schwester, beide Schwäger auszusöhnen. Seit 1296, Februar, sehen wir den Habsburger als Schwiegervater des Ungarnkönigs, Andreas III., eine Thatsache, die allerdings in den Augen der Curie, als Gönnerin der angiovinischen Ansprüche, den Habsburgerherzog nicht beliebt machen konnte, ihn aber in den Augen der weltlichen Machthaber erhöht. Die prunkvolle Krönungsfeier Wenzel's II. um Pfingsten 1297 zu Prag, wo sich Albrecht mit 10,000 Pferden als Gast einfand, war zugleich ein Fürstencongreß, welcher die Absetzung Adolph's und die Wahl Albrecht's berieth. In Eger sollte das Nähere berathen werden; man kam jedoch in Kaaden zusammen, ohne den Mainzer, dessen Hinreise K. Adolph hintertrieben haben soll. Albert, Graf von Zollern-Hohenberg, Oheim des Habsburgers, war dessen thätiger Agent. Viel Geld mußte aufgeboten werden. Aber die Sendung nach Rom scheiterte an Bonifaz VIII. entschiedener Weigerung, wie unsicher wir auch davon unterrichtet sind. Zu Wien versammelt sich (Februar 1298) ein stattlicher Fürstenkreis; die Könige Böhmens und Ungarns, der Brandenburger und Sachse, der Kärntner Herzog, die Bischöfe von Freising, Seckau, Constanz und Basel, zahlreiche Grafen, Freiherren und Ritter finden sich ein. Große Versprechungen Albrecht's an Wenzel II., betreffend Eger und Meissen, und große nordgauische Herrschaften (Floß, Parkstein, Weiden), sollen den unverläßlichen Schwager für die habs-

burgische Sache festhalten. Schon den 21. Februar schreibt der Böhmenkönig an den Mainzer, er habe die Vollmacht zur Königswahl Albrecht's. Nur der Bayernherzog Otto konnte bei allem Schwanken desselben für Albrecht nicht gewonnen werden. Seine Abneigung war ebenso groß als die Verbindlichkeit gegen Adolph.

Im März 1298 tritt Albrecht die Heerfahrt an. Ueber Linz und Wels rückt er die Donau entlang gegen Augsburg. Hier stoßen zu ihm die Hülfstruppen Heinrich's, seines Schwagers, des Herzogs von Kärnten-Tirol, der seinem Vater Mainhard II. in der Herrschaft gefolgt war. Doch bevor Albrecht Ulm einnehmen kann, kömmt ihm K. Adolph von Oppenheim aus zuvor. Er macht nun den Marsch an den Bodensee und Rhein und bricht von Waldshut in den Breisgau auf, wo ihm der Straßburger Bischof Verstärkungen zuführt. Sehr empfindlich trifft den Habsburger die Niederlage des Hohenbergers durch Otto's von Bayern Schaaren. Dieser Zwischenfall mochte den eigenthümlichen Friedensbrief des Mainzers an K. Adolph vom Mai 1298 veranlaßt haben. Aus dem Straßburger Gebiete wendet sich Albrecht in das heutige Rheinhessen, während K. Adolph das Aeußerste am obern Rheine versucht. Im Juli endlich treffen sich die Gegner bei Göllheim, auf der Straße von Worms nach Kaiserslautern, am Hasenbühel. Der zweite Juli bringt die blutige Entscheidung, einen Kampf, dessen Wechselfälle wir den Chroniken und der Dichtung Hirzelin's entnehmen. Albrecht soll dem Könige die erste Wunde beigebracht haben.

Bevor noch Adolph auf heißer Wahlstatt Schlacht und Leben verlor; Bayern, Pfälzer und Franken, unter Führung des Pfalzgrafen Rudolph und Otto's Herzog von Bayern stritten für ihn, hatte die Frankfurter Fürstenversammlung am Tage vor Johann dem Täufer, unter Führung des Mainzers, die Wahl Albrecht's zum Könige verkündigt. Doch kam es erst nach der Göllheimer Schlacht, den 27. Juli, zur eigentlichen feierlichen Königswahl, der die Aachner Krönung Albrecht's (24. August) folgte. Der Habsburger stand nun auf der Höhe des Lebens, auf dem Platze, den auszufüllen es ihm weder an Begabung, noch an Muth und Umsicht gebrach. Dieselben Fürsten, welche Adolph's Wahl betrieben, hatten sich nun für ihn erklärt. Er war aber auch der Mann, zu beweisen, daß er nicht König von ihrer Gnaden sein wolle.

Das Königthum Albrecht's (1298—1308) erfüllt zunächst der Kampf um die Anerkennung des römischen Stuhles und sodann der Streit mit den geistlichen Kurfürsten, deren unmäßige Forderungen zu befriedigen der Habsburger durchaus nicht Willens war. Boni-

faz VIII. verweigert Albrecht's Anerkennung, er bezeichnet im Curialstyle den Habsburger als Mörder Adolph's, des rechtmäßigen Königs. Darauf bauen die geistlichen Rheinfürsten ihren Plan; sie möchten die kaum begründete Herrschaft des Habsburgers wieder aus den Angeln heben. Aber Albrecht bemeistert die Schwierigkeiten. Seine Annäherung an Philipp den Schönen, des Papstes furchtbaren Gegner, mit dessen Schwester Bianka Albrecht's Erstgeborner, Rudolph, sich vermählte, ist ein wirksamer Schachzug und Schreckschuß der Curie gegenüber. Dazu tritt der Tod des letzten Arpáden, Andreas III., seines Schwiegersohnes (1301); Alles muß dem Papste daran liegen, die Gesinnung Albrecht's für den Angiovinen Karl Robert, den Neffen des Habsburgers, zu gewinnen und von dem přemyslidischen Candidaten abzuziehen; desgleichen die Beziehungen zum Capetinger Philipp zu kreuzen. So kommt es 1302 zum Ausgleiche Albrecht's mit der Curie; dies vollendet die Niederlage der geistlichen Potentaten, wider welche der König in kluger Weise das Bündniß mit den Reichsstädten errichtet hatte.

Immer weiter reicht der Blick, die Erwerbungspolitik des Habsburgers: nach Holland, wo ihm jedoch kein Erfolg bescheert war, in's Thüringische. Vor Allem aber beschäftigt ihn Böhmen. Schon um 1303 merkt man die alte Entfremdung beider Schwäger neu zu Tage treten. Um 1304 vollzieht sich der Bruch. Albrecht's Forderungen an Wenzel II.: Rückgabe aller Reichspfandschaften, Theilung der Einkünfte der reichen Kuttemberger Silbergruben — beschleunigen den Bruch. Als Verbündeter Karl Robert's überzieht Albrecht den Böhmenkönig mit Krieg. Ueber Freistadt dringen die Schaaren gen Budweis und weiter vor Kuttemberg. Am Widerstande der volkreichen, waffenkundigen Bergstadt scheitern aber alle Anstrengungen und die Ungunst des Herbstwetters zwingt endlich zum Rückzuge. Wenzel II. rüstet das Jahr darauf zu einem rächenden Einfall in's Oesterreicher Land, aber der Tod rafft ihn vorzeitig von hinnen (1305). Sein Thronfolger, Wenzel III., der Exkönig Ungarns, kommt allen Forderungen Albrecht's entgegen, um die Hände für die polnische Angelegenheit frei zu haben. Aber bald rafft ihn, den letzten Přemysliden, der Mord aus dem Leben (1306) und nun beginnt die Werbung des Hauses Habsburg um Böhmens Krone. Eine starke Partei läßt sich für Albrecht's Erstgebornen, Rudolph III., gewinnen; die Partei des Kärntner Heinrich, Albrecht's Schwagers, verliert das Spiel. Rudolph wird Wahlkönig und der Znaimer Vertrag, welchen er mit den fünf Brüdern eingeht, zeigt, daß Albrecht

gewillt sei, das Böhmenreich seinem Hause dauernd zu erhalten. Aber noch vor Jahresfrist rafft der Tod den Wahlkönig von hinnen. Alles bietet der Habsburger auf, um nun den Zweitgebornen, Friedrich den Schönen, auf Böhmens Thron zu setzen. Diesmal aber ist die Kärntner Partei Herrin der Sachlage; der Führer des habsburgischen Anhanges findet den Tod unter den Dolchen der erbitterten Widersacher am entscheidenden Wahltage. Böhmens Besitz bleibt verloren.

Doch schon naht dem Habsburger selbst das Verhängniß. Wohl war sein Haus bestellt; die österreichischen Lande durch das Hausgesetz der Untheilbarkeit und des Seniorates zu einem festen Lehensbesitze gefügt, dessen Verwaltung von 1299—1307 Rudolph III., von 1307 ab Friedrich der Schöne führt; weithin reichen verwandtschaftliche Beziehungen und Dienstverhältnisse des Hauses. An eine starke Hausmacht soll sich der dauernde Besitz der deutschen Krone knüpfen. Da erfüllt sich auf dem Boden der Schweiz, Angesichts der Habsburg, das Verhängniß Albrecht's und die Hand, die ihn zunächst tödtlich traf, war die seines eigenen Neffen.

Die geläufige Beurtheilung Albrecht's I., des finstern, einäugigen Tyrannen, entsprang lange genug zwei trüben Quellen, der Schweizer Freiheitssage und dem Verhältniß Albrecht's zu seinem Brudersohne Johann. Dem nächsten Buche sei der Ueberblick des ältesten Verhältnisses zwischen den ersten Thalgemeinden der Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg vorbehalten; hier möge nur so viel Platz finden, daß die Grundlagen der nachmaligen Eidgenossenschaft vom Jahre 1315 weit vor die Zeiten Albrecht's I. fallen und die spätere Ueberlieferung von den Gewaltthaten der Schweizer Vögte Albrecht's zeitlich Auseinanderliegendes in eine Erzählung zusammendrängt, allwo Dichtung und Wahrheit durcheinander schwanken. Zweierlei allerdings steht fest. Die Wahl Adolph's von Nassau mußte den Anstoß zu einer selbstbewußtern Haltung der Thalgemeinden im Bereiche habsburgischer Besitz- und Vogteirechte geben und andererseits die Thronbesteigung des zweiten Habsburgers einen empfindlichen Rückschlag erzeugen, dem zu Folge jene Thalgemeinden in eine unerquickliche Doppelstellung als Unterthanen des deutschen Königs und Nachbarn beziehungsweise Schutzpflichtige der Habsburger als Grundbesitzer zu der gleichen Persönlichkeit traten. Diese Doppelstellung mußte den Keim eines Bruches legen, der nach Albrecht's Ermordung und der Wahl des Luxemburgers Heinrich zu Tage trat und sich bereits in Albrecht's Tagen in örtlichen Unruhen

anzumelden begann. Die Schweizer „Tyrannei" Albrecht's steht mit der Tellsage auf Einer Linie sagenhafter Bedeutung.

Anders scheint es sich mit Albrecht's Benehmen zu seinem Neffen Johann zu verhalten; wir haben es da im Großen und Ganzen mit sicher gestellten Thatsachen zu thun, aber die Beurtheilung dieser Thatsachen rief widersprechende Urtheile in's Leben, die nach der einen Seite auf die Verdammung Albrecht's, nach der andern auf seine Ehrenrettung hinauslaufen. Versuchen wir möglichst unbefangen den Thatbestand zu überschauen. Johann's Vater, Herzog Rudolph II., den die Rheinfelder Hausordnung vom Jahre 1283 des gemeinsamen Lehensbesitzes der neu erworbenen habsburgischen Donauländer zum Vortheile seines ältern Bruders Albrecht I. entkleidet hatte, sollte durch Geld, habsburgische Stammgüter und, wenn es gelänge, durch ein „anderes Reich" (wahrscheinlich Burgund) entschädigt werden. Letztere Aussicht verwirklichte sich nicht, ebenso wenig als der Plan, ihn auf den deutschen Thron zu setzen. Rudolph's II. Hauptgüter lagen in Schwaben, er war „Herzog" in Schwaben, nicht von Schwaben, da dieser Titel eine wesentlich andere Vorbedingung haben müßte. Im März 1289 hatte er Otakar's zweite Tochter, Agnes, zu Eger geehlicht; K. Rudolph I. verschrieb der Schwiegertochter als Morgengabe die Grafschaft Kyburg. 1290 wurde dem Ehepaare ein Sohn geboren; doch gleichzeitig beinahe starb der Vater zu Prag (8. Mai 1290), im Alter von 30 Jahren, ohne daß sichergestellt ist, ob Johann vor oder nach diesem Todesfalle zur Welt kam. Seit 1292 erscheint Albrecht als Vormund des Neffen, ein Verhältniß, das wahrscheinlich Zerwürfnisse mit der Schwägerin voraussetzt oder zur Folge hatte; Abneigungen, die sich auch dem Neffen als Sohne der gekränkten Přemyslidin früh einimpfen mochten. K. Wenzel II. berief die verwittwete Schwester 1296 von Brugg an der Aar sammt dem Sohne nach Prag. Es war dies noch vor der Aussöhnung Albrecht's mit dem Přemysliden und vor der Vermählung seiner eigenen Tochter, der Habsburgerin Agnes, mit dem letzten Přemysliden der Fall, denn Wenzel II. soll damals den Plan gehabt haben, die gleichnamige Mutter Johann's mit K. Andreas III. zu verheirathen. Doch starb sie zu Prag jähen Todes (17. Mai 1296). Der Aufenthalt des ganz verwaisten Knaben Johann am üppigen Hofe des königlichen Oheims war nicht günstig für seine moralische Entwicklung und noch ungünstiger für sein Verhältniß zum Vaterbruder und Vormunde Albrecht. Nach kurzer Aussöhnung, schon im ersten Jahre des deutschen Königthums Albrecht's (1298) begann wieder das Zerwürfniß beider königlichen Schwäger.

Wenzel verließ damals in Gesellschaft Johann's den Nürnberger Hoftag, voll Erbitterung gegen den Habsburger, der ihn zur persönlichen Ausübung des Reichsmundschenkenamtes verhielt und mit Meißen nicht belehnen wollte. 1301 schürte der Premyslide insgeheim die Empörung der geistlichen Kurfüsten gegen Albrecht I. und seit 1304 war der Bruch vollkommen. Damals bestand auch Albrecht I. auf der Auslieferung seines Mündels Johann; sie erfolgte, indem dieser von dem Baseler Bischofe Peter Aichspalter, Wenzel's II. Rathgeber und versteckten Gegner Albrecht's I., nach Wien geleitet wurde. Der vierzehnjährige Jüngling, in Gefühlen der Abneigung gegen Albrecht aufgewachsen, von der Anschauung geleitet, daß sein Vater der Verkürzte war und er selbst, gegenüber Albrecht's I. Söhnen, der zurückgesetzte Neffe seines königlichen Oheims und „Gerhaben", der wie ein altes Wortspiel besagt „das gern haben möchte, was dem Mündel gehöre", verzehrt sich in finsterm Unmuthe und unbefriedigtem Ehrgeiz. Auch das eintönige sparsame Leben am Hofe Albrecht's, eines fürsorglichen aber strengen Hausvaters, der sehr scharf auf Zucht hielt, war dem Neffen des prunkvollen, zu Ausschweifungen geneigten Böhmenkönigs unbehaglich und ihn beherrschte die bittere Vorstellung, daß ihn der Oheim und Vormund absichtlich verkürzen, um sein väterliches Erbe bringen wolle. Es fehlte nicht an geschäftigen Leuten der Umgebung, die es ihm immer mehr einredeten, ihn geflissentlich als Herzog „ohne Land" (ânlant) hänselten, wie er auch in einer Salzburger Chronik bezeichnet erscheint.

Es ist möglich, daß Herzog Johann durch die Bewerbung seines Vetters Rudolph's III. um den böhmischen Thron nach dem Tode des letzten Premysliden, Wenzel's III., eine neue Kränkung zu erfahren glaubte, da er, als Sohn der Muhme Wenzel's III., allerdings der nächste Agnat des Erblassers war; aber um so sicherer ist es, daß die böhmischen Stände weder damals, noch nach dem Tode Rudolph's (III.) auf Johann's Erbrecht Rücksicht nahmen und überhaupt keine zeitgenössische Stimme darauf achtet.

Wir wissen nur so viel, daß um diese Zeit Johann, wie es heißt, auf Anstiften der Gegner Albrecht's I., H. Otto's von Bayern, des Landgrafen Eberhard von Wirtemberg und vor allen Peter's Aichspalter, dazumal bereits Erzbischofs von Mainz (seit 1306), den königlichen Vormund aufforderte ihm einen gleichen Theil an dem Erbe der Söhne Albrecht's, d. i. an der Verwaltung Oesterreichs und Steiermarks auszuweisen und Land am linken Donauufer als Mahlschatz seiner Mutter (seit 1276) zuzuwenden. Die bezügliche Quelle, Otakar's Reimchronik, ist allerdings nicht

unbefangen, aber etwas muß an der Sache sein, da sie mit späteren allseits beglaubigten Thatsachen zusammenhängt und die genannten Persönlichkeiten gerne in einer Richtung schürten, welche Albrecht I. unangenehm sein mußte. Der Bayernherzog war entschiedener Widersacher des Habsburgers; das Gleiche gilt vom Wirtemberger, der sich seit 1298—1299 als Bürge der Ausbezahlung der zu Gunsten Johann's stipulirten Geldsumme als väterlicher Erbschaft geberdete und im Feldzuge Albrecht's gegen Böhmen, 1304, Dienste als Söldner Bayerns wider den Habsburger leistete.

Am ungünstigsten gestaltet sich das Urtheil über die Haltung Peter's Aichspalter, den der Reimchronist voll Bitterkeit den „ungetreuen Wolf" nennt. Dieser einstige Leibarzt Rudolph's I. (1286), dann Bischof von Basel (1296), und durch P. Clemens V. mit Beseitigung des ältern Bewerbers, Balduins von Trier, Mainzer Erzbischof geworden (1306), ließ sich schon als Bischof von Basel zu allerhand Ränken gegen Albrecht I. brauchen. 1303 unterhandelte er ein Bündniß seines Gönners, des Böhmenkönigs Wenzel II., mit Philipp IV. von Frankreich gegen Albrecht. Aufgegriffen sammt seinen ganzen Briefschaften, fand er Gnade bei Albrecht und dieser ließ es ihm so wenig entgelten, daß er sogar Peter's Ernennung zum Mainzer Metropoliten nicht störte, sondern ihn gegen die einfache Zusage lehensmäßigen Gehorsams bestätigte. Der Mainzer Erzbischof und Reichskanzler blieb jedoch ein versteckter, lauernder Widersacher Albrecht's.

Es waren also keine unbefangenen Rathgeber, welche den jungen Herzog zu jener angeblichen Forderung drängten, und wenn ihr Albrecht nicht nachkam, so war er in seinem Rechte, denn auf das Geforderte hatte Johann kein greifbares Recht.

Anders aber stellt sich die Frage, ob Albrecht I. seinem Mündel das väterliche Erbe entziehen wollte, und ob sein Hinhalten des immer ungestümer drängenden Jünglings in Bezug der Auslieferung des Erbes berechtigt war. Es ist schwer, in der Seele des verschlossenen Königes zu lesen, seine Ermordung im Jahre 1308 entzieht uns den entscheidenden Beweis, ob jenes Hinhalten ein ehrlich gemeintes oder auf den Nachtheil Johann's berechnetes war, denn einen solchen Beweis konnte nur die Folgezeit führen. Da jedoch auch die gegnerischen Quellen, welche Albrecht's Herrsch- und Habsucht rügen, ihm keinerlei Unredlichkeit vorwerfen können, da ferner Albrecht als Vormund das Besitzrecht seines Neffen auf das väterliche Erbe urkundlich anerkannte und keineswegs verschweigt, Johann zur Zeit seiner ungestümen Forderungen noch nicht das eigentliche

Alter der Volljährigkeit erlangt hatte, entschieden jünger war als die von ihm beneideten drei erstgeborenen Söhne Albrecht's I., und keinerlei Anhaltspunkt vorliegt, daß Albrecht seinen Neffen mit Argwohn und Härte behandelte, unverdächtige Zeugnisse vielmehr das Gegentheil andeuten, und die näheren Umstände der Ermordung Albrecht's auf ahnungsloses Vertrauen dem Neffen gegenüber schließen lassen, — so erscheint die Weigerung Albrecht's als Ausfluß der Ueberzeugung, Johann sei noch nicht reif, sein eigener Herr zu sein und andererseits die entsetzliche That Johann's nicht als Folge des kränkenden Eigennutzes Albrecht's, sondern als gemeiner Racheakt unberechtigten Hasses und zum Theil als gewaltsames Mittel geheimer Ränkeschmiede, sich des Habsburgers zu entledigen.

Die deutliche Furcht des Mainzer Erzbischofs vor den Bluträchern Albrecht's wirft ein grelles Streiflicht auf sein Schuldbewußtsein als Mitverschwörer in zweiter Linie. Ja, er wurde von Straffälligen nachmals ausdrücklich als Hauptheter Herzog Johann's bezeichnet.

Unmittelbar vor den Rüstungen Albrecht's zum Feldzuge wider seinen Schwager, den Görzer Heinrich, den neugewählten König Böhmens, im Winter von 1307 auf 1308, drang nochmals Herzog Johann in den Oheim, ihm das väterliche Erbe auszuliefern, und als er wieder abschlägig beschieden und vertröstet wurde, machte sich der rachsüchtige Jüngling mit dem furchtbaren Gedanken vertraut, den ihm hochgestellte Ohrenbläser und seine ritterlichen Genossen, die schwäbischen Grafen Walther von Eschenbach, Rudolph von Wart und Rudolph von Balm immer näher legten. Schon Mitte April sollte die ruchlose That begangen werden, aber die vorzeitige Reue eines Mitverschwornen soll dem Könige Alles entdeckt haben. Albrecht sei inständigst vor seinem Neffen gewarnt worden. Daß Albrecht trotzdem sich gleich blieb und Johann Nichts entgelten ließ, beweist nur zu seinen Gunsten, daß er selbst, eine sittlich gesunde, arglose Natur, eine solche That für unmöglich hielt. Doch möchten wir für die Thatsächlichkeit dieses Zwischenfalles nicht die ganze Bürgschaft übernehmen.

Aber im Bereiche der Unmöglichkeit liegt er keineswegs. War doch König Albrecht, wie eine zeitgenössische Chronik sagt, ein furchtloser Herr, der allein und unbewaffnet durch die Lande ritt.

Noch einmal, am verhängnißvollen ersten Mai des Jahres 1308, auf der Habsburg, wohin Albrecht hohe Gesellschaft zu Gaste geladen, läßt Johann durch den Mainzer Erzbischof und den

Bischof von Konstanz bei dem Könige auf Erfüllung seiner Wünsche dringen. Albrecht habe nun erklärt, nach dem böhmischen Feldzuge werde er den Wünschen des Neffen in reichstem Maße gerecht werden. Bei der herben, schneidigen Art des Königs mögen die Abfertigungen des jungen Herzogs verletzend gewesen sein, denn für das, was von den habsburgisch gesinnten Quellen über die väterliche Freundlichkeit Albrecht's gegen seinen Neffen bis zum letzten Augenblicke vorgebracht wird, möchten wir nicht unbedingt eintreten. Albrecht's Natur war der leutselige Zug seines Vaters fremd, er hatte nicht die Art, sich beliebt zu machen, und das rücksichtslos Schroffe machte ihm Feinde, ließ ihn als Willkürmenschen erscheinen, war der Schatten seines kräftigen Reichsregimentes. Nur die seinem Herzen nahe standen, die Familie und seine persönlichen Freunde wußten, daß hinter dieser rauhen Schale ein edlerer Empfindungen fähiges Gemüth sich berge.

So mögen wir auch gerne glauben, daß Johann in dem Maikranze, welchen der Oheim nach altem alemannischen Brauche ihm, wie den Andern auf's Haupt setzen wollte, eine hämische Abfertigung seiner Lieblingswünsche gewahrte. Sein Entschluß, den vermeintlichen „Räuber seines väterlichen Erbes" zu tödten, war gefaßt und die früher bezeichneten Genossen fanden sich zur That bereit.

Die Geschichte der Ermordung Albrecht's auf dem Ritte von der Habsburg gegen Rheinfelden, woher die Gattin des Königs des Weges kam, beweist — mit welchen Abweichungen sie auch erzählt wird —, daß Albrecht bester Laune und ahnungslos, selbst, nachdem Johann und seine Gesellen mit der Stromfähre abstießen und ihn absichtlich vom Gefolge trennten, in ihrer Gesellschaft weiter zog, bis ihm der Balm mit einem Hiebe die Stirne spaltete und Johann ihm durch den Rücken das Eisen stieß.

So endete der zweite Begründer der Machtstellung der Habsburger, der kräftige starkherzige Albrecht, dessen Leibspruch: „Tapfer soll der Kriegsmann, der Pfaffe gelehrt, das Weib züchtig sein und nichts Anderes" bündig genug klingt. Ohne idealen Schwung, aber praktisch tüchtig, rücksichtslos entschieden, aber ohne Falsch, erlag er dem Morde noch in der Fülle der Kraft und Entwürfe, die in erster Linie seinem Hause nützen sollten. Was nun folgt, die Todtenklage seines Hauses und seiner Getreuen, die maßlose Rache der Habsburger an Allen, die mit den Mördern in Verbindung standen, mag hier nur angedeutet werden. Schwer wog sein Verlust in den Jahrbüchern seines Geschlechtes. Es bedurfte mehr als anderthalb Jahrhunderte, bevor die Krone des Reiches wieder dauernd an die Habsburger gedieh und in der Zwischenzeit erhob sich an ihrer

Seite ein zweites, niederrheinisches Geschlecht, bestimmt zu noch größerer Machtstellung.

Hiemit schließt die Aufgabe des ersten Abschnittes dieses Buches. Kürzeren Umfanges erscheinen die beiden anderen, welche das Přemysliden- und Arpádenreich, die böhmische und ungarische Ländergruppe zum Gegenstande haben. Anders geartet ist ihre Bestimmung. Sie haben nur den Entwicklungsgang des beiderseitigen Reichslebens im Umrisse zu zeichnen, gewissermaßen seine Marksteine anzugeben und der Wechselbeziehungen zu gedenken, welche sie aneinander und an die Donaualpenländergruppe knüpfen.

II. Das Přemyslidenreich.

1. Die Anfänge Böhmens. 2. Das Přemyslidenhaus und seine früheste Stellung zum deutschen Reiche.

Literatur: (vergl. Lit. VI. Buch, II. Abth. und VII. Buch, Einl.) Geles. Dobner, Wenc. Hayek a Liboczan Ann. Bohemorum etc. plurimis animadversionibus hist. chron. criticis. . . aucti (6 Bde. 4°) 1761 — 1782 (bis 1198). Krit. Abh. von den Grenzen Altmährens . . . im 9. Jahrh. (1784). 2. A. (1793). Ueber Methud's Lehre, in den Abh. der böhm. Ges. d. Wiss. (1785). 1. Th. Schmidt histor. Untersf., ob das Christenthum in Böhmen von Methud nach den Grundsätzen der griech. oder latein. Kirche eingef. wurde. 1789, 1792. (Leipzig). Dobrowsky, Krit. Versuche die ältere böhm. Gesch. von späteren Erdichtungen zu reinigen: 1803 Bořiwoj's Taufe; 1807 Ludmilla und Drahomira; 1819 Wenzel und Boleslaw; 1823 Cyrill und Methud und 1826 Mähr. Legende von Cyrill und Methud. (s. Abh. der böhm. Ges. der Wiss.) (vergl. die Monogr. von Ginzel und Bily (1863). Palacky, Gesch. Böhmens (1848), I. Bd. — Safařik, slav. Alterth. — Dümmler, de Bohemiae conditione Karolis imperantibus (1858) und Gesch. des ostfränk. R. — Büdinger, zur Kritik altböhm. Gesch. (1857) (österr. Gymn.-Ztschr.) und Oesterr. Gesch. I. (S. 300 f.) — Dagegen: Maloch, Max Büdinger's Geschichte bezüglich Böhmens 1859. Dudik, Gesch. Mährens, I. II. u. s. w. Gesch. des Benedikter Stiftes Raygern, I. — Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, 1—3. Schlesinger's Abh. z. Gesch. der Deutschen Böhmens im Zeitalter der Přemysliden, in den Mitth. des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen und Gesch. Böhmens (1869). Die Literatur des Streites über die Echtheit der Königinhofer Handschrift und des Gerichtes Libussas: Palacky, Safařik, Jireček . . . . Feifalik, Büdinger . . . Die archäolog. Arbeiten von Wocel, Gesch. Prags von Tomek u. s. w.

1. Es wäre irrig, wollte man aus der naiven Idylle des Patriarchischen der böhmischen Chronographie, des ehrwürdigen Cosmas,

den Schluß ziehen, ihm sei die Einwanderung des Czechenvolkes unbekannt gewesen. Allerdings gelten ihm die Stammgenossen des pater Bohemus (Czech) als Urbevölkerung Böhmens, aber eben nur in dem Sinne, daß er nichts von Bojern und markomannischen Sueven weiß und sein Volk als die ersten Bewohner des gottbegnadeten Landes ansieht. Die Einwanderungssage ist uralt und findet in Dalimils Reimchronik ihren volksthümlichen Ausdruck, in Hajek's Geschichtsfabel die gefälschte Pragmatisirung. In dem Histörchen von den Brüdern Czech und Lech, den Stammheroen der Czechen und Lechen, oder Polen, steckt die dunkle Erinnerung des vorzeitigen Zusammenhanges beider nordslawischen Stämme, und die böhmische Sage vom ersten Fürsten Krok und seiner weisen Tochter Libussa findet ihr auffälliges Seitenstück in der polnischen, oder eigentlich weißchorwatischen, vom Herrscher Krako und der opfermuthigen Wanda. Es dürfte nicht ganz unbegründet sein diese Verwandtschaft auch in dem Zusammentreffen der traditionellen Begründer der ersten Dynastien Böhmens und eigentlichen Polens: Přemysl und Piast, der „Bauern"-Fürsten, als unter Zeichen und Wundern „gewählten" Herrscher, zu finden. Auch der sagenhafte Chorwatenherzog Leszek I., Přemyslaw, erlaubt eine solche Parallele mit dem czechischen Přemyslaw. Es scheint, als ob in Böhmen, gleichwie in Polen, die Sage zwei verschiedene Stammesüberlieferungen und Dynastien in eins verschmolzen hätte.

Ueber die wahrscheinliche Epoche der Einwanderung des Czechenvolkes und dessen ursprüngliche Mehrstämmigkeit, über die älteste territoriale Entwicklung Böhmens wurde bereits anderorten gehandelt (IV. und VI. Buch, 2. A.). Hier sei nur noch bemerkt, daß die unleugbar scharfsinnige Hypothese, die Czechen seien eingewandert, als noch die Korkontier und Rakater der ptolemäischen Völkertafel unter dem Riesengebirge und am nördlichen Donauufer hausten, woher dann die Bezeichnung Krkonoš für jenes Gebirge und Rakoue für Oesterreichs dem Czechenvolke eigen blieb, durchaus nicht unbestreitbar sei. In Hinsicht des Ersteren haben wir bereits eine näherliegende Erklärung geboten und ebenso dürfte sich Rakouse viel eher von dem Namen des uralten und wichtigen Grenzortes Böhmen-Mährens und Oesterreichs: Raabs, in der ältern Form Rakiz, Rakouz herleiten lassen. Es war die älteste und wichtigste Grenzwehre, wohin ein alter Heerweg führte, und wie leicht der Name eines hervorragenden Grenzortes auf das Nachbarland selbst übertragen werden konnte, lehren anderweitige Analogien.

Bescheiden und ehrlich bezeichnet der Chronist Cosmas den Zeit-

raum der mittelalterlichen Geschichte Böhmens bis 894, bis zum Tode Bořiwoj I., des letzten heidnischen und ersten christlichen Přemyslidenherzogs als „mythisches Zeitalter“. Seine farbenreiche Erzählung athmet auch ganz das Wesen einer Geschichtsperiode, in welcher Thatsache und Sage schier unlöslich durcheinander schwanken. Die Bedeutung des Weibes spiegelt sich in der Sage von den drei Töchtern Kroks: Libussa, Kazi, Teta, gleichwie in der Amazonenwirthschaft Wlasta's und ihrer kriegerischen Jungfrauen, die endlich den Männern erliegen. Die Herzogsreihe der Přemysliden bis auf Bořiwoj ist sagenhaft, schon die Bedeutung der Namen: „Přemysl“, der Vordenkende, „Nezamysl“, der Nicht-Unbedachte, „Křesomysl“, der Hartsinnige, „Wojen“, der Kriegerische“, „Neklan“, der Unbeugsame, „Hostiwit“, der Gastfreie, haben diesen Beigeschmack, ohne daß wir diese Persönlichkeiten in das Bereich der Fabel verweisen dürfen und wollen. Ihr Name kehrt nicht wieder in der historischen Geschichte Böhmens, während der Name „Bořiwoj“, (Heerzertrümmerer) auch später auftaucht.

Gering ist die Ausbeute an rein geschichtlichen Thatsachen. Aus den mächtigsten Zupenherzogen oder Stammfürsten des Landes, den Přemysliden, mit dem Wyssegrad als Hauptsitz, werden allgemach die Oberherren der anderen, der „Lechen“ (lechones, reguli der ostfränkischen Quellen). In den Tagen Karl's des Großen, um 796 scheint eine Tributpflicht Böhmens an Deutschland eingetreten zu sein. Cosmas erzählt zum Jahre 1040, König Pippin (Karl's des Großen Sohn) habe den Böhmen einen Jahreszins von 120 Rindern und 500 Mark Silber auferlegt. In Ludwig's des Frommen Tagen werden vierzehn „Lechen“ zu Regensburg getauft. Dieses Hochstift zieht Böhmen in sein Bereich. Doch müssen wir uns die Christianisirung Böhmens seitens der bayrisch-deutschen Kirche ebenso wenig als die Tributpflicht und Abhängigkeit vom ostfränkischen Reiche bedeutend und thatsächlich denken. Eher suchte man durch Markenschöpfungen den gefährlichen Nachbar im Zaume zu halten.

Die Entwicklung des großmährischen Reiches mußte den jungen unfertigen Přemyslidenstaat ganz in Schatten stellen und endlich dessen Anschluß erzwingen. Dies war das Ergebniß der Politik Svatopluk's, mag man nun auf den Omuntesberger Vertrag desselben mit K. Arnulph Gewicht legen oder nicht. Auch die traditionelle Taufe Bořiwoj's durch Method und Svatopluk's Pathenschaft steht damit in Verbindung. Das Czechenvolk tritt mit der slavischen Kirche in Beziehungen.

Aber bald sind die Přemysliden der Bevormundung durch Groß-

mähren überdrüßig und der Tod Svatopluk's (894) leistet dem Gelüste nach völliger Lostrennung Vorschub. Die Söhne Bořiwoj's, Spitignew und Wratislaw, schließen sich darum enger an Ostfranken, sie klagen über die Willkür der Großmährer. 905 bricht das Reich Svatopluk's zusammen, die Magyaren bemächtigen sich des größern Südtheiles, während der kleinere Nordtheil an der March, jedenfalls der alte Kern Großmährens, den Přemysliden zufällt. Die mährischen und westungarischen Slowaken sind im gewissen Sinne die Nachkommen Altmährens, die nordwestlichen Mährer czechoslavische Ansiedler der Přemyslidenzeit, in denen die Reste ältern Volksthums aufgingen. Die bei Cosmas gebrauchte Bezeichnungsweise „Reich" Mähren wird gewissermaßen der Vergangenheit gerecht.

2. In der ersten Zeit des deutschen Wahlreiches tritt das přemyslidische Böhmen in neue staatsrechtliche Beziehungen von entscheidender Bedeutung. 929 zwingt der erste Sachsenkönig Heinrich I. den frommen Böhmenherzog Wenzel I., den Sohn Wratislaw's und Dragomira's, Enkel Bořiwoj's und der heiligen Ludmilla, zur Anerkennung deutscher Reichshoheit. Längst hatte sich Böhmen wieder von der slavischen Kirche der deutschen zugewendet, und Wenzel I. vertritt insbesondere diese Richtung. Eine national-heidnische Reaction bereitet sich vor, den ehrgeizigen thatkräftigen Bruder Wenzel's, Boleslaw I., an der Spitze. Wenzel's I. Ermordung (935, 28. September) bahnt ihm den Weg zum Throne und an die Ermordung Ludmilla's, an die Flucht Dragomira's zu ihrem Stoderanerstamme, glauben die Freunde des Heidenthums eine Umkehr Böhmens zum Brauche und Glauben der Väter knüpfen zu können. Die spätere Entstellung der Thatsachen machte aus Dragomira die Gönnerin des Heidenthums und Christenfeindin. Aber die Reactionspartei verrechnet sich. Boleslaw I. schützt das Christenthum als eine Grundlage der Fürstengewalt, er festigt sie durch Strenge und bequemt sich auch endlich, das Abhängigkeitsverhältniß Deutschland gegenüber anzuerkennen.

Er hinterläßt (967) seinem Sohne Boleslaw II. dem Frommen († 999), dem „Lamme, vom Wolfe geboren", wie Cosmas nicht ganz zutreffend sagt, ein Reich, im Aufschwung begriffen. Der neue Herrscher ist eine ebenso thatkräftige als rücksichtslose Natur. Die Thronwirren Deutschlands, 975—77 und 984, sucht er durch ein Bündniß mit der bayerischen Aufstandspartei auszubeuten und das Land der Milcener, Meißen, festzuhalten. Aber dennoch suchte er 977 und 985 den Ausgleich mit den beiden letzten Ottonen und in den beiden letzten Jahren, von Deutschland und Polen be-

kämpft, muß er endlich Meißens Besitz aufgeben und das linke Oderufer den Lechen überlassen. Aber Weißchorwatien, bis über den San, blieb in seinen Händen, auch an die ungarische Slowakei darf man, als im Umfange seines Reiches gelegen, denken und die Gründung des Prager Bisthums (972), hiemit die Loslösung Böhmens vom Regensburger Sprengel, war eine Errungenschaft von großer Tragweite. Bezeichnend ist die Schlußstelle im bezüglichen Sendschreiben P. Johann's XIII. von 971 an den Herzog; er warnt ihn vor dem „Ritus oder der Secte des Bulgarenvolkes und der Kirchensprache Rußlands oder Slavoniens.“ So entschieden hatte das Papstthum mit der Slavenkirche gebrochen, die es hundert Jahre vorher begründet hatte, denn sie war die „schismatische“ geworden.

Die Geschichte des heiligen Adalbert, des ersten Prager Bischofs (983, † 997), oder, wie er von Hause hieß, Wojtěch, aus dem mächtigsten Fürstenhause Böhmens, Slawnik, („die Berühmten“) des Mönches von Beruf und Kirchenfürsten durch Zwang der Verhältnisse, — seiner zweimaligen Flucht aus Böhmen und die Ausrottung der Slawnik durch Boleslaw II. (995), auf Anstiften ihrer mächtigen Nebenbuhler, der Wršowce („die Hochgipfligen“), sind Episoden der Geschichte Böhmens, welche auf dessen innere Zustände ein grelles Licht werfen.

Boleslaw's II. Tod und die Thronfolge des gleichnamigen Sohnes, des „Grausamen“ oder „Rothhaarigen“, des „Basilisken“, wie ihn der zeitgenössische Chronist, Thietmar von Merseburg, nennt, eröffnet chaotische Zustände, den Niedergang Böhmens und die Zeiten der Fremdherrschaft.

Přemysliden und Piasten waren seit Boleslaw I. und Mieczislaw I., dem Begründer des Polenstaates, verschwägert. Die Tochter des Böhmenherzogs, Dubrowka, hatte den Lechenfürsten geehlicht; ihr Sohn, Boleslaw Chrobry („der Starke, Tapfere“), ist der Schöpfer der Großmachtstellung Polens. Der Tod seines Schwagers Boleslaw's II. von Böhmen eröffnet dem Lechenherzoge die beste Gelegenheit, Weißchorwatien sammt Krakau dem Přemyslidenstaate zu entreißen. Aber noch größere Erfolge beschiedet das Geschick dem unternehmenden Piasten. Das unvernünftige Wüthen Boleslaw's III. gegen seine nächste Umgebung, die eigene Mutter, die deutsche Emma, gegen seine Brüder Jaromir, Udalrich, — eine Tyrannei, die darin gipfelt, daß er, zum zweiten Male im Besitze der Macht, seinem ränkevollen Schwiegervater Kochan von Wršowce eigenhändig den Kopf zerhieb — führt den polnischen Ohm in's Land.

Denn als Boleslaw III. seinem Verwandten Wladiwoj als Wahlfürsten der Böhmen hatte weichen müssen und zunächst zum Nordgauer Markgrafen, dem Babenberger Heinrich, dann an den Hof seines polnischen Oheims floh, fand dieser Gelegenheit, nach dem raschen Tode des unfähigen Wladiwoj, Boleslaw III. mit Waffenhülfe wieder einzusetzen und sich dann des bald unmöglich gewordenen Wüthrichs durch Blendung und Verbannung zu entledigen.

So war der Polenfürst Boleslaw Herr Böhmens und Mährens geworden und das deutsche Reich unter Heinrich II. mußte der Gefahr begegnen, daß sich der piastische Staat zwischen Oder und Elbe festwurzle. Der deutsche Heereszug im Jahre 1004 zu Gunsten der Einsetzung des Přemysliden Jaromir, Boleslaw's III. ältern Bruders, war die erste unmittelbare Einflußnahme Deutschlands auf die Thronfolge Böhmens aus dem Gesichtspunkte der Lehenshoheit. Schnell brach in Böhmen die piastische Fremdenherrschaft zusammen; in Mähren aber scheint sich Boleslaw bis an seinen Tod (1025) behauptet zu haben. Ob es dann, 1025—1030, dem Ungarnkönige Stephan gelungen sei, wie eine verdächtige Quelle andeutet, gleichzeitig mit der oberungarischen Slowakei sich auch des Mährerlandes an der March für kurze Zeit zu bemächtigen, muß dahingestellt bleiben.

Inzwischen mußte Jaromir dem jüngern Bruder Udalrich in der Herrschaft weichen (1012) und dieser erwarb die Anerkennung Heinrich's II. Es sind wüste Zustände und sie gewinnen erst eine bessere Gestaltung, als der Sohn Udalrich's und der Zemanentochter Božena, Břetislaw I., der „böhmische Achill", als Reichsgehülfe seines Vaters auftaucht.

Er ist die glänzendste Erscheinung der älteren Reihe der christlichen Přemyslidenherzoge. Die Ueberlieferung läßt ihn aus der Taufe gehoben werden von jenem fürstlichen Einsiedler Günther, welcher die Wildniß des Nordwaldes gangbar machen half, zum kräftigen Jünglinge werden, der sich die Braut, die ostfränkische Jutta, mit Gewalt aus dem Kloster holt und dabei die riesige Sperrkette mit Schwerthieb zertrennt.

Im Gegensatze zum schwelgerischen und tückisch hartherzigen Vater, der den ohnehin schon verstümmelten Bruder aus Rache blenden ließ, ist dem Sohne hochherziges Wesen eigen, männliche Kraft und Treue. Als Waffengenosse Konrad's II. wider Polen und Ungarn gelingt ihm 1030—1031 die Rückeroberung Mährens bis an die Karpathenpässe. Der verdächtig gewordene Udalrich wird

vom deutschen Reichsoberhaupte entsetzt (1032), Bretislaw tritt an seine Stelle, sucht aber den gefangenen Vater durch bewaffnete Erhebung zu rächen. Es mißlingt, — Konrad II. verleiht Böhmen an Jaromir, doch, unzufrieden damit, suchen die Häupter des Volkes und befreundete Nachbarn diese Maßregel wieder rückgängig zu machen. Dadurch, daß nun der Kaiser Böhmen zwischen Jaromir und dem freigelassenen Udalrich theilt, bewies er aber nur, daß er den Einfluß Deutschlands um so wirksamer begründen wolle. Udalrich's erwähnter Frevel an dem unbequemen Bruder und die Vertreibung des Sohnes bildeten den Schluß seiner wüsten Herrschaft. Sein Tod (1037) und die freiwillige Abdankung des gutmüthigen Jaromir zu Gunsten seines thatkräftigen Neffen führen Bretislaw I. dauernd auf den Herrschersitz, der seinem Wesen gebührt.

Menschenwürdiger gestalten sich die Thronverhältnisse Böhmens; die Ermordung Jaromir's durch das Haupt der Wrssowczen ist der Schlußakt der Gräuel; mit Bretislaw's I. Selbstregierung (1037 bis 1055) tagen bessere Zeiten von edlerem Gepräge.

Der unternehmende Herzog will die Zerfahrenheit des Polenreiches zur Unterwerfung ausnützen, die einstigen Versuche des polnischen Boleslaw wider Böhmen heimzahlen. Es ist eine Art Kreuzzug, dieser Kampf gegen den Piastenstaat, denn die Heimholung der Gebeine des Böhmenbischofs und Märtyrers Adalbert aus Gnesen, der Hauptstadt Großpolens, soll ihm die höhere Weihe verleihen. Die Unternehmung gelingt; mit dem Tributversprechen der Polen, reicher Beute und zahlreichen Gefangenen, unter denen der Großvater des Chronisten Cosmas sich befindet, und die dann in der Hedcaner Zupe als neue Bevölkerung angesiedelt wurden, — hält Bretislaw, der Eroberer Gnesens und Krakau's, mit den Gebeinen Adalbert's den siegreichen Einzug in Prag (1038, 1. September).

Der Anlauf zu einer Großmachtstellung war geschehen, ihn zu hemmen die Aufgabe des neuen Oberhauptes Deutschlands, Heinrich's III.

Dem drohenden Feldzuge des energischen Saliers sucht Bretislaw durch zweimalige Nachgiebigkeit zu begegnen. So bietet er z. B. den alten pipin'schen Tribut Böhmens an, aber der ernste Zusammenstoß ist unvermeidlich. Der erste Heereszug der Deutschen nach Böhmen mißglückt gänzlich. Wieder versucht Bretislaw die Aussöhnung anzubahnen, denn gerne möchte er den bedenklichen Krieg vermeiden. Aber Heinrich III. darf die Schmach auf seinen Waffen nicht sitzen lassen. Ueberdies steht der Böhme in bedrohlichem Bunde mit dem Ungarnkönige Peter, Stephan's Nachfolger.

Der zweite Feldzug vom Hochsommer 1041 glückt durch rasches Vordringen und Verrath. Bald gewahren wir Břetislaw in Regensburg die Gnade Heinrich's III. suchen, und sie wird ihm zu Theil. Die großen Entwürfe sind aufgegeben. Břetislaw beschränkt sich auf die kräftige Ordnung der eigenen Stammlande, wie seine Gesetzgebung bezeugt. Fortan besaß Heinrich III. an ihm einen treuen Waffengenossen, wie der Ungarnkrieg beweist (1043—1051). Dafür unterstützte der Salier den Přemysliden in der Festhaltung der schlesischen Gebiete als des Restes der polnischen Errungenschaften (1046) und in dem Anspruche auf den polnischen Tribut von 30 Mark Goldes und 500 Mark Silber (1054).

---

8. Die Senioratserbfolge und ihre Wirren (1055—1198).

Literatur: Die gleichen Werke, wie oben, und Allg. Lit. dieses Buches, Nr. IV.

Es ist eigenthümlich, daß Břetislaw, dessen Grundsätzen einer kräftigen einheitlichen Herrschaft Cosmas so beredten Ausdruck leiht, vor seinem Tode (1055) eine Thronfolgeordnung erläßt, deren verhängnißvolle Wirkungen für die Zersetzung der Reichsgewalt allgemach unabsehbar sich gestalten sollten. Es ist die Senioratserbfolge, in erster Linie allerdings die Herrschaft des Aeltesten der Söhne des Erblassers, aber dann die des Seniors der Familie, des immer mehr sich erweiternden Hauses der Přemysliden. Břetislaw's ältester Sohn, Spitignew I., der deutschfeindlich gesinnte Přemyslide, soll von den jüngeren Brüdern als Großfürst, als Vertreter der Reichseinheit angesehen, sie selbst nach Altersanspruch mit mährischen Theilfürstenthümern versorgt werden. Als solche erscheinen zunächst das Olmützer und Brünner. Jenes erhielt der Zweitgeborne Wratislaw, dieses der Drittälteste, Konrad. Als jener, nach dem frühzeitigen, kinderlosen Ableben Spitignew's (1055), selbst Großfürst wurde, trat der vierte Bruder, Otto I., in den Besitz des Olmützer Gebietes. Später, da die Bildung verschiedener Theilfürstenfamilien weitergehende Apanagirungen nothwendig machte, erwuchs zunächst das Znaimer Fürstenthum. Doch ging die Zersplitterung weiter, und so entwickelten sich auch die kleineren Apanagegebiete mit Jamnitz und Lundenburg als Herrschersitzen. Doch haben nur die drei vorgenannten als eigentliche Theilfürstenthümer ersten Ranges zu gelten.

Die Schattenseiten der Seniorats=Erbfolgeordnung liegen nahe genug. Naturgemäß strebten die Großherzoge selbst, diese Satzung zu Gunsten der eigenen Söhne oder Lieblingsverwandten zu umgehen oder zu brechen. Andererseits lehnten sich die mährischen Theilfürsten gegen die Vorherrschaft des Großherzogs auf. Endlich fanden die deutschen Herrscher einen willkommenen Anlaß, durch Parteinahme für oder gegen die Erbfolge des Seniors in die Geschicke des böhmischen Thrones entscheidend einzugreifen. Die auf solche verschiedene Weise erweckten Thronkriege zerrütteten die beiden Lande und führten auf Kosten der Krone die Kräftigung der Adelsmacht herbei, denn die um den Besitz der Herrschaft streitenden Přemysliden mußten ihre Parteigänger werben und möglichst entlohnen. So gab es Geschlechter, welche einen verhängnißvollen Einfluß auf die Zustände des Reiches übten, wie die mächtigsten aller, die Wrssowcen, an denen, wie Cosmas sagt, der Fluch des heiligen Adalbert haftete.

Daß unter solchen anarchischen Zuständen der Wohlstand der Länder und die Gesittung litt, bedarf keines ausführlichen Nachweises. Dennoch fehlt auch dieser wirrevollen Epoche ein und die andere Lichtseite nicht. Gerade sie mußte die Erkenntniß von der Nothwendigkeit eines erblichen Königthums nach Erstgeburtsfolge allgemein machen, das widerspruchsvolle Verhältniß Böhmens zum deutschen Reiche klären und auf gesichertere Grundlagen stellen. Im Kampfe mit der Adelsmacht erstarkte das Herzogthum und begann neue Grundlagen seines Ansehens durch eine Umwandlung der alten Staatsverfassung zu gewinnen. Insbesondere aber mußte in Mähren durch die Theilfürstenthümer und zahlreicher werdenden Herrschersitze die Entwicklung des Städtewesens einen kräftigen Anlauf nehmen, denn sein Emporblühen war eine finanzielle Nothwendigkeit für diese přemyslidischen Apanageherzoge.

Anderthalb Jahrhunderte beiläufig (143 Jahre) umfaßt die Senioratsepoche. Fünfzehn Herzoge führen die Oberherrschaft, aber schier unabsehbar ist das gesammte Haus der Přemysliden, wenn wir der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zusteuern. Am stärksten erscheint gerade zum Schlusse des Zeitraumes der Wechsel der Fürsten am Throne Böhmens. In den letzten zwanzig Jahren (1178—1198) haben wir nichts weniger als acht Thronwechsel, als habe die Senioratserbfolge dadurch ihre Selbstverurtheilung aussprechen wollen.

In der ersten Zeit dieser Epoche tritt (1061—1092) Herzog **Wratislaw I.** in den Vordergrund, der Verbündete Heinrich's IV.

während der Wirren des Investiturstreites (1073—1087). Ein Lohn dieser Ausdauer, abgesehen von der Erwerbung des Bautzner und Görlitzer Gebietes der Meißner Mark (1073) war die Erhebung zum „Könige für seine Person". Wohl hatten bereits unter seinem Vorgänger Versuche stattgefunden, von dem römischen Stuhle (1058 bis 1061) die Auszeichnung durch ein kronenartiges Diadem (mitra) zu erlangen. Dafür wurde ein Jahreszins von 100 Mark Silber der Curie versprochen. Auch Wratislaw erhielt vom Papste Alexander II. († 1073) das diesbezügliche Recht zuerkannt. Aber die Krönung zum „Könige" Böhmens in Prag, durch den Trierer Erzbischof Engelbert, bedeutet denn doch viel mehr und Gregor VII. verdoppelte nun seine Anstrengungen, um den Böhmenfürsten von Heinrich IV. abzuziehen. Erst 1087, lange nach Gregor's Tode, vollzog sich die Schwenkung Wratislaw's, indem er P. Urban II. (1088—99) anerkennt, während sein jüngster Bruder Jaromir — als Bischof von Prag Gebhard genannt, und zum deutschen Kanzler bestellt (1077, 11. Juni), — kaiserlich gesinnt bleibt. Ueberhaupt griffen die gregorianischen Grundsätze in's kirchliche Leben Böhmens nur langsam und sehr bedingt ein. Cosmas, der Prager Dombechant und Geschichtschreiber († 1125), an der Lütticher Schule gebildet, wo der altkirchliche Geist Sigebert's von Gembloux waltete, darf in seiner Chronik seiner treuen Gattin Božetěcha einen gemüthlichen Nachruf zollen und erst der Sohn dieser Ehe, Heinrich — „Zdik" — zeigt sich als Bischof von Olmütz voll des Geistes strengkirchlicher Neuerung.

Schon der vierte Herzog der Senioratserbfolgezeit, Břetislaw II., Wratislaw's Sohn, und Neffe des dritten Herzogs Konrad (1090—1092), setzt den Bruch der Senioratserbfolge auf die Tagesordnung des böhmischen Staatslebens, zu Gunsten seines Bruders Bořiwoj II. (1099), der auch die Belehnung durch K. Heinrich IV. erlangt. Nach Břetislaw's II. Ermordung durch die Wršowcen (1100), bricht nun der Parteikrieg zwischen den Anhängern Bořiwoj's II., den „Deutschen", und den Parteimännern Ulrich's von Brünn, Sohnes Konrad's, den „Nationalen" los. Allein das Spiel gewinnt (1105—1107) als Senior und Großherzog der Enkel Břetislaw's I., Swatopluk von Olmütz — der „Tiger", wie ihn Cosmas nennt — wider das „sanfte Lamm", Bořiwoj II., den 1107 auch der deutsche Lehensherr, Heinrich V., fallen läßt. Die Verbindung der Wršowcen mit Polen und mit dem gestürzten Bořiwoj gegen Swatopluk führt die tragische Katastrophe, die Vernichtung dieses mächtigsten Hauses durch den schneidigen Herzog herbei (1108).

Weithin verbreitet sich die Kunde von diesem Ereigniß, das Cosmas in so ergreifender Weise erzählt, so daß die Annalen von Disiboden am Rheine, allerdings nicht ohne Uebertreibung, die Tödtung von 8000 Menschen im damaligen Böhmen verzeichnen. Auch fehlt nicht der tragische Abschluß, die Ermordung Swatopluk's, wie es heißt, durch einen der letzten flüchtigen Wršowcen, oder auf Anstiften Wiprecht's von Groitsch. Noch zwei Mal versucht Bořiwoj II., der Schwiegersohn Leopold's III. von Oesterreich, den Thron zu erringen und zu behaupten (1109—1110 und 1118—1120); der deutsche König hatte sich jedoch für seinen jüngern Bruder, Wladislaw I., entschieden.

Eines der wichtigsten Begebnisse der nächsten Zeit bildet die Thronfolge um 1125. Wladislaw I. hatte sie dem Senior des Hauses, Otto II., dem Schwarzen oder Ottik, Bruder des ermordeten Swatopluk, zuerkannt, sich jedoch am Todtenbette für den verbannten eigenen Bruder, Soběslaw I., gewinnen lassen. Ottik sucht nun den Beistand des deutschen Königs Lothar nach. Es kommt zum Reichskriege wider Soběslaw, hinter dem die große Mehrheit Böhmens steht. Die Schlappe Lothar's bei Kulm und Ottik's Tod löst die Schwierigkeiten; Soběslaw sucht den Ausgleich und Lothar muß ihm entgegenkommen. Fortan solle die Wahl des Thronfolgers, auf welche der Mönch von Sazawa, als altes Recht der böhmischen Großen, Gewicht legt, vom deutschen Reiche unbeeinflußt bleiben und nur die lehensmäßige Bestätigung des Gewählten Sache des Kaisers, kein Tribut, sondern die Stellung von 300 Mann zum Römerzuge Vasallenpflicht des Böhmenfürsten sein. Wir sehen nicht klar in der Sache, aber zweierlei bezeugen die späteren Thatsachen, daß die Senioratserbfolgeordnung nicht nur in der Gesinnung der Böhmenherzoge, sondern auch in den Wahlansprüchen der Nation und in der Politik der deutschen Herrscher eine dreifache Klippe fand.

Die Handlungsweise Soběslaw's I. in Mähren (1129, 1135) verräth das entschiedene Bestreben des Großherzogs, die Selbständigkeitsgelüste der Theilfürsten zu brechen und in Böhmen und Mähren „Monarch" zu werden, wie ihn auch der Fortsetzer des Cosmas nennt. Der Wyssegrader Wahllandtag von 1140 zeigt jedoch ebenso deutlich, daß sich die Adelsschaft Böhmens die octroyirte Thronfolge des ältesten Sohnes, Soběslaw's I., nicht gefallen lassen wollte, und der Leiter der Gegnerschaft, Načerad, in Verbindung mit dem deutschen Reiche, die Thronfolge Wladislaw II., des Sohnes Wladislaw's I., durchsetzte. Dieser Schwager des Babenberger-

hauses, Verwandter, langjähriger Freund und Bundesgenosse Friedrich's des Rothbarts, scheint an die monarchische Neugestaltung Böhmens und die Bändigung der Mährerherzoge (seit 1146) schon den Ausgang der Senioratserbfolgezeit knüpfen zu sollen, denn er erlangt bereits 1158 von K. Friedrich die erbliche Königswürde zugesprochen. Damit soll sich die Annexion der mährischen Theilfürstenthümer (seit 1167 versucht) verbinden. Aber sein Zerwürfniß mit dem Staufenkaiser (seit 1170) rief einen förmlichen Bruch hervor, als Wladislaw II. zu Gunsten seines ältesten Sohnes Friedrich 1173 der Krone entsagt und damit jedes Thronfolgerecht der anderen Přemysliden als abgethan erklärt. Der Kaiser vernichtet diese Maßregel durch den Beschluß des Hermsdorfer (Ermindorfer) Hoftages (Juni) und erklärt sich für die Thronfolge des gleichnamigen zweiten Sohnes Soběslaw's I., als „Seniors“ der Přemysliden. So erneuert gewissermaßen das deutsche Reichsoberhaupt die Senioratserbfolge und die Vernichtung des Gnadenaktes von 1158 äußert sich in der Geltung Soběslaw's II., des „Bauernfürsten“, wie man ihn zu nennen beliebt, als „Herzogs“ von Böhmen.

Aber schon 1177 kündigt sich ein neuer Umschwung an. Es gelingt dem Herzogssohne Friedrich, dem babenbergischen Vetter Leopold V. und dem mächtigen, der Alleinherrschaft in Mähren zustrebenden Konrad Otto, zunächst Herzoge von Znaim und Brünn, den vom Staufenkaiser fallen gelassenen Soběslaw II. (1179, 23. Jänner) bei Lodenic in Mähren zu schlagen und bald auch aus Prag zu verdrängen (1180). So wird Friedrich, Wladislaw's II. Sohn, Herzog von Böhmen und die staufische Politik versucht eine Zersetzung der Přemyslidenmacht, indem 1182 Konrad Otto von Mähren als selbständiger Markgraf und Lehensträger des deutschen Reiches, und Heinrich Břetislaw, ein Enkel Wladislaw's I., Bischof von Prag (seit 1182), als reichsunmittelbarer Kirchenfürst (1187, durch den Regensburger Schiedspruch), erklärt werden. Friedrich bleibt somit schlechtweg Herzog des Landes Böhmen. Nach seinem Tode wird Konrad Otto sein Nachfolger für kurze Zeit († 1191), und Mähren zerfällt wieder in fünf Herrschaften; ja auch in Böhmen begegnen wir damals dem Chrudimer Theilfürstenthume des Brudersohnes Wladislaw II., Theobald's oder Dipolt II. († 1190), dessen Söhne Theobald und Soběslaw gemeinhin den Namen Dipolticen führen.

Mit chaotischen Zuständen schließt die Senioratserbfolgeepoche. Zunächst gelingt es für eine Spanne Zeit (1191—1192) dem Bruder Soběslaw's II., Wenzel, den Thron Böhmens zu gewinnen. Bald

darauf muß er dem vierten Sohne K. Wladislaw's II., Přemysl Otakar, weichen. Heinrich Břetislaw, der Prager Fürstbischof, hatte sich für die entscheidende Zahlung von 6000 Mark Silber an Kaiser Heinrich VI. verbürgt. Das Zahlungssäumniß Otakar's und seine Verbindung mit den Welfen führt die Einsetzung Heinrich Břetislaw's zum Herzoge herbei. So war es zur wunderlichen Erscheinung eines Herzogbischofs (1193, † 1197) gekommen, dem 1196 Přemysl Otakar vergeblich den Thron zu entreißen versuchte.

Nach Heinrich Břetislaw's Tode erhebt eine starke Partei den jüngsten Sohn K. Wladislaw's II., Wladislaw Heinrich, Přemysl Otakar's Bruder — denselben, welcher 1192 Mähren erhielt und seit 1194 als Internirter Heinrich Břetislaw's in Prag hausen mußte — 1197, den 22. Juni, auf den Herzogstuhl und dieser machte den neuen Prager Bischof wieder zum Lehensträger Böhmens. Aber schon den 6. Dezember des Jahres gelang es Přemysl Otakar sich der Gewalt zu bemächtigen und seinen Bruder zum friedlichen Ausgleich zu bewegen, wonach Wladislaw Heinrich das Markgrafthum Mähren als Lehen aus Otakar's Hand empfing. Allerdings gab es noch přemyslidische Theilfürsten Mährens, Spitignew in Brünn, Wladislaw in Olmütz, Břetislaw in Lundenburg und Swatopluk in Jamnitz, aber sie verschwinden bald aus der Geschichte und die Einheit Mährens unter Wladislaw Heinrich wird zur Wahrheit. Ebenso waren die Tage der Dipolticen gezählt.

So darf man das Jahr 1198 als Ausgang der Senioratserbfolgezeit festhalten, denn die Epoche von 1198—1212 diente nur zur Festigung der neu begründeten Zustände.

---

4. Otakar I. und Wenzel I. (1198—1253). 5. Otakar II. (1253 bis 1278). 6. Wenzel II. und Wenzel III. Ausgang der Přemysliden. (1278—1806).

Literatur: Außer den in der Einleitung des VII. Buches angegebenen Quellen und Hülfsmitteln der deutschen Reichsgeschichte (Nr. IV.) und der der Habsburger- und Přemyslidengeschichte vorangestellten Literatur, I. S. 631—32 u. II. S. 27 seien noch angeführt:

F. H. Wegele, Friedrich der Freidige, Markgraf von Meissen und die Wettiner seiner Zeit. 1247—1325. (1870); Sembera's böhm. Abh. ü. den Einfall der Mongolen in Mähren. (1841); Palacky, der Mongoleneinfall im J. 1241; M. Büdinger, die Königinhofer Handschrift und ihre Schwestern. Sybel's hist. Ztschr. (1859), 1. Heft.; Schwammel, die angebliche Mongolenniederlage bei Olmütz. Sitzungsber. der philos.-hist. Cl. der Oesterr. Akad. d. W.

XXXIII. Bd. (1860); J. v. Kleinmayr, der Mongoleneinfall. (Görzer Oberrealschulprogr. 1870); Schlesinger, die Deutschböhmen u. die přemysl. Regierung (Mitth. des V. f. G. d. Deut. in Böhmen. V. Jahrg., Nr. 1. (1866); Pangerl, Wok von Rosenberg (ebda. IX. Jahrg. [1870]. 1. u. 2. Heft); von dems., Zawisch von Falkenstein (ebda. X. Jahrg., 4. u. 5. Heft.); v. dems., die Witigonen, Archiv f. österr. Gesch., 51. Bd. 2. Hälfte, (1874); Glatzel, Vorstudien z. Regierungsgeschichte Heinrich's IV., Herzogs v. Schlesien u. Herrn v. Breslau (Progr. des Glatzer kath. Gymn. 1864).

4. Der neue Herzog, eine schlaue, umsichtige Persönlichkeit, zog aus den deutschen Thronwirren (1198—1208) und seiner wohlberechneten Schaukelpolitik bleibenden Gewinn. Das Freundschaftsbündniß mit K. Philipp verschafft ihm den Königstitel und die Krönung zu Mainz (15. August 1198), gleichzeitig mit der eigenen des Staufen. Die Lösung der zwanzigjährigen Ehe mit der Meißnerin Adele und die Schließung der neuen mit der Arpádin Konstanze, Schwester K. Emerich's von Ungarn, die Feindseligkeit der Meißner und das Bestreben, dem Papste in der deutschen Königsfrage entgegenzukommen, bestimmten Otakar 1202, von Philipp abzufallen. Vergebens strebte dieser durch Belehnung des Přemysliden Dipolt's III. mit Böhmen und Waffengewalt den abtrünnigen König zu stürzen (1202—1203). Otakar behauptet sich, huldigt 1203, den 24. August, zu Merseburg dem Welfen, Otto IV., und empfängt gleichzeitig die zweite Krönung als Böhmenkönig von der Hand des päpstlichen Legaten Guido. Das Jahr darauf findet (18. April) die förmliche Anerkennung des „christlichen Königreiches Böhmen" durch P. Innocenz III. statt. Aber, war der römische Stuhl in so manchem gefällig, wie in der Beschirmung des Prager Bischofs Daniel und ebenso nachsichtig in der Ehescheidungsangelegenheit Otakar's, in die angestrebte Erhebung der Prager Kirche zum Erzbisthum wollte und konnte er nicht willigen.

Der Aufstand der böhmischen Dipolticen und die Gefahr, welche der Wittelsbacher und Philipp selbst durch einen Einfall in Böhmen über Otakar brachten, bestimmte ihn, dem Staufen abermals zu huldigen. Die Dipolticen wurden mit Gütern im östlichen Böhmen abgefertigt. Ludwig von Bayern, Otakar's Schwiegerneffe, übernahm die Vermittlung, und die Beziehungen zwischen dem Staufen- und Přemyslidenhofe mußten durch die Verlobung des jüngstgebornen böhmischen Thronfolgers Wenzel mit der staufischen Königstochter Kunigunde um so enger werden.

Als K. Philipp den Tod von der Mörderhand des wittelsbachischen Pfalzgrafen gefunden (1208), wandte sich natürlich Otakar dem überlebenden und allseits anerkannten Gegner, Otto dem

Welfen, zu, verließ aber schon 1211 dessen Sache, um als der Erste der weltlichen Reichsfürsten, Parteigänger Friedrich's II. zu werden. Dies wollte Otto IV. (20. März) dadurch rächen, daß er dem Sohne der verstoßenen Adele, Wratislaw, Böhmen in der Lehensform der sechs Fahnen zusprach. Die Sache war ernst genug für Otakar, denn die Partei der Anhänger Adelheid's reichte bis in die Hofkreise. Aber Otakar verstand es, der Gefahr zu begegnen und der neue Staufe, Friedrich II., gab durch die Baseler Gnadenbriefe für Böhmen-Mähren (26. September 1212) am besten zu erkennen, welchen Werth er auf die Parteigängerschaft des Přemyslidenhofes lege. Die Satzungen der wichtigen Urkunde werden wir an anderm Orte würdigen, hier genüge die Angabe der Hauptsache. Der neue deutsche König anerkennt Böhmen als erbliches Königreich und als Form des Lehensdienstes die Stellung von Mannschaft zur Romfahrt. Auch bei der Uebergabe der Lehen an die polnischen Herzoge wird dem Böhmenkönige eine bestimmte Rechtshandlung, die Auftragung des Herzogthums, zugesprochen. — So bildet die Königsurkunde von 1212 einen wichtigen Abschnitt in der Stellung Böhmens zum Reiche und die Anerkennung des elfjährigen Reichserben Wenzel 1216 als Thronfolger, durch die Reichsstände Böhmens und den deutschen König, den eigentlichen Ausgangspunkt des přemyslidischen Königthums nach Erstgeburtsrecht.

Die letzten Vertreter der Vielhertschaft, die Söhne Diepolt's II., mußten Böhmen meiden, wanderten nach Schlesien aus und verschollen dort. Die vereinzelte Ansicht, nach dem Tode des Bruders und Markgrafen Mährens, Wladislaw Heinrich († 12. August 1222), habe Otakar Mähren an Dipolt III. kommen lassen, ist vollkommen unbegründet, dagegen steht es sicher, daß der Böhmenkönig, 1224, seinen Thronfolger Wenzel zum Herzog von Pilsen und den Sohn des verstorbenen Bruders, Wladislaw Heinrich II., zum Markgrafen Mährens erhob. Als dieser schon 18. Februar 1227 aus dem Leben schied, kam das Marchland unter die unmittelbare Herrschaft des Königs, welcher Mähren dem jüngern Sohne Přemysl verlieh (1228). Es war dies zur Zeit der feierlichen Krönung des Thronfolgers. Otakar's Gemahlin Konstanze hatte bereits vor Jahren das Lundenburger oder Göbinger Gebiet als Kammergut und Leibgedinge ausgesetzt erhalten. Das Lundenburger Theilfürstenthum lebte dann als Apanagegebiet oder Mahlschatz Jutta's, der Schwester Wenzel's I. wieder auf, welche den Sponheimer Herzog Kärntens, Bernhard, zum Gatten nahm und es auf ihren

Sohn, Ulrich III., den Letzten dieses Hauses († 1269), vererbte. Hiemit war denn auch sein Heimfall entschieden.

Die Geschichte Otakar's I. bietet noch drei bedeutsame Thatsachen. Böhmen war über die Zeit des Investiturstreites hinausgekommen, ohne daß wir einer förmlichen und maßgebenden Auseinandersetzung des Landesfürsten in kirchlichen Dingen mit dem römischen Stuhle begegnen. Eine solche, eine Art von Concordat, rief der Streit Otakar's mit dem Prager Bischofe und der Curie (1217—1226) in's Leben. Die Rechte des Königs fanden dabei keine Erniedrigung. — Ein zweiter Handel von Bedeutung war das Streben Otakar's, seine Beziehungen zum Staufenhause durch die Vermählung der Tochter Agnes mit dem Kaisersohne Heinrich (VII.) zu festigen. Die Premyslidin kam zu diesem Behufe an den Babenbergerhof, aber Premysl Otakar zog da, trotz aller Geldangebote — wie wir wissen — den Kürzern und rächte dann (1226) diese Enttäuschung durch einen Rachezug nach Oesterreich, der aber erfolglos blieb und bald mit einem Ausgleiche schloß. Aber die Feindseligkeit mit den Babenbergern blieb nunmehr ein Grundzug der Premyslidenpolitik.

Otakar begründet die Macht seines Hauses nach schweren Stürmen von Neuem und weiß sie auf festere Grundlagen zu stellen. Unter ihm nimmt die Deutschansiedlung Böhmens und Mährens einen mächtigen Anlauf und deutsches Wesen wird herrschend am Hofe und in den Adelskreisen. So war es, als der alte König mit dem Schlusse des Jahres 1230 (15. Dezember) aus dem Leben schied und noch mehr dies unter K. Wenzel I., dem „Einäugigen", dem Gatten der staufischen Kunigunde der Fall, dem man sogar zwei deutsche Minnelieder zuschrieb.

Der neue König (1230, † 1253) ist ein Herrscher ohne bedeutende Gaben und ohne Festigkeit, auf dessen Entschlüsse die Frauen, vor allen seine Schwester Agnes, keinen geringen Einfluß übten. War der Vater aus eigennütziger Berechnung ein Freund der Schaukelpolitik, so tritt dies auch beim Sohne an den Tag, nur war Otakar entschlossener und selbstthätiger als der lässige Wenzel. Bis 1238 staufisch, wird der Premyslide alsbald Führer der päpstlichen Partei im Reiche. Die verheerenden Fehden mit dem Babenberger Friedrich, welche 1232 von einem Waffenbündniß des mährischen Markgrafen Premysl mit dem Herzoge von Oesterreich, seinem Schwager und 1237 von dem zweiten Aufstande des Bruders begleitet waren, einem Aufstande, welcher unzweifelhaft in der Uebergabe des Lundenburger Fürstenthums an Wenzel's I. Neffen Ulrich

von **Kärnten** und in der Entschädigung Konstanzen's mit dem Brünner Gebiete (?) eine wesentliche Ursache hatte, endlich mit einem von Béla IV. unterhandelten Ausgleiche schloß, der das Olmützer und Troppauer Gebiet dem gekränkten Bruder zusprach, — diese Fehden nehmen trotz des Bündnisses von 1239 mit dem Babenberger ihren weitern Verlauf und finden nur in der Mongolengefahr von 1241 eine kurze Unterbrechung.

Die furchtbaren Gäste zogen nach dem Falle Kiews gegen Rothrußland — Polen und Ungarn. Unter Urdu, Baidar und Bedjai-Bagadur drangen die Heersäulen der Dschingischaniden im Norden der Karpathen vor, bewältigten (1241, Jänner) Halitsch, zwangen Boleslaw den Schamhaftigen, den Piastenfürsten von Krakau zur Flucht in das Pieninenschloß im Süden von Sandec und dann nach Welehrad in Mähren, eroberten Sandomir (13. Februar) und zersprengten nach der neuen Niederlage der Kleinpolen bei Chmielnik und dem Falle Krakau's die Piastenschaaren bei Oppeln an der Oder, um dann nach Breslau zu ziehen, und nachdem sie die Stadt verödet und als Brandstätte verlassen, die entscheidende Schlacht auf der Ebene bei Liegnitz (1241, 2. April) mit Heinrich II., dem Frommen, dem Sohne Heinrich des Bärtigen und der Meranerin, Hedwig der Heiligen, aufzunehmen, der leider die Ankunft des Schwagers, K. Wenzel's I., mit starkem Heere nicht abwartete. Der Přemyslide hatte, angesichts der drohenden Gefahr, Alles aufgeboten, um sein Reich zu schützen. Städte und Burgen werden befestigt und verproviantirt, Alles, auch die Geistlichkeit, muß mithelfen, starke Verhaue sollen die Pässe des Riesengebirges und der Nachbarschaft unzugänglich machen, und überallhin ergehen die Aufrufe Wenzel's zum Kreuzzuge wider die unmenschlichen „Heiden". Es war ein Augenblick von großer Bedeutung. Schon ein Zeitgenosse, der Fortsetzer des Cosmas, schreibt zum Jahre 1241, — sollte der Böhmenkönig geschlagen werden, so sei das Verderben des ganzen deutschen Reiches zu befürchten. Denn wenig war von Konrad's IV. Anstrengungen seit dem Tage von Eßlingen, bei der Zerfahrenheit Deutschlands, an rettender That zu gewärtigen. Nach der Niederlage und dem Schlachtentode des Piastenherzogs bei Liegnitz erschien Wenzel I. zu neuer Schlacht bereit. Aber die in der Liegnitzer Schlacht hart mitgenommenen „Tatern" weichen ihr aus. Nach einem Versuche, durch die Gebirgspässe zwischen Glaz und Nachod den Weg nach Böhmen zu finden, eilen die Unholde über die Golaschitzer Zupe oder durch das Oppaland, nach Mähren, wo sie im Mai d. J. ihr Unwesen beginnen.

Nun stehen wir auf dem Boden halb sagenhafter, halb geschichtlicher Begebnisse. Schon die ältere Volkssage machte aus der Ermordung russischer Reisenden durch die Bürger des schlesischen Vorortes Neumarkt (1240 und 1241) den Raubmord an einer Mongolenfürstin und faßt den Einbruch ihrer Stammgenossen als Rachezug auf, wie dies in der Hedwigslegende zu lesen ist. — Ihr entsprechend, bildeten sich aus dunklen Erinnerungen an die Mongolenschrecken Mährens lokale Sagen, die sich vorzugsweise an Olmütz, an den Berg Hostein und an Stramberg knüpfen. Während die letzteren Traditionen, die von Hostein und Stramberg, entschiedenermaßen erst zum Schlusse des 17. Jahrhunderts ihre schriftliche Aufzeichnung fanden, begegnen wir zunächst im 14. Jahrhundert chronistischen Erzählungen von dem Vordringen der Mongolen gen Olmütz, dem Falle eines Dschingischaniden (des Kralevic bei Dalimil und capitaneus bei Pulkawa) und der Tapferkeit eines Sternbergers beim Ausfalle, aber in einer Weise, welche es nahe legt, es habe dabei eine Vermischung zweier Thatsachen, des Mongolenzuges durch Mähren und des großen Kumanen- und Tartareneinfalles, auf Béla's IV. Geheiß, im Jahre 1253 stattgefunden.

Daß die Mongolen in Mähren arg hausten, Freudenthal im Oppalande, Littau, Gewisch, das Kloster St. Stephan bei Olmütz, Dubrawnik und Tischnowitz, und selbst das Raygerer-Kloster in der Brünner Gegend von ihnen zur Brandstätte verwandelt wurde, steht urkundlich fest. Ebenso sicher ist es, daß die Mongolen Städte von der Festigkeit wie Olmütz und Brünn nicht einnahmen, ja wohlweislich auch nicht belagerten, denn diese Seite der Kriegsführung war ihre schwächste; überdies eilten sie auch zur Vereinigung mit dem ungarischen Hauptheere. Ein Ausfall der Olmützer Besatzung unter einem Sternberger und der Fall des mongolischen „Königssohnes“ oder „Häuptlings“ ist nichts Unglaubliches, aber die Mongolenschlacht vor Olmütz und der Sieg eines „Jaroslaw“ von Sternberg, des löwenkühnen Recken, dessen Namen der bekannte Geschichtsfälscher Hajek erfand, indem er den ältern Bericht des Pulkawa auf breitere Leisten schlug, bleibt ebenso unerweislich, wie die Echtheit des Liedes der Königinhofer Handschrift, worin er gepriesen erscheint.

Ueber den Schluß der Regierungsgeschichte Wenzel's I. bleibt wenig zu sagen. Wir haben der wichtigsten Momente, der Schlußkämpfe mit dem letzten Babenberger, der Verheirathung des Thronfolgers Wladislaw Heinrich, nach Přemysl's Tode (1239) Markgrafen Mährens, seines frühen Todes (1247), des ersten Auftretens des

Zweitgebornen, Otakar, dessen Kampfes wider den Vater, an der Spitze einer „staufisch gesinnten" Baronenpartei (1248—49), wobei P. Innocenz IV. den bedrängten König mit geistlichen Waffen namhaft unterstützte, endlich der Erwerbung Oesterreichs bereits anderorten gedacht. Hinter der bedeutendern Gestalt seines Nachfolgers tritt der König immer mehr in den Schatten. Aber er überlieferte dem Sohne bedeutende Mittel zu größeren Entwürfen.

5. Die Zeiten Otakar's II. (1253—1278) fanden in der Geschichte der Donaualpenländer nach der bedeutendsten Seite hin die gebührende Würdigung. Was ihm die Entwicklung des Verfassungslebens und der Cultur Böhmens verdankt, wird an späterem Orte erwogen werden. Hier sei nur der Geist der Herrschaft des „eisernen Königs", wie ihn die Tatern nannten, seiner Verhältnisse zu Schlesien und zum einheimischen Adel gedacht. Wie man auch über die Weite des Blickes und die Folgerichtigkeit des Handelns Otakar's urtheilen mag, die klare Erkenntniß von dem, was seiner Machtstellung in seinem Reiche fromme, ist ihm nicht abzusprechen. Böhmen und Mähren bilden unter ihm ein bei aller Autonomie des letztern in inneren Angelegenheiten geeinigtes Ganze. Er begünstigt, weit umfassender als sein Vorgänger, die Entwicklung deutschen Dorf- und Stadtwesens, theils aus richtiger Erwägung ökonomischen Gewinnes für die Krone, theils um der Adelsmacht durch Mehrung der Nähr- und Wehrkraft auf „königlichem Grund und Boden" ein besseres Gegengewicht zu bieten. Auf die Festigung des landesfürstlichen Ansehens zielt auch die Erweiterung der königlichen Gerichtsgewalt ab. Widerspenstige Adelige erfahren die Schwere seines Armes. — Weit nach Schlesien hinein reicht sein Einfluß. Mit Heinrich III. von Breslau († 1266), seinem Verwandten, stand Otakar in engen Beziehungen, die sich auf dessen fünf Söhne vererbten. So ward die Hoheit der Přemysliden über Ober- und Niederschlesien vorbereitet und zeigt sich insbesondere in der vormundschaftlichen Gewalt Otakar's über Herzog Heinrich IV. seit 1270, aus der sich der begabte, thatkräftige Herzog allerdings bald zu lösen verstand, um sein eigenes Regiment im Lande zu führen.

Am verhängnißvollsten gestaltet sich zum Schlusse der Herrschaft Otakar's sein Verhältniß zum Landesadel und insbesondere zum mächtigsten Hause, zu den Witigonen, der Nachkommen Witigo's von Prčic, des königlichen Truchseß, Burggrafen zu Glatz und Prachin († 1194), die bald in vier Zweige auseinandergreifen, in die Herren von Krumau, Rosenberg, Neuhaus und Landstein. Während die Söhne und Enkel des Stammherrn, insbesondere Woko

von Rosenberg († 1262) als Landesrichter ob der Enns, Landesmarschall Böhmens, endlich Landeshauptmann der Steiermark, in der Gunst der Krone, nicht ohne Gewinn, sich sonnten, bildet die dritte Geschlechtsreihe eine gefährliche Gegnerschaft Otakar's, den Kern der Adelsopposition. Ihr körperlich und geistig bevorzugtes Haupt ist Zawisch von Lebenic, Sohn Budiwoj's von Krumau, Skalic und Sepekow, um 1274 passauischer Burggraf auf Falkenstein, im Abteilande des Mühlviertels Oberösterreichs, an dem Otakar einen ehrgeizigen, ränkevollen Gegner, keinen ergebenen Dienstmann erwarb. Der politische Charakter des Herrn Zawisch ist nichts weniger als lauter, aber schön war seine Gestalt, mächtig seine Beredsamkeit, rühmlich seine Dichtergabe und der Zauber, den er auf das Herz der zweiten Gemahlin Otakar's, der feurigen Kunigunde übte, die reichen Mittel seiner Seele, ließen ihn der Nachwelt als Schwarzkünstler erscheinen. Als, angesichts des Reichskrieges zwischen Rudolph und Otakar, die Sturmvögel des Adelsaufstandes an den Hof des Habsburgers im Elsaß reisten, und als einer der Ersten, der angeblich verleumdete Boresch von Riesenburg, sich erhob, war der bedeutendste Führer der Witigonen Herr Zawisch. Wir müssen über diese Landespreisgebung in den beiden großen Entscheidungsfragen der Jahre 1276 und 1278 den Stab brechen; wir können begreifen, daß die nächsten Ereignisse dem gemeinen Gerüchte allen Anlaß gaben, an ein verbotenes Verhältniß zwischen Zawisch und der Königin zu glauben und den Mönch von Fürstenfeld zu der herben Aeußerung vermochten, die Königin habe Otakar in den Friedensbruch mit Rudolph getrieben, weil sie ihn lieber todt als lebendig sehen wollte. Die Welt glaubt gerne das Schlimmste, und die Haltung der königlichen Wittwe gab diesem Glauben Anstoß und Nahrung.

6. Harte Tage für Böhmen folgten dem Tode Otakar's in der Marchfelder Schlacht (1278), die Zeiten der vormundschaftlichen Gewalt Otto's des „Langen" von Brandenburg. Den Sedlecer Vertrag und die Iglauer Doppelverlobung brachte schon ein früherer Abschnitt zur Sprache. Hier möge in gedrängter Skizze der Schluß der Přemyslidenzeit 1280—1306 Platz greifen. Es war eine herrenlose Zeit, denn gegen den deutschen Vormund und Reichsverweser erstand eine nationale Adelsbewegung und allerwärts übte Fehdelust Gräuel der Zerstörung. Der Markgraf war nicht der uneigennützigste Gerhab und Verwalter, aber der Haß mochte ihn noch schwärzer malen und fand an der Verwahrung des Thronerben, seiner Geschwister und seiner Mutter auf der Burg Bösig (25. Jänner 1279)

den besten Anlaß zu schwerer Anklage. Der Königswittwe gelingt es, unter geschickten Vorwänden nach Prag und dann nach Mähren zu entweichen. Sie eilt auf ihr Leibgeding Grätz bei Troppau, und hier fand sich auch Zawisch ein. Der Günstling wird zum Burggrafen ernannt und es bedurfte keiner Zaubertränke, um das längst vertraulich gewordene Verhältniß mit einer „geheimen Ehe" abzuschließen, deren Frucht Johann wurde, nachmals Dompropst am Wyssegrad († 1296). Allerdings war Zawisch ein tapferer Mann, der im Sommer des Jahres die wilden Kumanen aus dem Lande schlug, aber stärker war seine Rücksichtslosigkeit, mit der er auf Anstiften der Königin den natürlichen Sohn Otakar's, Niklas, aus seinem Troppauer Erbe zu drängen suchte. Doch über diesem hielt Bruno, der Olmützer Bischof, die schützende Hand.

Das vormundschaftliche Walten des Brandenburgers, dessen Kampf mit einer ständischen Regentschaft immer unerquicklicher wurde, wollte sich die Mühen seines Amtes reichlich bezahlt machen. Seinen maßlosen Geldforderungen trat K. Rudolph I. als Schützer seines zukünftigen Schwiegersohnes Wenzel II. entgegen, wie überhaupt der Habsburger als Lehensherr und als Pfandinhaber Mährens (bis 1285) ein scharfes Auge für den Gang der Angelegenheiten Böhmens und das Beste des Verlobten seiner Tochter behielt. Schon den 24. Mai 1283, als der kaum zwölfjährige König seinen vielbejubelten Einzug in Prag hielt, war es eigentlich mit der Gewalt des Brandenburgers vorbei. Bald gelang es auch der Mutter, sich dem königlichen Sohne zu nähern und den Gatten Zawisch bei Hofe einzuführen. Die Stellung des vielbeneideten Günstlings erweckte schon im Spätherbste einen förmlichen Parteikrieg zwischen den Anhängern und Gegnern des Emporkömmlings, der sich seit 1284 (Juni) nicht bloß als Verweser der Hofhaltung, sondern auch als öffentlich anerkannter Gatte der Königin und Stiefvater Wenzel's II., ja als förmlichen Reichsverweser geberden konnte. Er waltete auch mit kraftvoller Strenge seines Amtes, insbesondere wider die Landfriedensbrecher.

Als jedoch 1285, 9. September, die Königinmutter, Zawisch's Gattin, starb, fühlte er bald seine Stellung am Hofe wanken, denn die Gegner bemächtigten sich um so leichter der Stimmung des jungen Königs, ja mehr die instinktive Abneigung Wenzel's wider den glänzenden Emporkömmling, als ränkevollen Gegner Otakar's und aufgezwungenen Stiefvater nur durch die Rücksichten für die eigene Mutter, waren niedergehalten worden. Ueberdies wollte und konnte K. Rudolph den schlecht beleumundeten Mann am Hofe nicht dulden, sobald der förmlichen Vermählung Jutta's (zu Eger 1285,

24. Jänner) die Reise derselben an den Prager Hof (1287, 4. Juli) gefolgt war. So wich denn Zawisch aus seiner unhaltbaren Stellung, aber sein Reichthum, sein Ansehen, die Heirath mit der jüngsten Schwester des Ungarnkönigs Ladislaus, und der fürstliche Prunk, den er bei der Geburt eines Sohnes aus dieser (dritten) Ehe aufbot (1288), ließen seine Gegner und den König die Gefährlichkeit des Mannes um so höher anschlagen. Am erbittertsten und nicht grundlos arbeitete wider ihn des Königs Halbbruder, Niklas, Herzog von Troppau. Unter Vorwänden lockt man Zawisch in schwere Haft, und als ein drohender Aufstand der Witigonen beginnt, glaubt man sich der Gefahr durch die Hinrichtung des Gefangenen entledigen zu müssen (24. August 1290). Sein Haupt fiel ohne Urtheilsspruch, denn hochherziges Wesen war dem neunzehnjährigen König fremd. Die Eindrücke der Jugend hatten die Seele mit Mißtrauen erfüllt, und eine nervöse Aenstlichkeit fand Nahrung in Wenzel's wachsender Genußsucht, welche auch Dante's Dichtung zu rügen nicht unterläßt.

Aber Sinn für Machthöhe fehlte dem begabten prunk- und glanzliebenden Přemysliden nicht und das Geschick begünstigte diese Bestrebungen. Seine Stellung zum deutschen Reiche festigte die Belehnungsurkunde Rudolph's vom 26. September 1290, und der habsburgische Schwiegervater ließ es auch sonst nicht an Begünstigungen seines Eidams fehlen. Anders gestalteten sich diese Beziehungen zum verwandten Hofe nach Rudolph's Tode (1291). Wir haben bereits dieser Verwicklungen im Zusammenhange gedacht. Das Krönungsfest des Königspaares, von 1297 (Juni), mit einem so maßlosen Aufwande begangen, daß die Gesellschaft der Gäste, an achtundzwanzig Fürsten und weit mehr als 100,000 Ankömmlinge im Ganzen zählend, noch lange die offene Hand und den Reichthum des Přemysliden rühmen mochte, bildet gewissermaßen die Weihe des letzten Blüthenalters der Přemyslidenmacht. Denn 1290, nach dem Tode Heinrich's IV., des „Gerechten", von Breslau fällt Kleinpolen an den großpolnischen Herzog Přemyslaw; aber er kann sich in dessen Besitz nicht halten, denn zwei Parteien, der Bruder des kleinpolnischen Herzog Leßek des Schwarzen († 1288), Wladislaw Lokietek und die Muhme Wenzel's II., Griffina, befehden den Erben. 1291 wird Wenzel von der Letztern zur Besitzergreifung eingeladen und vollendet sie 1292. Er empfängt zu Krakau die Huldigung Kleinpolens. 1296 stirbt der ein Jahr zuvor als König gekrönte großpolnische Piast Přemyslaw. Eine einzige Tochter, Richsa (Elisabeth), überlebt ihn.

1297, den 18. Juni, starb Wenzel's II. Gattin, die Habsburgerin Jutta; eine polnische Unionspartei trägt nun dem verwittweten Přemysliden die Hand der Erbtochter und das Erbe an. So vollzieht sich 1300 auch die Erwerbung Großpolens. Wenzel II. wird in Gnesen gekrönt und empfängt auch die Huldigung Pomerellens und Kujawiens. Es ist, als sollte der weichliche Sohn des eisernen Königs den Vater weit überflügeln an Machterwerbung. Ganz Polen steht in Personalunion mit dem Böhmenreiche, da erschließt das Aussterben der Arpáden (1301) überdies den Anlaß, sich auch um Ungarn für den jungen Thronerben mit Erfolg zu bewerben. Wenzel (III). wird König Ungarns. Aber schon das Jahr 1304 läßt diesen Thron als unhaltbar erscheinen, und der neuerliche Bruch des Königs mit seinem Schwager Albrecht I. stürzt den Přemysliden in einen schweren Krieg, dessen Weiterführung der Tod Wenzel's (21. Juni 1305) hemmte.

Der vierunddreißigjährige König, früh abgelebt und greisenhaft, schon mit 25 Jahren Vater zahlreicher Sprößlinge, hinterließ das gewaltige Reich Wenzel III., einem Knaben, gutmüthig beschränkt, der Trunksucht und wüstem Treiben ergeben. Auch die Ehe mit der schönen Viola von Teschen und die Ermahnungen seines Leiters Peter Aichspalter besserten nicht viel, und der Anlauf zur kräftigern Handhabung der Herrscherpflicht kam meist zu spät. Die ungarische Krone wird an den Bayernherzog verkauft, die deutschen Lehen des Vaters aufgegeben. Dafür soll Polens Besitz festgehalten werden. Aber das Geschick verfügte anders. Die alte Weissagung von der ewigen Dauer des Přemyslidenhauses ward zu Schanden, denn schon den 4. August 1306 erlag der kinderlose Wenzel III., der letzte Přemyslide, auf dem Polenzuge in Olmütz dem Dolche eines Zechgenossen, den wohl nur persönliche Leidenschaft zur That treiben mochte. Aber das Gerücht fahndete, vielleicht ohne Grund, nach politischen Motiven der grausen That.

III. Das Arpádenreich.

1. Die Ansiedelung der Magyaren und die Rumänenfrage. 2. Die Monarchie Stephan's I. 890—1087.

Literatur: I. Die allgemeinen Werke über Geschichte Ungarns von G. Pray, Annales regni Hungariae. (1763 ff.); St. Katona, historia critica regni Hungariae stirp. Arpad. (1778 ff.); Chr. v. Engel, Geschichte

Ungarns u. s. Nebenländer u. Gesch. des Ungarischen Reiches (1813 ff.); J. A. Fessler, Geschichte von Ungarn, 1. Ausgabe (1817 ff.), — 2. Bearb. durch E. Klein I. (1867); M. Horváth*, Geschichte der Magyaren (magyar. Bearb. in 7 Bdn., 3. Aufl. und deutsche Bearb. (1851) I. Bd.); L. Szalay*, Geschichte Ungarns, I., (in's Deutsche übersetzt).

II. Die Werke und Abhandlungen über Herkunft und Urgeschichte der Magyaren:

a) Werke und Abhandlungen ungarischer Schriftsteller. (Die magyarisch verfaßten [mit einem Sternchen.) M. Bél, de vera origine et epocha Hunnorum, Avarorum et Hungarorum (1757); G. Pray, Ann. vet. Hunnorum, Avarorum et Hungar. (1761); Diss. hist. crit. in Ann. Hunn. etc. (1775); Sainovics, Demonstratio idioma Hungarorum et Lapponum idem esse. (1772); Beregszászy, Ueber die Aehnlichkeit der hung. Sprache mit den morgenländischen (Erlangen 1797); Gyarmathy, Affinitas linguae Hungaricae cum linguis fennicae originis. (Göttingen 1799); Stephan Horváth*, Ueber den religiösen und sittlichen Zustand der alten Magyaren (1817); Die alten Grundstämme der Magyaren (1820); Umrisse aus der ältesten Geschichte der alten Magyaren (1825); Dankowsky, Hung. constitut. origines, gentis incunabula et diversae sedes . . . (1826) (vgl. s. Fragm. z. Gesch. der Völker ungarischer und slavischer Zunge); Alex. Somogyi*, Die Dentumoger oder die Urahnen der Magyaren (1826); J. Jerney*, Gedanken über die Jászen und Kunen. (1827); Die „Orientreise" des Letzteren (1844. 1848); G. Fejér, de avitis Magyar. Chum. Iazyg. Hung. accolarum sedibus et initiis (1830); Aborigines et incunabulae Magyar. ac gentium cognatarum populi pontici. (1840); P. Alex. Pusztay, Die Ungarn in ihrem Staats- und Nationalwesen von 889—1842, I. (einziger Band) (Leipzig 1843); G. Wenzel*, Gedanken über die Herkunft der Magyaren. Uj magyar muzeum (J. 1851. 6., 8., 9. Heft); P. Hunfalvy*, Ueber die Abstammung der Magyaren, ebda. (12. Heft u. 1855 in einer Reihe von Heften); Von demselben: Die Herkunft der Magyaren. Im Budapesti szemle (Pest-Ofener Rundschau) (1864). Hunfalvy gab auch den Nachlaß des verdienstvollen Reisenden und Ethnographen Anton Reguly heraus (1864). In der Zeitschrift Századok (1876, 5. Heft) veröffentlichte er einen Aufsatz über: Ungarns ethnographisches Gemälde in der Zeit der fränkisch-deutschen Herrschaft. Die Ethnographie Ungarns dieses verdienten Linguisten und Forschers wird von Schwicker in's Deutsche übertragen werden; [J. Pass*, Das Zeitalter des Anonymus Belae regis notarius (1865); Karl Szabó,* Das Zeitalter der magyar. Heerführer von Arpád bis zu Stephan d. H. (1869) (vgl. seine magyar. Ausgabe des Anonymus mit Noten v. 1861 und die kleinern gesammelten Schriften, die sich vielfach auf die magyarische Urgeschichte beziehen), F. Salamon's* Aufs. im Századok (1876, 1. Heft) (zur Kriegsgesch. der Magyaren im Zeitalter der Herzoge); K. Lutácsy*, Die Urahnen der Magyaren, ihre vorzeitigen Benennungen und Wohnsitze nach armenischen Originalquellen. (1870); Gyula Nagy*, Von dem Volksthum der Magyaren (Századok 1870, S. 534, 688); Fr. Salássy*, Der Grundvertrag der Szekler u. s. w., akad. Schr. (Ertekezések tört. oszt. 1873); Gyárfa's*,

Der Ursprung der Jászen und Kumanier (1873); Fölbváry, Les ancêtres d'Attila; essay hist. sur les races scyth. (Paris 1875).

b) Werke und Abhandlungen von Ausländern. Außer den älteren Werken von Thunmann, Schlözer (Nestor 1802), Klaproth, Am. Thierry, hist. d'Attila u. a., Müller, Der ungarische Volksstamm (1837); Neumann, Die Völker des südlichen Rußlands (1847); Selig-Cassel, Magyarische Alterthümer (1849); Lönrot's Abh. im Uj magyar muz. (1851, 12. H.); Czörnig, Ethnographie des österreichischen Kaiserstaates, II. Bd.; Flegler, i. d. Allg. Monatschr. f. Wissensch. u. Litt. (1852, October); Dümmler, über die südwestl. Marken des karol. R., Piligrim v. Passau, Gesch. des ostfränk. R. u. a. m. O.; M. Büdinger, österr. Gesch., I.; Rösler, Zur Kritik älterer ungarischer Gesch. Troppauer Gymn.-Progr. (1860) und Romänische Studien (1871, Nr. IV.) (Hier findet sich, gleichwie bei Selig-Cassel, das Wesentlichste über die Anonymus-Frage und Literatur); Ed. Sayous, Les origines et l'époque païenne de l'histoire des Hongrois. (Paris 1874); Jireček, Gesch. der Bulgaren (1876); Geschichte Griechenlands im Mittelalter von Hopf ((Ersch u. Gruber, Encycl., 85. Bd.) und Hertzberg (I. 1876). (Die verfassungs- und rechtsgeschichtlichen Monographien folgen im XI. Buche.)

III. Die Quellen der nationalen Tradition über die Magyarenwanderung: Vgl. o. Lit. S. 85. Anonymus Belae regis notarius b. Schwandtner scrr. rer. hung. I. und Endlicher, monum. hung. arpad.; S. Kéza, Chron. Hung. Ed. A. v. Horányi und b. Endlicher a. a. O.; Die Chronica Hung. v. 1358; Thuróczy, Chron. in Schwandtner's Sammlung; Chron. Posoniense; her. v. Toldy, Chron. Budense. gedr. 1473, neu h. v. Podhradczky; Heinr. v. Müglen (Mügeln, Mogelin in Meißen), Deutsche Chronik in Versen. — b. Kovachich, Sammlung kleiner noch ungedr. Stücke, I., vgl. die lateinische Bruchstückchronik b. Engel, Monum. Ungrica S. 1—54 und die Einleitung darüber. Vgl. auch Toldy, die historische Dichtung der Ungarn vor Kézai (Denkschr. d. Wiener Akad. I. 371.)

IV. Literatur der Rumänenfrage. Eine erschöpfende Zusammenstellung derselben in der höchst beachtenswerthen Abhandlung von Jul. Jung, Die Anfänge der Romänen (vgl. S. 469). Insbesondere: Fr. J. Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens . . 3 Bde. des ersten od. geogr. Theiles. (1781); J. Chr. Engel, commentatio de expeditionibus Traiani et origine Valachorum. (1794); Šafařik, slavische Alterthümer (deutsche A.), II. Bd.; Miklosich, die slavischen Elemente im Rumänischen. (1862) (Denkschr. d. Wiener Akad. hist. phil. Cl.); Rösler, Romänische Studien (1871) (umfassend die Abhandlungen v. 1864); W. Tomaschek, über Brumalia und Rosalia nebst Bemerkungen über den bessischen Volksstamm, Sitzungsb. der k. k. Akad. d. Wiss. (1868) 60. Bd. (259, 351—404) und seinen Aufsatz „Zur walachischen Frage", österr. Gymn. Ztschr. 1876 5. Heft, S. 342—346; Jul. Jung in der erwähnten Abhandlung. Demnächst erscheint auch von J. H. Bidermann eine Studie, die den gleichen Gegenstand als Abschnitt der allgemeinen Romanenfrage behandeln wird; K. A. Ficker, Die ethnographischen Verhältnisse der türkischen Provinzen und Schutzstaaten im Norden des Balkan (Allg. Ztg. v. 11. März 1876.)

1. Mit dem Jahre 568 schloß die große Wanderung der Völker, die das Geschichtsleben Europa's in neue Bahnen lenkten. Zwei Völkerfluthen verrauschten, ohne nachhaltige Wirkungen zu üben, ohne heimisch zu werden im Völker- und Staatengefüge Osteuropa's. Es waren die Hunnen und Avaren, deren letztere sicher zur uralisch-finnischen Gruppe zählen, während dies von den Hunnen nicht feststeht. Aber wahrscheinlich ist auch der Hunne ein Sohn der Steppe am Kaspisee gewesen, und darin, daß die abendländischen Geschichtsquellen des 10. und 11. Jahrhunderts Hunnen, Avaren und Magyaren nicht selten unter einem Namen „Hunnen" zusammenfassen, liegt ebenso ein bezeichnender Wink, als in der magyarischen Tradition von dem Zusammenhange des Volkes Arpád's mit den Schaaren des furchtbaren Attila eine sagenhafte Abspiegelung der nationalen Urverwandtschaft.

An die Stelle der Hunnen und Avaren tritt gegen den Schluß des 9. Jahrhunderts das Magyarenvolk, bestimmt, im südlichen Karpathenlande heimisch zu werden und ein dauerndes Staatswesen von dem Schlage der nachbarlichen zu begründen. Es ist das Nachspiel der großen Völkerwanderung, was sich mit der Einwanderung der Magyaren ereignet, und gegenwärtig sieht man etwas klarer bereits im Wesen und in der Wanderung dieses Volkes. Frühzeitig schon, im 17. Jahrhunderte, tauchte neben den oft abenteuerlichen Hypothesen vom türkisch-tartarischen, persischen, pelasgisch-parthischen indo-germanischen, hebräischen, ja slavischen Ursprunge der Magyaren, die richtige und gegenwärtige von der Sprachwissenschaft sichergestellte Anschauung auf, wonach die Magyaren dem Völkerkreise zwischen Kaukasus, Ural, Kaspisee, Möotis und Don angehörten, welcher sich immer mehr westwärts gegen die Karpathen und die untere Donau vorschob und auch über diese Schranken hinaus in's Theißland und in die Balkanhalbinsel eindrang. Es sind die uralisch-finnischen Stämme, denen, um diese Zeit als herrschende Hauptglieder, die Chazaren im Nordosten, die bald slavisirten Bulgaren im Südwesten angehören.

Die Bulgaren hatten unter Kuwrat (634—641) den ersten Anlauf zur selbständigen Reichsbildung, im Befreiungskampfe wider die Avaren, genommen. Um die Mitte des 7. Jahrhunderts begegnet uns das Bulgarenreich der Donauhorde des Asparuch im „Winkel" (Onglos, Ugel) zwischen Dniester, Donau und dem schwarzen Meere. Im 9. Jahrhunderte begründet Krum, die „Griechengeisel" (802—815), die Großmachtstellung der Bulgaren; Boris oder Bogoris (852—888; 892—893) die Christianisirung seines

Volkes. 870 schließt er sich, durch Roms Haltung gekränkt, an die griechische Kirche; sein zweitgeborner Sohn wird als „Halbgrieche" in Konstantinopel erzogen, aber eben dieser Symeon, zu dessen Gunsten Boris zum zweiten Male abdankt, wird (893—927) ein Hauptschrecken der Byzantiner und der eigentliche Begründer des goldenen Zeitalters der Bulgarenmacht. Der Schwerpunkt derselben liegt in dem Flußgebiete der Kamcija und in der Dobrudscha-Niederung; Groß-Preslaw, einst Marcianopolis an der Kamcija, ist Symeon's Herrschersitz, Drster (Silistria) eine wichtige Reichsfestung.

Zur Zeit dieser Bulgarenfürsten bestand im Hauptheile des heutigen Russenreiches der seltsame Chazarenstaat, ein ausgedehntes Völkergebiet, in welchem vor allen die Petschenegen (Patzinatikoi von den Byzantinern, Bessenyö von den Magyaren genannt) und jene „sieben Stämme" oder Horden unsere Aufmerksamkeit fesseln, die dann unter dem Volksnamen Magyaren bekannt werden. Ihre Namen, wie sie die geschichtliche Hauptquelle, K. Konstantinos VII., der Purpurgeborne (912—959), offenbar verstümmelt genug, aufzeichnet (Nece, Megere, Curtugermati, Tariani, Genach, Care, Case), weisen an zweiter Stelle die Bezeichnung des einen Stammes mit „Megere". Es ist dies offenbar der spätere Gesammtname des Volkes („Magyaren"), das der byzantinische Geschichtschreiber mit „Turkoi" bezeichnet. Bedeutsam erscheint diese Angabe, da sie den Namen Magyaren als Stammbezeichnung aufführt. Wir hätten es also bei Megere mit dem Hauptstamme zu thun, ähnlich, wie wenn Konstantin weiterhin von den drei vornehmeren Horden der Petschenegen spricht. Und doch verabsäumt er, dies Rangverhältniß anzudeuten, ja er nennt an zwei Stellen die Kabaren, Abkömmlinge der Chazaren, den achten (9. u. 10.?) Stamm der „Turkoi"; er sei der tapferste aller und noch in Konstantins Tagen im Besitze eines eigenen Fürsten gewesen.

Sehen wir von diesen verzeihlichen Unklarheiten ab, so lernen wir ferner durch den oströmischen Geschichtschreiber wohl nicht den Ursitz der Magyaren, aber ihren Aufenthalt (850—853) in Lebedia, unter dem vornehmsten „Fürsten" Lebedias, kennen. Wir haben diesen Wohnsitz im ungeheuern Steppenlande westlich vom Caspisee zu denken. Nur drei Jahre sollen sie hier geweilt haben, denn die wildkriegerischen Petschenegen warfen sich auf die Magyaren, und so zogen sie weiter nach Südwesten in das Hinterland der Donau, in das „Zwischenstromgebiet", Atelkuzu (Etelköz), offenbar eins mit dem „Winkel", wo einst die Bulgaren saßen. Hier erheben sie über Aufforderung des Großkhans der Chazaren und auf Vorschlag

des Lebedias zum Herzoge den Sohn des Salmuzes (Almos) Arpádes (Arpád). Von Atelkuzu versuchen sie bereits um 862 den ersten Raubzug gegen das Frankenreich; sechs Jahre früher soll der Glaubensbote Konstantinos, der Slavenapostel, auf seiner Bekehrungsfahrt ihnen dort begegnet sein. Entscheidend für die Zukunft der Magyaren wird jedoch das Jahr 890, denn damals schließen sie mit dem oströmischen Kaiser Leo, dem „Gelehrten“ (Grammatikos), jenes Bündniß, in Folge dessen sie den Bulgaren drei empfindliche Niederlagen beibringen. Daß sie auf griechischen Fahrzeugen über den Strom in's Bulgarenland geschafft werden, läßt die Donau als Nordgrenze des Bulgarenreiches und die beiläufige Lage Atelkuzu's erkennen. Der Bulgarenherrscher rächt sich jedoch bald (892?) durch ein Bündniß mit den Petschenegen, den gefürchteten Feinden der Magyaren. Sie überfallen Atelkuzu, vernichten die hier unter Führung Liuntina's, des Sohnes Arpád's, zurückgebliebenen Magyaren, oder zwingen sie zur Flucht, und da Arpád's Volksheer nicht Muth und Macht genug besitzt, mit den Petschenegen und ihren bulgarischen Verbündeten um die Rückgewinnung Atelkuzu's anzubinden, so entschließen sie sich, neue Wohnsitze zu erobern. So fällt ihnen im Laufe der nächsten Jahrzehnte das Theiß- und Donaugebiet Südkarpathiens als Beute zu, ohne daß uns hierüber K. Konstantinos weiterhin berichtet.

Die ostfränkischen Geschichtsquellen, ein Hinkmar von Rheims, die St. Gallener Jahrbücher, kennen diese neue Völkererscheinung seit 862 bereits als „Ungari“; doch begegnen wir noch lange der Benennung „Hunnen“ und „Avaren“ (Agareni) im Gebrauche; ja die Fuldaer Jahrbücher sprechen von Avaren, „die man Ungarn nennt“. Unstreitig übernahm der Deutsche die Benennung „Ungarn, Ungern“ von den Slaven, die zunächst mit den Magyaren bekannt wurden; ebenso wie umgekehrt der Magyare den Deutschen „Nemet“ nannte, weil er diese Bezeichnung dem Slaven entlieh, dem weit ältern Nachbarn des Deutschen.

Aber das Magyarenvolk besitzt seine eigene Ueberlieferung, seine Sagen von der Urheimat, von seiner Wanderung und Eroberung des Karpathenlandes. Diese Tradition liegt uns in späten Aufzeichnungen des 13. und 14. Jahrhunderts vor. Dem Tone der Sage getreu, erzählte der Chronist Kéza, Zeitgenosse K. Ladislaus IV. († 1290), während der sicherlich nicht viel ältere „ungenannte Notar K. Bélas“ (anonymus regis Belae notarius) mit dem falschen Grundsatze, an die Stelle des Sagenhaften, im Volksliede Fortlebenden „gelehrte Historie“ zu setzen und voll der

Absicht, das gute Recht der Magyaren, als Nachkommen der Hunnen und Erben Attila's, auf Ungarn darzuthun, einen förmlichen historischen Namen ausspinnt, ein täuschendes Gewebe aus Erfindung und Sage, deren einzelne Fäden nur mühsam aus den künstlichen Verschlingungen gelöst werden können. Länger noch als sein jüngerer Gesinnungsgenosse Hajek in Böhmen behauptete der Anonymus in Ungarn einen übergroßen und unverdienten Credit; er galt und gilt gewissermaßen als Urgeschichtsfibel der Magyaren, und erst in jüngster Zeit beginnt im Kreise unbefangener Geschichtsforscher dieser Nation das Alter dieser Quelle heruntergesetzt und ihr zweideutiger Gehalt erkannt zu werden. Es ist Ungarn des dreizehnten Jahrhunderts, wie es der Anonymus vor Augen hat; seine aller Chronologie spottende Einbildungskraft und Combination verlegt die Einheit des Volkes und die monarchischen Grundlagen seiner Staatsverfassung in eine Zeit, wo erst von den elementarsten Anfängen des Volkslebens in seinen neuen Wohnsitzen die Rede sein kann, findet in Ortsnamen seiner Tage Anhaltspunkte für den Gang in der Eroberung Ungarns, dessen bestimmte Spuren dem Gedächtnisse des Volkes längst entschwunden waren und spricht zur Zeit der magyarischen Invasion und Eroberung von Reichen und Fürsten am Boden des Karpathenlandes, für welche nicht mehr noch minder Beweiskräftiges vorliegt als für die abenteuerlichen Namen der heidnisch-jüdischen Herrscher Oesterreichs in den Chroniken eines Hagen oder Gundelfingen und ihrer Nachtreter.

Nach dem Anonymus erfolgt die Einwanderung der Magyaren von Scythien, über Kiew und Ruthenien, durch den Vereczker Paß der Ostkarpathen gegen Munkács hin. Hier (803!) dankt der von den sieben Stämmen gewählte Herzog Almos zu Gunsten seines Sohnes Arpád ab. Jetzt kommt es zur Besitzergreifung des Landes mit bewaffneter Hand durch Magyaren und Kumanen (!), deren sieben Fürsten dem Ungarnherzoge huldigen; zunächst wird Ostungarn in Kämpfen mit dem Chazarenherzoge Menumoroth („Hengstmoroth") zu Bihar und Siebenbürgen das Gebiet des Fürsten Gelou, wo die „feigsten aller Menschen", Slaven und Wlachen, hausen, erobert; dann trifft den Großherzog der Bulgaren, Salan, Kean's Sohn, den Beherrscher des ganzen Ostungarns, das Loos, Oberungarn bis an die „böhmische Grenze" (!) an der Neitra, wo Zubur, der Vasall des Böhmenherzoges, haust, an die siegreichen Feldherren des immer zechenden und turnierfrohen Arpád einzubüßen. Zubur's Reich wird erobert, er stirbt am Galgen; Salan selbst wird geschlagen und flüchtet nach Belgrad (!). Die Pause benützt man zur Feststellung der Grundverfassung (!). Lelu, Bulsu und Botond

bekriegen da nn nuerdings Griechen und Bulgaren mit Glück. Der Herzog der Bulgaren, Salan's Neffe, unterwirft sich; dann erobern die Magyaren Serbien oder Rascien, wie es die Magyaren zu nennen pflegten, Spalato, Kroatien und Slavonien (!). Dann kommt Glad, der Fürst des Landes zwischen der Marosch und Donau, an die Reihe, zu dessen Bundesgenossen auch Kumanen gehören, und wird an der Temesch vernichtet. Ja, drei tapfere Heerführer wollen nun daran gehen, ganz Makedonien bis an das schwarze Meer zu erobern (!). Da sie jedoch mit ihren Genossen nach der Einnahme von Philippopolis im Griechenlande sitzen bleiben, so werden ihre Nachkommen von den Romänern seither „dumme Magyaren" (Sobamogera!) genannt. Endlich hatte Arpád auch die Donau übersetzt und Ecilburgum, die Stadt Attila's, betreten. Nach einundzwanzigtägiger Rast und Erlustigung mit Essen, Trinken und Turnei läßt Arpád Pannonien (Westungarn) durch den Feldherrn Usubu erobern, der die „römischen Soldaten", welche Bezprem (Veszprim) besetzt halten, rasch schlägt und zur Flucht zwingt. Dann dringt Arpád an die Raab und zur Grenze der „Korontanen an der Mur" vor und bleibt natürlich wieder Sieger. Sein im gleichen Jahre geborener Sohn Zulta (Zoltan) wird mit der gleichalten Tochter des nun völlig bezwungenen Fürsten Menumoroth verlobt. 807 (!) stirbt Herzog Arpád, als dessen Fürstensitz auch die Insel Chepel erscheint. Sein Nachfolger wird Zulta, dessen Feldherren: Lelu (Lehel), Bulcsu und Botond ganz Deutschland und Oberitalien plündernd und siegreich durchziehen, fünf Jahre später aber unter „Kaiser" Konrad (!) durch Verrath unterliegen. Lehel und Bulcsu werden gefangen und sterben am Galgen, doch rächt Lehel seinen Ausgang noch bei Zeiten, indem er sein Heerhorn dem Kaiser so gewaltig an den Kopf wirft, daß dieser davon den Tod findet (!). Botond, der nach andern, von Kéza berichteten Sagen auch die Byzantiner durch seine Tapferkeit und den gewaltigen Wurf seines Streithammers gegen das Stadtthor schreckt, rächt das Ende der Kriegsgenossen durch eine Niederlage der Deutschen. Diese siegen im Sachsenlande nur durch List.

Im Jahre der Geburt des Sohnes und Thronerben Zulta's, Tocsun (Taksony), 931 (!), erbitten sich die Gegner des deutschen Königs Otto die Kriegshülfe der „unüberwindlichen" Ungarn. Diese durchstürmen Deutschland. Otto legt ihnen am Rheine den verderblichen Hinterhalt und bereitet Vielen den Tod. Das rächen die Ungarn blutig und ziehen dann „wohlgemuth" heim (!). Herzog Zulta läßt dann die ungarischen Reichsgrenzen im weitesten Umfange

festsetzen. Zu diesem Reiche gehört auch Siebenbürgen, das der Feldhauptmann Arpád's, Tuhutum, geschenkweise erhielt und seinen Nachkommen Geula (Gyula) dem jüngern vererbte. So wie die Fürsten Bulgariens und Galiziens, so zollt auch der Böhmenherzog Tribut. (!) — Mit der Thronbesteigung Gejsa's, des fünften Herzogs, bricht die jedenfalls nicht abgeschlossene Erzählung des Anonymus ab.

Welch abenteuerliches Chaos von mißhandelter Sage, plumper Erfindung, ohne ein reines Körnchen geschichtlicher Wahrheit! Wie vortheilhaft sticht davon die Erzählung Kéza's ab, der, ohne viel zu klugeln und zu künsteln, die Herkunft der Magyaren aus den joranischen Reichen an den Quellen des Etul (Etel = Don oder Wolga) Bariacia, Dencia, Mogoria (vgl. Dentumoger = Magyarenland am Tangat-Irtisch?), am Gestade des „runden Meeres" (Kaspi-See), berichtet und nur gegen die ehrenrührige Behauptung des Auslands, wonach die Ungarn Sprößlinge scythischer Weiber und Dämonen seien, gelegentliche Abwehr versucht. Auch Kéza berichtet Sagenhaftes von der Eroberung des Karpathenlandes durch Almos, den Sohn Elads (bei Anonymus ist es Ugek); er läßt sie gleichfalls im nordlichen Ungarn beginnen, aber dann sein Volk im „Waldland" (Siebenbürgen) die Heerden weiden, und von da aus Kunde von der Güte des Donauwassers und Donaubodens erhalten, dessen Eroberung bald in's Werk gesetzt wird.

Diese Form der Sage, welche mit Varianten bei Heinrich von Muglen, in der von Thuróczy aufgenommenen Chronik d. J. 1358, ferner in der sogenannten Preßburger und Ofener Chronik, sich findet, handelt dann in echt epischer Weise von dem Kampfe der Ungarn mit dem Herrscher dieses preiswürdigen Landes, mit Herzog Sventopluk, dessen Namen offenbar der Historiker in die Sage stellte, um damit auf den historischen Swatopluk, den Beherrscher Großmährens, oder dessen gleichnamigen Sohn anzuspielen.

Dieser Einwanderungssage, welche der volksthümlichen Ueberlieferung in Wort und Lied jedenfalls näher steht, als der aufgebauschte Tendenzroman des Anonymus, wurden eine Gelehrtenfabel von Attila als Vorfahren Arpád's und seinen Kämpfen mit den Römern und Elemente der Nibelungensage beigeflochten, die hier nicht weiter in Betracht kommen. So erklärt sich der zweimalige Auszug der Ungarn aus Scythien, einmal als Hunnen, das zweite Mal als Ungarn.

Wir haben nun sattsam Geschichte, Sage und Erfindung über die Jugendzeit des Magyarenvolkes und seine Seßhaftwerdung im

Karpathenlande in's Verhör genommen und wollen versuchen, auf Grund bewährter geschichtlicher Zeugnisse, sagenhafter Andeutungen und berechtigter Wahrscheinlichkeitsgründe eine Skizze des Sachverhalts zu entwerfen.

Die Magyaren, als Glied der uralisch-finnischen Völkergruppe, bilden als Angehörige des Chazarenreiches noch keine nationale Einheit. Die Sieben-Zahl der Stämme ist wahrscheinlich, da darin die Volkssage mit der byzantinischen Geschichtserzählung zusammentrifft. Ob wir uns einen, oder, wie Andere die Stelle bei Konstantinos deuten, drei Kabarenstämme mit den Magyaren vereinigt denken sollen, ist noch nicht klar gestellt. Die Ueberlieferung bei Kéza und in den anderen Sammelchroniken von der Gliederung der sieben Stämme in 108 Geschlechter (tribus, generationes) mit je 2000 streitbaren Männern oder 30,857 Kriegern auf jedes Stammheer gestattet keine genaue Abschätzung der Stärke des Gesammtvolkes. Der Umstand jedoch, daß diese vage Tradition von 216,000 Mann spricht, welche aus Scythien aufbrachen, die geschichtliche Nachricht, daß die Magyaren den Petschenegen nicht gewachsen waren und mehr als ein Jahrzehnt verstrich, bevor es ihnen gelang, das großmährische Reich zu vernichten, alles dies läßt annehmen, die Gesammtstärke des eingewanderten Magyarenvolkes habe kaum mehr als eine halbe Million Köpfe zählen können, möge man sie noch so hoch veranschlagen. Wie stark der eine, oder wie, Andere wollen, die drei verbündeten Kabarenstämme waren, läßt sich nicht genauer abschätzen, doch kann nicht an mehr als höchstens 200,000 Köpfe gedacht werden. Im Ganzen gäbe dies beiläufig 800,000 Menschen. Diese Einwanderung fand, der Hauptsache nach, am Nordufer der untern Donau und westwärts in der Theiß und Donau-Niederung statt. Dadurch erklärt sich der stoßweise Angriff der Magyaren auf das Großmährerreich in Pannonien und Westungarn. Die Jahrbücher gedenken seiner zunächst um 892. Es würde dies mit dem Zeitpunkte zusammengrenzen, in welchem Atelkuzu von den Petschenegen überfallen wurde. Neben dem Hauptstrome der Magyaren-Invasion von Südosten nach Nordwesten müssen wir jedoch an spätere Zuzüge jener Volkstheile denken, welche den Krieg gegen die Bulgaren nicht mitmachten und dann vor den wilden Petschenegen das Land Atelkuzu räumten.

Einzelne dieser magyarischen Horden mögen in der That den Weg durch die östlichen Karpathenpässe eingeschlagen haben, wie es vor ihnen die Hunnen und Avaren und nach ihnen die Mongolen thaten, und eines solchen Zuges ungarischer Schaaren mit ihren Zeltwägen an Kiew vorbei gedenkt der russische Chronist

Nestor z. J. 898 (?). Daß damals Ostungarn-Siebenbürgen sarmato-slawische Volksbestände beherbergen mußte, ist aus den Verhältnissen der Völkerwanderung ebenso erklärlich, wie aus den topographischen Bezeichnungen erkennbar. Aber nicht minder nahe legen es die späteren Thatsachen, daß die mächtigen Petschenegen oder Bissenen sich von Atelkuzu aus weiter westwärts, nach Siebenbürgen und in dessen Nachbarschaft ausbreiteten und hier wieder theils zu Waffengenossen, theils zu gefürchteten Nachbarn der Magyaren wurden. Mit ihnen scheinen Kumanenmassen nach Dacien eingedrungen zu sein. Ob unter diesen Kumanen die Chabaren des Konstantinos zu verstehen sind, ist unerweislich, aber auch nicht mehr und nicht minder, als wenn man in den letzteren die Vorfahren der heutigen Palóczen und Székler zu entdecken glaubt. Nach Süden und Osten von Bulgaren und Petschenegen eingeengt, mußten sich die Magyaren veranlaßt fühlen, das seit Swatopluk's Tode zerrüttete Reich der Großmährer anzugreifen.

Die traditionelle Chronologie und Reihenfolge der ersten Arpádenherzoge (Arpád, † 907; Zoltán, † 947; Taksony) ist vollkommen haltlos. Konstantinos nennt vier Söhne Arpád's (Liuntina, Tarkatzes, Jelek, Jutatzes), bezeichnet sie aber um 950 als todt und als Großherrn (Groß-Archon) einen Enkel Arpád's, Phalitzis. Dessen Neffe Toris fällt dann mit dem Vorletzten der traditionellen Herzogsreihe, Taksony, zusammen und von da ab gewinnt man sichern Boden. Monarchische Zustände im Magyarenvolke vor Geisa's und Stephan's I. Tagen annehmen zu wollen, erscheint durchaus unstatthaft. Wie bei allen finnisch-uralischen Stämmen, Avaren, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, haben wir auch bei den Magyaren an eine Oligarchie von Stammhäuptern (Archonten) und eine mehrtheilige Obergewalt in Friedens- und Kriegszeiten zu denken. Konstantinos nennt daher neben dem Großherrn als vornehmste Würdenträger den Gylas und Karchan, ohne daß wir über deren Machtkreis im Klaren sind, und auch Georg, der Mönch, erwähnt einen „Kursanes“ als „Häuptling“ neben Arpád. Ueberdies haftet die magyarische Volkssage mit besonderer Vorliebe an den „Heerfürsten“ (Karchan?) Lehel, Botond und Bulcsu, während sie der sogenannten Großherrscher aus Arpád's Geschlechte wenig achtet.

Von einem Grundvertrage Arpád's mit den Stamm und Geschlechtshäuptern zu Gunsten der arpádischen Monarchie kann ebenso wenig die Rede sein, als von einer Feststellung der Reichsgrenzen Ungarns unter Zeltan. Es ist dies eben so unhistorisch, als

die Angabe des Anonymus, Arpád habe Bulgarien, Dalmatien, Slavonien und Rascien bezwungen. Das sind eben Anschauungen des 13. Jahrhunderts. Selbst die Erstgeburtsfolge ist keineswegs geregelter Brauch der arpádischen Herzogszeit, ja auch die königliche Epoche der Arpáden bis auf Béla III. zeigt, wie das Vorrecht der Brüder die Erbfolge der Söhne kreuzt, wie sehr das Erbrecht, ohne feste Beschränkung, innerhalb des ganzen Fürstengeschlechtes durch Altersvorzug und Beliebtheit bei der Nation zur Geltung gelangt. Es ist Thatsache, daß seit Gejsa, Stephan's I. Vater, durch geraume Zeit Gran (Eſztergom) am wichtigen Donauknie als Herrschersitz der Arpáden erscheint. Ja, eine scharfsinnige Meinung will in Gran die Etzelburg der deutschen Sage erblicken, welcher Name seit dem Falle Grans in der Mongolenzeit (1241) dann auf Ofen übergegangen sei. Abgesehen von dieser Behauptung, erweist jene Thatsache, das nach dem Falle des großmährischen Reiches der Schwerpunkt des altarpádischen Ungarns im Westen gesucht werden muß. Einöden von einer Ausdehnung mehrerer Tagereisen, schreibt Konstantinos, trennen die „Turkia" (Ungarn) vom Gebiete Gyla (vielleicht des Gylas — offenbar identisch mit Gyula oder dem Geula des Anonymus), d. i. Siebenbürgen. Das Alföld im Osten der Theiß wurde erst später ein gleichartiges Stück des Reichsganzen, und Gleiches gilt von Siebenbürgen. Hier und im Reiche Achtum's, zwischen Marosch und Donau, haben wir von Stephan I. von jeder Herrschergewalt der Arpáden abzusehen, und auch dann beschränkt sie sich in Siebenbürgen auf ein Weststück, das sich klarer erst unter K. Ladislaus erkennen läßt.

Weit über dreißig Heerfahrten und Raubzüge der Magyaren nach Westen und Süden verzeichnen die Jahrbücher der Geschichte im Verlaufe von etwa siebzig Jahren; insbesondere häufig waren sie von 905—955. An zwanzig suchten Deutschland heim, auf Italien entfallen sieben, vier auf Frankreich, selbst das entlegene Spanien wurde 942 von dieser Wetterwolke überrascht. 9—10 Kriegsfahrten galten dem byzantinischen Staate, der es auf der andern Seite an Versuchen nicht fehlen ließ, durch Bekehrungen zum Christenthume politische Einflüsse vorzubereiten. Dahin gehört z. B. 950 die Taufe Bulcſu's in Konstantinopel, die des Nähern undeutliche Mission des Griechenmönches Hierotheus nach Siebenbürgen, in's Land des Gyula und die Gründung griechischen Klosterwesens zu Csanád im Reiche Achtum's. Die Niederlage am Lechfelde (955) nöthigt, die Heerstraße nach Deutschland zu meiden, und gleiche Wirkungen für die Heereszüge nach Süden haben die Schlappen der Jahre 968 und 972,

die den Magyaren als Waffengenossen des Russenfürsten Swiätoslaw gegen die Romäer beigebracht wurden. Die überwiegenden Massen des zwischenlebigen Slaventhums, die großen Bestände Gefangener, welche allerweltsher heimgebracht wurden, die regen Beziehungen zu den beiden Hauptstaaten jener Zeit, Deutschland und Byzanz, endlich die Interessen des monarchischen Prinzips in Hinsicht der Wehr- und Nährkraft des Reiches, — sind Thatsachen von weiter Tragweite. Sie erklären einerseits die Entwicklung neuer Culturmomente im Magyarenthum, wie sich dies in der Sprache kundgiebt, andererseits die durchgreifende Zersetzung und Umwandlung des magyarischen Racengepräges, lassen die Anlehnung der jugendlichen Anfänge arpádischer Alleinherrschaft unter Gejsa und Wajk (dann Stephan I. genannt) an Deutschland, die Pflege guter Beziehungen zu Byzanz und die Aufnahme der Staats- und Lebensformen von dort herüber begreifen, erläutern endlich die wachsende Strömung adeliger, bürgerlicher und bäuerlicher „Gäste" in das Karpathenland, abgesehen von der bunten Völkerkarte im Arpádenreiche und dicht an dessen Grenzen.

Mit Taksony (Taxis) schließt die stürmische Jugendzeit des Magyarenvolkes, seine Getheiltheit und unfriedliche Lebensart; mit Gejsa kommt es zum Uebergangsstadium, zur größern Einigung der Nation unter herzoglicher Führung und zu den Anfängen christlicher Civilisation. Noch ist dies alles halber Anlauf. Herzogthum und Häuptlingsgewalt, Christenthum und Heidenthum berühren sich, und das Alte ist noch das Vorherrschende. Gejsa's anekdotenhafter Ausspruch: er sei reich genug, dem Christengotte so gut wie den alten Göttern Opfer zu bringen, kennzeichnet am besten, wie der Nachfolger Taksony's einer großen, durchgreifenden Reform noch fern stand. Aber, daß er den Thronfolger Wajk, Sohn aus Gejsa's erster Ehe, mit Sarolta, Gyula's des ältern Tochter, geb. um 967 (?), taufen ließ, daß seiner zweiten Ehe mit der „schönen" oder „weißen Fürstin" (bela Knegina), wie sie Thietmar, der zeitgenössische Chronist, nennt (nach Allem zu schließen — Adelheit, Tochter des Polenfürsten Miecislaw I., Boleslaw's Chrobry Schwester), später die Vermählung des Thronerben mit der bayerischen Herzogstochter Gisela folgte, mit der Schwester Heinrich's (III.), der dann die sächsische Königsreihe schließt, — daß endlich, wie allseitig bezeugt wird, schon unter Gejsa ein starkes Einströmen fremder Cultur und Volkselemente bemerkbar wird, — alles dies genügt, um dieser Uebergangsepoche ihre volle Bedeutung zu sichern.

Die entscheidende That, die Schöpfung des ungarischen Staates auf neuer Grundlage, fällt dem Sohne Geisa's, Wajk-Stephan I., zu.

Diese Umrisse mögen genügen zur Erkenntniß der ältesten Grundlagen magyarischer Volksgeschichte. An zweiter Stelle möge die engverbundene Rumänenfrage ihre kurze, möglichst unbefangene Würdigung finden; denn es ist von Bedeutung, ob man, nach der einen Anschauung, die Ostromanen Siebenbürgens und Theißungarns in ununterbrochener Seßhaftigkeit den magyarischen Erobern gegenüberstellt, oder, der entgegengesetzten Ansicht zugeneigt, die walachische Bevölkerung dieser Gebiete größtentheils späteren Einwanderungen zuschreiben will. Stellen wir möglichst genau die Gründe der einen und andern Meinung gegenüber. Für die ununterbrochene Seßhaftigkeit der Rumänen läßt sich Folgendes anführen: 1) Die Angabe des Vopiscus, wonach K. Aurelian um 275 nach Chr. Dacien als Römerprovinz aufgelassen und sämmtliche Krieger und Provinzialen auf das rechte Donauufer, nach Mösien (Dacia aureliana) überführt habe, — ist zu vag und generalisirend und darf nicht auf die romanisirte Bauernbevölkerung Daciens bezogen werden. 2) Der Mangel jeder bestimmten Nachricht von einer massenhaften Rückwanderung der Dakoromanen vom rechten auf's linke Donauufer, nach Siebenbürgen und Ostungarn — fällt zu Gunsten ihrer ununterbrochenen Seßhaftigkeit in's Gewicht. 3) Der numerisch so große Volksbestand der heutigen Walachen läßt sich nicht leicht durch spätere Colonistenschübe erklären. 4) Dazu treten einzelne Orts-, Gegend- und Flußnamen, die sich eben nur durch Vermittelung des seßhaft gebliebenen rumänischen Volkes aus der Römerzeit bis in unsere Tage behaupteten (z. B. Ampelum im Flußnamen: Ompoly, Bersovia = Bersawa, Tsierna = Czerna), andererseits die zahlreichen Berg- und Gegendnamen: im südlichen und westlichen Bereiche Siebenbürgens, im angrenzenden Bihargebirge Ostungarns, in Nordsiebenbürgen, in der Marmarosch und Bukowina. 5) Die historischen Thatsachen, denen zufolge 1019 „Wlachen" im ganzen Bulgarenreiche zerstreut lebten, 1164 bereits an der Grenze von Halitsch seßhaft erscheinen und 1167 in großen Massen vom byzantinischen Kaiser gegen Ungarn, von Südosten aus aufgeboten wurden, sprechen lebhaft für die große Volksmasse der Rumänen und mittelbar für ihre Altsässigkeit. 6) Noch mehr Gewicht darf auf die Rumänenwanderung des 14. Jahrhunderts aus der Marmarosch in die Moldau gelegt werden, da wir in jenem Theile Ungarns, der an den Norden des römischen Daciens grenzt, eine altsässige Walachenbevölkerung annehmen müssen. 7) Maßgebend für die ganze Frage ist auch die

Analogisirung der Ostromanen mit den Westromanen oder Ladinern der Alpenländer; der lange Fortbestand einer romanisirten Rhätenbevölkerung in Tirol, Graubündten, Vorarlberg findet dann sein Gegenstück an den dakoromanischen Landleuten Siebenbürgens und Ostungarns. 8) Auch die magyarische Volksüberlieferung, die ihren Ausdruck im Anonymus Belae findet, spricht von den Wlachen des Fürsten Gelou in Siebenbürgen als ältern Ansessen und bezeichnet sie als „Hirten der Römer“.

Gegen diese Argumentation ließe sich aber Folgendes geltend machen: 1) Wenn auch zuzugeben ist, daß der Ausspruch des Fl. Vopiscus nach Art analoger Aussprüche des Alterthums in beschränktem Sinne aufgefaßt werden muß, so trifft dieser beschränkte Sinn dann doch die romanischen Colonisten und Provinzialen, also den Kern der Bevölkerung dakoromanischer Art. Andererseits darf die zurückgebliebene romanisirte Bauernschaft, abgesehen von dem Umstande, daß der Osten und Süden Siebenbürgens überhaupt von römischer Colonisation fast unberührt blieb, durchaus nicht als massenhaft gelten, ebenso wenig — wie, um eine sehr nahe Analogie zu Hülfe zu nehmen, dies in den norischen Landgebieten der Fall war, nachdem Odoaker die römischen Colonisten und Provinzialen nach Italien abzuführen gebot. Hier ging in den Stürmen der Wanderung, namentlich in der eindringenden Slavenwelt, die römische Zinsbauerschaft (die romani tributales) meist spurlos unter. Sollte man durchaus den dakoromanischen Bauern unter den gleichen Verhältnissen ein günstigeres Loos zumuthen wollen? 2) Der Mangel zusammenhängender Nachrichten über eine spätere „Rückwanderung“, oder, richtiger bezeichnet, „Wiederansiedlung“ der Rumänen oder Dakoromanen im Norden der Donau fällt mit dem durchgängigen Mangel alter Zeugnisse von allen Erscheinungen im Völkerleben zusammen, die sich mehr geräuschlos, ohne Schlachtenlärm, vollzogen. Dagegen giebt es urkundliche Zeugnisse späterer Jahrhunderte, welche das Anwachsen walachischer Colonieen auf dem erwähnten Boden bezeugen. 3) Die gegenwärtige Masse rumänischen Volksthums am rechten Donauufer erklärt sich auch zwanglos durch mehrhundertjährige Entwicklung großer Ansiedlungsbestände, starke Familienbildung, welche bekanntlich die sämmtlicher Nachbarn überbietet, und durch Absorption des Slaventhums Siebenbürgens und Ostungarns. 4) Die Zahl der aus der Römerzeit herüberragenden Ortsnamen ist verschwindend klein, und die Erhaltung derselben kann ebenso gut der slavischen im Walachenthum aufgegangenen Anwohnerschaft zugeschrieben werden. Die zahlreichen Berg- und Gegendnamen rumänischer

Art im ganzen Umkreise Siebenbürgens und dessen Nachbarschaft stehen an Masse hinter den slavischen und magyarischen weit zurück, und wo sie dominiren, beweist dies nur, daß die Rumänen als die ersten mittelalterlichen Besiedler der Gebirgswildniß aufzufassen sind. 5) Die oben erwähnten geschichtlichen Thatsachen aus den Jahren 1019—1167 beweisen nur für die Walachenmasse im hinterkarpathischen Lande. 6) Die Rumänenwanderung aus der Marmarosch beweist eben nur die relativ ältere Seßhaftigkeit der Walachen allda, durchaus nicht die Ansässigkeit. 7) Die Analogie mit den Rhätoromanen ist nicht eben zutreffend, denn während in Tirol die romanische Culturgrundlage unverkennbar ist, die agrarischen Verhältnisse, Orts-, Fluß- Gegendnamen, zahlreiche Urkunden u. s. w. eine Fülle maßgebender Spuren der Continuität römischen Lebens bieten, ist dies für Siebenbürgen und Ostungarn durchaus nicht der Fall; denn der Walache tritt im Mittelalter als Hirte, Söldner und kriegerischer Nomade in primitiver Rohheit auf, durchaus uncivilisirt und culturbaar. 8) Was endlich die Angaben des Anonymus betrifft, so darf man nicht vergessen, daß er, durchaus anachronistisch in seiner Geschichtsauffassung, die Völkerzustände seiner Zeit vor Augen hat.

Man sieht, daß sich den Gründen für die Continuität der Rumänenbevölkerung Siebenbürgens und Ostungarns Gegengründe von nicht zu unterschätzendem Gewichte an die Seite stellen lassen. Sollten wir unsern unmaßgeblichen Anschauungen in der ganzen Frage Ausdruck geben, so wären es folgende. Die Auffassung Sulzer's, die in Rösler's Forschungen eine schärfere Fassung gewann, hat das gleiche Verdienst um die Rumänenfrage, wie die Hypothese Fallmereyer's um die Frage des Neuhellenismus. Beide wirkten reinigend und befruchtend und zerstörten eine Menge eingewurzelter Vorurtheile und nationaler Selbsttäuschungen. Beide fanden jedoch in jüngster Zeit beachtenswerthe Gegnerschaften, die sich gegen das Einseitige und rücksichtslos Verallgemeinernde wandten und wieder der ältern Anschauung zum theilweisen Siege verhelfen wollen.

Sicherlich haben wir auch nach der Auflassung Daciens als Römerprovinz an ein Zurückbleiben dakoromanischen Landvolkes zu denken. Aber der Bestand konnte nur ein dünner sein und mußte von der germanischen, sarmatischen und slavischen Wanderung weit entschiedener zersetzt und aufgesogen werden, als dies z. B. in den rhätischen Alpengebieten der Fall war. Daher die bis zur Bedeutungslosigkeit geringen topographischen Anklänge an das Römerthum und der bisherige Mangel jedweder Spur römischer Colonatsverhältnisse

auf diesem Boden. Dagegen entwickelte sich am rechten Donauufer in Mösien und Illyricum ein numerisch starkes illyro- und dako-romanisches Gebirgsvolk, welches erst seit der Gothenbewegung in das Bereich der Völkerwanderung trat. Als dann die Slavenmassen in die Balkanhalbinsel einbrachen, kamen sie mit diesen Romanen in Berührung und scheinen die Bezeichnung Wlach für dieselbe den Germanen, der sie Walaha, Walhe, nannte, abgeborgt zu haben. Es traten jene Mischungsverhältnisse zu Tage, welche die starke Durchdringung dieser illyro-dako-romanischen Sprache, dieses Bauernlateins mit slavischen Worten, begreifen läßt. Zugleich aber sehen wir, daß die Slaven dies romanische Landvolk des Gebirges auf sehr primitiver Culturstufe vorfanden, da die Bezeichnung Wlach, Walach im Slavischen, fortan den Hirten, ja auch den Räuber bezeichnet, und gerade die für Culturzustände maßgebenden Bezeichnungen im Rumänischen aus dem Slavischen herrühren. In Gesellschaft des Slaven lernte der Romäer oder Grieche den Wlachen als beutelustigen Eindringling und Söldner kennen und brauchen; ja er nannte ihn auch so, wie der Slave ihn nannte, Blachos, und unterschied drei Hauptgebiete der Blachen an der untern Donau: Groß-Blachien (thessalisches Hochland), Weiß-Blachien (zwischen Donau und Balkan), Schwarz-Blachien (Maurobłachia, das albanesisch-dalmatinische Küstenland, dem entsprechend Morlakkia). Daß kein byzantinischer Chronograph von einer Blachia auf dem linken Donauufer — in Siebenbürgen und Ostungarn — spricht, ist nicht nur auffallend, sondern nahezu beweiskräftig für die ethnographische Bedeutungslosigkeit der Wlachen im Norden der Donau. Für die Bildung eines rumänischen Volksthums allhier mußten somit große, zeitlich nicht genau bestimmbare Zuwanderungen der Wlachen vom Südufer der Donau maßgebend werden.

Der Untergang des Bulgarenreiches Samuel's (1018), die Petschenegen und Kumanenzüge gegen Byzanz seit 1048, die Vernichtung der Petschenegenmacht durch die Romäer 1122, die Bildung der Kumanenreiche im Süden und Osten der Karpathen, waren Vorgänge, welche Völkerströmungen in verschiedener Richtung wachriefen, die dann noch lange nachwirkten. Dazu tritt das Offenliegen großer Wald- und Weideplätze. So erscheint die urkundliche Angabe vom Walde der „Bissenen und Wlachen" (zum Jahre 1224) in der Nachbarschaft des Burzenlandes bezeichnend genug für die Gemeinschaft dieser weit versprengten Volkselemente. Wir wollen die Reihe dakoromanischer Hirten im Gebirge Siebenbürgens und Ostungarns von der Römerzeit her nicht in Abrede stellen, aber ein

Wlachenvolk unter magyarischer Oberherrschaft wurde nur durch die entscheidenden Einwanderungen von Süden her möglich. So kam es, daß der Magyare den Rumänen gerade so nannte (Olah) wie der Slave und Byzantiner und umgekehrt der eingewanderte Rumäne Siebenbürgen „Ardealu“ hieß, den Landesnamen somit dem Magyaren, seinem älter seßhaften Grundherrn, abborgte. Denn alle Versuche, das Wort nicht von Erdély abzuleiten, mußten bisher Schiffbruch erleiden.

2. Wir haben nun dem schwierigsten Theil der Vorgeschichte des Arpádenreiches Genüge gethan und müssen eilen, das Wesentlichste im Entwicklungsgange dieser Staatsbildung in Schlagworten zusammenzudrängen. Es ist Stephan's I. bedeutende Gestalt, die durch ihr fruchtbares Schaffen einem ganzen Zeitraume Gehalt und Gepräge verleiht. Die Jahre 997—1000 bereiten eine entscheidende Wendung vor. In dem halb sagenhaften Kampfe des Arpáden mit „Kuppa, (Zupan?) dem Sohne des kahlen Zirind,“ spiegelt sich ein gefährlicher Versuch der oligarchischen, dem Heidenthum befreundeten Partei wider die tiefeingreifenden Neuerungen des Sohnes Gejsa's. Stephan's Sieg mit Hülfe der deutschen Gäste, unter Führung des Wenzellin von Wassunburg (?), des Hunt und Pazman (Kunz und Poznan auch geschrieben), welche Letztere nach der Ueberlieferung als Leibwachenführer des Arpáden erscheinen, ist ein Triumph der Monarchie und des Christenthums, und daß sich Vajk-Stephan um die Königskrone an den römischen Stuhl und nicht an Kaiser Otto III. wendet, auf der andern Seite Papst Sylvester die von ihm und dem Kaiser bereits dem Polenfürsten Boleslaw Chrobry zugedachte Krone dem Arpáden zuwendet, — beweist, wie klug Stephan seine Stellung als neuer König erfaßte, um kein Lehenskönig Deutschlands zu werden, — und welchen Werth umgekehrt der Papst dem Zusammengehen Ungarns mit der lateinischen Kirche Byzanz gegenüber beimaß.

Man hat die sylvestrinische Bulle vom J. 1000, dem Geburtsjahre des christlichen Königreiches der Ungarn, später als unecht verwerfen wollen; nach Allem mit Unrecht. Geist und Styl der Bulle, welche Ungarn als „Lehen des heiligen Petrus“ auffaßt, dafür aber dem Ungarnkönige die Vorrechte eines Vertreters des Papstes zuweist, entsprechen ganz der Sachlage. Thatsächlich allerdings betrachtete sich kein Arpáde als Lehensmann Roms und noch weniger wollte die Nation im Papste den Lehensherrn anerkennen.

Die inneren staatlichen Schöpfungen, in denen Stephan's eigentliche Größe wurzelt, gehören auf ein anderes Blatt, wir werden sie

im 11. Buche im Zusammenhange mit späteren Erscheinungen würdigen. Ihr Geist bezeugt eine allseitige Anlehnung an deutsche Staatsformen aber mit Wahrung der Selbständigkeit im Anpassen dieser Formen an sein Volksthum.

Wir dürfen die Grenze des damaligen Ungarnreiches keineswegs geschlossen und so umfangreich wie in Stephan's Schlußjahren denken. Die oberungarische Slowakei war gewiß bis 999 přemyslidisch, sodann bis 1025 piastisch. Siebenbürgen, so weit wir der Sache auf den Grund sehen können, ein von Magyaren theilweise besetztes Land, unter den eigenen Stammfürsten Gyula dem ältern (Gylas, der Devix des Chronisten Thietmar) und dessen Neffen oder Sohne, Gyula dem Jüngern (rex Jula, „König" Gyula in den Hildesh. Annalen, Procui bei Thietmar), Stephan's Zeitgenossen, wurde allerdings 1002 von diesem erobert, der Fürst gefangen genommen und zeitlebens eingesperrt gehalten, „weil er treulos war, kein Christ sein wollte und viel Widerwärtiges dem heiligen Könige Stephan anthat, obschon er von mütterlicher Seite (Sarolta) ihm verwandt war", wie die Legende erzählt. Gyula d. J. hatte mit dem Bissenenfürsten Kean ein Bündniß geschlossen. 1003 bestand der Ungarnkönig mit den Petschenegen im Siebenbürgerlande einen harten Kampf, da Kean in dasselbe eingedrungen war. Die Székler Chronik, ein spätes, dem Anonymus nachgebildetes Machwerk, schreibt insbesondere der Treue und Tapferkeit der Székler, unter ihrem „Rabonban", die Erfolge Stephan's zu. Wir können davon ruhig absehen, aber mit um so größerer Sicherheit behaupten, daß Stephan's Eroberung hauptsächlich nur den Westen des Landes betraf, woselbst der alte Name von Karlsburg — „Gyula-Fehér vár" — an jene Vergangenheit erinnerte, und daß nach Stephan's Ableben Petschenegen und Kumanen vorzugsweise des Landes gewaltig werden mußten. Stephan's I. Erfolg gegen Siebenbürgen war ephemer, und die ihm zugeschriebene Gründung des Bisthums von Siebenbürgen entbehrt jeden Beleges.

Bald darauf muß die Unterwerfung des Fürstengebietes Achtum's angenommen werden. Welchem Volksstamme diese Herrschaft angehörte, bleibt dunkel. Achtum war „nach griechischem Brauche in der Stadt Budin (Widdin) getauft, hatte aber sieben Frauen weil er im Christenglauben nicht ausgebildet war (!)", erzählt das Heiligenleben Gerardo's. Die Bekehrungen die von Byzanz ausgingen, nahmen es mit dem Leben der fürstlichen Täuflinge jedenfalls weit weniger genau, als die Glaubenswerbung Roms. Sollten wir in ihm einen Zinsfürsten Samuel's, des mächtigen Bulgarenherrschers, Stephan's Zeitgenossen,

annehmen dürfen? Die Unterwerfung des Reiches Achtum's war ein bedeutender Gewinn. So grenzte nun Stephan's Staat an's Bulgarenreich, und — als dasselbe 1018 unter Ostroms Streichen zu Grunde ging, an die byzantinische Macht, der auch noch Syrmien angehört; südwestlich an das erstarkende Serbenreich der Nemanjaden und an die Kroatenherrschaft, die auch das einstige Gebiet der pannonischen Slaven mit Sissek als Vororte innehat.

Mit dem Falle Achtum's und der Umwandlung seines Fürstensitzes Csanád zur Königs-Bischofsstadt Ungarns verknüpft die Legende den Namen des bedeutendsten Bischofs und Vertrauten Stephan's, Gerhard oder Gerardo, aus dem Kloster San Giorgio Maggiore in Venedig. Als Pilger nach Jerusalem nahm er den Weg durch Ungarn, wurde zu Fünfkirchen für einen bleibenden Aufenthalt im Lande gewonnen, wurde bald Erzieher des einzigen Sohnes Stephan's, Emerich's, und Bischof von Csanád. Die im Auftrage des Königs für den Thronfolger ausgearbeitete Ermahnungsschrift verbreitet sich über die Tugenden eines tüchtigen Herrschers. Eines sucht sie ihm besonders einzuprägen, die Hochhaltung der „Gäste" oder „Fremdlinge", die am Hofe und im Lande des Vaters so zahlreich Aufnahme fanden, denn sie seien Stützen und Zierden des Thrones. „Ein Reich von Einer Sprache und Einer Nation sei in sich schwach und gebrechlich." So lautet der paradoxe Satz, der die Begünstigung der Fremdlinge in Ungarn rechtfertigen soll. Wer aber die Neuerungen Stephan's, den gewaltigen Umschwung ermißt, dem das Magyarenvolk sich bequemen mußte, und erkennt, daß nur fremde Culturelemente das neue Königthum abendländischer Art in seiner organisatorischen Arbeit fördern konnten, daß es nicht magyarische Bundesgenossen und Werkleute brauchte, begreift leicht, dieser Satz sei in der That von Stephan's Geiste und Regentenmaxime beseelt und sein Sinn der Sachlage vollkommen gemäß.

Die Stellung zu den auswärtigen Mächten läßt sich in folgender Weise kennzeichnen. Mit Byzanz, Serbien und Kroatien scheint Stephan zeitlebens jeden Zusammenstoß vermieden zu haben. Zu dem polnischen Piastenhofe konnte die Stellung Stephan's, so lange sein ländergieriger Schwager Boleslaw Chrobry lebte (†1025), keine freundnachbarliche sein, denn die lechische Macht drückte nordwärts die Entfaltung des Ungarnreiches. Ueberdies stand König Stephan in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Kaiser Heinrich II. von Deutschland, dem Bruder seiner Gemahlin; und dessen Hauptfeind war der Polenfürst. Ohne Zweifel dehnte Stephan

nach Boleslaw's Tode die Grenze Ungarns über die ganze Slowakei bis an die Karpathen aus und es ist durchaus nicht widersinnig, in Verbindung damit eine vorübergehende Occupation Mährens am linken Marchufer zu denken, wie bedenklich auch die bezügliche Quelle erscheinen mag.

Dieser neue Machtaufschwung Ungarns konnte dem Nachfolger Heinrich's II. auf dem deutschen Throne, Konrad II., nicht gleichgültig sein, überdies kam es zu persönlichen Verstimmungen, die bei der rücksichtslosen Art Konrad's II., und namentlich als die wichtige Mittelsperson, Brun, Bischof von Augsburg, starb (1028) zu einem Zusammenstoße Deutschlands und Ungarns führen mußten. Das Vorspiel dazu war die Rückeroberung Mährens durch Bretislaw I., Konrad's II. treuen Vasallen. Der Krieg Stephan's und des Saliers, von diesem verschuldet, war den ungarischen Waffen günstiger. Sie drangen in die Ostmark ein und sollen dem N.-Altaicher Annalisten zufolge Wien erobert haben, wie bereits an anderer Stelle (I. S. 593) angedeutet wurde. Dagegen sei Bretislaw bis Gran vorgedrungen, wenn diese Thatsache nicht richtiger z. J. 1051 gehört. Die päpstliche Vermittlung und Herzog Ernst's Empörung wirkten auf Konrad's Friedensgeneigtheit; der Thronfolger Heinrich III. festigte 1033 den endgiltigen Ausgleich.

1031 verlor Stephan I. seinen einzigen Sohn und Thronerben, Emerich, „den Herzog der Russen oder Ruthenen", wie ihn ausländische Quellen nennen, ein Titel, der schwerlich mit einem Apanagefürstenthum im ruthenischen Ostungarn zusammenhängt. Als Gattin wird uns die Tochter Kresimir's II., des „Königs" der Kroaten, bezeichnet, eine Wahl, die auf Ungarns politische Beziehungen ein bezeichnendes Licht wirft.

Die Zukunft des Thrones erfüllt Stephan mit schwerer Sorge, und der Kampf um denselben wird auf der einen Seite von der Gattin und der Schwester des Königs, Maria, Wittwe des 1026 vertriebenen Dogen Venedigs, Peter Otto Orseolo, — zu Gunsten des Sohnes Peter „des Venetianers"; — auf der andern Seite von der arpádischen Seitenverwandtschaft Stephan's, seinen Vettern Vazul und Ladislaus Kopaß und den drei Söhnen Eines von den Beiden: Andreas, Béla, Levente, geführt. Vorsichtig müssen wir die Anklagen wider die beiden königlichen Frauen, als schuldig des martervollen Todes Vazul's, aufnehmen. Sie athmen den ganzen befangenen Haß der nationalen Partei. Am Hofe Stephan's bekriegten sich erbitterte Widersacher, er selbst, immer mehr für den Neffen Peter gewonnen, sollte als Opfer einer Verschwörung der nationalen Partei

fallen. Die Flucht der drei Arpáden, Andreas, Béla, Levente, nach Polen hing sicherlich damit zusammen. Der König entging der Ermordung, aber er sah sein ganzes Familienwesen zerrüttet, eine starke Partei der Thronfolge Peter's abgeneigt und schied unter diesen trüben Eindrücken (1038, 15. August) aus dem Leben.

---

3. Deutschland und Ungarn. 1039—1077. 4. Ladislaus und Koloman. 1077—1114. Die Erwerbung Kroatiens-Dalmatiens.

Literatur: 3. Außer den allgemeinern und zu 1. 2. cit. Arbeiten: Strehlke, De Heinrici III. imperatoris bellis ungaricis [eigentlich bearbeitet ist nur der Theil bis 1044: De bellis ab Heinrico III. contra Petrum Ovonemque Ungariae reges gestis (1856)]; J. G. Meyndt, Beiträge zur Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, 1058—1056 ... (1870): M. Büdinger, Ein Buch ungarischer Geschichte, 1058—1100 (1866). — 4. Kroatien-Dalmatien: De juribus municipalibus et statutis Regnorum Dalmatiae Croatiae et Slavoniae. (1830) Zagrabiae; Dümmler, im 20. Bd. der Sitzungsb. d. Wiener Ak. d. W., hist. ph. S. (1856); Kukuljevič, Jura regni Croatiae Dalmatiae et Slavoniae (1862) 3. Bde. (I. Bd.); Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium; h. v. d. Agramer Akad., red. v. S. Ljubić, (dem Verfasser eines Handbuches der kroat. Geschichte in kroatischer Sprache und zahlreicher Abhandlungen) I. Bd. (1868); .. Kukuljevič, Diplomatische Sammlung u. s. w. (Diplomaticki sbornik...) I. Thl. (1874); (Vgl. die magyar. Lit. I., S. 470.); O. Kohlschütter, Venedig unter dem Herzog Peter II. Orseolo, 991—1009, Gött. Diss. (1868); Gfroerer, Byzantinische Geschichten, herausg. v. J. Weiß, I. Bd. (1873) Venedig-Byzanz; II. Bd. (1873) Kroaten, Serben, Venedig, Byzanz; III. Bd. (1876) (im Erscheinen); Engel, Geschichte des Freistaates Ragusa (1798); Rački, Kampf der Südslaven um die staatliche Unabhängigkeit im 11. Jahrhundert (kroat. Abh. im Rad der Agramer Akad., 30. 31. Heft 1875).

3. Die Zeit von 1039—1077 in der Geschichte des Arpádenreiches dreht sich vorzugsweise um Ein politisches Außenverhältniß, das zu Deutschland. Die Thronfolge Peter's, des „Fremdlings" in den Augen der nationalen Partei, eröffnet ein bewegtes Geschichtsleben Ungarns. Ein üppiger, leutseliger, freigebiger Mann, glaubte Peter den Groll der nationalen Partei durch weitgehendste Begünstigungen der „Ausländer," Italiäner und Deutschen — und Bildung einer starken Fremdenpartei als Stütze des Thrones — am erfolgreichsten lähmen zu können. Dies macht ihn doppelt verhaßt, und dieser Haß spiegelt sich in den Chroniken des ungarischen Mittelalters, wenn es heißt: „Welsche (Latini) und Schwaben (Alemanni) verschlangen mit stolzem Auge die Güter des Landes." Seine erste

Entthronung (1041) führt den Verwandten Stephan's (?), Samuel Aba, zur Gewalt im Reiche. Heinrich III. findet nach siegreichen Kampfen Gelegenheit, durch Wiederherstellung des frühern Thrones (1044) Ungarn als deutsches Reichslehen dem „Vasallen" Peter zu übertragen. Die Uebersendung der vergoldeten Lanze nach Rom wurde vom Papstthum als Anerkennung des Grundgedankens der sylvestrinischen Bulle vom Jahre 1000 angesehen. Den thatsächlichen Sinn der Worte deutscher Chronisten: „Heinrich habe die Ungarn auf ihre Bitte mit dem „bayerischen" oder „deutschen" Rechte begabt", können wir nicht befriedigend deuten, aber sie kennzeichnen die hohe Geltung der deutschen Reichsgewalt.

Aber nur eine Spanne Zeit kann dieser unnatürliche Zustand andauern; schon 1046 wird Peter zum zweiten Male gestürzt. Die nationale Partei hatte die drei Neffen Stephan's, Andreas, Béla und Levente, aus Polen herbeigerufen, und die Führer des Heidenthums hoffen den verhaßten fremden Glauben mit Einem Schlage ausrotten zu können. Andreas' I. Thronbesteigung sichert das hart bedrängte Christenthum in seinem Bestande, ohne daß wir auf das angebliche Religionsdecret von 1048 ein besonderes Gewicht zu legen brauchen. Der neue König wünscht den Ausgleich mit Heinrich III. Dieser ist aber unmöglich, da der deutsche König an der Lehnshoheit über Ungarn festhält, dieses hinwieder einem nationalen, selbständigen Königthum zustrebt. Die Geschichte der Kriege Heinrich's III. wider Andreas' I., Kämpfe, welche die nationale Epik des Magyarenvolkes mit Sagen reichlich bedachte, mit Sagen von der Tapferkeit Béla's und Zotmund's, von den Niederlagen der Deutschen, deren Sammtgewänder und Schilde Bergen gleich aufgethürmt waren (Bársonyhegy, Vérteshegy), zeigen in ihrem Verlaufe (1050, 1051, 1052, 1053, 1054), daß die Kriegstüchtigkeit der Deutschen an der wachsenden nationalen Widerstandskraft und Bodenschwierigkeit Ungarns ebenso, wie an der Ungunst der Elemente scheitern mußte, und die Sachlage im Reiche mußte das ihrige beitragen, um Heinrich III. zum endlichen Aufgeben eines unhaltbaren Hoheitstitels zu bestimmen.

An die Stelle des langen Kampfes tritt der Ausgleich; der Salier und Arpádenhof verschwägern sich. Zwei Jahre nach Heinrich's III. Tod († 1056), gewahrt K. Andreas I. im engsten Anschluß an Deutschland den einzigen Rettungsanker für sein wichtigstes Lebenswerk, die Thronfolge seines jüngst geborenen Sohnes Salomo. Jedenfalls widersprach sie dem Volksbrauche und dem darauf fußenden Erbrechte des nächst ältern Bruders Béla. Dieser flieht zu dem verwandten Polenkönige und sucht an diesem einen

auswärtigen Bundesgenossen, während Andreas I. mit der Regentschaft Heinrich's IV., mit dem Böhmenherzoge Spitignew und dem byzantinischen Herrscher Isaak Comnenos in Einungen tritt. Die Schlacht von 1061 entscheidet aber für Béla I. — Andreas verliert Thron und Leben, das deutsche Hülfsheer, das nach Ungarn einbricht, vermag Béla's Thron nicht umzustoßen, und Salomo, Heinrich's IV. Schwager, harrt, im Besitze der Reichsinsignien, am Hofe des Babenbergers Einst — besserer Tage. Das kurze Regiment Béla's I. (1061—1063) ist von maßgebender Wichtigkeit für die Festigung der monarchischen Gewalt. Wieder hatte die heidnische Reactionspartei auf einen ausgiebigen Sieg gehofft. Dadurch, daß Béla diese Partei in Sicherheit wiegt und ihre lärmenden Chorführer zu Stuhlweißenburg plötzlich niederhauen läßt, schafft er sich die gefährlichen Umsturzmänner vom Halse. Seine Verschwägerungen mit Kärnten, Kroatien, mit den Přemysliden zeigen, wie weit seine dynastischen Beziehungen reichten.

Béla's I. plötzlicher Tod — durch den Einsturz der Zimmerdecke verursacht — scheint von der Legitimistenpartei zu Gunsten Salomo's verwerthet worden zu sein. Dies und Heinrich's IV. Kriegshülfe führte den vierzehnjährigen Salomo auf den Thron, die drei Söhne Béla's I., Geisa, Ladislaus, Lampert, mußten ihm weichen. Vorläufig hatten die Legitimisten und die deutsche Hofpartei das Heft in den Händen. Der bereits unter Andreas I. am Hofe vielgewaltige Vid (Veit), Sohn eines deutschen Gastes (Guthkeled nach der Ueberlieferung), Graf Ernei (Hermann), Bischof Frank und Markward der Eppensteiner sind die vertrauten Rathgeber des jungen Königs; die drei Söhne Béla's I. begeben sich grollend nach Polen, zu ihren Gunsten erhebt die nationale Partei ihr Haupt; sie kehren zurück mit polnischer Hülfe und bringen den königlichen Vetter in arges Gedränge. Die Bischöfe vermitteln den Frieden (1065), den Vettern des Königs wird ein Reichsdrittheil eingeräumt, Geisa spielt die Rolle des obersten Feldhauptmanns. Er und Ladislaus erwerben im Kampfe gegen die von den Russen bedrängten Polowzer oder Kumanen, und um Belgrad wider die Byzantiner, in den Tagen des Romanos Diogenes, Kriegsruhm und Volksgunst. Nicht ohne Grund arbeitet der wieder zum Einfluß gelangte Vid auf den Sturz der gefährlichen Nebenbuhler des Königthums los. Schon 1073 giebt es keine andere Entscheidung, als die mit den Waffen. Der erste Heereszug Geisa's endigte mit einer Schlappe. Dafür gewinnt er 1074 die entscheidende Schlacht bei Mogyorod. Salomo hält sich noch eine Zeit lang in Wieselburg und bietet Alles auf, um

die Kriegshülfe seines Schwagers zu erlangen und ist bereit, die Lehenshoheit des deutschen Reiches um diesen Preis anzuerkennen. Dem entgegen erläßt P. Gregor VII. sein abmahnendes Schreiben an Salomo. Er solle sich nicht den Deutschen unterthänig machen, Kaiser Heinrich III. habe Ungarn zu Ehren des heiligen Petrus unterwofen — Ungarn sei „Eigenthum" der römischen Kirche. Diesen Standpunkt will der gewaltige Papst auch wider Gejsa I. geltend machen, der sich gegen den Einbruch Heinrich IV. an die Waag (1075) zu behaupten verstand. Beide Sendschreiben betonen, Gejsa möge das Reich als Lehen des römischen Stuhles betrachten. Seine Weigerung auf diesen Standpunkt einzugehen, die daraus hervorgehende Spannung mit Rom und die Verbindung Gejsa's mit der byzantinischen Prinzessin Sinadene, Tochter des K. Nikephoros Batoniates (1078—1081), fördern einen innigern Anschluß an Byzanz, von dessen Staatskunst angestrebt. König Michael VII., Parapinakes, (1071—1078) sendet dem „Kral von Turkien" (K. Ungarns) jenes Diadem mit den Bildnissen Michael's VII., Constantin's VIII. und Gejsa's, das, mit dem ursprünglichen, (römischen) Kronreife verbunden, die zweitheilige Reichskrone seither darstellt. Es war dies ein immerwährender Zug byzantinischer Staatskunst, durch solche Auszeichnungen (Kamelaunika) eine verdeckte Oberhoheit Ungarn gegenüber in Scene zu setzen.

Gejsa's I. Tod (1077, 24. April) bringt seinen bedeutenden Bruder Ladislaus auf den Thron; die jugendlichen Neffen, Gejsa's Söhne, Koloman und Almos, müssen dem Oheime nachstehen. Mit Ladislaus' (1077, † 1095) Thronfolge erlangt das nationale von Deutschlands Einflüsse durchaus unbeirrte Königthum seine eigentliche Begründung.

4. Auch dem neuen Könige gegenüber schien das Papstthum seine oberlehnsherrlichen Forderungen geltend machen zu wollen. K. Ladislaus wies sie jedoch entschieden zurück und schließlich war Rom eifrig bemüht, sich der Gunst des sonst streng kirchlich gesinnten Königs zu versichern. Eigenthümlich sind die Ergebnisse des Jahres 1083. Zwei Mal (1076, 1081) hatte Salomo den vergeblichen Versuch erneuert, sich des Thrones zu bemächtigen. Es war mißglückt; Ladislaus nahm den Wortbrüchigen gefangen. Da bereitet die Heiligsprechung Stephan's I. und seines Sohnes Emerich den Bischöfen die geschickte Gelegenheit, Salomo's Begnadigung durchzusetzen. Nur in Folge deren kann die rechte Hand des heiligen Königs Stephan gehoben und beigesetzt werden; der fromme Betrug verschafft dem Eingekerkerten die Freiheit. Aber schlecht lohnte der Haß- und Ruhelose diese Wohlthat, schon 1084 flüchtet er aus dem

Lande nach Regensburg, dann schlägt er sich zu den Petschenegen, die sich (1085—1091) wiederholt auf das byzantinische Reich und (1086) auf Ungarn verheerend stürzen. Ob er in der Schlacht fiel, ob er — weltverschollen — das Leben eines Einsiedlers und Büßers noch lange Jahre führte und als solcher auf einer adriatischen Insel (Pago?) starb, — sind schwer erweisliche Dinge.

Das Thatenleben Ladislaus ist reich an Beziehungen nach außen, zu Polen, Böhmen, zum deutschen Reiche, in welchem der Investiturstreit tobte; auch mit den Vorbereitungen des ersten großen Kreuzzuges berührt sich noch der Lebensabend Ladislaus'. Und nicht wenig geschieht für die strenggesetzliche Ordnung im Reiche, für den Schutz des Christenglaubens, der noch immer an der Oberfläche des Volksthums äußerst locker haftet und in den entlegenen Reichstheilen erst langsam vordringt. Man denke nur an Ostungarn und Siebenbürgen, das erst wieder seit Ladislaus in ein festeres Besitzverhältniß zur Krone gebracht wird. Der Schwerpunkt fällt jedoch auf die Erwerbung Croatiens. Und zu all dem tritt die Volksthümlichkeit dieses Herrschers Ungarns, die sich in zahlreichen legendenartigen Lebenszügen des „heiligen Ladislaus" kundgiebt. In dieser Beziehung steht er Stephan, dem „Vorkönige" — dem protorex Hungariae —, nahezu ebenbürtig.

Die Thronfolge Koloman's (1095—1114) ist noch immer ein unaufgehellter Punkt. Allerdings darf man den wahrhaft bedeutenden König nicht als die Zerrgestalt denken, wie sie uns von den ungarischen Sammelchroniken späterer Zeit, den geistlichen Freunden des „frommkirchlichen" Almus, dargestellt wird. Der neue König war sicherlich kein solcher physischer Jammermensch, wie er uns da gezeichnet erscheint: säbelbeinig, höckerig, hinkend, schielend und stammelnd, oder ein moralisches Ungethüm, das „allerdings klug und schlau", sein Bisthum im Stiche ließ, um den eigentlichen Thronfolger bei Seite zu schieben. Auch die Erklärung seines Beinamens „Könyves" (Bücherfreund) aus geistlicher Lesepraxis befriedigt uns nicht sonderlich. Aber Eines scheint unleugbar, daß Koloman unter außerordentlichen Verhältnissen zum Throne gelangte, und wir finden keinen Grund, die Ueberlieferung, Almos sei zum Thronfolger, Koloman zum Erlauer Bischofe bestimmt worden, habe sich aber durch Flucht nach Polen dieser Zwangverfügung des Oheims entzogen und nach dessen Tode Gelegenheit gefunden, auf den Thron zu gelangen, — ohne entschiedenen Gegenbeweis über Bord zu werfen. Ja, eine zweite Anschauung läßt den sterbenden König sich mit dem Neffen versöhnen und in dessen Thronfolge willigen, und dies scheint noch

glaubwürdiger, da wir von einer gewaltsamen Krise nach Ladislaus' Tode, von einer Verdrängung des jüngern Almos nichts hören, überdies der Letztere zur Zeit der Regierungsanfänge Koloman's als Statthalter Croatiens erscheint, was er noch bei Lebzeiten K. Ladislaus' geworden war.

Koloman ist in doppelter Richtung eine Herrschergestalt von unvergänglicher Bedeutung. Er gilt mit Recht als Wiederhersteller der vielfach erschütterten Staatsverfassung Stephan's I.; seine Gesetze, wie unvollkommen sie auch uns überliefert sind, spiegeln den weiten Blick und die Thatkraft eines vielerfahrenen Herrschers, aber auch seinen milden, erleuchteten Sinn. Nach außen aber, soweit ihm die vier Thronkriege mit dem unzufriedenen Almos Muße gewähren, wehrt er umsichtig die Machtstellung des Arpádenreiches; so Deutschland gegenüber in den Tagen Heinrich's V. (insbesondere um 1108), so Angesichts Rußlands, als Bundesgenosse und Schwiegersohn des Kiewer Großfürsten Swiatapolk (seit 1104), vor Allem aber Auge in Auge mit Byzanz und Venedig in der croato-dalmatinischen Frage.

Die wichtigste Thatsache für das Reichsleben Ungarns bildet die Anbahnung der Arpádenherrschaft im Binnen- und Küstenlande Croatiens (Dalmatiens). Wir haben an anderer Stelle (I. 352—365) der territorialen Entwicklung des croato-dalmatinischen Landes und der wichtigsten historischen Momente in dieser Richtung gedacht. Es bleibt Aufgabe der folgenden Zeilen, die wesentlichen Epochen der croato-serbischen Geschichte auf dem Boden zwischen der Arsia und den Bocche di Cattaro bis zum entscheidenden Eingreifen der Arpádenpolitik in Schlagworten zu zeichnen. Seit dem Augenblicke, daß der croato-serbische Doppelstamm Herr des ganzen Binnenlandes, einzelner Küstenstriche und allgemach der gesammten Inselwelt wurde, folgten die Geschicke Croatien-Dalmatiens einem doppelten Impulse, dem der byzantinischen Kaisergewalt, welche ihre Herrschaft über die romanischen Küstenstädte: Zara, Trau, Spalato und Ragusa und die Inseln Veglia, Arbe, Cherso, Lussin festzuhalten bemüht war und alle Künste aufbot, um die Croato-Serben unter eine politisch-kirchliche Oberhoheit zu bringen, — und andererseits dem der croato-serbischen Fürstenmacht, die in zwei Herrschaftsgebiete zerfiel. Das eine können wir das eigentlich Croatische zwischen der Cettina im Süden, der Kulpa und Save im Norden nennen, mit Einschluß des Zwischenstromlandes der Sau und Drau, dem mittelalterlichen Slawonien; sein Schwerpunkt ruhte im heutigen dalmatinisch-bosnischen Hinterlande. Das

andere Herrschaftsgebiet war das serbische, im Süden der Czettina, beziehungsweise Kerka, bis zum See von Skodra und landeinwärts von der Herzegowina (damals Zachlumien) in das eigentliche Serbien hinein. Wir unterscheiden da vom 9. in's 10. Jahrhundert mehrere serbische Herrschaftsgebiete: das der Narentaner, einen gefürchteten Piratenstaat, Tribunien oder Trawunien um das heutige Trebinje, die Herrschaft Zeta oder Dioklitia am See von Skodra, Zachlumien und das eigentliche Serbien. Auch die Czernagora tritt schon im 10.—11. Jahrhunderte als ein Kampfgebiet auf.

Früher als im Serbenvolke, wo allerdings im 10. Jahrhunderte von den Nemanjaden der Anlauf zur königlichen Gewalt versucht wurde, bei dem Ueberwiegen des bulgarischen Großstaates aber eine unbehinderte Machtentwicklung erst dann vor sich gehen konnte, als jener Großstaat seinen Untergang fand (1018), war die Einigung des Croatenstammes zu einem staatlichen Ganzen möglich geworden, und wir werden mit der Annahme keinen Fehlgriff machen, daß bis in's 10. Jahrhundert Küstenserbien oder der Narentanerstaat im weitern Sinne die Oberhoheit des croatischen Großżupans anerkannte.

Die Herrschaft Trpimir's um 850 ist allerdings historisch wenig durchsichtig, aber deutlicher erkennen wir im 10. Jahrhunderte die Grundlagen croatischer Fürstenmacht. Ebenso wenig jedoch, als sich schon für das 9. Jahrhundert die Anläufe dazu verkennen lassen, darf uns die damalige Thatsache entgehen, daß Byzanz Alles aufbot, um das ganze croatische Dalmatien der griechischen Kirche zuzuwenden, und daß somit P. Johann VIII. 879 die sämmtlichen Kirchenvorsteher dieser Gebiete des „getauften Croatiens" aufforderte, wieder dem Stuhle des h. Petrus zuzufallen. So wird das croatische Dalmatien ein Kampfplatz griechischer und römischer Interessen, und wir begreifen, daß die Päpste die Anhänglichkeit der Croatenfürsten durch Verleihung von Auszeichnungen zu fördern sich bemühten.

Die Trpimir, Muncimir, Kresimir, Miroslaw waren eben nur Großżupane oder die Ersten ihres Gleichen, — und doch taucht schon unter Trpimir Begriff und Name vom „Reiche der Croaten" auf; der Schritt zum Königstitel lag nahe genug, und so verlieh P. Johann X. dem Croatenhaupte Tomislaw den Königstitel. Es ist derselbe, der 927—928 einer Synode zu Spalato vorsaß. Sein Zeitgenosse war der Narentanerfürst Michael, dessen Volk seit 870 dem griechischen Kirchenthum angehörte. Auch er findet

sich als „König“ genannt. Jedenfalls bot dies ein Gegengewicht der Croatenmacht.

Aber noch einer auswärtigen Potenz muß gedacht werden, die immer entscheidender in die Geschichte des Küstenlandes und der Inselwelt zwischen dem Quarnero und den Buchten von Cattaro eingreifen sollte, es ist Venedig, — der längst mündig gewordene Schützling Ostroms. Für den Staat des h. Marcus war der Besitz der Ostküste der Adria eine Macht- und Lebensfrage. Dazu kommt die Nothwendigkeit, die gefährlichen Seecroaten, insbesondere aber die Narentaner, die gefürchtetsten Piraten ihrer Zeit, dem venetianischen Handel unschädlicher zu machen. Wiederholt sehen sich die Venetianer zur Zahlung eines Jahrgeldes genöthigt. Unleugbar zeigt sich aber seit der wachsenden Selbständigkeit Küstenserbiens die Croatenmacht im Rückgange. Dies sagt Constantin der Purpurgeborne für die Zeit des 10. Jahrhunderts ausdrücklich. Das konnte von einem energischen Dogen Venedigs benutzt werden, um so mehr, als das romanische Küsten- und Inseldalmatien von den Croato-Serben mannigfache Drangsale zu erleiden hatte.

Ein solcher war Peter II. aus dem mächtigen Hause Orseolo (991—1009), zur Zeit als der croatische Großžupan Dirzislaw herrschte. Schon 996 begannen die Unternehmungen Venedigs. Der Hülferuf Zara's, das i. J. 1000 die Narentaner überfielen, war das Signal zur persönlichen Heerfahrt des tapfern Dogen. Ossero, der Vorort von Cherso und Lussin, Zara, Biograd (Zara vecchia), Trau und Spalato huldigten, und die Narentaner mußten auf den Jahrestribut verzichten. Selbst der Erzbischof von Ragusa huldigte im Namen dieser Stadt. Sonst aber gewahren wir diesen kleinen Seestaat, ein wahres Klein-Venedig an Schlauheit und Lebensenergie, mit Erfolg bemüht, sich jeder Hoheit des Marcuslöwen zu entziehen. So war der Doge „Herzog Dalmatiens“ geworden, und Byzanz mußte sich begnügen, den Schein der Oberhoheit über das romanische Dalmatien gewahrt zu sehen, indem in den dalmatinischen Kirchen der Name des Kaisers vor dem des Herzogs gesprochen und gesungen werden sollte.

Aber es sollte an einem Rückschlage nicht fehlen, da die Croatenfürsten die Herrschaft Venedigs an der Küste nicht dulden konnten. Schon um 1032 gingen die romanischen Städte wieder verloren, da ihnen die venetianische Bevormundung auch nicht sehr behagte. Das Croatenreich nahm seit Kresimir (III.), dem letzten Großžupan und ersten Croatenkönige dieses Namens, den Anlauf zu seiner zweiten und letzten Blüthe. Es sind die Jahre

1052—1074. Kresimir lehnt sich an Rom, wodurch er im Klerus des romanischen Küsten- und Inseldalmatiens eine bessere Stütze findet. Die Urkunde der Kirchenversammlung zu Nona v. J. 1069 nennt ihn „erblichen König Croatiens und Dalmatiens". Ja auch der griechische Statthalter (Katapan) des romanischen Dalmatiens erkannte dies Königthum an, stand ja doch diese ganze Byzantinerherrschaft auf äußerst schwachen Füßen. Seit 1070 erscheint der „Banus" (offenbar Statthalter des Großžupans) Zwonimir als Mitregent. Als eigentlicher Thronfolger Kresimir's galt jedoch Herzog Stephan, der Neffe des Königs.

Der Tod Kresimir's führte auf kurze Zeit den Usurpator Slawizo zur Herrschaft. Aber schnell entledigte sich Zwonimir des Nebenbuhlers und verstand es, sich durch ein förmliches Concordat die Anerkennung, Banner, Schwert, Scepter und Krone von P. Gregor VII. zu verschaffen. Er wird Lehensträger Roms (1076, October) und seine Heirath mit Béla's I. Tochter Helena oder „Lepa", die „Schöne", wie sie die Croaten nannten, beweist, daß er sich, mit Byzanz zerfallen und Venedig mißtrauend, an das aufstrebende Arpádenreich zu lehnen suchte. Als er (1089) ohne Erben starb, gelangte jener Stephan zur kurzen Herrschaft, aber Rom hatte jetzt keine Entscheidung in der Hand; in den romanischen Küstenländern kam Venedig wieder empor, der Doge Vitale Falieri schreibt sich bald „Herzog Dalmatiens und Croatiens" (!), und die Croaten selbst erscheinen in Parteien gespalten. Eine solche Partei, unter Führung der Wittwe Zwonimir's oder Demetrius, wie er sich gleichfalls, und zwar als König immer ausschließlicher, zu schreiben beliebte, ruft ihren Bruder, den Ungarnkönig Ladislaus, herbei. Durch Unterwerfungsverträge brachte der Ungarnkönig die meisten binnenländischen Croatenžupane unter seine Herrschaft. Das Küstenland jenseits der Zermagna blieb aber noch von ungarischer Herrschaft unberührt. Zum Statthalter bestellte Ladislaus den Neffen Almos.

So nahm denn der Ungarnstaat den Anlauf, bis zur Adria vorzudringen. Dies vollendet seine Großmachtstellung in Osteuropa. Um so beunruhigter faßt Ostrom diesen Anlauf in's Auge und beeilt sich, den Schatten seiner Hoheit über das romanische Dalmatien in die Hände Venedigs zu legen, desselben Venedig, das von den Normannen Italiens belästigt, mehr noch als Byzanz die ungarische Nachbarschaft scheelen Auges ansah und schon im Jahre 1076 den Spalatensern, Traguriner und Zoratinern das eidliche Versprechen abnahm, „keine Normänner oder andere Ausländer" aufzu-

nehmen. Jedenfalls ist es charakteristisch, daß, als Kresimir um 1050 die Zaratiner zur Anerkennung seiner Oberhoheit verlocken wollte, Venedig zu einem Kriegszuge Anstalten traf und der Doge von dem byzantischen Kaiser den Titel eines Protospatharius erhielt.

Was K. Ladislaus angebahnt hatte, vollendet Koloman. Bald nach der Bewältigung der zucht- und ordnungslosen Vorderschaaren des ersten Kreuzzuges, der Haufen eines Gottschalk, Volkmar, Walther von Habenichts und Peters von Amiens (bei Semlin), beginnen die Reibungen Koloman's mit Venedig, dessen Doge den allerdings anmaßungsvollen Titel „Herzog von Dalmatien und Croatien" führt. Zunächst suchte Koloman, mit den russischen Angelegenheiten beschäftigt, ein gutes Einvernehmen mit Venedig anzubahnen, da auch der Aufstand der Croaten gegen Almos Vorsicht gebot, und der König, trotz seiner Heirath mit Busilla, Tochter des Normannenherzogs Roger von Sicilien, nicht gleich in die Allianz mit den Normannen gegen Venedig treten wollte, um sich den Weg nach Dalmatien nicht zu erschweren. Er that es erst dann, als die Annexion Dalmatiens im vollen Gange war und Venedig durch den Orient die Hände gebunden hatte.

Die Erwerbung des croatischen Dalmatiens und der romanischen Städte und Inseln vollzieht sich durch Verträge und unter dem Gewichte der Waffen, insbesondere seit 1102, in welchem Jahre Zara, Spalato und Arbe huldigten; aber die griechische und venetianische Partei arbeitete jetzt doppelt gegen den Ungarnkönig und die Verbündeten der Normannen, und so mußten 1105 Zara, Spalato und Trau auf einem neuen Heereszuge zur Anerkennung der ungarischen Hoheit gezwungen werden. Daß es förmliche Kämpfe mit Venedig selbst zu Wasser und zu Lande absetzte, ist unzweifelhaft. Noch 1108 und 1111 finden wir Koloman in diesen Angelegenheiten auf dem Boden Dalmatiens thätig, und wie sehr sich Venedig die Rückeroberung der romanischen Küstenstädte angelegen sein ließ, beweist im Jahre 1112 die Sendung des Patriarchen von Venedig durch den Dogen Ordelafo Falieri an den byzantinischen Kaiser um Kriegshülfe, beweisen auch die neuen Abfallsgelüste Zara's. Koloman hielt jedoch den ganzen Besitz fest, und deshalb schreibt auch der venetianische Chronist Dandolo, „Gott habe Koloman bald darauf in Ungarn sterben lassen zur Strafe seines Vertragsbruches an Venedig". Es bezieht sich dies auf jene erste Uebereinkunft des Ungarnkönigs mit der Republik, worin Koloman dem Dogen von Venedig den Titel Herzog von Croatien und Dalmatien hingeben

ließ und so die schlauen Staatsmänner der Lagunenstadt in täuschende Sicherheit wiegte.

So reichte die ungarische Küstenherrschaft an der östlichen Adria bis zur Narenta. Denn das schlaue Ragusa verstand es mit Glück, zwischen Ungarn, Venedig und Serbien seine republikanische Autonomie meist glücklich im Oberwasser zu halten.

Mit seiner Familie hatte Koloman wenig Glück. Als seine erste Frau, die normännische Busilla, gestorben (1103) (einer der Söhne aus dieser Verbindung reifte zum Thronfolger heran), nahm Koloman die kiew'sche Prinzessin Predslawa zur Gattin. Er verstieß die des Ehebruchs Ueberführte, und sie gebar im Russenlande einen Sohn, Boris, den das Geschick zum unseligen Störer des Reichsfriedens aufsparte. Aber noch ein zweites trübes Ereigniß, ein dunkler Fleck in Koloman's Herrscherleben muß Erwähnung finden. Die vierte Empörung des dreimal begnadigten Almos erregte auf's Tiefste den Groll und die Sorge des Herrschers. Er läßt Almos blenden, aber er geht noch weiter, das gleiche Loos trifft den unmündigen Knaben des Empörers, Béla, „den Blinden", wie er dann in der Reihe der ungarischen Könige heißt (1113).

---

5. Ungarn und Byzanz. 1114—1173. 6. Das Zeitalter der Colonisationen und der goldenen Bulle. 1222. 7. Die Herrschaft Béla's IV. vor und nach dem Mongolensturme. 8. Die letzten Arpáden. 1270—1301.

Literatur. Außer den bereits angeführten Werken: Theiner, Vetera monum. Slavorum meridion., T. I. 1198—1549, Romæ 1863; Ed. de Muralt, Essai de chronographie byzantine 1057—1453 (1871), II. A.' 1057—1261; Die Monogr. über deutsche Reichsgeschichte im staufischen Zeitalter, I. Bd., S. 581; böhm.-mähr. Geschichtschreibung s. II., S. 27; Gesch. d. südslav. Länder I., S. 470; Geschichte des byzant. Reiches s. II. S. 51, b. — Venet. Geschichte von Le Bret, Romanin, Capelletti; Gesch. Polens v. Röepell.

Zur Gesch. der Colonisation Ungarns vgl. die Lit. I. S. 467, 468—469. Teutsch, Gesch. der siebenb. Sachsen, 2. A. (1874); Borchgrave, Essai historique sur les colonies belges, qui s'établirent en Hongrie et Transsylvanie pendent les 11. 12. 13. siècles. Brüssel 1871 (dazu die krit. Bemerk. in den Abh. des Ver. f. siebenb. Landeskunde). — Z. Gesch. des Mongoleneinfalles: Schwammel's Abh. in d. oesterr. Gymnas.-Zeitschr. v. J. 1857; Kukuljević, Kampf der Kroaten mit den Mongolen od. Tartaren (in kroat. Spr.), deutsch bearb. von Vaniček im Progr. des k. k. St. Obergymn. z. Vinkovce. (1864 5 u. 1865 6); v. Kleinmayr, der Mongoleneinfall (Görzer Oberrealschulprogr. 1870); Ueber Stephan (V), Andreas II. Sohn dritter Ehe, und seine Familie (Andreas III., „Venetianer") vgl. die Aufsätze in Századok (1868), S. 593 f. und (1869) S. 378 f.

v. Nyáry; Miller, De jure Andreae III. ad coronam Hungariae. (1782); Prabaška, der Kampf des letzten Arpáden Andreas III. um seine Herrschaft. ... Agramer Gymn.-Progr. (1858). Vgl. auch die Literatur z. deutschösterr. Gesch., insbes. O. Lorenz, deutsche Gesch. im 13. u. 14. Jahrh. (1863. 1867).

5. Es ist ein bewegter Zeitraum, den wir rasch durchmessen wollen. Wir gewahren Ungarn in schweren äußeren und inneren Gefahren hin- und hergeworfen, als gelte es, die Lebensfähigkeit dieses Staates zu erproben. Schon die Ergebnisse der Regierung Koloman's ließen unvermeidliche Zusammenstöße mit den eifersüchtigen Nachbarn, Venedig und Byzanz, besorgen. Unter Stephan II. (1114—1131) beginnt ein erbitterter Kampf um Dalmatien mit der Republik des h. Markus, welche den Tod Koloman's und die Minderjährigkeit des Thronfolgers auszubeuten sich beeilte. Aber die kurzen Triumphe des Dogen Ordelafo Falieri († 1118 vor Zara) und die päpstliche Vermittlung eines fünfjährigen Waffenstillstandes konnten Venedigs Rückeroberungen nicht lange sicher stellen; 1124 bezwingt Stephan II. Spalato, Trau, Biograd und Sebenico wieder und bloß Zara bleibt venetianisch. Der Doge Dom. Michieli entriß aber schon 1125 die ganze Küste neuerdings den Ungarn, da diese in schwere Kämpfe mit Byzanz verwickelt wurden. Es zeigt dies ebenso die gefährliche Zähigkeit der Venetianer, die Arpádenherrschaft aus dem romanischen Dalmatien zu verdrängen, als den Parallelismus der venetianischen und byzantinischen Politik. Die neue Begründung des Kaiserhauses der Komnenen mit K. Alexios (1081—1118) rief eine Ungarn gefahrdrohende Nachbarpolitik in's Leben. Sie äußert sich in der Begünstigung von Prätendentschaften, bewaffneten Einmischungen in die Thronfolge und in Versuchen, die, unter Stephan II. allerdings aggressiven Ungarn von der untern Donau abzusperren. Die Kämpfe von 1123—1130, welche zur Zeit K. Johann's K. (1118-1143) sich vorzugsweise um Belgrad, Branitzowa, Zeugmin und Syrmien (Frankochorion) drehen, böhmische Hülfstruppen an der Save und starke Söldnerheere unter K. Stephan's II. Fahne zeigen, waren nur das Vorspiel ernsterer Verwicklungen. Diese gipfeln in den Tagen K. Manuel's (1143—1180).

Die Kinderlosigkeit und das ausschweifende Leben des kumanenfreundlichen Königs erregten eine tiefgehende Verstimmung, die Verschwörung der Grafen Borsch und Iwan war ein bedenkliches Symptom der Unzufriedenheit mit dem Könige. Sein abenteuerlicher Vorschlag zu Gunsten der Thronfolge des Prätendenten Boris scheitert an dem festen Entschlusse der Legitimisten, für den „blinden" Béla, den Sohn des nach Byzanz entkommenen Almos, einzutreten. Der

König muß sich fügen und so erlebt Ungarn das wunderliche Schauspiel der Königsherrschaft eines Blinden, Béla II. (1131, † 1141), für welchen sein Weib denkt und handelt, die schöne starkmüthige Tochter des Serbenfürsten Urozin (Urosius), Helena. Boris bietet nun die Macht Polens, Boleslaw's III., zur Gewinnung des Ungarnthrones auf, und es kommt zu schweren Kämpfen, die besonders 1133 in Oberungarn toben. Der Bundesgenossenschaft Béla's II., Böhmen, Oesterreich und der Zwischenstellung Kaiser Lothar's gelingt die Sicherung der Herrschaft des blinden Königs.

Unter Béla's II. Erstgebornem, Geisa II. (1141—1161), Gemahle der Tochter des Großfürsten von Kiew, wendet sich Boris an Byzanz, aber ohne Erfolg (1143), sodann an Wladislaw II. von Böhmen, Heinrich Jasomirgott und K. Konrad III. Mit deutschen Söldnern bricht er in Ungarn ein, kann aber Preßburg nicht behaupten. Dagegen bringt Geisa II., mit dem Welfen verbündet (1146, 11. September), dem Markgrafen von Oesterreich eine rächende Niederlage an der Fischa bei. Boris Rolle in Deutschland ist ausgespielt, der Kreuzzug von 1147 lenkt die Dinge in andere Bahn. Auf der Fahrt durch Ungarn sammelt der Babenberger, Otto, Bischof von Freising, die Eindrücke zu seiner einseitigen, aber werthvollen Schilderung des damaligen Ungarns. Bald aber rührt sich Boris in Byzanz von Neuem und nicht ohne Erfolg; denn große Pläne oströmischer Weltherrschaft bewegen Kaiser Manuel's Seele, und eines der ersten Mittel hierzu gewahrt der Byzantiner in der Schwächung Ungarns. So kommt es zu den heftigen Kämpfen Geisa's II. an der untern Donau mit K. Manuel, in Rothrußland mit Wladimir von Halitsch, den Bundesgenossen des Komnenen (1150—1153). Die jüngern Brüder Geisa's II. flüchten als Malcontente nach Byzanz, während Andronikos an dem Hofe des Arpáden Zuflucht und Hülfe sucht. Der Versuch K. Manuel's, den Staufen Friedrich I. als Bundesgenossen in den Kampf wider Geisa II. zu hetzen (1157) bleibt erfolglos. Einen erfreulichen Gegensatz bildet die Friedensarbeit des vielbekriegten Königs, die Colonisation Ungarns und Siebenbürgens, deren wir anderorten bereits gedachten.

Die härtesten Schicksalsprüfungen waren dem jugendlichen Erstgebornen Geisa's II., Stephan III. (1161—1173), aufgespart. Geisa II. hatte sich im Kampfe mit K. Manuel behauptet; sein Tod soll nun Ungarn den Byzantinischen Plänen offen halten. K. Manuel pocht auf seine Macht, und eine Partei Ungarns, welche das Erbrecht Stephan's III. zu Gunsten seiner Ohme Ladislaus (II.) und Stephan (IV.), der Brüder Geisa's II., verwirft. Manuel

tritt für Stephan, den jüngern Prätendenten, ein, den Gatten seiner Nichte, aber ihm kam der ältere, Ladislaus, zuvor. Im August 1162 finden wir diesen Parteikönig gekrönt; doch stirbt er schon den 1. Februar 1163 (1162, 14. Jänner?). Um so entschiedener sucht nun K. Manuel seinen Schützling zu fördern, während die Mehrheit der ungarischen Stände, den Primas Bánfy an der Spitze, entschieden an dem Sohne Gejsa's II., an Stephan III., festhält. Der oströmische Kaiser lenkt bald ein. Er zeigt sich friedlich gesinnt und macht den Vorschlag, Stephan III. solle den nächst jüngern Bruder, Béla (III.), ausliefern. Manuel wolle für seine Erziehung sorgen und ihn mit seiner Tochter Maria verloben. Das Lockende mochte in dem Umstande liegen, daß K. Manuel eines männlichen Erben entbehrte. Vielleicht schwebte ihm auch der ernstliche Gedanke vor, diesen jungen Arpáden völlig zu gräcisiren und zum Thronerben mit der Anwartschaft auf Ungarn, als Vasallenreich des byzantinischen, heranzubilden. Die verdeckte Falle des bestechenden Antrags zeigte sich jedoch in der Forderung des Griechenkaisers, daß seinem Pflegebefohlenen ein Theil der südlichen Reichsgebiete unter byzantinischer Obhut ausgeliefert würde. Offenbar spielt hier die alte Einrichtung mit dem Reichsdrittel eine Rolle, dieselbe, welche K. Manuel auch zu Gunsten der Brüder Gejsa's II. in Vorschlag gebracht haben soll. Der bedrängte junge Ungarnkönig willigt ein, aber alsbald bot sich dem Griechenkaiser die Handhabe zu gefährlichen Angriffskriegen, worin er ein schlaues Spiel versucht, indem er theils die Rechte Béla's, theils die des Prätendenten Stephan zu vertreten vorgiebt. Glücklicherweise starb dieser bald (11 April 1164; nicht 1163). Schon 1164 dringt Manuel bis an die Theiß vor.

Stephan findet an seinem Nachbarn, Heinrich J. von Oesterreich, an Wladislaw II. von Böhmen und an Kiew — Verbündete. Am unangenehmsten war dem Griechenkaiser die Hülfeleistung des Böhmenkönigs, wie seine diplomatischen Unterhandlungen des Jahres 1164 von Požega (Pogazion) aus mit Wladislaw II. verrathen. Der Přemyslide vermittelt endlich, und Stephan III. muß „einen Reichstheil" dem Bruder Béla zugestehen. Zwischen dem böhmischen und byzantinischen Hofe kommt es zu verwandtschaftlichen Verbindungen. Unentschieden tobten die Kämpfe im Jahre 1165 an der untern Donau, vorzugsweise in Syrmien und um Belgrad. Eine furchtbare Allianz sucht K. Manuel wider Ungarn zu bilden; der Staufenkaiser, Friedrich, dem 1164 Stephan III. einen Jahreszins für werkthätige Gönnerschaft zugesagt hatte, solle durch Italien und P. Alexander III. in Athem gehalten werden. Allüberall wirken die Sendboten des Komnenen.

Aber es fruchtet nicht viel, obschon K. Manuel andererseits einen Augenblick (1165) hoffen konnte, durch seinen Verwandten, Heinrich Jasom., Herzog von Oesterreich, Gemahl einer Komnenin, Friedrich Barbarossa selbst von Ungarn abzuziehen und diesem versprechen zu lassen, er wolle sich nicht weiterhin „Kaiser von Neurom" schreiben.

Aber die byzantinischen Ränke in Italien erbitterten den Kaiser, K. Stephan III. beeilte sich, um die Hand der Babenbergerin zu werben; bald fand auch die Vermählung statt (1167). Von den überlegenen Streitkräften des Komnenen bedrängt, hatte sich (1166) der Arpádenkönig Syrmien und Dalmatien, ohnedies schon von Joh. Dukas besetzt, abzutreten entschlossen; doch gleich wieder brachen Kämpfe los (1167). Die Friedensvermittlung der kaiserlichen Bevollmächtigten, des Babenberger Herzogs und des Wittelsbachers, zu Sardika, war ziemlich erfolglos geblieben. Die jetzt erfolgte Heirath Stephan's III. mit Agnes von Oesterreich deuteten die byzantinischen Chronisten dahin, der Babenberger habe den Ungarnkönig bestimmt, seine russische Gemahlin heimzusenden (!) und die Herzogstochter zur Frau zu nehmen. Die Kämpfe mit Byzanz dauern fort. Stephan's III. Heer reißt für kurze Zeit ein Stück der Küste Dalmatiens aus Griechenhand, dagegen schlägt Andronikos Komnenos die Ungarn an der Save (1168).

Die Geburt des Thronerben Ostroms, Alexios Komnenos (I.), des lang ersehnten Sprossen Manuel Komnenos und der „lateinischen" Maria (1169, 10. September) änderte mit einem Schlage die Pläne des Griechenkaisers mit Béla, oder Alexis; — nicht mit der Tochter, sondern mit der Schwägerin des Kaisers wird er vermählt, er gilt ihm nur noch als brauchbarer Prätendent des ungarischen Thrones. Als daher mitten im Kampfe um Reich und Krone 1173, den 3. Mai (?), der junge Ungarnkönig gestorben war, unterstützt Kaiser Manuel alsbald die Thronbewerbung Béla's (III.) und diesem gelingt die Verdrängung der Königswittwe Agnes, deren Knäblein am Hofe des mütterlichen Großvaters bald verscholl, und die Lähmung der Partei, welche für den jüngern Bruder Geisa einzutreten entschlossen war. Lange Jahre blieb dieser Arpáde Gefangener seines Bruders, als Sobêslaw II. von Böhmen den flüchtigen Herzog ausgeliefert hatte (1176).

6. Wir dürfen die byzantinische Erziehung des neuen Königs Béla III. (1173—1196) nicht unterschätzen. Er ward dadurch dem Heimathlande und dem eigenen Volke durchaus entfremdet, mußte als Werkzeug byzantinischer Staatskunst bedenklich und in seiner Rechtgläubigkeit verdächtig erscheinen. Daß er all' diese Schwierig-

leiten überwand und dem in seinem äußern Machtbestande heruntergebrachten Reiche neues Ansehen verschaffte, daß unter ihm der verhängnißvolle Nachbareinfluß Ostroms auf die Geschicke des Arpádenreichs gebrochen erscheint, verleiht der Epoche dieses Königs ein bedeutsames Gepräge und scheidet sie in vortheilhafter Weise von der abgelaufenen und ebenso von der nachfolgenden Herrscherzeit.

So lange sein Pflegevater Manuel Komnenos lebte, scheute Béla III. einen Zusammenstoß mit Byzanz. Als aber nach dem Tode des größten der Komnenen (1182) die furchtbaren Wirren in Constantinopel losbrachen, als deren Urheber der ebenso begabte, als verruchte Andronikos Komnenos gelten muß, fand Béla III. zunächst Anlaß, im Einverständniß mit der Kaiserin Wittwe über Belgrad und Branitzowa herzufallen, um Andronikos in die Enge zu treiben, und, als dies mißlang, gegen ihn als „Mörder" der Kaiserwittwe, seiner Schwägerin, einen Rachekrieg zu unternehmen und an die Rückgewinnung der verlornen Südgrenze, Syrmien und Dalmatien, zu denken, in welchem letztern Lande die Venetianer unter dem Dogen Vitali, seit 1172, als Gegner der Komnenen, Eroberungen der romanischen Städte mit Erfolg versucht hatten.

Nach dem grauenvollen Ende des gestürzten Andronikos (1185) trat Béla III. mit dem neuen Herrscher Isaak II. Angelos auf guten Fuß und wurde sein Schwiegervater. Venedig erfuhr seit 1190, wie entschieden Béla III. seine Besitzrechte in Dalmatien zu wahren entschlossen sei. Der große Kreuzzug von 1189—90 konnte unter solchen Verhältnissen an Béla III. keinen werkthätigen Förderer besitzen.

Der Tod seiner ersten Gattin bahnte eine neue Ehe an mit der französischen Margarethe, Tochter Kaiser Philipp's II. und Wittwe des englischen Thronfolgers Heinrich. Die Thatsache ist nicht belanglos; denn sie zeigt den stets sich erweiternden Kreis arpádischer Verwandtschaften (Béla's III. Thronfolger, Emerich, nahm die Arragonesin Konstanze zur Frau), sodann ist sie deshalb bedeutsam, weil aus Anlaß dieser Verbindung ein Verzeichniß der königlichen Einkünfte Ungarns, das erste Denkmal dieser Art, für den französischen Hof angefertigt wurde.

Ein neues Moment in der Arpádenpolitik ist Béla's III. entschiedener Versuch, zu Gunsten seines zweitgebornen Sohnes Andreas das halitscher Land der ungarischen Oberhoheit zuzuwenden und dem Einflusse Kleinpolens zu entziehen. Es ruhte jedoch kein Segen auf diesen nordkarpathischen Anläufen Ungarns, und der Titel „König

von Halitsch" (rex Galatiae-Galitiae), den bereits Béla III. führt, sollte nur kostspieligen und unfruchtbaren Anstrengungen zum Aushängeschilde dienen, denn weder Kleinpolen noch Kiew wollten es dulden, daß Ungarn die Hand auf Rothrußland lege.

Wir haben in der allgemeinen Inhaltsübersicht von einem „Zeitalter der Colonisation und der goldenen Bulle" gesprochen und möchten darunter vornehmlich die Periode verstanden wissen, welche mit Geisa II. anhob und ihren wichtigen Abschluß in den Tagen Andreas' II. mit dem einschneidenden Staatsgrundgesetze, der goldenen Bulle (1222), und mit dem großen Freiheitsbriefe für die Siebenbürger Sachsen (1224) findet. Obgleich die großartigen Ergebnisse arpádischen Ansiedlungswesens bereits in einem andern Abschnitte (VI. Buch) ihre erschöpfende Würdigung fanden, und andererseits der Inhalt der beiden angeführten Rechtsdenkmäler erst einem spätern (XI.) Buche aufgespart bleibt, sind sie doch durch ihre nachhaltigen Wirkungen maßgebende Thatsachen auch für das äußere Staatsleben Ungarns und darin möge die Rechtfertigung der Ueberschrift dieser Periode gesucht werden. Ein Theil derselben kam bereits in der Epoche des byzantinischen Einflusses mit Rücksicht auf eine andere Reihe von Thatsachen zur Sprache; die wichtige Schlußphase wird von der Regierung Béla's III. und seines erstgebornen Sohnes Emerich eingeleitet. Ersterer gedachten wir bereits, die letztere sei nun kurz gewürdigt.

Emerich's Herrschaft (1196—1204) zeigt eine gutmüthige Regentennatur, schwach, kurzsichtig, nicht ohne den Temperamentsmuth des Augenblicks, im ewigen Kampfe mit dem aufgestachelten Ehrgeize seines jüngern Bruders Andreas II. und einer unzufriedenen Partei, im Zwiespalte eigenständiger Politik und politischer Obedienz gegen den rücksichtslosen Willen Papst Innocenz III. und voll zitternder Sorge für das Geschick des unmündigen Sohnes.

Belehrend ist ein Blick auf Ungarns südliche Nachbarschaft, denn neue staatliche Gestaltungen und politisch-kirchliche Strömungen treten zu Tage. Es sind die letzten Augenblicke des Romäerreiches, das 1204, den 13. April, dem wüthenden Angriffe der „Kreuzfahrer", der Soldknechte Venedigs, erliegt, desselben Venedigs, das sich 1202 zunächst Zara's, des Schlüssels Dalmatiens, zum Hohne Ungarns, bemächtigt und alle Bannflüche Innocenz' III. mit geschäftsmäßiger Unempfindlichkeit abschüttelt. Es beginnt das „lateinische Kaiserthum" am goldenen Horne, den Arpáden im Augenblick nicht willkommen, aber nicht so gefährlich als der frühere Romäerstaat. Seit 1186 begann die Wiederherstellung eines Bul-

garenreiches der Sismaniden zu Trnowo, besonders unter Kalo-Joannes, oder Joannitius (1197—1207), emporstrebend. Das Serbenreich Stephan's Nemanja verfällt unter seinen beiden Söhnen Stephan II. und Vulkan innern Stürmen.

Seit dem 12. Jahrhunderte hatten die Schüler des Gnostikers oder Paulikianers Bogomil (Jeremias), die „Bogomilen" (Babuner) oder „Patarener" (Manichäer) mit ihrem düstern Religionswesen im untern Donaulande immer größere Kreise gezogen, welche westwärts bis nach Südfrankreich ausliefen. Besonders stark wurzelte der Bogomilismus unter den gemüthsernsten Bulgaren, daher man ihn auch „bulgarische Ketzerei" zu nennen beliebte und der Name Bulgare (bougre) zum Schimpfworte der Franzosen wurde. Aber auch in Bosnien oder Rama im weitern Sinne (im engern bildete Rama den südwestlichen Theil), das aus einem serbischen Kneiate oder Banate seit K. Béla II., dem Gatten der serbischen Fürstentochter Helene, ein ungarisches Reichsgebiet, als solches von K. Béla III. wiedergewonnen wurde und dann als ungarisches „Banat Bosnien" erscheint, woselbst damals Ban Kulin seit langen Jahren ziemlich selbständig seines Amtes waltete, gedieh durch dessen Vorliebe das Patarenerthum, während es Stephan Nemanja, der serbische Groß-Zupan (1160—1185), nachdrücklichst verfolgte.

Der römische Stuhl setzte alle Hebel in Bewegung, um in diesen Gebieten der lateinischen Rechtgläubigkeit zum Siege zu verhelfen und das Werk der kirchlichen Union mit Erfolg zu fördern. P. Innocenz III. mußte dabei manchen Täuschungen unterliegen und den politischen Interessen Ungarns empfindliche Störungen bereiten. Ohne Frage erschien in den Augen Serbiens und des wiederauflebenden Bulgarenstaates die Arpádenmacht als eine störende und zersetzende Fremdherrschaft, der man sich entgegenstemmen müsse, während Ungarn dagegen eine naturgemäße Richtung politischer Thätigkeit gerade im weitern Ausbaue seiner Reichshoheit im Süden der Donau erblickte. Daher suchte der Serben-Czar, Stephan Nemanja, die kirchliche Freundschaft Roms und kam dessen Unionsplanen auf dem dalmatischen Provinzialconcile entgegen, deshalb liebäugelte der schlaue Kalo-Joannes mit der Kurie um von ihr den Königstitel und gelegentliche Vertretung dem Arpádenhofe gegenüber zu erlangen (1203).] Auf der andern Seite benutzte Ungarn den Thronstreit in Serbien nach Stephan's (I.) Nemanja Tode, um durch Einsetzung Vulkan's, (der schon seit Januar 1199 als Anhänger des lateinischen Ritus dem Papste gegenüber sich gebehrdete) und durch Beseitigung seines Bruders Stephan (II.) die Oberhoheit in Serbien

oder „Servien", wie man es damals nannte, zur Geltung zu bringen (1202), während sich der hart bedrängte Stephan (II.) an den Papst mit den besten Versprechungen unions-freundlicher Gesinnung klammerte. Diese serbische, die bulgarische und die bosnische Frage, letztere in Hinsicht des Bogomilismus, bilden einen Haugtgegenstand der päpstlichen Correspondenz in den Jahren 1199—1204, und es konnte, wie namentlich den Plänen Kalo-Joannes gegenüber, an Mißverständnissen und Verstimmungen mit König Emerich bei all' dessen Obedienz und Nachgiebigkeit, nicht fehlen.

Sein Bruder und Nachfolger Andreas II. (1205—1235) war nicht aus kernigerem Holze, ja er darf weit unselbständiger und niedriger an Gesinnung genannt werden, im Vergleiche mit seinem Bruder, dem es während seiner kurzen Herrschertage an bedeutenden Anläufen zur Mannesthat ebenso wenig fehlte, als an vornehmer Denkungsart. — Die Seele des Thatenlebens Andreas, zur Zeit, als er sich „Herzog von Croatien, Dalmtaien, Rama und Chelm" schrieb, und drei Mal wider den königlichen Bruder zu den Waffen griff, um den Thron Ungarns an sich zu reißen (1198, 99, 1203), und dann, als er nach Verdrängung des bereits (1204) gekrönten Neffen (Ladislaus) König geworden, die Geschicke des Reiches in eigne Hände nahm, blieb bis zu ihrer Ermordung die hochgemuthe stolze Gertrud, aus dem Hause Andechs-Meran, die Gattin und Rathgeberin des ihr gegenüber willenlosen Arpáden. Durch sie wurde der ungarische Hof der Heerd einer einflußreichen deutschen Partei und seit 1208 insbesondere die Zufluchtsstätte der Brüder der Königin, seitdem die beinzichtigte Mitschuld an der Ermordung des deutschen Königs Philipp die Lebensstellung der beiden Meraner: Ekbert, Bischof's von Bamberg, und Heinrich, des Markgrafen von Istrien, erschüttert hatte.

Am meisten begünstigt erscheint jedoch der jugendliche Berchthold. Ihn überschüttete der königliche Schwager förmlich mit Würden und Einkünften. Es klingt beinahe unglaublich, daß sich Andreas abmühte, den unreifen Jüngling auf den Kolocsaer erzbischöflichen Stuhl zu bringen, was der wohlgeneigte Papst Innocenz III. geschehen ließ, aber schon 1209—1211 selbst bereute, und dies um so mehr, als Berthold den Vorrang des Graner Primates zu bestreiten wagte; daß er ihn zum Obergespane mehrerer Comitate, zum Banus von Slavonien erhob und in den Regentschaftsrath aufnahm, der unter Leitung der Königin in Abwesenheit des Herrschers des Reiches zu walten hatte. Andreas zeigte sich dadurch blind gegen den tiefen politischen Haß der in geistlichen und weltlichen Magnatenkreisen wider das „deutsche Regiment" Gertrud's, ihre

Günstlinge und die Meraner Sippschaft gährte und nur des Augenblickes harrte, um eine gewaltsame Aenderung der Sachlage herbeizuführen. Wer von den Ausschmückungen und handgreiflichen Irrthümern späterer Berichte, z. B. eines Bonfin, absieht, die ungarischen und außerungarischen Quellen unbefangen prüft und vergleicht, die Person der Mörder und Verschworenen, den Gang der Vorfälle und die Haltung des aus Rothrußland herbeieilenden Königs nach der That in's Auge faßt, — kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen: die Ermordung der Königin Gertrude (1213, richtiger als 1214) sei in erster Linie ein politischer, erst in zweiter ein privater Racheakt gewesen und nicht in der Schändung der Gattin des Palatin Benedikt Bor (Bankban) durch einen Bruder der Königin (Berthold), mit deren Wissen (?), sondern in dem verhaßten Regimente der Meranerin liege der Angelpunkt des tragischen Ereignisses.

Schon um 1210 versuchten Unzufriedene, Botschafter über Spalato nach Constantinopel gelangen zu lassen, um mit den Söhnen Geisa's, den Neffen Béla's III., Andreas' II. Vettern, als Thronprätendenten, zu unterhandeln; dies hinderte der Graf von Sebenico, Domaldus, indem er den Sendlingen die Schriften abnahm und jene gefesselt dem Könige überlieferte. Der Vorfall konnte nur den Einfluß der Königin erhöhen, das Mißtrauen ihres Gatten gegen die nationale Partei schärfen. Die verschwenderische Ausstattung der jugendlichen Tochter Elisabeth, Verlobten des Thüringer Landgrafen, wurde auch mit scheelem Auge betrachtet. Die Bestellung des Regentschaftsrathes, Angesichts der neuen Heerfahrt des Königs nach Halitsch schlug dem Fasse den Boden aus; namentlich mußten der Palatin und der Erzbischof Primas Johann die Ausschließung bitter empfinden, als Akt des offenen Mißtrauens. Zu dem allen trat das sittliche Verbrechen Berthold's, ein Motiv blutiger Sühne für die Gegner der Meraner Familie.

Der König zieht über die Karpathen; Alles ist zum Racheakt bereit, der am 28. September 1213 vorfiel. An der Spitze der Verschworenen stehen Graf Peter von Wardein und Banus Simon. Berthold hatte sich nach Kolocsa zurückgezogen. Die Königin wird in Stücke gehauen, Berthold wird später mißhandelt und entweicht dann zum großen Leidwesen des heimkehrenden Königs auch mit den Schätzen der Schwester, 7000 Mark an Werth, in's Ausland. Noch 1218 begegnen wir ihm als Erzbischof von Kolocsa, dann gelangte er als Günstling der Kurie zur Patriarchenwürde von Aquileja.

K. Andreas II. weilte damals zum zweiten Male in Roth-

rußland. Der Tod des kräftigen Fürsten Romanus von Halitsch in der Schlacht bei Zawichost gegen die kleinpolnischen Herzoge (1205, 14. Juni) reizte ihn zum Einschreiten und zur Geltendmachung der ungarischen Mittlerpolitik; seit 1209 mühte sich der König, in der Begründung förmlicher Herrschaft allda gleichen Schritt mit Kleinpolen zu halten. Zu dem polnisch-ungarischen Antagonismus gesellte sich die nachbarliche Eifersucht der russischen Großfürstenthümer. 1212 kam es zur Restauration des Hauses Romanow durch die Erhebung des Daniel Romanowitsch. Die damit neu erregten Wirren, die Eifersucht auf Polen, insbesondere aber die Furcht vor dem Nowgoroder Großfürsten Mstislaw bestimmten Andreas zum neuen Heereszuge (1213) nach Halitsch, woselbst eine Partei für seinen zweitgebornen Sohn Koloman zu gewinnen war. Hand in Hand mit diesen politischen Entwürfen gingen die kirchlichen Unionspläne des Papstthums, das so gerne die nordkarpathischen Länder der römischen Obedienz dauernd zugeführt hätte. Es gelingt, die Eifersucht Kleinpolens und Ungarns zu paralysiren, indem Koloman mit Herzog Leszeks Tochter, Salome, verlobt wird und das jugendliche Paar vom Graner Erzbischofe Johann die „Krönung als König und Königin von Halitsch" empfängt. Aber dies arpádische Nebenreich war von kürzestem Bestande. Polen verständigt sich mit Mstislaw, und die ungarische Herrschaft schmilzt rasch zusammen (1218). Ebenso mußte der neue Versuch des ungarischen Königs, seinen drittgebornen Sohn gleichen Namens mit Mstislaw's Tochter zu vermählen und als Mitgift das Fürstenthum Przemysl und einen großen Theil von Halitsch herauszuschlagen (1220—1226), von höchst unhaltbarem Bestande sein. Der Arpádenhof mußte sich mit rein titularem Besitzrecht auf Halitsch begnügen lernen.

Wir haben im Zusammenhange der rothrussischen Angelegenheiten gedacht und müssen wieder zum Jahre 1213 zurück uns wenden. Die Strafe gegen die Mitschuldigen am Morde der Gattin (den Hauptschuldigen, Peter, Grafen von Wardein, sollen Anhänger der ermordeten Königin gleich nach der Blutthat zusammengehauen haben?) erscheint auffällig zaghaft. Es war eben ein politischer Mord; eine gewaltige Gährung bedrohte den König; er wußte, daß die Unzufriedenen ihn des Thrones entsetzen und den jugendlichen Thronfolger Béla emporbringen wollten. Es fehlte ihm der Muth zum strafen, und die päpstliche Bannbulle vom 6. Jänner 1214 gegen die Frevler entlud sich ohne fühlbaren Eindruck.

Den geist- und prinziplosen König reißt das Verhängniß immer tiefer in Unternehmungen, deren Rückschlag zerrüttend auf die Leistungs-

fähigkeit der Krongewalt wirken mußte. Hand in Hand damit geht eine tolle Freigebigkeit, eine wahre Verschleuderung der Einkünfte und Besitzungen der Krone. Die Heirath mit Jolanthe von Brienne (1216), deren Vater, Peter von Courtenai, Graf von Auxerre, so unklug war, um den lateinischen Kaiserthron zu werben, denselben Thron, für welchen man zunächst seinen Eidam in Aussicht nahm, der unselige Kreuzzug Andreas' II. von Spalato aus (1217–1218), dessen Profit eben nur dem Seckel der Venetianer zu Gute kam, die kostspieligen und bodenlosen Anstrengungen um Halitsch, die anderorten besprochenen Streitigkeiten mit dem deutschen Orden im Burzenlande, das Zerwürfniß mit dem sechzehnjährigen Thronfolger Béla, den seine Gattin, die Tochter des Kaisers von Nicäa, Theodor Laskaris, Marie, aufstachelte, die entsetzliche Finanznoth und Anarchie, welche den Günstlingen des Königs, dem Palatin Nikolaus, dem Hofrichter Dionys und dem besonders verhaßten Reichsschatzmeister Samuel ebenso zur Last gelegt wurde, als dem Uebermuth der Magnaten gegen den Reichsadel oder die Comitatsedelleute und den Klerus, — alles dies mußte eine große Staatskrise zeitigen, ähnlich wie sechs Jahre früher in England unter dem charakterlosen Johann; — es konnte die Mehrheit der Reichsstände, die Reformpartei: Reichsadel und Geistlichkeit, mit dem Thronfolger an der Spitze dem Könige eine Verfassungsurkunde abtrotzen, welche der königlichen Gewalt bestimmte Grenzen absteckt, die Magnatenwillkür, die Oligarchie, beseitigt, die Regierungswirthschaft unter die regelrechte Aufsicht der Reichsvertretung stellt oder den Parlamentarismus verfassungsmäßig einrichtet und dem Bruche der Verfassung durch königliche Willkür das Recht des bewaffneten Widerstands, der Insurrection, entgegensetzt. In der That ein zweischneidiges Recht, das den Reichsfrieden einer bedenklichen Strömung, der politischen Laune, dem unberufenen Parteigeiste, aussetzen konnte, der oft nur verneinen will und nach der Maske des Verfassungsschutzes verlangt. Das alles findet sich in der goldenen Bulle von 1222 verzeichnet, und mit Recht gilt sie als Grundlage der weitern staatlichen Ordnung Ungarns, mochte auch König Andreas II. bemüht sein, die ihm abgerungene Urkunde wieder rückgängig zu machen und der Klerus im Jahre 1231 eine in seinem Sinne „verbesserte" goldene Bulle durchbringen, die an Stelle des Insurrectionsrechtes den Bannfluch des Graner Primas als Schutzwehre der Verfassung stellen sollte. Die Nation im politischen Sinne, der ungarische Reichsadel, hielt nur an dem Verfassungswerke von 1222, an dem Palladium

seiner Freiheit, fest, und Jahrhunderte lang bewahrte die goldene Bulle ihre Geltung.

Das Weitere der Regierung Andreas' II. verläuft in unerquicklichen Angelegenheiten. Die Zerwürfnisse mit dem Thronfolger und Mitregenten mehren sich, der Klerus wird schwierig, der römische Stuhl sendet den Cardinallegaten Jakob von Präneste nach Ungarn, und Andreas II. sieht sich genöthigt, auf der Heimkehr von einem neuen erfolglosen Heereszuge nach Halitsch (1232) „im Bereghher Walde" ein Concordat abzuschließen, das der Kirche Schutz und Freiheiten gewährt und sich mit einzelnen Reformpunkten der goldenen Bulle berührt. Dazu treten 1233—34 nachbarliche Feindseligkeiten mit dem letzten Babenberger, der mit den Unzufriedenen in Verbindungen tritt.

Bereits 60 Jahre alt beging der abermals verwittwete König die Thorheit, eine dritte Ehe mit der jungen Schwester des estensischen Markgrafen Azzo, Beatrix Aldobrandini, abzuschließen (1234, 1. Juli). Nun war das Zerwürfniß in der Familie, der Groll der Söhne früherer Ehe gegen die Stiefmutter, unheilbar. Als 1235 im November Andreas II. aus dem Leben schied, war sein drittes Weib gesegneten Leibes und floh vor dem Hasse der Stiefsöhne in Männerkleidung nach der Heimath. Hier gebar sie den jüngsten Sohn Andeas' II., Stephan, der ein abenteuervolles Leben hinter sich brachte, um 1271 als Prätendent auftaucht und aus der Ehe mit der venetianischen Patrizierstochter Katharina Maurocena (Morosini) einen Sohn empfing, den das Geschick als letzten Arpáden, Andreas III. auf den Thron Ungarns brachte.

Es liegt wenig Erhebendes in dem persönlichen Herrscherwalten Andreas' II., aber ungemein Bedeutungsvolles in den Ergebnissen seiner dreißigjährigen Regierungszeit. Am meisten fesselt den Blick jedoch die mächtige Entfaltung deutschen Ansiedlerwesens. Wie viel auch die Krone gegen ihren eigenen Vortheil sich versündigen mochte, geräuschlos und nachhaltig ging die Culturarbeit ihre Wege weiter. In dem Ansiedlerwesen auf königlichem Grund und Boden bergen Vorrathskammern unerschöpfliche Hülfsmittel der Krone; dort lagen ihre natürlichen Stützen. Als Andreas II., Sohn und Nachfolger Béla's IV., die schwerste Lebensprüfung durchzumachen hatte, als er heimathflüchtig geworden war und in ein zertretenes Reich wiederkehrte, um es aus tiefster Verwüstung zu erheben, war seine nächste Aufgabe, das zäh im allgemeinen Elend ausharrende Colonistenwesen zu festigen und thunlichst zu erweitern als wesentliches Mittel zur Widerherstellung der Reichswohlfahrt.

7. Die lange Herrschaft Béla's IV. (1235—1270) zerfällt in zwei ungleiche Theile. Die kürzere Anfangszeit läßt ein kräftiges Walten zum Vortheile des königlichen Ansehens gewahren. Der unzufriedene Adel muß sich fügen, und auch der römische Stuhl erkennt in der Haltung Béla's zu seinem Verwandten, dem Bulgarencar Johann Asen die selbständige Richtung der Politik des Ungarnkönigs, der von einem Kreuzzuge wider den bogomilenfreundlichen Asen nichts wissen will (1238). Schon um 1232 hatte dieser Arpáde, noch als Mitregent, das Gebiet um Turnu Severinul — Zeurin, Severin, oder die kleine Walachei, bis zur Aluta erobert, und bald finden wir den andern Herrschertiteln noch den „König Bulgariens und Romaniens" (wall.-mold. Gebiet) beigesellt; welcher erstere Titel eben nur die Schutzhoheit, der zweite ein unbestimmtes Maß der Grenzherrschaft bedeutet. Die Erzählung, Béla habe die Stühle der adeligen Herren aus den Hoftagen verbannt, so daß sie stehend die Befehle des Herrschers entgegenzunehmen hatten, charakterisirt den monarchischen Zug der Herrschaft Béla's.

Aber wie aus gewaltiger Wetterwolke die Zerstörung der Saat niederbricht, so ähnlich sollte es den Errungenschaften der ersten Herrscherzeit Béla's ergehen. Was die ungarischen Predigermönche nach ihrer Bekehrungsreise und Entdeckungsfahrt in das Land Jugarien am Atil, nach „Groß-Ungarn", über die wilden Mongolen, die entsetzlichen Welteroberer, berichteten, was der französische Dominikaner Plan du Carpin über diese Unholde in Erfahrung brachte, sollte Ungarn nur allzu bald in verderblichster Weise erproben. Der Vorbote des großen Einfalles war die Flucht polowczischer Kumanenmassen unter ihrem Fürsten Kuthen nach Ungarn (1238). Der König gedachte an ihnen eine entscheidende Hebung der Volks- und Wehrkraft seines Reiches zu gewinnen, — aber der Haß der Magyaren wider diese halb wilden Ankömmlinge, sollte im entscheidenden Augenblicke um so verhängnißvoller werden.

Vier — nach den chinesischen Jahrbüchern fünf — Mongolenheere waren in's Herz der russischen Fürstenthümer eingebrochen. 1240 (6. Dezember) fällt Kiew; bald erscheinen die rothrussischen Fürsten am Hofe des Ungarnkönigs. Palatin Hedervár wird an die nordwestlichen Karpathenpässe zu deren Deckung abgeordnet; Alles bietet Béla IV. auf, um Angesichts der riesigen Gefahr auswärtige Unterstützung zu finden. Es heißt, daß er schließlich dem deutschen Kaiser sogar die Lehensunterthänigkeit Ungarns gegen Verbürgung der Kriegshülfe antrug. Vergebens waren Béla's Nothrufe. Mitte März mußte der Palatin die Vertheidigung der Karpathenpässe gegen

die Hauptmacht der Mongolen aufgeben. Geschlagen flüchtet er gegen Pesth. Dahin richtet sich auch der Vorstoß des Feindes, es kömmt zu den ersten Gefechten und bald zur unseligen Niedermetzlung Kuthens und anderer Kumanenhäupter, die man für Verräther an der Sache Ungarns hält. Die Entscheidung fällt im Osten des Reiches, auf der Pußta Mochi am Sajó; es ist ein blutiger Sieg der Uebermacht, der geschlagene König entkömmt mit Mühe den Verfolgern durch's obere Gebirgsland; sein Bruder Koloman, der Herzog Croatiens-Slavoniens, verläßt mit tödtlichen Wunden die Schlacht (April 1241).

Während dieser Ereignisse hatte auch das Mongolenheer unter Kadan den Weg nach Siebenbürgen durch den Rodnaer Paß eingeschlagen. Die Episode mit den Berghäuern des blühenden Montanortes Rodna unter ihrem Grafen Ariskald, die anfänglich über den Vortrab der Mongolen siegen, dann überfallen, bewältigt und gezwungen werden, mit ihren Aexten dem Feinde die Waldwege zu bahnen, — ist von hervorragendem Interesse. Die Städte Siebenbürgens bilden keine langen Haltpunkte der Mongolen; Kadan eilt, um in das Alföld einzudringen und wie ein Schweißhund die Fährte des flüchtigen Königs zu verfolgen. Béla IV. eilt aus dem Westen des Reiches gegen Süden, 18. Mai 1241 befindet er sich in Agram; dann muß er mit den Seinigen vor den Verfolgern weiter eilen, jene in dem festen Klissa unterbringen und endlich vom Festlande auf die Insel Arbe flüchten. Selbst dahin wollten die Mongolen nach. Aber die Küstenstädte schlugen ihre Angriffe ab. Auch die Croaten hielten sich tapfer, zahlreiche königliche Urkunden verbürgen die Kämpfe mit den schlimmen Gästen, und die Volkssage knüpft diese Erfolge an das sogenannte „Gräberfeld“ (grobnicko polje) an der Küste. Die späteren Gnaden und Schenkungsurkunden Béla's IV. bezeugen am besten, welchen Werth der schwergeprüfte König auf die Treue der Croaten und dalmatinischen Romanen legen mußte. Die Frangepani (Frankopan), Herren von Veglia und Modrusch, schon unter Béla III. in Croatien auftauchend, und die Grafen von Brebir, die Subič, wissen davon zu erzählen. Endlich im Herbste des Jahres 1242 konnte der König seine Zufluchtsstätte verlassen und sein zertretenes Reich besichtigen. Wie es da aussah, schildert das „Lied vom Elende Ungarns“, das carmen miserabile des Großwardeiner Domherrn Rogerius, trotz seiner prosaischen, ungelenken Form, in ergreifendster Weise.

Béla IV. arbeitet mit festem, beharrlichem Muthe an der Wiederaufrichtung Ungarns. Bald kann er nach außen wieder den Einfluß

seines Staates geltend machen, wie oben (VII. B.) zur Erörterung kam. Aber die inneren Reichsverhältnisse geriethen immer mehr in Zerrüttung; besonders als (seit 1262) zwischen dem ältern Sohne, dem Thronfolger und Mitregenten Stephan, und dem jüngern Sprossen, Béla, dem Lieblinge des alten Königs, die Eifersucht beginnt, und jener wiederholt gegen den Vater zu den Waffen greift (1264—1267). Die Adelsmacht konnte bei diesen Wirren nur gewinnen, wie dies die königlichen Zugeständnisse im Reichsgesetze von 1267 bezeugen. Dadurch, daß der alte König, gebeugt durch den Tod seines Lieblingssohnes, vor seinem eigenen Hinscheiden Gattin, Tochter und alle seine Getreuen dem Schutze des Přemysliden Ottokar überwies, verrieth er am deutlichsten die Besorgnisse vor der gewaltthätigen Gesinnung seines Thronfolgers.

8. Die Herrscherzeit der drei letzten Arpáden: Stephan V. (1270—1272), Ladislaus (1272—1290), des Sohnes der Kumanierin Elisabeth, Kuthen's Tochter, und des vorgenannten Königs und Andreas III., des „Venetianers" (1290—1301), des Enkels Andreas' II., wurde bereits in der Geschichte der deutsch-österreichischen Ländergruppe nach verschiedenen Richtungen angezogen. Hier genüge somit ein kurzer Hinweis auf die Hauptmomente der innern Reichsentwicklung. Was sich unter Stephan ankündigt, tritt unter Ladislaus in seiner ganzen Schädlichkeit entwickelt vor Augen; die Macht und der Uebermuth einzelner großer Geschlechter. Unter den schlechtesten Eindrücken wächst Ladislaus auf, und wenn er in einer Urkunde sagt, Kaplyon habe ihn, den Unmündigen, mit der Peitsche gezüchtigt, wenn wir lesen, daß man damals den Hof förmlich in Gefangenschaft hielt (1272), wenn wir dann den tollen Hexensabbath der Regierungswirthschaft des Großjährigen in's Auge fassen, die Geschichte der Ofener Synode, mit allen Erniedrigungen für den König (1279—80), die Gewaltherrschaft an allen Ecken und Enden des Reiches, die Empörung der Kumanen, der gemaßregelten Lieblinge des Königs, die er selbst bekämpfen muß (1282); endlich gar die Freundschaft Ladislaus für die nogaitischen Tartaren (Neugaren) seit 1285—1286, seine Besserungsangelobungen und endlich den Tod des jungen, rohsinnlichen Königs (1290, 10. Juli) von der Hand verschworener Kumanen, oder, wie die Reimchronik Ottokar's will, von dem Messer eines beleidigten Ehemannes, — so können wir uns der widerlichsten Eindrücke nicht erwehren.

Dieses entsittlichte, durchaus ordnungslose Reich sollte Andreas III., noch bei Lebzeiten Ladislaus „Herzog von Slavonien", als Wahlkönig der maßgebenden Partei wieder einrenken. Wir

können dem letzten Arpáden die Anerkennung zielgerechten und entschlossenen Handelns nicht versagen. Aber es mußte theilweise eine Danaidenarbeit werden, indem schon 1291—1292 Karl Martell, der Sohn der Schwester K. Ladislaus V., Maria und Karl's des K. von Neapel, aus dem Hause der Angiovinen, als Prätendent auftrat und besonders im dalmatinisch-kroatischem Lande mächtigen Anhang, so der Brebirs, fand. Als Karl Martell starb (1195), wurde sein Knabe Karl Robert Prätendent und Schützling des energischen Papstes Bonifaz VIII., der ihn als Erben Ungarns erklärte, nicht durch väterliches Recht, sondern durch päpstliche Verleihung! Andreas III. erwehrt sich der Angriffe des römischen Stuhles, die durch Gregor, den Erwählten von Gran, den Nachfolger des dem Könige befreundeten Wladimir (Lodomerius), unausgesetzt versucht werden. Zwei Mal (1198 und 1300) landet der Prätendent in Dalmatien, aber Andreas III. behauptet das Reich, und nur der Tod — Krankheit oder Vergiftung — (1301, 14. Januar) brach die Herrscherthätigkeit des letzten Arpáden. Ungarn treibt in die Strömung neuer Thronkriege, deren wir später gedenken wollen.

Anmerkung. Zum Schlusse dieses Abschnittes sei nur noch bemerkt, daß für die Geschichte sämmtlicher drei Reichsbildungen in dem behandelten Zeitraume Böhmer's Regestenarbeiten und die Geschichtswerke von J. E. Kopp, Geschichte der eidgen. Bünde, oder Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des h. römischen Reiches. I. II. 1. 2. (3 fehlt) Buch 1—4 (5. herausg.. v. Busson) III., 1. 2. (1847—1862), und O. Lorenz, Deutsche Gesch. im 13. u. 14. Jahrh., 1., 2. Bd. (auch theilweise als Monographie über K. Ottokar II. zusammengefaßt) als wichtige Hülfsmittel zu gelten haben.

Achtes Buch.

Alpenländer, Böhmen und Ungarn. 1308—1382.

Literatur.

I. Quellen: a) Gemeindeutsche und österreichische. Die Reimchronik Ottokar's (—1309); Monachus Fürstenveldensis (1273—1326); Johann von Victring (historia ob. liber certarum hist., v. 1309 ab selbständig — 1343); vgl. darüber die Untersuchungen von Böhmer, Zahn, O. Lorenz, Mahrenholz [in den Forsch. z. deutsch. Gesch., XIII. Bd.], Fournier (1875); Johannes Vitoduranus (Winterthur, 1212—1348), A. v. Wyß (1856); Math. Neoburg. (Albertus Argentinensis) — vgl. die Abh. v. Hegel über Albert von Straßburg und Math. v. Neuburg in den Forsch. z. deutsch. Gesch., 10. Bd.; Henricus de Hervordia: liber de rebus memor. — 1355. (A. v. Potthast, 1859); Heinrich, Truchseß von Dissenhoven (Forts. des Ptolem. Lucensis. 1313—1361); Heinrich von Rebdorf (1294—1362); die Annales Austriae (Monum. Germ. XI); die Vita Ludovici IV. und die anderen Quellen in Böhmer's Fontes rer. germ. I., IV. Bd. (letzterer herausg. v. Huber).

b) Böhmen. Chronicon aulae regiae des Peter von Zittau (1253—1338); Chron. Francisci Pragensis; Vita Karoli IV. (Autobiographie); Beneich (Krabice) von Weitmül, die Chroniken des Neplacho, Pulkawa, vgl. Loserth's Untersuch. u. Ausgabe der Königsaaler Geschichtsquellen i. d. Fontes rer. austr., I. A., 8. Bd., 1875.

c) Ungarn. Die Sammelchroniken (wie im vorigen Buche). (Die Chronik des Joh. de Küküllö für die Zeit K. Ludwig's I. im Thuróczy); s. die dalmat. Gesch. Mabius . . .

II. Urkunden u. s. w. Th. Jacob, Codex epistol. Ioanni regis Bohemiae (1841); Lichnowski III. IV.; Fejér VII. VIII.; Böhmer's Kaiserregesten und Additamenta: als Fortsetzung: die Regesten des Kaiserreiches unter Huber's K. Karl IV. (4 Hefte, 1875); J. E. Kopp, Gesch. d. eidgen. Bünde u. s. w. IV. 1. 2., V. 1 (1308—1330). Die speciellere Literatur an Ort und Stelle.

Inhaltsübersicht.

1. Friedrich der Schöne und seine Brüder; die Wahl Heinrich's VII. und die böhmische Frage; der österr. Aufstand. 2. Die Begründung der Luxemburgerherrschaft in Böhmen. 3. Die Behauptung des ungarischen Thrones durch die Angiovinen. 4. Der Thronstreit zwischen Habsburg und Wittelsbach; die Schweizer Frage. 5. Die Erwerbung Kärntens. 6. Albrecht II. und seine Nachbarn. 7. Rudolph IV. und seine Zeit. 8. Die Brüder Rudolph's IV. und die Geschicke Habsburgs bis zur Erwerbung Triests. — 9. K. Johann von Böhmen. 10. Karl IV. und seine Politik. 11. Karl Robert I. von Ungarn. 12. Ludwig I. und Ungarn in der Zeit v. 1342—1382.

1. Friedrich der Schöne und seine Brüder. Die Wahl Heinrich's VII. und die böhmische Frage. Der österr. Aufstand. 2. Die Begründung der Luxemburgerherrschaft in Böhmen.

Literatur: Kurz, Gesch. Oesterreichs unter K. Friedrich d. Sch. (1818); Olenschlager, Erläuterte Staatsgeschichte des röm. Kaiserthums in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. . . . (1755); Heidemann, die Königswahl Heinrich's von Luxemburg i. J. 1308; Forsch. z. deutsch. Gesch., XI. J.; Vgl. s. Abh. z. Gesch. und Politik Peter's von Aspelt, ebds., IX. J.; Barthold, der Römerzug K. Heinrich's von Lützelburg (1830. 1831); Pöhlmann, der Römerzug K. Heinrich's VII. und die Politik der Curie, des H. Anjou und der Welfenliga (Nürnb., 1870); Palacky, Gesch. Böhmens, II. 2; Schlesinger, die Deutschböhmen und die Luxemburger i. d. Mitth. d. V. f. G. d. Deutschen in Böhmen, 6. Jahrg. (1867), vgl. 5. Jahrg.; J. Schötter, Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen (1865); Vgl. die allg. Werke v. Kopp (s. o.), Lichnowski, Gesch. des Hauses Habsburg (III.); Hagen, Gesch. Deutschlands seit Rudolph v. Habsburg; Souchay, Gesch. d. deutschen Monarchie (III).

1. Fünf Söhne überlebten den ermordeten Albrecht: Friedrich der Schöne, Leopold der Starke, Heinrich der Freundliche, Albrecht (II.), den später die Geschichte den Weisen oder Lahmen nennt, und Otto der Fröhliche. Die beiden letzteren waren noch im Knabenalter, Friedrich, Leopold und Heinrich führten als junge Männer den Reigen des Hauses. Die Ueberlieferung erzählt eine artige Geschichte aus der Jugendzeit der beiden ältesten Brüder, worin der knurrige Lieblingshund des gestrengen Vaters als Opfer des Zornes Leopold's erscheint, Friedrich die Schuld auf sich nehmen will und Leopold es nicht zuläßt. Dies Histörchen soll die Geschwisterliebe kennzeichnen, und in der That hingen Friedrich und Leopold mit Treue an einander, ergänzten sich in ihren Eigenschaften und waren vom Gefühle der gemeinsamen Hausinteressen durchdrungen. Kräftiger angelegt war Leopold, rascher Blick und kriegerische Beweglichkeit waren ihm in hohem Grade eigen, doch tritt das ritterliche Wesen auch bei Friedrich zu Tage; nur mangelte ihm das, was bei Leopold jedenfalls mehr zur Geltung kommt, politische Begabung. 1286 geboren, hatte Friedrich im zwanzigsten Lebensjahre, zur Zeit, als sein älterer Bruder, Rudolph (III.), Wahlkönig Böhmens wurde, die

Verwaltung Oesterreichs und Steiermarks angetreten. Die Aussicht auf den Thron Böhmens schwand 1307 durch die Wahl des Kärntner Herzogs Heinrich, seines Oheims von mütterlicher Seite. Die Heerfahrt fruchtete nichts. Noch im Sommer 1308, nach der Ermordung des königlichen Vaters, rüstete der Habsburger zu einer solchen. Da kam es (14. August) zu einem Vergleiche. Heinrich ließ sich zu einer Abfindung der habsburgischen Ansprüche mit 45,000 Mark, versichert auf Pfandschaften in Krain, in der windischen Mark und im Mährer Lande, herbei und seine Schwester, Elisabeth, die Mutter der Habsburger, bot Alles auf, um Bruder und Sohn völlig auszugleichen. Es war dies auch Angesichts der neuen Königswahl in Deutschland hoch an der Zeit.

Der Tod K. Albrecht's I. nahm die Krone des Reichs dem Hause Habsburg und vergeblich sollten die Anstrengungen der Söhne werden, sie zu behaupten. Die geistlichen Wahlfürsten hatten die Macht Albrecht's I. bitter empfunden und zwei von ihnen, der Mainzer und Trierer, Balduin von Lützelburg, wurden bald einig, sich gegen die Wahl Friedrich's des Schönen zu setzen und für den Bruder des Trierers, Grafen Heinrich, einzutreten. Leicht war der Kölner herüberzuziehen. Dagegen zeigten sich in der Besprechung vom 22. October 1308 die weltlichen Kurfürsten, der Sachse, Brandenburger und Pfälzer, den Böhmenkönig ausgeschlossen, nicht so entschieden, indem sie vier Candidaten als möglich bezeichneten, den Habsburger Friedrich, den Pfälzer, Brandenburger und den Grafen Albrecht von Anhalt; jener sei zu wählen, für welchen sich die Mehrzahl der geistlichen Kurfürsten ausspräche. Der Papst Clemens V. drängte zur schleunigen Wahl, denn ihm bangte vor dem Streben des Kapetingers, des vielgewaltigen Philipp IV. von Frankreich, seinen Bruder, Karl von Valois, den „Ohnland" (Senzaterra) auf den deutschen Thron zu bringen. Den 22. Nov. kam es zur entscheidenden Wahlbesprechung zu Rhense an der Gebietsgrenze der vier rheinischen Fürsten; sie währte drei Tage und aus geheimer schriftlicher Abstimmung ging als Gewählter Heinrich von Lützelburg hervor, der Mann „mit dem Gott war, indem er alle dessen Werke lenkte", wie eine Geschichtsquelle jener Tage schreibt. In der That war der neue König ein gar trefflicher, wackerer Mann, von reinem, starkem Wollen, erfüllt von der Idee des Kaiserthums, dem er Ansehen verschaffen wollte hüben und drüben der Alpen. Aber der Lützelburger bedurfte eines festen Haltes im Reiche, und er suchte ihn nach zwei Seiten hin — in der Schwächung der Habsburger, seiner natürlichen Rivalen, und in der Gewinnung Böhmens für sein Haus.

Hier war die Herrschaft des gutmüthigen, aber geist- und kraftlosen Kärntners eine wahre Verwirklichung der Fabel vom Regimente des Klotzes im Froschpfuhle geworden. Allerdings darf man dabei nicht vergessen, wie schlimm es in Böhmen mit der Liebe zum Frieden und zur Ordnung bei den mächtigen Herren bestellt war und mit welchen Gegenstimmungen jede Fremdenherrschaft zu kämpfen hatte. Wir besitzen einen wohl unterrichteten Erzähler der bewegten Ereignisse im Lande an dem Chronisten Peter von Zittau in Königssaal. Sein Abt Konrad ist einer der Leiter der Gegenpartei, die ihre Entwürfe an die noch ledige Schwester des letzten Premysliden, Elisabeth, knüpft. Unter der mächtigen Adelspartei tritt Heinrich von Lipa in den Vordergrund. Den 1. August 1309 reist der Abt von Königssaal nach Heilbronn, um sich mit dem Mainzer, als Kenner der Verhältnisse Böhmens und einflußreichstem Schlaukopfe, zu berathen. Dann wird Heinrich VII. selbst ausgeholt und zu dem Versprechen bewogen, Niemand solle das Reich Böhmen besitzen, nur Elisabeth habe darauf ein Recht. Unzweifelhaft hatte man bereits damals in dem neuen deutschen Könige den Gedanken, Böhmens Geschick in seine Hand zu nehmen und dem Interesse seiner Hausmacht näher zu rücken, wecken und festigen müssen. Seine Boten, die er nach Böhmen sandte, um den Stand der Dinge zu erforschen, sind Beweis dafür, und noch mehr die Uebereinkünfte mit den Habsburgern vom September 1309.

Anfänglich schien es, als sollte es mit diesem zum unvermeidlichen Bruche kommen. Das neue deutsche Reichsoberhaupt hatte allerdings wenige Tage nach seiner Wahl (30. November zu Frankfurt) den Söhnen seines Vorgängers im Reiche die sämmtlichen Lehen und überdies Schutz und Schirm zugesichert und dies am 13. Januar 1309 zu Köln urkundlich erneuert, aber jetzt verweigerte er die thatsächliche Belehnung mit den Ländern des ermordeten Albrecht, als reue ihn jene Zusage, und er sei Willens, durch solche Weigerung die Habsburger einzuschüchtern. Schon wollten die Herzoge Friedrich, Leopold und Heinrich im Groll von Speier wegreiten, da kam aber im entscheidenden Augenblicke Heinrich VII. zur bessern Einsicht und den 17. September der wichtige Vertrag mit Friedrich dem Schönen zu Stande, wonach die Söhne Albrecht's I. zur Verdrängung Heinrich's von Kärnten aus Böhmen ein Heer rüsten und eine bedeutende Geldsumme (50,000 Mark) dem mittellosen Könige vorstrecken sollen, dem entgegen würde ihnen Mähren mit allen Rechten und Einkünften verpfändet bleiben. Die feierliche Aechtung der Mörder Albrecht's I., die Belehnung mit den

Ländern waren Beweise des förmlichen Austrags der früheren Spannungen.

Bevor die österreichischen Herzoge Speier verlassen, war jedoch im österreichischen Lande unter dem Adel, aber auch in der Stadt Wien, eine Empörung ausgebrochen, deren weiter Kreis durch den Entschluß des Grafen Ulrich von Heunburg angedeutet erscheint, eine Schilderhebung wider das Haus Habsburg zu versuchen. An der Spitze der Bewegung erscheinen der Potendorfer, Zelkinger, Johann von Stadlau, und in Wien Berthold, der Schützenmeister. Man wollte auch den Stubenberg und die Görzer für die Bewegung gewinnen. Die einzige ausführliche Quelle über diese Vorgänge ist die Reimchronik Ottokar's, die eben mit dieser Erzählung ihre werthvollen Aufzeichnungen über Geschichte der österreichischen Lande schließt. Sie bezeichnet die Rädelsführer, die loyale That des Hubmeisters Konrad, der die zwei jüngeren Prinzen in Sicherheit brachte, und vor Allem giebt sie Kunde von dem aufreizenden Einflusse des Gerüchtes, das neue Reichsoberhaupt verweigere den Habsburgern die Belehnung mit den österreichischen Landen. Ihr zu Folge brach im entscheidenden Augenblick der Landeshauptmann der Steiermark, Ulrich von Walsee, die Gefahr der Bewegung durch sein kräftiges Einschreiten. Er und der Salzburger Erzbischof besprachen sich zu Pettau, beschieden die Stände der Steiermark nach Graz, und der Walsee zog mit dem Aufgebote über den Semering. Die Action Bayerns am Inn trug dem Aufstande keine Früchte. In Wien ward der Aufruhr im Keime erstickt und der Bewegungspartei das Thor verschlossen. Die Streitkräfte des Walseers vereinigten sich mit denen Wiens. Friedrich der Schöne erfuhr am Heimwege von all den Vorgängen; aus Ravensburg schrieb er an die W.-Neustädter, belobte ihre Treue und versprach schleunige Hülfe. Als er — im Oktober (1309) — heimkam, war die eigentliche Gefahr bereits vorbei; nichts desto weniger traf ein hartes Strafgericht die Schuldigen. Es war die letzte bedeutende Zuckung der antihabsburgischen Partei, die wir seit Albrecht's I. Tagen beobachten können.

2. Wir gedachten oben der Anfänge der böhmischen Frage und haben nun ihre Lösung zu erzählen. Die Häupter der Bewegungspartei in Böhmen, Heinrich von Lipa, Heinrich von Wartenberg und die beiden Aebte, von Königssaal und Sedlec, entschlossen sich zur Ausrüstung einer förmlichen Gesandtschaft an Heinrich VII. mit dem Auftrage, dessen Sohn Johann für die Vermählung mit Elisabeth und den Thron Böhmens zu gewinnen. Die Botschaft ging von Prag und Kuttemberg den 1. Juli 1310 an das königl

liche Hoflager in Frankfurt a. M. ab. Hier wurde lange und eingehend verhandelt, da der Lützelburger klug genug war, auf die Wünsche der Sendboten nicht ohne Weiteres einzugehen und zunächst seinen Bruder Walram in Vorschlag brachte. Endlich willigte er ein, unter der Bedingung, daß vorerst den 1. September zu Speier die Hochzeit des etwas ungleichen Paares statthabe. Den 28. Juli brachen die Sendboten von Frankfurt heimwärts auf, die geistlichen Herren blieben in Nürnberg zurück, die anderen trafen den 7. August in Prag ein. Inzwischen ging es in Böhmen sehr bewegt zu. Der Bundesgenosse des bedrängten Kärntners, der Meißner Markgraf, hatte (18. Juli), mit Hülfe der mächtigen Rudharte, Kuttemberg eingenommen, Ulrich von Liechtenburg sich mit König Heinrich von Böhmen verbündet, und dieser hielt die Schwägerin mit vollem Rechte in strenger Hut. Es gelang aber der Gegenpartei, zu der auch die Patrizierfamilien von den Hähnen, die Hiltprant, Rokyzaner in Prag zählten, die Verlobte des Luxemburgers zu entführen (14. August), mit Hülfe reicher Bürgerhäuser standesgemäß auszustatten und so rasch als möglich nach Heimbach, in der Nähe von Speier, zu bringen. Den 1. September fand die Trauung statt, und die allzu große Jugend des Gatten — er stand im vierzehnten Lebensjahre — mochte weniger bedenklich erscheinen, denn äußerlich schien er schon zum Manne gereift. Tags zuvor hatte Johann die Belehnung mit Böhmen aus väterlicher Hand empfangen. Noch verstrich einige Zeit, bevor das Reichsheer beisammen war, mit welchem der junge Lützelburger sich und seiner Gattin den Thron Böhmens erobern sollte.

Die Königssaaler Chronik ist eine wohl unterrichtete, anziehende, aber keine unbefangene Quelle. Ihr gelten alle Versuche, die Herrschaft des Kärntner Wahlkönigs zu stürzen, als berechtigt, alle gegnerischen Anstrengungen als verworfene Ränke. Und doch waren jene Versuche Empörung, und diese Anstrengungen begreifliche Nothwehr einer um ihren Bestand ringenden Herrschaft. Wenn somit Heinrich von Böhmen seine Aufensteiner mit Kärntner Hülfsschaaren entbot, wenn er sich mit dem Meißner verband, dieser (2. September 1310) gegen Prag zog, zwölf Tage später seinen Einzug hielt und die luxemburgisch gesinnten Parteihäupter zur Flucht nach Kimburg zwang, woselbst Heinrich von Lipa gebot, so waren dies keineswegs Schritte unberechtigter Tyrannei.

Inzwischen bereitet sich der Aufbruch des Reichsheeres; Ende October trifft Johann von Nürnberg aus in Eger ein, um am ersten November den Egerfluß zu überschreiten und gegen Kuttemberg vor-

zubringen, das der Aufensteiner vertheidigt. Man giebt die schwierige Belagerung auf und läßt auch Kolin vorbei, das die Erklärung abgiebt, dem Beispiel Prags folgen zu wollen. Den 3. December ist man Herr der Hauptstadt. Johann hält am Hradschin seinen feierlichen Einzug. Sechs Tage später giebt Heinrich seine Sache verloren, er flüchtet aus Prag, ob mit so schwerer Wagenlast an Kostbarkeiten, wie erzählt wird, bleibe dahingestellt.

So hatten die Dinge in Böhmen abermals gewechselt, ob zum Heile des Reichs mußte erst die nächste Zukunft lehren. Zu Weihnachten fand der erste Hoftag des jungen Königs statt, man huldigt ihm aber auf Grundlage einer Wahlcapitulation, die dem Einflusse und den Rechten der Stände sehr günstig erscheint. Den 7. Februar 1311 kam es zur Krönung des Paares, wobei „der Haupttheil der Anwesenden, Deutsche, deutsch sang“, wie Peter von Zittau berichtet.

1312 begab sich der wichtigste Rathgeber des jungen Herrschers, der Mainzer Kurfürst, heim; der Henneberger, Graf Berthold, bleibt noch als Statthalter zurück. Unheimlich fühlt sich der Lützelburger im Lande fremder Sprache, fremder Sitte, und Zeit Lebens beherrschte ihn dies Gefühl, das allerdings auch durch Ereignisse ernster Art gesteigert und genährt werden sollte.

---

3. Die Behauptung des ungarischen Thrones durch die Angiovinen.

Literatur: Krones, Der Kampf der Premysliden und Anjou's um den Thron Ungarns (bis 1305), Oesterreich. Gymn.-Zeitschrift (1863 u. 1865); Der Kampf des anjou'schen Königthums mit der Oligarchie in Ungarn, Grazer Gymn.-Progr (1863); vgl. die o. a. Abh. v. Brabašta.

Wenden wir den Blick dem Karpathenreiche zu. Hier trieb der Tod des letzten Arpáden die Dinge in eine neue, doppelte Strömung. Allerdings schien für den ersten Augenblick die Sache des Angiovinen Karl Robert und seine Partei gesichert, und der römische Stuhl war zu neuen Anstrengungen in dieser Richtung bereit. Aber mächtige Adelige, die Güssinger, ein Mathäus Csák, der kühnste Magnat und rücksichtslose Gewaltherr des westlichen Oberlandes, dachten anders. Sie wollten die Herrschaft zu eigenstem Vortheile anbieten und veräußern, denn seit Ladislaus des Kumaniers unseligen Tagen war die Oligarchie Ungarns Krebsschaden geworden. Dieser Partei war insbesondere die Einmischung des römischen Stuhles

ein Dorn im Auge. Sie wollte den Böhmenkönig für die Bewerbung um die Krone des Reichs gewinnen. Der Böhmenkönig jedoch dachte sie seinem Erben zu und in endgiltigem Vertrage zu Göding, am mährisch-ungarischen Gemärke, wurde der junge Wenzel (III.) als Parteikönig angenommen. Bald sehen wir ihn den Weg nach Ungarn einschlagen und zu Stuhlweißenburg von seinem Parteigänger, dem Kalocsaer Erzbischofe, gekrönt werden, denn der Graner hielt Karl Robert's Partei. Die Ofener Bürger empfingen den Gekrönten mit Jubel, hier nahm er seinen Sitz. In Oberungarn wog, ebenso wie im Westen des Landes, sein Anhang vor, und ebenso hielten die Sachsen Siebenbürgens zu ihm. Das Königthum Ladislaus' V., so nannte sich der junge Přemyslide (Wenzel III.) den Ungarn zu Ehren, schien auf festeren Füßen zu stehen, als das seines anjouanischen Nebenbuhlers und das Erscheinen des päpstlichen Legaten Nicolaus Beccasini in Ofen, welche Stadt er bald meiden mußte, war ebenso erfolglos, als jede der zwei päpstlichen Vorladungsbullen an den Böhmenkönig.

Der Přemyslide und der Angiovine wetteiferten beide in der Entlohnung ihrer Parteigänger, doch stand hinter Ladislaus V. der reiche Böhmenkönig. Wer aber die Persönlichkeiten der beiden jungen Gegenkönige verglich, sie standen beiläufig im dreizehnten Lebensjahre, erkannte bald die Frühreife und Ueberlegenheit des Italieners, während der Böhme, unentwickelter an Körper und Geist, leider zu früh in Schlemmerei versank. Ueberdies arbeitete die anjouanische Partei mit Erfolg, König Albrecht I., der habsburgische Ohm Karl Robert's, schlug sich offen auf seine Seite, und der Papst erließ den 31. Mai 1303 die ausführliche Bulle „Spectator omnium“, worin das ausschließliche Erbrecht des Angiovinen, nicht ohne Geschraubtheiten, verfochten und die Wahl des Přemysliden verdammt erscheint. An sich hätte diese Maßregel des Papstes die Ereignisse nicht zum Durchbruch gedrängt, sie wäre ein Schlag in's Wasser geblieben, aber die anjouanische Partei erlangt auch in Ofen die Oberhand, der přemyslidische Anhang scheint des unfähigen Parteikönigs müde zu werden und Albrecht I. rüstet mit seinem Neffen zum Heereszuge. Wenzel II. muß zunächst den bedrohten Sohn in Sicherheit bringen. Er eilt mit Heeresmacht nach Ungarn, Gran fällt in seine Hände, dann rückt er vor Ofen, läßt den Sohn in's Lager entbieten und zieht dann mit ihm und den Reichsinsignien Ungarns eiligst nach Böhmen zurück.

Vorderhand giebt der Přemyslide Ungarn Preis, denn bald dringen die Heereshaufen Albrecht's I. und Karl Robert's in das

Elbeland ein. Das Jahr darauf stirbt der Böhmenkönig, und sein Sohn beeilt sich, die unhaltbare Ungarnkrone an Herzog Otto von Bayern, den Enkel König Béla's IV., zu veräußern (1305). Als Kaufmann verkleidet, macht der Wittelsbacher die Reise durch Oesterreich in das Land jenseits der Lejtha, denn die Habsburger sind seine Gegner. Ein wunderliches Mißgeschick traf ihn an der Grenze, die Krone fiel unbemerkt aus dem Wagen und konnte dann nur mit Mühe aufgefunden werden. Später sah man darin eine schlimme Vorbedeutung. Doch Anfangs schienen die Verhältnisse dem neuen Rivalen Karl Robert's nicht ungünstig zu sein, die ganze přemyslidische Partei machte Miene, für ihn einzutreten. Er wird in Stuhlweißenburg gekrönt, in Ofen feierlich empfangen. Aber sein Verhängniß führt ihn nach Siebenbürgen.

Früher schon schleuderte P. Clemens V. den Bannfluch wider den Anhang des Wittelsbachers, die Udvarder Landessynode das Interdict gegen Ofen (1307), und hier kömmt durch einen Handstreich die angiovinische Partei empor. Bald hört der zusammengeschmolzene Anhang Otto's, der mächtige Woiwode Siebenbürgens, Ladislaus Apor, habe den Wittelsbacher sammt der Reichskrone in die Falle gelockt, den König gefangen gesetzt und die Stephanskrone in eigne Hand genommen, um sie vielleicht dem Fürsten von Rascien, seinem Schwiegersohne, zuzuwenden. Otto mußte froh sein, zu Anfang 1308 der Haft zu entkommen und auf Umwegen in die Heimath zu gelangen. So entschied das Geschick neuerdings zu Gunsten Karl Robert's; eine neue päpstliche Bulle hatte sein ausschließliches Thronrecht erklärt (1307, 10. August), und im Herbste machte der kluge Legat Gentilis alle Anstrengungen, um den mächtigsten Magnaten, Mathäus Csák, auf diese Seite zu ziehen. Der Rákoscher Wahltag (27. Nov.) sollte jedoch den Sendboten des Papstes belehren, daß die Stände Ungarns ein Verfügungsrecht Roms in der Thronfrage nie und nimmer anerkennen, sondern ausschließlich auf dem Standpunkte ihres freien Wahlrechtes verharren würden. Gentilis lenkt nun geschickt ein, Karl Robert's Königthum wird anerkannt, die in Apor's Händen befindliche Krone vorläufig außer Wirksamkeit gesetzt, und da die Unterhandlungen des Legaten mit dem Woiwoden erfolglos bleiben, eine Nothkrönung Karl Robert's (die dritte?) vorgenommen.

Endlich gelingt es den Unterhändlern des Angiovinen, mit Ladislaus Apor das Szegediner Uebereinkommen (1310) zu treffen. Er liefert die Krone aus und erhält dafür Alles zugestanden, was er während seiner Willkürherrschaft an Gütern und Rechten des Reiches

entfremdet hatte. Jetzt erst kam es zur Krönung Karl Robert's mit der eigentlichen Krone, und von da an wird seine Anerkennung allgemein. Aber das Königthum des Angiovinen muß erst die Feuerprobe bestehen, noch war der furchtbarste Gegner, die Oligarchie, zu demüthigen. Wir werden dieses entscheidenden Waffenganges später gedenken.

---

4. Der Thronstreit zwischen Habsburg und Wittelsbach und die Schweizer Frage.

Literatur: Quellenkritik im 16. Bde., 1. H., der Forsch. z. d. Gesch. (1876). Ludwig d. B. — Mannert (1812), Zirngibl (1814), Schlett (1822); v. Weech, K. Ludwig d. Bayer und K. Johann von Böhmen (1860), vgl. s. Abh. über Ludwig d. B. und P. Clemens VI., hist. Ztschr. v. Sybel XII.; Pfannenschmidt, Die Schlacht bei Mühldorf (Forsch. z. deutsch. G. 1863, 1864), III., IV. J.); desgl. Weech (ebenda, IV. J., S. 82—103); J. Ficker, z. Gesch. des Kurvereines z. Rhense (Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. W. XI., 1853); Ueber Ludwig's Streit mit dem Papstthum. — Schreiber (hist. Ztschr. I.), Meyer von Knonau, (hist. Ztschr. 29, 241—254); Marcour, Antheil der Minoriten an dem Kampfe zwischen K. Ludwig IV. v. B. und Papst Johann XXII. (1338), Diss. 1874.

Schweizer Frage: J. E. Kopp, Gesch. d. eidgen. Bünde; Urkundenbuch (1835); Urkundenbuch z. G. d. eidgen Bünde; Archiv f. K. österr. Gesch., VI. Bd. (1851); K. Meyer, Die Waldstätten vor dem ewigen Bunde von 1291 (1844); Bluntschli, Gesch. d. schweiz. Bundesrechtes (1849); Hagen, Die Politik der K. Rudolph v. H. u. Albrecht I. u. d. Entst. d. schweiz. Eidgen. (1857); G. v. Wyß, die Gesch. der 3 Länder, Schwyz, Uri u. Unterwalden (1858); O. Lorenz, Leopold III. und die Schweizer Bünde (1860). A. Huber, Die Waldstätten Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft (1861) (bietet zugleich eine erschöpfende Kritik der bisherigen Literatur der ganzen Frage); W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstätten nach ihrer allmählichen Ausbildung untersucht. (1867); A. Rilliet, Les origines de la confédération suisse, histoire et legende. (1868; 2. Aufl. 1869); übers. v. Brunner (1873). Wartmann, Die königl. Freibriefe f. Schwyz, Uri und Unterwalden. Arch. f. Schweizer Gesch., XIII. Bd. (1862); A. Bernoulli, Die Luzernerchronik des Melchior Ruß. Inaug. Diss. (Basel 1872).

Heinrich VII. war kurz nach Ausrüstung des Reichsheeres nach Böhmen — südwärts gezogen, jenseits der Alpen freudig begrüßt von jener großitalischen Kaiserpartei, die, wie aus Dante's unsterblichen Gesängen hervorgeht, in Heinrich den Erlöser von Parteihader und nationalem Verfalle erblickte. Aber der schöne Anlauf Heinrich's VII. zur Lösung der italienischen Frage fand bald durch den jähen Tod des Luxemburgers seine gewaltsame Unter-

brechung. Er starb zu Buonconvento bei Pisa den 24. August des Jahres 1313, und das Gerücht sprach von Vergiftung.

Klingt es auch aus dem Munde eines politisch so unlautern Charakters, wie der Mainzer war, phrasenhaft: Seit fünfhundert Jahren sei kein Tod dem h. Reiche so verhängnißvoll gewesen — schwer ersetzlich war in der That der Verlust eines Mannes von solcher Festigkeit und lautern Gesinnung. Zunächst galt es für die luxemburgische Partei, das Heft der Reichsgewalt den eigenen Händen nicht entschlüpfen zu lassen. Daher bestellte man den Sohn des Verstorbenen, den siebzehnjährigen Böhmenkönig, zum Reichsverweser unter der Leitung des Mainzer und des Grafen Berthold von Henneberg; anfänglich mit der entschiedenen Absicht, ihn auf den deutschen Thron zu bringen.

Diesen zu besteigen war jedoch der Habsburger Friedrich der Schöne entschlossen, und seine Aussichten zeigten sich keineswegs grundlos. Mit den Wittelsbachern hatte er den 25. März 1311 ein friedliches Abkommen getroffen; um dieselbe Zeit wurde über den Ausgleich mit K. Johann von Böhmen verhandelt, da das Haus Luxemburg Zahlungsverbindlichkeiten an Oesterreich hatte — und den 17. April d. J. kam es zur endgültigen Versöhnung mit dem Oheime der Habsburger, Heinrich von Kärnten-Tirol, dem Exkönige Böhmens. Der Ausgleich mit dem Luxemburger gedieh Juli, August 1312 zum Abschluß. Im November d. J. kam es allerdings zu dem Linzer Bündniß des Habsburgers mit den drei minderjährigen niederbayerischen Herzogen, dessen Spitze gegen die oberbayerischen Wittelsbacher, den Vormund Ludwig und dessen Bruder Rudolph, gerichtet war, wie die Abmachung vom April 1313 zeigt, und da die Landauer Besprechung mit Ludwig nur Oel in's Feuer goß, so wurde im Spätherbste ein Nachbarkrieg unvermeidlich. Man schlug sich den 9. November bei Gamelstorf, nicht zum Vortheile Oesterreichs. Bald aber nahmen die Friedensunterhandlungen den Anfang, denn die Erledigung des deutschen Thrones und Friedrich's bezügliche Strebungen mußten diesen zur Abwicklung aller störenden Fehden und Zerwürfnisse bestimmen.

Von den deutschen Fürsten waren der Kölner und Pfälzer Kurfürst (Rudolph von Oberbayern), die beiden Brandenburger, der Exkönig von Böhmen, Heinrich, für Friedrich's Wahl. Auf dem Salzburger Tage vom 17. April 1314 hatte sich der oberbayerische Ludwig durch einen Eid zu Gunsten Friedrich's des Schönen gebunden. Auch einige Reichsstädte, wie Zürich, Ulm, Nürnberg, zeigten sich dem Habsburger, als ihrem „Pfleger", geneigt.

Aber jetzt ließ die luxemburgische Partei alle Minen gegen den habsburgischen Thronbewerber springen. Denn konnte man den allzu jungen Böhmenkönig nicht möglich machen, so sollte um jeden Preis dem Habsburger ein Nebenbuhler geschaffen werden. Dies lag insbesondere dem Mainzer Erzbischofe am Herzen, der bei dem Hause Habsburg im schwarzen Buche stand und auch dem Oheime K. Johanns, dem Trierer Balduin. Der Gegencandidat ward in der Person des Wittelsbachers, Ludwig von Oberbayern, bald gefunden und diesem fiel nicht schwer, den noch frischen Salzburger Abmachungen zu eigenen Gunsten untreu zu werden. Nun ward fleißig unterhandelt, K. Johann von dem Wittelsbacher mit Eger, den Herrschaften Floß und Parkstein, mit der Anwartschaft auf Lothringen, Brabant und Limburg entschädigt. Und so kam es im October 1314 zum leidigen Schauspiele einer Frankfurter Doppelwahl. Den 19. October wählten am linken Mainufer: Köln, Pfalz, Rudolph von Sachsen-Wittenberg und Heinrich, der Exkönig Böhmens, den Habsburger Friedrich; Tags darauf am rechten Stromufer: Mainz, Trier, Johann von Böhmen, Woldemar von Brandenburg und der Sachsen-Lauenburger den Wittelsbacher zum Könige der Deutschen. Ludwig hatte vier entschiedene Kurstimmen und eine zweifelhafte, die sachsen-lauenburgische, für sich; Friedrich zwei unzweifelhafte Wahlstimmen und zwei fragliche aufzuweisen. Beide Wahlen waren jedoch Parteiwahlen, und die gegenseitigen Anfechtungen ihrer Gültigkeit steigerten sich nur in Folge der Krönung beider Nebenbuhler. Den 25. October krönte der Kölner den habsburgischen Parteikönig zu Köln, während der Wittelsbacher zu Aachen von dem Mainzer den Stirnreif empfing. Friedrich konnte also darauf pochen, von dem zum Krönungsacte Berechtigten gekrönt worden zu sein, während Ludwig den rechtmäßigen Krönungsort für sich hatte.

Es gab zwei Herrscher im Reiche, bald zwei Heerlager und jeder Theil wirbt Bundesgenossen und rüstet zum entscheidenden Kampfe. Wie die Sachen standen, so waren die Habsburger reicher an Streitmacht als ihr Gegner. In Süddeutschland besaßen sie großes Eigengut und die Anhängerschaft des Adels. Bis nach Oberitalien reichten die Dienst- und Lehnsverbindungen Friedrich's des Schönen; denn die beiden Görzer Linien, die kärntnisch-tirolische in der Person Heinrich's, des Exköniges von Böhmen, und die Görzer im engern Sinne, vertreten durch Grafen Heinrich II., Albert's II. († 1304) erstgebornen Sohn († 1323), waren ihm befreundet und hielten ihm die Verbindungswege mit Welschland offen. Ueber-

dies war der Görzer Graf Heinrich im Besitze des Generalcapitanates von Friaul. Die Collalto, Camino zählten zu den Vasallen Friedrich's als deutschen Königs; Treviso, von Francesco I. della Scala (Congrande), dem „großen Hunde von Welschbern", bedrängt, war zur Unterwerfung an Friedrich den Schönen bereit. Das Haus Carrara von Padua, selbst die della Scala von Verona näherten sich ihm. Der Patriarch von Aquileja, Pagano della Torre, war allerdings gegen Habsburg eingenommen, aber er konnte diese Abneigung nicht wirksam bethätigen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um den Umfang der politischen Beziehungen der Habsburger nach Süden hin zu zeichnen. Weit näher liegen uns andere Thatsachen. Ein getreuer Verbündeter Friedrich's war der Erzbischof von Salzburg; auch die freundnachbarlichen Beziehungen zu Karl Robert von Ungarn fallen in's Gewicht. Ueberdies war vor dem Juni 1317 der Böhmenkönig, obschon einer der Wähler Ludwigs des Bayern, noch kein entschiedener Gegner Friedrich's. Im Gegentheile, Beide unternahmen vor diesem Zeitpunkte einen gemeinsamen Heereszug wider den unruhigen Nachbar, den mächtigen Grafen von Trentschin, Mathäus Csák, Karl Robert's trotzigen Gegner. Auch sonst im Reiche besaßen die Habsburger ihre Freunde. Aber sie mußten mehr die eigenen Machtmittel aufbieten, während ihr Gegner vor Allem die, wenn gleich schwierigen, Mittel des Reiches und die seiner Verbündeten in Anspruch nahm. Ueberdies fand der Wittelsbacher an den Schweizer Gemeinden, zunächst an den sogenannten Waldstätten, die wirksamsten Bundesgenossen, deren Furchtbarkeit die Habsburger bald erproben sollten. Wir werden dieser Verhältnisse im Zusammenhange bald gedenken, vor Allem jedoch den großen Gang und das Ende des Thronstreites in's Auge fassen.

Die Jahrbücher jener Zeiten klagen über das Verwüstende, Zerstörende dieses langathmigen Krieges ohne Entscheidung, der an der Donau, am Lech und am Inn, wie auch am Rheine ausgefochten wurde. Bedeutendere politische Momente in diesem Kampfe sind die Verdrängung des Pfalzgrafen Ruprecht, des habsburgischen Parteigenossen, durch seinen Bruder K. Ludwig und die feste Verbindung K. Johanns mit dem Letztgenannten (Juni 1317), durch den Mainzer und Trierer vermittelt und jedenfalls durch das Versprechen einer Länderschenkung an den Luxemburger versüßt, als deren Gegenstand nachmals die Mark Brandenburg auftaucht. Dieses Bündniß bewog Friedrich den Schönen, mit jenen aufständischen Baronen Böhmens-Mährens in Verbindung zu treten,

die den Sturz der luxemburgischen Fremdenherrschaft im Auge hatten. Dieser Herrenbund stellte seine Dienste dem K. Friedrich zur Verfügung, wie die Bündnißurkunden vom December 1317 und von Januar 1318 bezeugen. Dies konnte der Sache Ludwig's nur frommen, denn es drängte den Böhmenkönig um so mehr in seine Arme. Er vermittelt, — und der Taußer Vertrag entwaffnet durch Zugeständnisse die drohende Bewegung.

Allein auch der erzwungene Uebertritt des Kölner Erzbischofs zur Partei K. Ludwig's, dessen erfolgloser Angriff auf den Salzburger Kirchenfürsten und der vergebliche Versuch, Straßburg den Habsburgern zu entreißen, konnten der Sache Ludwig's keinen wesentlichen Vorschub leisten. Standen doch die Städte des Schwabenlandes auf Friedrich's Seite. Und mustern wir die Kriegserfolge Ludwig's des Bayern, so ließ sich auch da nichts entscheidend Günstiges für ihn anführen. Ja eher konnten die Habsburger auf solchen Kampfgewinn sich berufen; so schlugen sie 1319 K. Ludwig bei Mühldorf, am linken Innufer, in die Flucht.

Auf diesem Boden sollte endlich im Herbst des Jahres 1322 die Entscheidung geschlagen werden.

Vielbekannt und vielbeschrieben erscheint die Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing vom 28. September; wir besitzen eine gleichzeitige Schilderung eines Ungenannten als Fundgrube der meisten Detailzüge. Friedrich der Schöne hatte sich nach einer Entscheidung gesehnt, er war satt der endlosen Gräuel des kleinen Krieges. Und wie auch seine Kriegsschaaren im eigenen Lande wirthschafteten, erzählen die Jahrbücher; wahrhaft Entsetzliches wurde verübt. Vereinigt mit dem Bruder, Herzog Leopold, der in den Vorlanden ein Heer sammelte, hätte er den Gegner zweifellos geworfen. Aber voll ungeduldigen Schlachtenfeuers wartete er die Ankunft Leopold's nicht ab, er setzte sein Eintreffen im letzten Augenblicke voraus, ohne zu ahnen, daß die Mönche des bayerischen Klosters Fürstenfeld die Eilboten auffingen. So wagte gegen den Rath der Besonnenheit Friedrich den Kampf, und auch so war ihm der Erfolg des Tages günstig, bis das listenreiche Vorgehen des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich's des Hohenzollern, Nachmittags, die Schlacht zu Gunsten des Wittelsbachers entschied. Seine Bewegung im Rücken des Feindes und die österreichischen Feldzeichen bewirkten die verderbliche Täuschung des habsburgischen Heeres, das in den Eindringenden den Vortrab Leopold's wähnte.

Friedrich wird Gefangener seines Gegners; er hatte mit wun-

derbarer Tapferkeit gefochten, und nun entschied ein Tag über die harten Mühen und unsäglichen Opfer langer Kriegsjahre zu Gunsten des Wittelsbachers. „Oheim, ich sehe Euch gern bei mir", sollen die Worte gewesen sein, mit denen er den Gefangenen begrüßte. Herzog Heinrich von Habsburg wanderte als Beute des Böhmenkönigs in harte Haft nach Bürglitz; Friedrich's Gefängniß ward die Feste Trausnitz an der Naab. Aber sein rechter Arm, Leopold, der zornmüthige Rächer, war frei. Mit Schmerz und Ingrimm hatte dieser die niederschmetternde Kunde von der Schlacht erhalten; bald hätte auch das Fürstenfelder Kloster für seine wittelsbachische Gesinnung und Dienstwilligkeit mit Feuer und Zerstörung gebüßt; aber die zornige Regung schwand wieder vor nüchterner Einsicht.

Himmel und Erde bot der Habsburger gegen den verhaßten Wittelsbacher auf, den Kerkermeister seines Bruders. Der Schweiz gegenüber hatte Leopold die Hände frei; Papst Johann XXII., der zunächst beide Gegenkönige nur als „Erwählte" ansehen zu wollen erklärt hatte, war durch die italienische Politik K. Ludwig's, dessen Bündniß mit den der Curie gefährlichen und verhaßten Visconti's, den „Grafen von der Tugend", wie die Gegner dieses ränkevolle Geschlecht spöttisch nannten, gegen den Wittelsbacher eingenommen, dagegen den dem römischen Stuhle entgegenkommenden Habsburgern befreundet. Der Avignoneser Ausspruch des Papstes vom 8. October 1323: Keiner der Erwählten (Könige) dürfe, bevor der römische Stuhl sich endgültig geäußert, den Königstitel führen — Ludwig solle bei Strafe des Bannes die Reichsregierung niederlegen —, war entschieden gegen den Wittelsbacher gemünzt; und wenn auch die Anmaßung der Curie in Deutschland allseitigem Widerstande begegnete und Ludwig nach vergeblicher Unterhandlung (November) den Decemberprotest zu Nürnberg erhob und ein allgemeines Concil — als Schreckschuß für die Curie — in Aussicht nahm, der Minoritenorden seine scharfe Feder zu Gunsten des Wittelsbachers gegen den „irrgläubigen" Papst in Bewegung setzte, so war denn doch die Feindschaft der Curie eine schlimme, den Gegnern willkommene Wendung. Schon am 23. März 1324 ward gegen Ludwig der Bannfluch geschleudert, den 11. Juli seine Absetzung ausgesprochen. Denn noch Anderes schlummerte im Hintergrunde. Der Papst kam dem Wunsche des letzten Kapetingers, Karl's IV., auf den deutschen Thron zu gelangen, scheinbar entgegen; denn ernstlich mochte er es ebenso wenig wollen, wie einst Clemens V. zur Zeit der Thronerledigung des Jahres 1308. Ihm

war es zunächst nur um den Sturz des Wittelsbachers zu thun. Und gleiche Gesinnung beseelte auch den Habsburger Leopold, als er im Juli 1324 das Bündniß zu Bar sur Aube mit Frankreich „zu Gunsten der Königswahl Karl's" einging. Nicht den Kapetinger wollte er am deutschen Throne sehen, sondern seinen eigenen Bruder. Sonst hätte er die Arbeit eines halben Lebens preisgeben müssen.

Wenn nun aber auch die Gefahr einer französischen Gegenwahl vorüberging, so gab es andere schwere Sorgen, die den König bedrängten; vor Allem die spröde Haltung und schließliche Entfremdung des Böhmenkönigs, seines früheren Verbündeten. Daß die österreichischen Herzoge jetzt unter Leopold's Führung bemüht waren, den Luxemburger von dem Wittelsbacher abzuziehen, ist selbstverständlich. Allerdings sträubten sie sich wider die harten Bedingungen, unter denen K. Johann dem gefangenen Bruder Leopold's die Freilassung verkündigte, und der wackere Herzog Heinrich ging, seinem Worte getreu, wieder als Gefangener nach Bürglitz zurück (24. Februar 1323); nun legten sich aber der französische und ungarische Hof in's Mittel und drängten den Luxemburger zu einem Ausgleiche mit Oesterreich, dessen Herzoge dabei allerdings schwere Opfer brachten. Herzog Heinrich kehrte nun, freigelassen, aber durch harte Haft an Körper und Geist gebrochen, heim. K. Ludwig empfand dies bitter, er hatte selbst jedoch den Böhmenkönig durch die Vermählung seiner einzigen Tochter mit dem Meißner beleidigt; besonders aber gekränkt fühlte sich Johann durch die Verleihung der ihm früher zugedachten Mark Brandenburg an Ludwig's gleichnamigen Sohn. Zur Zeit also, da der römische Stuhl die volle Schale seines Ingrimms über den Wittelsbacher ausgoß, fand sich derselbe vereinsamter als je und von dem Habsburger Leopold hart bedrängt.

Er soll in verzweifelter Stimmung schon daran gedacht haben, seinen hohen Gefangenen aus dem Wege zu räumen. (?) Da fand nüchterne Ueberlegung den Ausweg in dem Traußnitzer Vertrag (13. März 1325), mit welchem Ludwig den eingekerkerten Habsburger überraschte. Friedrich solle, seiner Haft ledig, die vier Brüder bewegen, mit ihm das Königthum Ludwig's anzuerkennen und diesem alle Reichsgüter auszuliefern. Vermöge er dies nicht durchzusetzen, so sei er durch Wort und Eid pflichtig, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Den 23. April begab sich Friedrich nach Wien; die drei jüngeren Brüder waren daheim, Leopold in den schwäbischen Landen, voll kriegerischer Pläne. Wenn der Papst (15. Septbr. 1324) Leopold zur Nichtanerkennung Ludwig's mahnte und Friedrich von der Haltung

seines „erzwungenen“ Eides lossprach, darf es uns Wunder nehmen, wenn die Brüder Friedrich's auf Ludwig's Bedingungen nicht eingehen wollten? Friedrich aber hatte gleich seine Thronentsagung bekannt gemacht, selbst den Papst mit Ludwig auszusöhnen gesucht. Als die Weigerung der Brüder entschieden war, stellte er sich wieder — ein Mann, ein Wort — als Gefangener ein (8. Mai). Ludwig konnte und durfte in den Augen der Welt die Schmach nicht auf sich sitzen lassen, daß er auch jetzt noch den Kerkermeister spiele und zugleich hoffte er mit einem Schlage die drängenden Verlegenheiten zu bannen. Er schloß mit Friedrich den Münchener Vertrag vom 5. September 1325, dem zufolge sich Beide als „gewählte und geweihte Könige“ mit allem Besitz an Gut, Leuten und Würden für immer einigen und gleichsam Eine Person darstellen würden. Aber dieser Vertrag, nach welchem sich Beide römische Könige nennen, gemeinschaftlich regieren und die gemeinsamen Widersacher vereint bekämpfen wollen, sollte ein Geheimniß bleiben, denn allerdings war er der Reichsverfassung gegenüber noch nie dagewesen. Aber ebenso wenig als die „unerhörte Vertraulichkeit und Freundschaft“ zwischen Ludwig und Friedrich, deren der Papst in seinem Briefe an Karl IV. von Frankreich gedenkt, konnte auch dieser Vertrag ein Geheimniß bleiben und rief nicht nur den Widerspruch des Papstes und Frankreichs, sondern auch der Kurfürsten hervor. Ja, selbst die habsburgischen Brüder Friedrich's, Leopold an der Spitze, waren von ihm nicht sonderlich erbaut, denn nicht um eine Mitkönigschaft Friedrich's, sondern um dessen alleiniges Königthum hatten sie gerungen und noch Anfangs Juli 1325 den Papst gedrängt, sich rückhaltlos und unmittelbar für denselben auszusprechen.

K. Ludwig mußte daher den Münchener Vertrag als Rechnungsfehler ansehen und ein neues Abkommen erfinden, wodurch der gefürchtetste Gegner, Herzog Leopold, unschädlich gemacht und die reichsrechtliche Gegnerschaft beschwichtigt würde. So kam es zu dem Ulmer Vertrage vom 7. Jänner 1326. Ihm zufolge überläßt Ludwig dem Mitkönige die ausschließliche Verwesung des deutschen Reiches; er selbst tritt den Römerzug an, um sich die Kaiserkrönung zu holen; Herzog Leopold giebt ihm das Geleite. Diese neue Abmachung kann als neuer Beweis der bedenklichen Lage des Wittelsbachers aufgefaßt werden.

Allein das Geschick half diesem bald über die Verlegenheit hinaus, dieses neue und gleichfalls unebene Abkommen zu verwirklichen. Denn Herzog Leopold, Ludwig's gefürchteter Gegner, wird

schon im Februar von rascher Krankheit dahingerafft. Und nun tritt klar zu Tage, daß ebenso wenig der Münchener als der Ulmer Vertrag ernstlich gemeint waren, daß sie der nüchternen Berechnung Ludwig's als Hülfsmittel des Augenblicks entsprangen. Von da ab achtet der Wittelsbacher dieser Uebereinkünfte nicht weiter, er zeigt bald unverhohlen, daß ihm Friedrich's Mitkönigthum lästig sei, und er schiebt den gutmüthigen, geistig und physisch schwach gewordenen Herrschaftsgenossen bei Seite.

Ende December 1326 verzichtet Friedrich in Folge seiner Innsbrucker Unterredung mit K. Ludwig auf die Ausübung aller Rechte der Mitregentschaft. Ludwig hatte dabei leichtes Spiel, da er sich hinter die Opposition der Reichsfürsten gegen die Münchener Abmachung verschanzen konnte.

Als ein gebrochener Mann war Friedrich in die österreichische Heimath zurückgekehrt. Wohl galt er bis zu seinem Tode (13. Jänner 1330) als Haupt des Hauses, aber die entscheidenden Angelegenheiten liefen durch die Hände der beiden jüngsten Habsburger, Albrecht's II. und Otto's. Sein zweiter Bruder, Heinrich, war bereits gestorben. Friedrich erlebte noch den Verdruß, daß, entgegen dem väterlichen Hausgesetze von der Untheilbarkeit und gemeinsamen Verwaltung der österreichischen Länder, gerade der jüngste Habsburger, Otto, „der Schöne, Kühne oder Kecke", dessen schwänkereicher Vergnügungsgesellen, des Pfaffen vom Kalenberge, Wigand's von Tiben und Otto's Fur, die Ueberlieferung gedenkt, auf die Zuweisung eines eigenen Herrschaftsgebietes in den Vorlanden und der erträgnißreichen Donaustadt Heimburg drang und dies mit Hülfe der Nachbarkönige von Ungarn und Böhmen im Brucker Vertrage vom 21. September 1328 durchsetzte. Dieses Uebereinkommen machte zugleich der verwüstenden Grenzfehde mit dem Luxemburger ein Ende, der damals das ganze Nordufer der österreichischen Donau mit Feuer und Schwert heimsuchte. Friedrich schloß den trüben Abend seines Lebens auf seinem Schlosse Guttenstein im Wiener Walde, oder in der Zelle des Mauerbacher Karthäuserklosters, dessen Stifter er war.

Es ist uns nun ein Ruhepunkt geboten, von welchem aus wir die Schweizerfrage mit besonderer Rücksicht auf den Zeitraum von 1308—1330 in gedrängter Uebersicht behandeln können. Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Anfänge und den Umfang der habsburgischen Herrschaft auf dem Boden der alemannischen Schweiz. An anderer Stelle (I. Bd., S. 654—56) wurden bereits Umfang und Gliederung des habsburgischen Besitzstandes in Rudolph's I. Tagen ver-

zeichnet; hier soll insbesondere des Kerngebietes der späteren Eidgenossenschaft, Schwyz, Uri, Unterwalden, und seines ältesten Verhältnisses zu den Habsburgern gedacht werden.

Die drei Thalgemeinden gehörten ursprünglich zu dem Gebiete des Thur- und Aargau's, oder, wie man seit dem 9. Jahrhunderte sagen mußte, des Zürich- und Aargaues. Zu jenem zählten Schwyz, Uri und der Osttheil von Unterwalden (Nidwalden), zu diesem der Westtheil des letztgenannten Thalbodens (Obwalden). Die Züricher Gaugrafschaft gelangte seit dem Aussterben der Grafen von Lenzburg (1172) aller Wahrscheinlichkeit nach an die Habsburger, da die bezügliche Stelle des Chronisten Otto von S. Blasien: „Der Kaiser (Friedrich I.) verlieh dem Grafen von Habsburg ..... den Zürcher Comitat" — ihr Gewicht behält, und die Annahme, sie sei zunächst an die Kyburger und von diesen erst (1264) den Habsburgern angefallen, anfechtbar ist. Aehnlich verhält es sich mit der Grafschaft im Aargau, die auch den Lenzburgern angehörte und später — wahrscheinlich 1212—1230 — in den Besitz der Habsburger gerieth.

Die gaugräfliche Gewalt in beiden Gebieten war jedoch, wie überall, längst zersetzt durch geistliche Immunitäts- und besondere Vogteiverhältnisse. So war das königliche Eigengut in Uri (vallis Uraniae) seit 853 schon Schenkungsbesitz des Frauenmünsters in Zürich geworden; daneben gab es noch anderes Klostergut, adeliges, und, worauf besonders der Ton gelegt werden muß, auch gemeinfreies Besitzthum; aber nur ausnahmsweise. Dagegen wog dasselbe in Schwyz vor und nur der kleinere Landestheil war Adels- und Klostergut. In Unterwalden, und zwar im Nidwalder Osttheile war viel Klosterbesitz; vor Allem war hier Muri begütert und das elsässische Stift Murbach, ebenso in Obwalden, wo wir auch dem Besitze der genannten Klöster begegnen. In beiden Gebieten waren auch die Habsburger altersher begütert, Ob- und Nidwalden überdies vor 1304 gar nicht zu Einem Ländchen vereinigt. Auch in Uri und Schwyz erwarben die Habsburger Land, Leute und Vogteirechte. 1217 erscheint Rudolph der Alte von Habsburg als „von rechter Erbschaft Vogt und Schirmer derer von Schwyz", und 1231 bezeugt eine Urkunde des Staufen K. Heinrich's (VII.), daß Uri im Besitze des genannten Grafen sei.

Die Habsburger verbanden sohin mit gaugräflicher Gewalt, allerdings von untergeordneter Bedeutung, Eigenbesitz und Erbvogtei in den genannten drei Thalgründen; dazu die Advocatie über allda begüterte Klöster, wie Murbach und Muri. Allerdings erklärt die erstangeführte Urkunde, man habe die sämmtlichen Leute von Uri

aus der Gewalt des Grafen losgekauft und befreit, also wieder unmittelbar an's Reich gebracht; aber die Habsburger blieben doch die mächtigsten im Thale. Gleiches gilt auch von Schwyz, das K. Friedrich II. im welschen Lande mit Urkunde vom Jahre 1240 dem päpstlich gesinnten Rudolph, Stifter der Lauffenburger Linie, entzog und gleichfalls dem unmittelbaren Schutz und Schirme des Reiches zuführte. Auch hier blieb Habsburg die maßgebende Potenz.

Unter Rudolph (III.) I., dem Begründer der Machthöhe seines Hauses, gewahren wir diese Geltung am besten. Zu dem privatrechtlichen Besitze gesellten sich die politische Führerschaft, der Nachglanz gaugräflicher Gewalt und die große Kyburgsche Erbschaft. Ja, nach 1250 kam auch die Reichsvogtei über Schwyz an Habsburg. Im Nachbargebiete von Luzern war dieses Haus der Träger Murbach'scher Vogteilehen. Seit seiner Königswahl (1273) war Rudolph bestrebt, in seiner Doppeleigenschaft als Reichsoberhaupt und als habsburgischer Grundherr dem Nutzen seiner Familie Rechnung zu tragen. So erneuerte er die Hoheitsrechte der Habsburger über Schwyz, indem er die Gültigkeit der allerdings willkürlichen Verfügung K. Friedrich's II. aufhob. Die Aebtissin von Seckingen, als Grundherrin des Glarner Bodens, fand sich 1288 bewogen, alle heimgefallenen Lehen, Rechte und Nutzungen den Söhnen Rudolph's zu übertragen. Gleiches that der St. Gallner Abt nach dem Tode ihres Blutsverwandten Rudolph's von Rappersschwyl, mit dessen Lehnsgute.

Die Verwaltung des Hausbesitzes in der Schweiz hatte K. Rudolph seinen Söhnen Albrecht und Hartmann übertragen, seit 1276/77 diesem allein; dann trat Rudolph II. an Hartmann's († 1281) Stelle neben Albrecht I. So lange Rudolph lebte, kam es zu keinem Zusammenstoße der Waldstätte mit dem Hause Habsburg. Aber er war unvermeidlich, wenn sich das Selbstgefühl der sogenannten drei Waldstätte kräftigte, und das war im besten Zuge, andererseits die Habsburger sich des Besitzes der deutschen Krone nicht erfreuten und ein König aus anderm Hause den Sonderbestrebungen dieser Schweizer Thalgemeinden willfährig entgegenkam. Allerdings stand die Habsburgermacht in der Schweiz auf breiter Grundlage; denn dafür hatte schon K. Rudolph gesorgt, indem er gleich nach dem Tode Hartmann's von Kyburg (1264) die Burgen Baden und Kyburg, ferner die Städte Winterthur (Vindonissa) und Diessenhofen besetzte und Anfangs 1273, als gewesener Vormund der Tochter und Erbin des Kyburgers, deren Vermählung mit seinem Vetter Eberhard von der Laufenburger Linie vermittelte, alle ihre Güter in Unter-

walden, Zug, Glarus und Luzern erwarb und das uechtländische Freiburg kaufweise seinem Besitzstande zuführte; hiermit auch der Vergrößerungslust seines an Energie und Scharfblick ebenbürtigen Nachbars, des Grafen Thomas von Savoyen, einen festen Riegel vorschob.

Nichts desto weniger bot jene Hausmacht viele, schwierig zu vertheidigende Angriffspunkte und manche unbewehrte Stelle der später lawinenartig anwachsenden Gefahr, von der Eidgenossenschaft Stück für Stück verschlungen zu werden. Die Schweizer „Freiheitskriege" wider das Haus Habsburg zeigen sich allerdings jetzt des Schmuckes herzerhebender Sage und Dichtung entkleidet. Die Geschichtsforschung der Gegenwart glaubt eben so wenig an das Dasein des Tell, als an den Grütlibund und das, was von Albrecht's I. bösen Vögten und ihrem Ende erzählt wird; aber sie achtet in diesen farbenreichen Schöpfungen der freien Volksphantasie die Grundidee: den Kampf der jungen Eidgenossenschaft um ihre Selbständigkeit und größere Zukunft. Im politischen Sinne mag er darum auch ein Freiheitskrieg heißen; vom Standpunkte des Rechtes erscheint er jedoch als ein Streit, in welchem das Haus Habsburg Land, Leute, Gülten, Lehen, Nutzungen und Rechte gegen einen wachsenden Bund gemeinfreier Leute und ehemaliger Unterthanen vertheidigt, welche auf eigener Scholle selbständig werden wollen und von der Vertheidigung des ursprünglichen Bündnisses zu dessen Erweiterung und endlich zum Angriff rasch übergehen.

Die früheste urkundlich bekannte Grundlage der Eidgenossenschaft bildet das „ewige Bündniß" der drei Thalgemeinden: Schwyz, Uri und Nidwalden vom 1. August 1291; zwei Wochen nach K. Rudolph's I. Tode (1291, 15. Juli) abgeschlossen, aber als Erneuerung des „alten Bundes", dem später auch Obwalden beitrat. Auch der schon am 24. Juli d. J. gefaßte Beschluß der Stadtgemeinde Zürich: „keinen Herrn anzuerkennen, als nur mit freiem Rath der Gemeine" zeigt verwandten Geist, und die Urkunden von 1293 erweisen, daß sich die „Waldleute" weigerten, den Landfrieden Herzog Albrecht's I. zu beschwören, wie dies die Luzerner thaten. Die Schwyzer „Einung" von 1294 zeigt deutlich, wie sich dieselben auf ihrer Scholle als eigene Herren zu geberden anfangen.

Als zwischen K. Adolph von Nassau und dessen Nebenbuhler Albrecht I. von Habsburg der verhängnißvolle Bruch erfolgte, bewerben sich Schwyz und Uri um königliche Briefe zu Gunsten ihrer Reichsfreiheit. K. Adolph war dazu bereit, doch sind seine Gnadenurkunden nur eine Wiederauffrischung der Kaiserurkunde vom Jahre

1240 für die Schwyzer und ein Beweis, daß er nicht auf Grundlage anderer Zeugnisse die Rechte der Habsburger beseitigen konnte. Da kam aber das Jahr des großen Umschwunges im Reiche; 1298 verlor K. Adolph Schlacht und Leben und Albrecht I. wurde König. So kehrten gewissermaßen die Zeiten Rudolph's I. wieder, da Albrecht I. als Reichsoberhaupt für die weitere Machtentwicklung seines Hauses unbehinderter sorgen konnte; wie die Erwerbung der Kastenvogtei des Kl. Einsiedeln, der Ankauf von Aarburg und der Besitzrechte der Toggenburger, andererseits das Hinübergreifen nach Rhätien mittelst Zueignung der Klostervogtei des Stiftes Disentis und der Grafschaft Laax deutlich zeigen.

Die Gefahr für die Eidgenossenschaft wuchs, von der stets geschlossenen und weitergreifenden Habsburgermacht erdrückt zu werden. Denn daß K. Albrecht I. auf wiederholtes Bitten von Schwyz, Uri, und Unterwalden (Nid- und Obwalden) sich herbei gelassen habe, den drei Waldstätten, statt der Eigenvögte zu Luzern und Rothburg, Reichsvögte zu geben (1304) und somit die Reichsunmittelbarkeit der genannten Thäler formell anzuerkennen, ist eine grundlose Behauptung. Dieser Habsburger weigerte sich, die willkürlichen Freiheitsbriefe von 1240 und 1297 zum Schaden seines Hauses anzuerkennen.

Thatsächlich gab es also in Schwyz, Uri und Unterwalden habsburgische Gewaltträger, und an die Unzufriedenheit mit ihnen mögen wir gerne glauben. Dennoch fehlt uns jeder geschichtliche Anhaltspunkt für jenen großen Aufstand nach Albrecht's I. Tode, den die spätere Sage so reich mit lebendigen und großen Zügen bedachte. Wohl aber wissen wir, daß, entgegen seiner früheren Zusicherungen vom 30. November 1308, K. Heinrich VII., der neue Wahlkönig, den 3. Juni 1309, die Reichsunmittelbarkeit der Urner und Schwyzer auf Grundlage der Urkunden von 1240 und 1297 bestätigte, ja auch die der Unterwaldner als ausgemacht annahm, obschon sich dafür keinerlei älterer Königsbrief geltend machen ließ. Es war dies ein neuer Schlag für die landgräflichen Rechte der Habsburger, namentlich in Unterwalden, dessen Ausbildung zu Einer Landschaft eben durch sie bewirkt worden war. Mit K. Heinrich VII. vollkommen ausgesöhnt, verpflichteten sie sich den Luxemburger insbesondere durch ausgiebige Hülfe zur welschen Heerfahrt und H. Leopold II. persönlich durch seine ritterliche Tapferkeit im Mailänder Aufstande vom 12. Februar 1311. Der König zeigte sich bereit, auf Grundlage einer genauen Erhebung, die Herrschaftsrechte der Habsburger, den Waldstätten gegenüber, wieder herzustellen. Es kam aber nicht dazu; und als Heinrich VII. den frühen Tod fand

und die unselige Doppelwahl Ludwig's und Friedrich's vor sich ging (1314), mußten diese Vorgänge den Bund zum entschiedenern Auftreten wider Habsburg ermuthigen.

Schon früher zeigten die rücksichtslosen Angriffe der Schwyzer wider das Kloster Einsiedeln, daß die genannten Thalleute sich mehr als früher und entschiedener als die Nachbargenossen zu fühlen begannen. Der wittelsbachische Wahlkönig, Ludwig d. B., mußte aus eigenstem Interesse die drei Bundesorte begünstigen, denn er bedurfte ihrer als Verbündeten. Daher mahnte sie auch sein Sendschreiben vom 17. März 1315, in anhänglicher Treue zu ihm zu stehen, versicherte sie seines königlichen Schutzes und sprach die Schwyzer den 25. Mai von der Reichsacht los, die sie sich durch jene Gewaltthaten zugezogen hatten, gleichwie er auch durch den Mainzer die bezüglichen Kirchenstrafen für nichtig erklären ließ. Die Schwyzer waren auch die Ersten, die eine geschlossene Abwehr wider das Haus Habsburg versuchten und ihre Gebietsgrenze auf dessen Kosten eigenmächtig bis an den Zuger See verschoben. Daher schreibt auch der zeitgenössische Schweizer Minorit Johannes von Winterthur: „Ein gewisses Bauernvolk, in den Schwiz genannten Thälern hausend, ringsum von hohen Bergen umwallt, entzog sich, im Vertrauen auf den Schutz und das ungemeine starke Bollwerk seiner Berge, dem Gehorsam sowohl, als den Zahlungen und Frohnden, die es dem Herzoge Leopold schuldig war und rüstete zur Abwehr desselben". — Er schildert die Stärke des habsburgischen Ritterheeres, die Vorkehrungen zum Kampfe, die vergebliche Ausgleichshandlung des Toggenburgers und endlich die Schlacht im Moorgarten am Aegerisee — am Othmarstage (15. November) des Jahres 1315. — „Das war dort kein Kampf", erzählt er weiter, nachdem er der Schwerfälligkeit der Ritter, der leichten Beweglichkeit und Sicherheit des Gebirgsvölkchens und seiner Fußeisen, endlich auch der furchtbaren Schwyzer Waffe, der „Helmbarten" (Hellebarden), gedacht, „sondern nur, aus obgedachten Ursachen, ein an dem Kriegsvolke Herzogs Leopold von jenen Gebirgsleuten verübtes Hinschlachten einer zum Opfertode geführten Heerde." Johannes erblickte auch, damals noch Schulknabe, den Herzog Leopold, wie er nach dieser furchtbaren Niederlage „gleichsam halb todt vor ungemeiner Betrübniß" nach Winterthur einritt.

Die Nachwelt, die auf den ganzen Entwicklungsgang der Schweizer staatlichen Freiheit zurückblickt, gewahrt in der Moorgartner Entscheidungsschlacht den bedeutsamen Ausgangspunkt der eidgenössischen Freiheitsbewegung, den Sieg der unberittenen Volks-

miliz über das adelige Reiterheer, — eine weltgeschichtliche Thatsache. Zunächst war es ein Sieg der Schwyzer Thalleute, dessen Jahrestag seither festlich begangen wurde. Hiermit war jedoch die erste Rolle derselben im „alten Bunde" entschieden; der Name Schwyzer wird allgemach auf die ganze Eidgenossenschaft und endlich auf das ganze Land übertragen.

Zunächst bildet der Schlachttag von Moorgarten den Anstoß zur förmlichen Begründung der Eidgenossenschaft, die am Tage von Brunnen (1315, 9. December) besiegelt wird. Schwyz, Uri und Unterwalden erneuern allda den Bund von 1291. Durch die Satzung, einem Herrn, der eines der drei Gebiete angreife oder bedränge, seien keine Dienste zu leisten, bedrohte die Brunner Einigung das Eigengut der Habsburger auf dem Boden der Waldstätte; die Schlußbestimmung: kein Eidgenosse dürfe auswärtige Verbindungen und Unterthanspflichten eingehen, keine Unterredung selbst mit Auswärtigen halten, ohne Rath und Zustimmung der Bündler, widrigenfalls er als Meineidiger mit Leib und Gut büßen muß, — enthält die Losung politischer Unabhängigkeit. Vom Standpunkte der Eidgenossenschaft war dies eine Nothwendigkeit, eine wahre Lebensfrage; in den Augen der Habsburger mußte dies Auflehnung und Rechtsverletzung erscheinen. Denn nicht bloß, daß ihrer Befugnisse keine weitere Erwähnung geschieht, und das muß insbesondere von Unterwalden gelten, es lag auf der Hand, daß die Eidgenossenschaft um ihrer Zukunft willen allgemach ausgreifen und auch das in ihren Bund ziehen werde, was noch gut habsburgisch war oder es zu sein schien. Die Herzoge von Oesterreich mußten jedoch, mit Rücksicht auf den deutschen Thronstreit, jeden weiteren verhängnißvollen Kampf mit der Eidgenossenschaft meiden; sie hatten die ungetheilte Macht nicht, den Bund zu vernichten. Im Gegentheile, sie suchten einen Waffenstillstand mit den Thalleuten, der auch den 19. Juli 1318 von ihren Vögten für ein Jahr abgemacht wurde. Herzog Leopold bedurfte ja auch nach anderer Seite hin freier Hände. Wohl hatte noch Zürich bei der Moorgartner Schlacht auf seiner Seite mitgefochten; aber die Vororte der burgundischen Schweiz: Biel, Murten, Solothurn, Freiburg im Uechtland und vor Allem das aufstrebende Bern, waren in eine bedenkliche Verbindung getreten, welche Leopold durch die Züchtigung Berns und Solothurns brechen wollte. Der Plan mißlang, und der Ausgang der Belagerung von Solothurn (1318), wobei die Bürger der Stadt durch eine That erhebender Menschenfreundlichkeit die Friedensgeneigtheit Leopold's beschleunigten, bildet den Schluß dieser Händel. Bern und

Solothurn anerkannten schließlich das Königthum Friedrich's, und Freiburg unterordnete sich dem Schutz und Schirme eines den Habsburgern befreundeten Edelherrn. Der Stillstand mit den Eidgenossen war auf weitere sechs Jahre verlängert worden, und so gewahren wir bis zum Tode H. Leopold's und K. Friedrich's keinen weitern Zusammenstoß zwischen Habsburg und den Schweizer Gemeinden. Aber der Zunder zu neuen Verwicklungen lag bereit.

---

5. Die Erwerbung Kärntens. 6. Herzog Albrecht II. und seine Nachbarn.

Literatur: Ankershofen, im Arch. f. Gesch. und Topogr. Kärntens, (III. J., 1856); Hermann, Handbuch der Gesch. Kärntens (s. 1335), I. Bd.; Stögmann, Ueber die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich, Sitzungsber. der k. k. Akad. d. W. zu Wien, hist.-phil. C., XIX. Bd.; Chmel, das Recht des Hauses Habsburg auf Kärnten, ebenda XX. Bd.; J. Egger, Gesch. Tirols, I. Bd.; J. Zingerle, Die Sagen der Margarethe Maultasch, Erinnerungsgabe (1863); Weech, s. o. Lit. z. Nr. 4; Lichnowski, Gesch. des Hauses Habsburg, III. Bd.; A. Steyerer, commentarii pro historia Alberti II. ducis austriae cognom. Sapientis. — Lips. (1725); H. Kurz, Oesterreich unter H. Albrecht II. (1835). Vgl. auch die Lit. zum vorhergehenden Abschnitte und w. u. z. Gesch. H. Rudolph's IV. (Tirol); Palacky, Gesch. Böhmens, II., 2. Freyberg, beurkundete Geschichte Ludwig's des Brandenburgers (1837). Die Literatur über die Schweizer Verhältnisse s. o. Außerdem Liebenau, Urk Nachweise z. d. Lebensgeschichte der verwittweten Königin Agnes von Ungarn, 1280—1364, in der Argovia, V. J., 1866 (1867).

Seit dem Jahre 1286, in welchem K. Rudolph I. Kärnten an den Görzer Mainhard, Grafen von Tirol, verlehnte und ihm den Pfandbesitz des Nachbarlandes Krain zusprach, mußte der Blick der Habsburger dem Rückfalle der Pfandschaft und der Erwerbung des Kärtner Herzogthums zugewendet bleiben. Die Kinderlosigkeit der ersten Ehe ihres mütterlichen Ohmes Heinrich, des längst versöhnten Herzogs von Kärnten-Tirol und Exkönigs Böhmens, der Umstand, daß auch die zweite Ehe mit Adelheid von Braunschweig († 1320, 18. August) die Hoffnungen des Gatten auf männliche Sprossen nicht erfüllte und bloß zwei Töchtern, der siechen Adelheid und Margarethen, das Leben gab, schien diesen Aussichten günstig. Aber die ungeschwächte Heirathslust des Genannten, die schlauköpfige Ländergier des Luxemburgers Johann und Heinrich's entscheidender Schritt beim K. Ludwig zu Gunsten weiblicher Erb-

folge durchkreuzten diese Erwartungen der Habsburger und nöthigten sie, aus der zuwartenden Stellung in die des entscheidenen Handelns überzugehen.

Herzog Heinrich hatte seine beiden älteren und fähigeren Brüder (Ludwig, † 1305; Otto, † 1310) überlebt und war Alleinherr Kärnten-Krains und Tirols geworden, gerade zur Zeit, wo sein böhmischer Thron zusammenbrach. Er war ein guter, schwacher Mann, das gerade Widerspiel seines Vaters, des kraftvollen, weitschauenden Mainhard II. Dieser verstand es, Landesherr zu sein; Heinrich schien es nur darauf abgesehen zu haben, mit dem Adel der Länder gut auszukommen und ihm an Einfluß zu gönnen, was er davon beanspruchte. Ein ziemlich schlechter Wirth, befand sich Heinrich häufig in Geldklemmen, und seine Urkunden belehren uns am besten, wie billig und häufig die Mächtigen des tirolischen und kärntner Landesadels z. B. die Aufensteiner, Pfandschaften ihres fürstlichen Schuldners erwarben.

Für die Heirathslust und das Geldbedürfniß Heinrich's fand sich bald der rechte Köder. K. Johann von Böhmen warf diesen Köder aus, um den Fürsten, den er vom Throne Böhmens verdrängt hatte, sich geneigt zu machen und einem seiner beiden Söhne die Hand dieser oder jener Tochter Heinrich's zuzuwenden. Es war dies ein Meisterstück K. Johann's, aber ohne dauernde Errungenschaften. Schon 1321 trägt der Luxemburger dem Herzoge Heinrich die Hand seiner jugendlichen Schwester Marie und eine Mitgift von 20,000 Mark an. Aber im entscheidenden Augenblicke weigert sich die Luxemburgerin, dies Eheband einzugehen, um es nach Jahresfrist mit dem Franzosenkönige Karl zu knüpfen. 1324 soll mit der Muhme Johann's, Beatrix, von Löwen-Gansbeke, das Gleiche versucht werden. Zu beiden Malen geschieht auch der eventuellen Heirath eines oder des andern Sohnes bündige Erwähnung, denn darum allein war es dem Luxemburger ernstlich zu thun. Jetzt stehen 30,000 Mark und weitere Entschädigungen für den Verlust Böhmens dem Herzoge in Aussicht. Schon läßt er unweit Innsbruck, bei Wilten, Hochzeitsgezelte aufschlagen. Allein abermals weigert sich die bestimmte Braut, Ernst zu machen, und, aller Vertröstungen ungeachtet, bleiben die Hochzeitsgezelte leer. Da beschlich denn doch den ungeduldigen Wittwer der Gedanke, Johann habe ihn zum Besten, und diese Stimmung war den Habsburgern erwünscht, die längst die zudringliche Freundlichkeit des Böhmenkönigs für Heinrich mißtrauischen Auges beobachtet hatten. Herzog Albrecht II. von Oesterreich trägt seinem Ohme die savoyische Prinzessin, Beatrix,

an und brachte die Sache 1326, 23. December, in's Reine. Hiervon aufgeschreckt, bietet nun Johann seine ganze Geriebenheit auf, um dem Herzoge glauben zu machen, auch er, der Böhmenkönig, begünstige diese Ehe. Die 40,000 Mark sind zu lockend, als daß Heinrich spröde geblieben wäre, denn Johann verspricht sie auch für weiterhin, und so kommt es 1327 zur Verlobung des zweitgebornen Königs-Sohnes, des fünfjährigen Johann Heinrich, mit einer der beiden Herzogstöchter. Im October brachte man ihn bereits an den Innsbrucker Hof, damit er hier für seine künftige Bestimmung erzogen werde, und Februar 1328 gelangte endlich der Herzog Heinrich zum Ziele, zur dritten, aber kinderlosen Ehe, welche Beatricens Tod (1331, 19. Decbr.) löste.

Die Hoffnungen Heinrich's auf männliche Nachkommenschaft blieben zur Freude Johann's unerfüllt; um so mehr Werth gewannen seine Töchter, da Heinrich, der Herr der Südpässe nach Welschland, i. J. 1327 König Ludwig dem Bayer, auf dessen Wege nach Italien, in Trient, die Zusage des weiblichen Erbfolgerechts in Tirol und Kärnten abgewann. Der Wittelsbacher nach langem Aufenthalte im Süden der Alpen, als Kaiser, Ende 1329 am Rückwege nach Deutschland, fand sich bewogen, 1330, 6. Februar, jene Zusage urkundlich dahin zu erneuern, daß Heinrich, bei Abgang von Söhnen oder Enkeln, das Recht habe, seinen Töchtern oder denen seines Bruders, oder auch einem Gemahle derselben die Reichslehen Kärnten und Tirol zu vererben. Doch knüpfte er daran die bedeutungsvolle Einschränkung, daß Letzteres nicht ohne Rath und Zustimmung des Kaisers geschehen dürfe und dieser das Recht habe, das Privilegium unter Umständen wieder aufzuheben.

Um so mehr beeilte sich nun der luxemburgische König, die Ehe seines kaum neunjährigen Sohnes mit der zwölfjährigen Margarethe (September 1330) vollziehen zu lassen; ja der schwache Herzog sah zu, daß Johann schon für den Fall des Todes Heinrich's sich als eventuellem Vormunde des unreifen Ehepaares huldigen ließ und somit den künftigen Landesherrn spielte. Nach Abmachung dieser wichtigen Angelegenheit eilte Johann in Begleitung seines älteren Sohnes Karl (Wenzel) nach Italien, um auch hier zwischen den streitenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen eine luxemburgische Machtstellung zu begründen. Er ahnte nicht, daß sich hinter seinem Rücken eine politische Verständigung Habsburgs und Wittelsbachs vollzog, die er, ohne es zu wollen, angebahnt hatte. Der überfeine Politiker hatte da einen Rechnungsfehler begangen.

Um freie Hand für die tirolisch-kärntnische Erwerbungsfrage

zu erhalten, hatte er sich mit den Habsburgern im Landauer Maivertrage (1330) endgültig ausgeglichen, ja er bot sich auch zum Vermittler zwischen den Habsburgern und K. Ludwig d. B. an. Dieser Ausgleich fand zu Hagenau im August d. J. statt. Die beiden Herzoge von Oesterreich, Albrecht II., längst die Seele der Politik seines Hauses, und Otto, benutzten diesen Ausgleich zum wirksamen Schachzuge wider die Ländergier des Luxemburgers, und der Wittelsbacher, längst auf den Luxemburger eifersüchtig und durch die Heirathsgeschichte nicht weniger beunruhigt, als die Habsburger selbst, bot gerne die Hand zu solcher Verständigung. So kam es den 26. November 1330 zum Augsburger Geheimvertrage K. Ludwig's mit dem Habsburger Otto, nach welchem, im Gegensatze zum kaiserlichen Gnadenbriefe vom 6. Februar d. J., dem Tode Herzog Heinrich's, die Belehnung der Habsburger mit Kärnten folgen sollte; diese hingegen verpflichten sich, dem Kaiser zur Erwerbung Tirols für sein Haus Hülfe zu leisten. Ja, bald hören wir von den Schritten Otto's über Auftrag des Kaisers, ein polnisch-ungarisches Bündniß wider K. Johann abzumachen, dessen Erfolge in Italien den Wittelsbacher in wachsende Sorgen stürzten.

Als der Luxemburger jenseits der Alpen von diesen drohenden Strömungen der Politik-Nachricht erhielt, eilte er rasch (1331, Juli) aus Italien nach Deutschland und verstand es, sich zu Regensburg mit K. Ludwig nach langen dreimonatlichen Verhandlungen auf einer Donauinsel wieder völlig auszugleichen, ohne daß wir der Aufrichtigkeit beider Theile in dem politischen Geschäfte sonderlichen Glauben beimessen dürfen.

1335, den 2. April, starb der Herzog-König Heinrich, über dessen Lande die Nachbarn längst verfügten, und schloß den Mannsstamm der ältern kärntnisch-tirolischen Linie des Görzer Hauses. Das Siechthum seiner älteren Tochter Adelheid hatte zu Gunsten des Erbrechts der jüngern, Margarethe, der Gattin des böhmischen Königssohnes, entschieden. Aber dem Ehepaar sollte die Ländererbschaft bald verkümmert werden. Denn gleich nach dem Tode Heinrich's kamen die Habsburger mit K. Ludwig in Linz zusammen, empfingen den 2. Mai die Belehnung mit Kärnten, Krain und den Marken, mit dem Südtheile Tirols und der Vogtei über Brixen und Trient; während alles Tiroler Land im Norden der Finstermünz, des Jaufen und der Säbner Klause an das Haus Wittelsbach fallen sollte. Ohnehin besaßen die Habsburger in Kärnten bereits eine Hauptstütze an dem Landesmarschall Konrad von Aufenstein. Die Stände des Landes beantworteten

die Aufforderung des Kaisers mit dem Ansuchen um eine Huldigungsfrist, die Tiroler sandten den Vertrauten des verstorbenen Erblassers, Johannes, Abt des Kärntner Klosters Viktring, nach Oesterreich an die Habsburger und an den noch in Linz weilenden Kaiser; aber die entschiedene Erklärung H. Albrecht's II. und die Antwort Ludwig's schnitt alle Hoffnungen ab. Anfangs Juni 1335 erscheint H. Otto mit einem Heere in Kärnten, findet widerstandslose Aufnahme, empfängt nach alter Sitte für sich und seinen Bruder die Huldigung am Zollfelde, und Kärnten ist habsburgisch geworden, ebenso Krain mit den Marken als heimfällige Pfandschaft.

Es war dies ein ansehnlicher Zuschuß der Ländermacht des österreichischen Hauses, von den Luxemburgern bitter empfunden. König Johann lag krank an Turnierwunden in Paris, sein älterer Sohn, Markgraf Karl, weilte fern in Prag. Mitte 1335 kommt der Böhmenkönig heim und rüstet gegen Oesterreich; Ende des Jahres erscheint Karl in Tirol, und es beginnt jener Krieg zur Rückeroberung Kärntens, in welchem die spätere Volkssage der sechzehnjährigen Margaretha Maultasche sonderbar genug die Rolle einer wilden Amazone, eines harten Männerweibes („böse Gret") zuweist und schon in dem Kärntner Chronisten Unrest (15. Jahrhundert) kurz pragmatisirt erscheint. K. Johann ermaß aber bald das Erfolglose dieser Anstrengungen und bequemte sich zu Friedensunterhandlungen, die den Habsburgern willkommen waren. Denn K. Ludwig, dem die Tiroler Beute entging, gerieth mit ihnen auf gespannten Fuß. So kam es 1336, 9. October, zum endgültigen Frieden von Enns, der den Habsburgern Kärnten (einige Weststücke abgerechnet), den Luxemburgern Tirols ungestörten Besitz zusprach. Die Söhne Johann's schmollten längere Zeit und bequemten sich erst später zur Annahme dieses Ausgleiches. König Ludwig schien endlich durch den Vertrag von 1339 das Besitzrecht der Luxemburger auf Tirol anerkennen zu wollen, aber unverwandt hielt er das Auge dem Lande innerhalb des Gebirges zugewandt und harrte eines günstigern Zeitpunktes, der nicht ausbleiben sollte.

6. Wir nannten oben H. Albrecht II. seit 1326 die eigentliche Seele der habsburgischen Politik, und er war es auch, seit H. Leopold II. aus dem Leben schied, wenngleich noch als Senior des Hauses K. Friedrich d. Sch. bis Anfang 1330 betrachtet werden muß. Ein ruhiges, nüchternes, weltkluges Wesen bildet den Grundzug seiner Persönlichkeit, der zunächst ein Passauer Canonicat als Pfründe zugedacht erscheint. Was die Natur an Albrecht's II. Körper früh verbrochen, er hieß darum auch der „Lahme", machte

das Geschick in geistiger Beziehung wieder gut. Nicht umsonst nannte man Albrecht II. den „Weisen"; nah und fern rühmte man seine Gewandtheit als Schiedsmann im verwickeltsten Streite. Körperlich unbeholfen, verstand er die Macht seines Hauses dauernder zu mehren als sein Zeitgenosse, der ritterliche, listenreiche, aber unruhig geschäftige Johann von Luxemburg, bei all' seiner Beweglichkeit. Albrecht's II. jüngerer Bruder, Otto, lebhaft, rasch, hat als Gehülfe des geistig überlegenern Albrecht bis zu seinem Tode (1339) zu gelten; dann lag Alles auf Albrecht's Schultern allein, und das frühe Hinscheiden der beiden Neffen und Mündel erschloß der eigenen Familie den ausschließlichen Gesammtbesitz der habsburgischen Ländermacht. Was Albrecht II. für die innere Entwicklung seiner Provinzen that, wird ein späteres Buch andeuten, hier mögen nur die Grundzüge seiner äußeren Politik Platz finden. Die Erwerbung Kärntens und Krains bildet den Schwerpunkt derselben zur Zeit, als er die Herrschaft noch mit dem Bruder theilte.

In die Tage seiner Alleinregierung (1339—1358) fällt die vorschauende Haltung Albrecht's der Tiroler Frage und den Wittelsbachern gegenüber, seine umsichtige Stellung im deutschen Thronstreite, und zum Hause Luxemburg die maßvolle Lösung der Schweizer Verwicklungen und das Eingreifen in die Verhältnisse des Patriarchates von Aquileja und des Friauler Landes, wodurch die habsburgische Politik einen neuen, mächtigen Ruck südwärts empfing. Der an letzter Stelle angedeuteten Bestrebungen des Hauses Oesterreich wollen wir im Zusammenhange dort gedenken, wo von H. Rudolph's IV. welscher Politik die Rede sein wird.

In Tirol herrschten seit 1335 Johann Heinrich der Luxemburger und Margarethe die „Maultasche". Es war ein ungleiches Paar, ein widernatürliches Ehebündniß fesselte einen Knaben an das schnell heranreifende Weib, dessen über Gebühr verlästerte Sinnlichkeit nicht bloß, sondern auch das Gefühl als Frau und Landeserbin, nach einem Manne im vollen Sinne des Wortes, und nach einem Gatten verlangte, der sich im Landesbrauche allein und rasch zurechtfand. Bald klagte die Tochter Heinrich's im Kreise der Vertrauten über den kindischen Trotz des Gatten, von welchem kein Landeserbe zu erwarten sei und diesen Klagen begegnete der Unmuth des Tiroler Adels über die luxemburgische Regierungswirthschaft. Denn die Vormundschaft über das junge Paar und das Land Tirol führte Markgraf Karl, Johann Heinrich's älterer Bruder, mit seinem treuen Anhänger, dem Bischof von Trient,

und die Strenge seines Waltens war den langeher an Eigenmächtigkeit gewöhnten Landesbaronen äußerst unbequem. Schon 1339—1340 wandten die unzufriedenen Tiroler dem Hause Wittelsbach ihre hülfesuchenden Blicke zu, und nicht vergeblich, denn K. Ludwig dachte stets an das Land. Das Wittwenthum seines ältesten Sohnes, Ludwig's des Brandenburgers (s. Anfang 1340), kam ihm, und mehr noch den Tirolern und ihrer Fürstin, sehr gelegen; denn der Wittwer war ein gar stattlicher Herr in der ersten Mannesblüthe. Schon 1340 brach in Abwesenheit Johann Heinrich's und seines Bruders Karl ein Aufstand wider die luxemburgische Herrschaft los, aber er war verfrüht und wurde strenge geahndet, Margarethe als Mitverschworne auf Schloß Tirol in strenge Hut gebracht.

Besser sollte der zweite Versuch im November 1341 gelingen. Durchaus unvorbereitet, ward Johann Heinrich förmlich aus dem Lande gesperrt und mußte seine Zuflucht bei dem Patriarchen von Aquileja nehmen. Schon im Februar 1342 zog K. Ludwig und der von seinem Widerstreben geheilte Sohn über den Jaufen nach Schloß Tirol. Hier fand 10. Februar die Lösung der früheren Ehe Margarethen's und ihre neue Vermählung mit dem Sohne K. Ludwig's durch kaiserliche Machtvollkommenheit statt, ein beispielloser Vorgang, der am päpstlichen Hofe zu Avignon einen neuen gewaltigen Sturm wider den längst gebannten Wittelsbacher wachrief. Es bedurfte nicht erst der dort beliebten Luxemburger, um das Oberhaupt der Kirche aufzureizen. Zum Bannfluche wider das neue Ehepaar gesellte sich das Interdict, auf das Land Tirol gelegt. So wenig dies die neue Herrschaft des Wittelsbachers erschütterte, denn die Wirksamkeit dieser Mittel begann sich abzubrauchen, ebenso wenig gelang es den Luxemburgern, die Tiroler Herrschaft des Hauses Wittelsbach aus den Angeln zu heben. Aber auch die widerstrebenden Adelselemente im Lande wurden durch den neuen, kräftigen Herrscher allgemach gebändigt, wie schon im ersten Jahre die Bestrafung Volkmar's von Burgstall zeigt. Markgraf Ludwig verstand es, den Rath seines Vaters zu verwerthen, der ihm auf seine Klage über Unbotmäßigkeit der Vasallen und schlechten Stand fürstlichen Einkommens symbolisch geantwortet haben soll, er möge das Wamms erweitern und den Mantel kürzen, den Bürgerstand begünstigen und den Adel niederhalten. Karl's von Luxemburg Versuch (1347), einen Umsturz in Tirol herbeizuführen, scheitert, die zu seinen Gunsten ausgebrochene Empörung wird niedergeworfen und hart gezüchtigt. Markgraf Ludwig, der Brandenburger, und sein Landeshauptmann Herzog Konrad von

Teck (seit 1347) griffen an die Wurzel der Bewegung, wie das Schicksal des früheren Landeshauptmannes Engelmar von Villander und die Demüthigung der Greifensteiner an den Tag legen.

Als diese Dinge vorfielen, hatten die Verhältnisse im deutschen Reiche eine neue Richtung genommen. Der gänzlich erblindete Böhmenkönig, seit 1342 K. Ludwig's Todfeind, vermochte schon im Jahre 1346 (Juli) mit Hülfe des französischen Papstes Clemens VI. die Thronentsetzung des Wittelsbachers und die Wahl seines Erstgeborenen, des Markgrafen Karl, durch eine Mehrheit der Wahlfürsten in Ausführung zu bringen. So lange Ludwig unter den Lebenden war, konnte der neue Gegenkönig wenig Geltung gewinnen, erst als jener (11. October 1347) einen jähen Tod fand, kam der Luxemburger langsam, aber sicher empor, und es mußte ihm Alles daran liegen, daß der mächtige H. Albrecht II. sein junges Königthum anerkenne.

Der genannte Habsburger hatte ruhig die Vorgänge in Tirol und dann im Reiche beobachtet und keinen Augenblick die Würde und die künftigen Vortheile seines Hauses aus dem Gesichte verloren. Der Wechsel der Herrschaft in jenem Gebirgslande rückte allerdings die Aussichten Habsburgs auf dieses wichtige Gebiet in unbestimmte Fernen, aber es ließen sich durch gute Beziehungen mit seinem Fürstenpaare die Wege zum fernen Ziele ebnen und verkurzen. Deshalb tritt Herzog Albrecht als Vermittler bei der Curie auf, damit Bannfluch und Interdikt von Ludwig und Margarethe und vom Lande Tirol genommen würden (1357); er gewann schon seit 1350 den Markgrafen ganz zum Freunde und weiß die Verlobung der eigenen Tochter mit dem einzigen zu Jahren kommenden Sohne Margarethen's und Ludwig's, Mainhard (III.), in's Werk zu setzen (1358). So steht denn Habsburg dem einzigen kränklichen Landeserben und altersher dem Hause seiner Mutter verschwägert, der Erwerbung Tirols näher, als die andern Wittelsbacher, ja selbst näher als die Grafen von Görz, wenn auch für diese der Erbvertrag von 1271 spricht. War es doch jedenfalls höchst bedeutsam, daß Markgraf Ludwig, wahrscheinlich im Gedränge tirolischer Regentensorgen und Geldverlegenheiten, 1354 die Pflegschaft seines Söhnleins Mainhard und die Verwaltung Oberbayerns auf drei Jahre an den Habsburger übertrug.

Ebenso maßvoll als klug benimmt sich Albrecht II. Angesichts der Vorgänge im Reiche. Wie gut auch seine Stellung zur Curie ist, er halt sich bis zum Tode K. Ludwig's d. B. von dem Schützlinge

des Papstes, Karl dem Luxemburger, als Gegenkönige fern. Dann aber leistet er, von diesem am österreichisch-mährischen Gemärke, zu Mailberg, aufgesucht, die Huldigung auf habsburgischem Boden, zu Seefeld, und empfängt (5. Juni 1348) sammt seinen Söhnen die Gesammtbelehnung mit dem ganzen Besitzstande des Hauses. Vor Allem beweist die Verlobung des sechsjährigen Erstgebornen Albrecht's II., Rudolph's, mit Karl's dreijähriger Tochter, Katharina — als Projekt schon früher aufgetaucht — welchen Werth der Luxemburger der gutnachbarlichen Haltung und Verwandtschaft des österreichischen Herzogs beilegte.

Der Nutzen dieser Beziehungen äußert sich für den Habsburger gleich in der Schweizerfrage. Hier war allerdings ein längerer Stillstand eingetreten, aber unter der ruhigen Oberfläche arbeiteten Strömungen, welche einen neuen Zusammenstoß zwischen den Gemeinden und dem Hause Habsburg herbeiführten. Die Stadt und Thalgemeinde Luzern lag der Eidgenossenschaft zu nahe, als daß sie dem Anschlusse an dieselbe hätte widerstehen können. Im Streite mit den habsburgischen Vögten schloß sie mit den drei Nachbarorten ein Bündniß (1332). Doch noch wurzelte in Luzern die Macht des Hauses Oesterreich stark genug, um dies zu hintertreiben. Die Waldstätte werden bald (1334) durch Kaiser Ludwig zu einem Waffenstillstande bewogen, denn einem ernstlichen Kriege mit ihnen wich Habsburg aus, und 1336 die Luzerner gezwungen, die Herrschaft Oesterreichs wieder anzuerkennen. Daß Habsburg jeden Zusammenstoß vermeiden wollte, beweist die 1333 (20. Juli) geschlossene Einigung mit Basel, Zürch, Constanz, St. Gallen, Solothurn und den Grafen von Nidau.

Nicht lange darauf brach zwischen der Stadt Bern, als Verbündeten der Eidgenossenschaft, und den Kyburger Grafen (jüngere Linie) eine Fehde aus, die durch den entscheidenden Sieg Berns und der Waldstätte bei Laupen (1339, 21. Juni) ihr Ende fand. Die Königswittwe Agnes, Albrecht's II. sechzigjährige Schwester, die seit Jahrzehnten den Schleier im Kloster Königsfelden, habsburgischer Stiftung, trug, vermittelte allda (9. August 1340) die Sühne zwischen Bern und den „Dienern" H. Albrecht's II., als welche neben den Habsburgern der Laufenburg-Rheinfelder Linie, Johann und Rudolph, die Herren von Kyburg, Arberg und Nidau bezeichnet werden. Bei dieser Fehde war somit das Haus Oesterreich mittelbar betheiligt. In diese Verhältnisse griff auch das mit Frankreich verbündete Haus Savoyen ein, das mit Bern altersher verfeindet, Freiburg im Uechtlande auf seiner Seite zu

erhalten suchte. Die Aussöhnungsversuche Agnes' von Oesterreich zwischen Bern und Freiburg (z. B. 1333, 1340) haben unleugbar den habsburgischen Zweck hinter sich, die begehrliche Hand Savoyens abzuwehren, und die Besorgniß vor dieser Macht bewog auch (1342, März) die „Reichsstadt" Solothurn sammt Bern, sich mit dem Hause Oesterreich zu verbünden. Später gewahren wir Savoyen mit Habsburg im Bündnisse, da sich die Verhältnisse verschoben hatten. Das war durch die Züricher Fehde angebahnt worden.

Der Umsturz der alten patrizischen Verfassung Zürichs durch Robert Bruns, den neuen Bürgermeister, und die Fehde mit dem Grafen Johann dem Aeltern von Habsburg-Laufenburg auf Rapperschwyl, in welcher dieser den Tod fand (1337), bildeten den Ausgang einer erbitterten Fehde zwischen der herrschenden Partei in Zürich und den Verbannten; deren Hauptstütze wurde Johann der Jüngere von Habsburg-Laufenburg. Man beredete auf Rapperschwyl den Ueberfall Zürichs in der Fastnacht vom 23. auf den 24. Februar (1350); aber die überrumpelten Züricher schlugen noch rechtzeitig die Gegner zurück. Die Folge der „Züricher Mordnacht" war die Einnahme des Städtchens Rapperschwyl und die Zerstörung der Alt-Rapperschwyler Feste. Aber die entscheidendste Nachwirkung wurde der ewige Bund der Züricher mit den Eidgenossen (1351, 1. Mai). Dem konnte Habsburg-Oesterreich nicht ruhig zusehen. Im September 1351 erschien H. Albrecht II. vor Zürich. Ein Schiedsgericht, an dessen Spitze wieder K. Agnes stand, entscheidet, die Züricher sollten alles Eroberte rückerstatten, ebenso Rapperschwyl wieder aufbauen, Schadenersatz leisten; Schwyz und Uri die habsburgische Hoheit wieder anerkennen. Diese Bestimmungen waren unzeitgemäß. Vom Winter bereitet sich wieder der Krieg vor; die Eidgenossen nehmen Glarus mit leichter Mühe. Der Kampf mit Habsburg wird ernster; Albrecht II. verbündet sich mit H. Amadeus von Savoyen gegen Zurich und die Eidgenossen (1352, 3. Juni), welche Glarus förmlich in ihren Bund aufnehmen (4. Juni) und das Gleiche mit Zug versuchen. Albrecht II. und sein Bundesgenosse, Ludwig der Brandenburger, ziehen heran, letzterer sucht zu vermitteln. Immer gewaltiger entwickelt sich die Eidgenossenschaft; 1353, den 6. März, tritt Bern in ihren Verband, schon umfaßt sie acht Orte, darunter die zwei Vororte der nördlichen und der centralen Schweiz. Nun legt sich Karl IV. als König in's Mittel; er erscheint im Sommer 1354 mit einem Heere in der Schweiz. Es gelingt endlich 1355 (25. Juli), Zürich in einen Separatfrieden mit Habsburg zu ziehen. Die Ablösung der Glarner und Zuger von der Eid-

genossenschaft wird versucht, aber ohne dauernden Erfolg. Die Eidgenossenschaft entfaltet sich unwiderstehlich, und die Friedensgeneigtheit Albrecht's II. beweist, daß er, jeder gefährlichen Herausforderung abhold, die Gefahr nur eindämmen und zertheilen wollte, wie die Verträge mit Zürich von 1355 und 1356 Zeugniß geben.

---

7. Rudolph IV. und seine Zeit.

Literatur: vgl. die Lit. zu 5 und 6. Außerdem F. Kurz, Oesterreich unter H. Rudolph IV. (1821); Lichnowski, IV. Bd.; A. Huber, Gesch. des Herzogs Rudolph IV. v. Oesterreich (1865); von dems., Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse (1864); Wattenbach, die österr. Freiheitsbriefe, VIII. Bd. des Arch. f. K. österr. G. (1852); dagegen Chmel im VIII. u. IX. Bde.; in der Einl. d. Monum. habsb., III. Bd., und im XXIII. u. XXVIII. Bde. der Sitzungsber. d. hist.-phil. Section. Vgl. A. Jäger, Beiträge z. österr. Gesch., Gymn.-Ztschr. (1855), im XX. Bde. der Sitzungsb.; A. Huber, Die Entstehungsgesch. d. österr. Freiheitsbr., VIII. Bd. d. Sitzungsb. (1860); Berthold, Gesch. d. österr. Landeshoheit (1863); Die Urkunden Herzog Rudolph's IV. v. Oesterr., 1358 bis 1365. Ein Beitrag zur Diplomatik v. Dr. F. Kürschner im 49. Bde. des Arch. f. österr. G. (1873). Vgl. auch die Lit. z. G. Karl's IV. oben Nr. 10 und z. G.; Ludwig's I. v. U., oben Nr. 12; Die aquileg. Görz-ital. Verhältnisse b. Muratori, Annali d'Italia; Leo, Gesch. Italiens; Romanin, Cappeletti, Storia di Venezia; Manzano, Annali di Friuli; Verci, storia della marca Trevig.; XIX. Thl.; Coronini, Wassermann, della Bona, Czörnig, über Görzer Geschichte; Egger, Gesch. Tirols, I.

7. In diesen Schweizer Händeln taucht schon selbstthätig der Erstgeborne H. Albrecht's II., Rudolph IV., auf als Vollmachtträger seines Vaters und Verlobter der Tochter des deutschen Königs. Sein Vater schied 1358, den 20. Juli, im Alter von 69 Jahren aus einem Leben, reich an Thätigkeit und nicht arm an Erfolgen. Eine kurze Herrscherzeit war dem jugendlichen Erstgebornen beschieden, aber kein Habsburger vor ihm nützte die wenigen Jahre so vielseitig aus, keiner kommt ihm gleich an Frühreife des Geistes und zielgerechter Thatkraft. Wohl hatte ihm der umsichtige Vater die Wege geebnet, und über den Gesichtskreis seiner Zeit schaute auch Rudolph IV. nicht hinweg, gar Vieles in seinen Handlungen und Entwürfen ist durch die Umstände und nachbarliches Beispiel bedingt; aber das Wesentliche seiner Lebensthätigkeit, die Hauptsumme seiner Bestrebungen, hat das Gepräge einer eigenthümlichen und überraschend

schnellen Auffassung der Sachlage, trägt bei aller scheinbar hastigen Vielgeschäftigkeit den Stempel reifer Ueberlegung. Er ist kein liebenswürdiger Mensch, kein groß angelegter Charakter; die maßvolle Haltung und der feine, fremdes Recht achtende Takt des Vaters ist ihm nicht eigen, bis zu Ränken und Gewaltsamkeit drängt ihn sein rastlos unternehmender Sinn, aber er ist ein außerordentlicher Mensch, ein politisches Talent ersten Ranges, das seine Zeit und die Zukunftsbedingungen des Hauses rasch begreift und in ein kurzes Leben voll thatkräftigen Ehrgeizes einen reichen Gehalt zu legen versteht.

An einem Hofe (1339, im Nov.) geboren, der unter seinem Vater der Sammelpunkt der Fürsten war, einem mächtigen Hause angehörig, das mit nahezu allen Fürstengeschlechtern des Abendlandes in näherer oder entfernterer Verwandtschaft stand, empfing Rudolph, Verlobter der Königstochter, Katharina, zu Wien im Herbste 1349 als zehnjähriger Knabe die Huldigung Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens (Krains), wurde mit 14 Jahren Schwiegersohn Karl's IV. und erhielt 1357 seine eigene Hofhaltung und einen besondern Wirkungskreis in den habsburgischen Vorlanden. Mit kaum 19 Jahren trat er an die Stelle des Vaters; seine drei Brüder, deren ältester, Friedrich, 1362, unvermählt, auf der Jagd den Tod fand, Albrecht (III.) und Leopold (III.) stehen noch ganz im Hintergrunde; er ist Haupt des Hauses und Seele seiner Politik.

Vier Beinamen knüpfen sich in der Ueberlieferung an die Persönlichkeit Rudolph's IV. Man nennt ihn den Schweigsamen, den Prächtigen, den Stifter, den Schriftkundigen. Sie kennzeichnen verschiedene Eigenthümlichkeiten seines Wesens. In tiefer Brust pflegte er seine Entwürfe zu verschließen; er umgab sich gern mit Prunk, liebte glänzende Titel, aber nicht aus kindischer Laune, sondern aus richtiger Berechnung des Werthes, den die Welt solchen Aeußerlichkeiten beimißt, er wetteiferte mit seinem kaiserlichen Schwiegervater, Karl IV., dem Luxemburger, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem Felde der Gründungen zu Gunsten der Kirche, der Wissenschaft und Kunst, und endlich war er, wie die wenigsten seiner Standesgenossen, mit dem Urkundenwesen vertraut und soll sich auf eine „geheime Schrift" (wahrscheinlich Chiffernschrift) verstanden haben.

Wir wollen in dem letzten Momente den Anknüpfungspunkt für das Weitere suchen. Gleich im Beginne der Regierungszeit Rudolph's IV. begegnen wir jener Reihe angeblich babenbergischer Privilegien aus den Jahren 1058, 1156, 1228, 1245, die so

lange in Bezug ihrer Echtheit oder Unechtheit Gegenstände des Zweifels und wissenschaftlichen Streites abgaben, bis die Forschung der Gegenwart sich für die Unechtheit aussprach. Die sogenannte österreichische Privilegienfrage ist jetzt als abgeschlossen zu betrachten, und es erscheint jetzt so gut wie ausgemacht, daß H. Rudolph's IV. Kanzlei für die Fälschung dieser Urkunden, ein im Mittelalter nicht seltener Vorgang, verantwortlich zu machen sei.

Vor Allem erweckte das erste Privilegium das Mißtrauen des kaiserlichen Schwiegervaters. Dem Wortlaute nach zerfällt es in zwei Theile, in den Gnadenbrief der altrömischen Kaiser. Julius Cäsar und Nero, „des großen Freundes und Glaubensboten der Götter“ (!), für die Ostmark, den aus der „unverständlichen Sprache der Heiden“ K. Heinrich IV. „in die der Römer“ habe übersetzen lassen (!), andererseits in die Gnadenbezeugungen dieses Saliers an den Markgrafen Ernst „als vordersten und getreuesten Fürsten des h. römischen Reiches“ — „an der äußersten Grenze der Christenheit“ (!) — Gnadenbezeugungen, welche in den Thatsachen der Geschichte ihre Widerlegung finden. Karl IV. schrieb diesfalls an seinen Freund, den gelehrten Petrarca, und dieser brach über die ungeheuerliche Urkunde, das sogenannte Henricianum majus, als eine „lahme Lüge“ den Stab.

Die zweite Urkunde von 1156 jedoch mochte inhaltlich den Kaiser höchlichst betroffen machen, aber ihre Form dürfte er nicht für anfechtbar gehalten haben. Ward ja dies Privilegium noch im 19. Jahrhunderte von Paläographen und Rechtshistorikern, wenngleich als Anomalie angesehen, in seiner Echtheit unbestritten gelassen. Es ist dies das sogenannte größere Friedericianische Privilegium (Fridericianum majus) von gleichem Datum wie der echte Freiheitsbrief (das kleinere Fridericianum-Privilegium) K. Friedrich's I. für Heinrich Jasomirgott vom 17. September 1156 (!), aber in seinen Bestimmungen ein Anachronismus, eine förmliche Parodie der Reichs- und Lehensverhältnisse; durchaus unvereinbar mit der Sachlage im zwölften Jahrhunderte und mit den Thatsachen der Geschichte. Denn der Herzog von Oesterreich erscheint darin aller Lasten eines Lehensträgers entbunden; klingt es doch wie ein Spott, wenn wir lesen, daß er bloß verpflichtet sei, zwölf Mann gegen Ungarn auszurüsten. Das Reich hat ihm gegenüber die Pflicht des Schutzes, nicht aber Rechte. Denn der Herzog ist ihm gegenüber autonom; es giebt in seinem Gebiete keine Reichslehne, keine reichsunmittelbaren Gewalten, keine Berufung an die Gerichtsschranne des Reiches. Er empfängt die Belehnung in seinem Lande in vollem Herzogsornate

zu Pferde (!). Auf den Reichstagen, zu deren Besuche er eigentlich nicht verpflichtet wird, erscheint er als „Erzherzog“ — als „erster unter den Kurfürsten“ — (!). Oesterreich ist ein untheilbares Seniorat in männlicher und weiblicher Linie und ebenso wie sich alle diese Rechte und Freiheiten Oesterreichs forterben, so tritt auch jedes von der Dynastie neu erworbene Land in den Kreis und Genuß dieser Rechte (!). Stirbt aber der Herzog ohne erbberechtigte Nachkommen, so hat er das Recht, das Land, wenn er will, zu verschenken oder zu veräußern (!).

Vergleicht man mit diesem für die Zeiten des Rothbarts beispiellosem Gnadenbriefe die Geschichte der Babenberger von 1156—1246, ja selbst die Tage Otakar's II. (1246—1276) und der Habsburger von 1276—1358, so macht dies Privilegium, mit den Thatsachen zusammengehalten, den Eindruck, als sei dasselbe zwei Jahrhunderte lang unter Schloß und Riegel unbekannt und ungebraucht gelegen, um erst von H. Rudolph IV. entdeckt, hervorgeholt und seiner Geltung entgegengeführt zu werden. Ist das nun einfach unmöglich; ebenso unmöglich, als die Voraussetzung: Kaiser Friedrich I. habe an einem und demselben Tage zwei Freiheitsbriefe ausgestellt, die einander durchaus widersprechen, deren einer ein bescheidenes Maß thatsächlich geübter, der andere einen Wust unerhörter und nicht angewendeter, nie anerkannter Rechte und Freiheiten dem Herzoge von Oesterreich einräumt, so muß die Entstehung dieses falschen Privilegiums und der anderen*) in eine spätere Zeit fallen und da sein Inhalt der Gestaltung der Reichsverhältnisse den reichsfürstlichen Bestrebungen des 14. Jahrhunderts zweiter Hälfte, da er insbesondere den Plänen und der Haltung Rudolph's IV. entspricht und — ganz kurz gesagt — eine Antwort auf die goldene Bulle von 1356 genannt werden kann, so ist der Wahrscheinlichkeitsschluß nicht nur gestattet, sondern geboten, daß diese um 1359 (Frühjahr) zum ersten Male auftauchenden Privilegien, mit denen H. Rudolph IV. vor Kaiser Karl IV. trat, um deren Bestätigung zu erlangen, — ihn, den „schriftkundigen“ Gründer des ersten habsburgischen Hausarchivs, mit vorzüglich ausgerüsteter Kanzlei, zum Urheber haben müssen.

Wir sagten oben, die Haupturkunde unter diesen gefälschten

*) Von untergeordneter Bedeutung ist der Freiheitsbrief von 1228 (angeblich von König Heinrich VII. ausgestellt, und deshalb Henricianum minus genannt), der dem Herzoge von Oesterreich das Tragen eines Diadems einräumt, aber er ist ebenso unecht wie naturgemäß auch die angeblichen Bestätigungen des falschen Privilegiums Friedrich's I. aus den Jahren 1245 und 1283.

Gnadenbriefen sei eine Antwort auf die goldene Bulle von 1356. Dieses Reichsgesetz, in dem einen Theile eine Ordnung des Kurfürstencollegiums und der Königswahl Deutschlands, ist in dem andern Theile ein Vertrag des Reichsoberhauptes mit den Kurfürsten zu Gunsten der Vorrechte ihrer Körperschaft, der er selbst als Kurfürst Böhmens und fortan als Erster der weltlichen angehörte. Zwei Häuser, die auf den Eintritt in dieses privilegirte Collegium zufolge ihrer Machtstellung Anspruch hatten, Habsburg-Oesterreich und Niederbayern-Wittelsbach, bleiben ausgeschlossen. Nun antwortet auf diese Zurücksetzung Rudolph IV. mit seinen gefälschten Privilegien. Sie sollen beweisen, daß der „Erzherzog" von Oesterreich an Rang und Freiheiten den Kurfürsten längst voranging, gewissermaßen nach dem Kaiser der Erste im Rathe der Fürsten sei, autonomer Herr seiner Länder, ein Souverän, durch kaum nennenswerthe Formen lose an das Reich geknüpft. Vergleichen wir die Sprache der meist prachtvoll ausgestatteten Urkunden Rudolph's IV., so finden wir 1359—1360, bis dahin, wo er sich dem bezüglichen Verbote des Kaisers fügt, die Titel: „Phallentz-Erzherzog", neben denen vom Luxemburger gleichfalls beanstandeten eines „Fürsten zu Schwaben und zu Esazzen" und „des h. Römerichs obrister jegermeister". Wiederholt spricht Rudolph IV. nicht bloß von seiner „Vordern" fürstlicher, kaiserlicher und königlicher Gewalt, sondern von der Höhe der eigenen kaiserlichen Gewalt. Gleiches gilt von dem pomphaften den Kaiserurkunden nachgebildeten Wortlaute der Einleitungen; wenn es z. B. in einem Diplome heißt: „Von dem höchsten Throne der göttlichen magenchraft (Familienkraft) ist fürstlich wesen in diser welte verhenngt, aufgesaczt vnd gewirbet, darumb das dieselben fursten als auserlessenes Liecht vor dem allmechtigen gotte erleichten die vinster (Finsterniß) des volckhs, ausreutten die Dorne der Irrung." Stellen wir dazu die Thatsachen, welche in der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Nähern zur Sprache kommen werden, das Streben Rudolph's, die reichsunmittelbaren Leute zu seinen Vasallen zu machen, oder die Inhaber großer freieigener Güter zu vermögen, diese ihm aufzutragen und als Lehen zurückzuerhalten; von großen geistlichen Vogteilehen Besitz zu ergreifen und der landesfürstlichen Gewalt immune Bisthümer zu unterwerfen, die Lehenschaften des Reiches in seinen Ländern zu beseitigen und die Regalien thunlichst zu erweitern, für die Untheilbarkeit und geschlossene Macht der habsburgischen Länder durch eine neue Hausordnung zu sorgen, so wird uns der Wahrscheinlichkeitsbeweis immer überzeugender und klar das Ziel, welches H. Rudolph IV. anstrebte.

Aber auch sein kaiserlicher Schwiegervater, der kluge, umsichtige Karl, durchschaute dies ehrgeizige Streben und verweigerte die Bestätigung der verdächtigen Handfesten. Gekränkt und grollend begab sich Rudolph IV. heim. Bald wuchsen die Besorgnisse des Kaisers, sein Schwiegersohn plane gefährliche Bündnisse und strebe nach dem Throne des Reiches. Sie waren gerechtfertigt, denn schon am 26. September 1359 verband sich der Herzog mit den unruhigen Grafen von Würtemberg, Eberhard und Ulrich, und in der Urkunde findet sich eigenthümlich genug der Eventualität gedacht, „daß zwei deutsche Könige zur Wahl kämen, von denen einer Herzog Rudolph, der andere einer der Würtemberger sein möchte"; ein Fall, der eigentlich durch die goldene Bulle ausgeschlossen war. Außer den Würtembergern zählte der Herr Tirols und Oberbayerns, Markgraf Ludwig, und vor allen der mächtige Ungarnkönig, zu Rudolph's Verbündeten. Ueberdies hatte der Herzog von Oesterreich mehr als ein Jahr verstreichen lassen, ohne die Lehen von Kaisers Hand zu nehmen. Karl IV. suchte zunächst den Ausgleich mit K. Ludwig I. von Ungarn, und dieser bemühte sich nun, den Kaiser und den Herzog auszusöhnen. Das gelang, allerdings nur äußerlich (Mitte Mai 1360) zu Tyrnau, in Oberungarn. Rudolph IV. bestand im Geiste seiner Privilegien, deren Gültigkeit der Kaiser gleichsam in der Schwebe ließ, auf der Belehnung im eigenen Lande. Endlich klügelte man denselben Ort wieder heraus, wo Rudolph's Vater 1348 die Belehnung empfangen, Seefeld im nördlichen Oesterreich, ein Reichslehen des Hohenzollern; also eine Reichsbodenenklave im Habsburgerlande. Der Herzog aber versäumte nicht, sich vom Kaiser einen Schadloshaltungsbrief ausstellen zu lassen. Wie wenig ernst Rudolph IV. den Ausgleich nahm, beweisen seine fortgesetzten Umtriebe zur Einschüchterung Karl's, der jedoch die Neutralisirung des wichtigsten Bundesgenossen Habsburgs, des Ungarnkönigs, erreichte und den Herzog nun in die Enge trieb. So suchte dieser die Verzeihung des Kaisers im Lager zu Eßlingen (Sept. 1360) nach und versprach, sich aller kaiserfeindlichen Bündnisse, Ansprüche und ungebührlichen Titulaturen zu enthalten. Zu Nürnburg war Karl IV. bestrebt, dem bald wieder rückfälligen Herzoge die Belehnung zu geben „über allerhand Dinge, die sich einem Fürsten ziemen", wie der Zeitgenosse Heinrich Truchseß von Diessenhofen sich äußert.

Aber das Auftreten Rudolph's IV. unter seinen vorländischen Vasallen, Ende Januar 1361, zu Zofingen im Aargau, förmlich in der Rolle eines Schwaben-Herzogs, rief Groll und Befürchtungen

Karl's neuerdings wach, und die gegenseitige Erbitterung wuchs, als Rudolph IV. der kaiserlichen Vorladung zum 18. April nach Nürnberg keine Folge leistete. Karl IV. hatte Beweise für Rudolph's kaiserfeindliche Pläne in den Händen, und so vermochte er auf dem Nürnberger Kurfürstentage (März 1362) zu der ihm als Vater eines jüngst geborenen Sohnes doppelt willkommenen Erklärung: nach dem Tode Karl's IV. keinen der habsburgischen Herzogsbrüder zu wählen. Der Trierer überdies forderte im Namen der Genossen Rudolph zur Verantwortung vor dem Gerichte der Fürsten; allerdings ebenso erfolglos. Denn Rudolph sah den Ungarnkönig kriegerischer als je gegen Luxemburg gestimmt; eine ungarisch-polnische Allianz war fertig. Allseitige Truppensammlungen beginnen im Sommer; auch Herzog Stephan von Bayern-Landshut wird gegen Karl IV. gewonnen. Aber die tirolische Frage kreuzt bald die Kriegslust des Habsburgers und macht ihm den Frieden mit dem kaiserlichen Schwiegervater räthlich; Papst Urban V., einem Kreuzzuge wider die Türken nur zu sehr geneigt, arbeitet für den europäischen Frieden, und der maßvolle Luxemburger berechnet kühl die eigenen Schäden im Falle eines allgemeinen Krieges. So kommt es nach einem Jahre schwüler Uebergangszeit zu den Taidungen des Februars 1364, als deren Hauptergebniß wir den gegenseitigen Erbvertrag der Häuser Habsburg und Luxemburg (Brünn in Mähren, 10. Februar 1364) betrachten müssen. Der Herzog braucht den Kaiser, Karl IV. bedarf der ruhigen Haltung des Herzogs; jener Erbvertrag zeigt das Zusammentreffen der beiderseitigen Interessenpolitik.

Der Tiroler-Frage geschah bereits Erwähnung. In ihr wurzelt die bedeutendste Errungenschaft Rudolph's IV. Seine ganze Berechnungsgabe, Ausdauer und rücksichtslose Energie treten da in's glänzendste Licht. Der Herzog von Oesterreich, Schwager des Tiroler Landeserben, Mainhard (III.), besaß die wichtige Gabe der Ueberredung, unwiderstehlich für schwache Persönlichkeiten. So erklären wir uns den Münchener Vertrag der Fürstin Margarethe Maultasche mit den Habsburgern vom 2. September 1359, wozu allerdings auch das Gefühl der Erkenntlichkeit den Anstoß gab. Denn um diese Zeit fand der endgültige Ausgleich der Kirche mit dem Tiroler Ehepaare, Margarethe und Ludwig, die kirchliche Einsegnung ihrer Ehe und die Legitimirung der Kinder statt, und Rudolph IV. hatte bei der Curie mit allem, wohl berechneten, Eifer das vollendet, was sein Vater begonnen hatte. In diesem, vor den Wittelsbachern geheimen Vertrage, sprach Margarethe Tirol den

Habsburgern zu, für den Fall, daß sie, ihr Gatte und Sohn ohne Erben verstürben. Dem Kaiser gegenüber wollte Rudolph IV. geltend machen, Margarethe habe schon eine förmliche Uebergabe im Auge und fordere den Kaiser auf, die österreichischen Herzoge mit den Reichslehen schon jetzt auszustatten; der Kaiser ließ sich aber nicht täuschen, um so weniger, als ihm ein neuer Machtzuwachs des gefährlichen Nachbarhauses sehr bedenklich erscheinen mußte.

1361, 17. September, starb Markgraf Ludwig, Margarethen's Gatte. Der Versuch, ihr seinen Tod aufzulasten, ist ebenso unbegründet, als die Behauptnng ihres Messalinenthums. In Tirol begann nun eine arge Wirthschaft. Die verwittwete Regentinmutter, unfähig zum klugen Gebieten, von Allen ausgebeutet, war in den Händen ihrer Günstlinge, Mainhard III. von anderer Seite gegen sie aufgehetzt. Im Hintergrunde lauerte Niederbayern-Wittelsbach auf den gelegenen Augenblick, sich der Person des Landeserben zu bemächtigen. Dies gelingt 1362. Herzog Stephan von Niederbayern behandelt den nach München entführten jungen Mainhard als curatelbedürftiges Mündel, ja förmlich als Gefangenen. Rudolph IV., der damals durch die Mittheilung seines dem Schwager Mainhard III. zugesendeten, kaiserfeindlichen Schreibens an Karl IV. gegen Mainhard's Tiroler Räthe aufgebracht war und Niederbayerns politische Freundschaft brauchte, sah dem ruhig zu und schloß zu München (31. Juli 1362) ein Bündniß mit H. Stephan und dessen Söhnen.

Den Tiroler Adligen war nun die Haft ihres jungen Landesfursten bald unerträglich, denn die Wirren im Lande wuchsen. Sie hielten in Bozen einen Rathschlag und richteten ein von sieben Adelsherren und den vier Städten Bozen, Meran, Innsbruck und Hall, unterzeichnetes Schreiben an Mainhard III., worin er in gemuthlichem Tone zur Rückkehr aufgefordert wird. Es heißt darin unter Anderen, er werde in Tirol „besser gerichtet und gewürdigt werden und unverdorbener bleiben, als draußen in Bayern." Das Schreiben schließt mit den Worten: „Gnädiger Herr, wir bitten auf uns zu vertrauen, wir meinen es gut mit Euch. Traut es uns zu, wir opfern Gut und Blut für Euch; vertraut Euch sonst Niemandem." Es bedurfte nicht erst dieser Zeilen, um den jungen Landeserben zur Flucht aus München zu bestimmen; sein eigenes Gefühl drängte ihn dazu, und Rudolph IV. konnte insgeheim nur dafür sein. Mitte October 1362 gelang die Flucht, 21. October befand sich Mainhard III. bereits auf Schloß Tirol. Sein eigentlicher Minister wurde Hofcaplan Johann von Brixen, Rudolph's IV. ausge-

sprochener Anhänger, neben dem Landeshauptmanne, Ulrich von Matsch, dem Hofmeister Heinrich von Rottenburg, dem Tiroler Burggrafen Petermann von Schenna und Friedrich von Greifenstein, als Haupträthen.

Schon zum Schluße des Jahres 1362 verfiel jedoch der schwächliche Mainhard, noch nicht zwanzig Jahre alt, in tödtliche Krankheit. Die Botschaft dessen muß H. Rudolph IV. auf kürzestem Wege erhalten haben, denn acht Tage vor dem Hinscheiden des Tiroler Landeserben (1363, 13. Januar), den 5. Januar, begab sich Rudolph IV. mit kleinem Gefolge und dem Kanzler Johann von Gurk von Wien über den Semmering nach Judenburg am obern Murboden (11. Januar) und eilte von da durch die Murenge bei Tamsweg nach Radstadt und in das pinzgauische Krimmlthal, um im entscheidenden Augenblicke am rechten Orte einzutreffen. Allen Winterschrecken zum Trotz erklimmt er den Krimmler Tauernpaß und erscheint in allen Gefahren wohlbehalten zu Taufers, im Pusterthal, und den 18. Januar zu Rodeneck bei Brixen, fünf Tage nach Mainhard's III. Tode, den er auf diesem Wege erfuhr. Er eilte dann nach Bozen, wo sich den 20. Januar die Landesregentin Margarethe mit ihren Räthen einfindet.

Dem Kühnen und Raschen gehorcht das Glück. Schon am 26. Januar 1363 erneuert Margarethe den Münchener Vertrag vom 2. September 1359 zu Gunsten des Hauses Habsburg; sie läßt dem Herzoge Rudolph IV. vom Adel und von den Städten huldigen. Mitte Februar war die Hauptsache beendet. Der Habsburger sah von zwei Seiten seinen Erfolg scheel betrachtet. Die jüngere Görzer Linie hielt sich für verkürzt; doch ihre Spaltung — der ältere Graf, Albrecht, hatte sich an das Haus Oesterreich gebunden — ließ wenig Ernstliches besorgen, Rudolph IV. wußte die Görzer niederzuhalten. Um so bedenklicher mußte der Groll des durch diese Wendung bitter enttäuschten Niederbayerischen Hauses werden, das längst nach Tirols Erbanfalle begehrte. Aber Stephan's Annexion Oberbayerns kränkte die brandenburgischen Wittelsbacher, die Brüder des Markgrafen Ludwig († 1361), und diese Entzweiung des Hauses Bayern-Wittelsbach ward Rudolph IV. äußerst günstig; ebenso die Erbübergabe Brandenburgs an K. Karl IV., der nun Rudolph's Erwerbung Tirols nicht hindern wollte und konnte.

Für den Augenblick hatte nun Rudolph IV. die Hände frei, und so gelang ihm denn auch die Krönung seines Werkes. Er bewog Margarethe, bei Lebzeiten schon förmlich abzudanken (2. Sept. 1363), dies feierlich zu verkündigen (29. Sept.) und mit

einem stattlichen Witthum und Ruhegehalte versehen, ihren Aufenthalt in Wien zu nehmen, wo noch heute der Name der Vorstadt „Margarethengrund“ an ihren Leibgedingsitz erinnert. Hier starb sie auch (überlebt von ihrer ältern, siechen Schwester Adelheid, welche 1375 aus dem Leben schied) von der Mit- und Nachwelt gewiß ungerechter beleumundet, als sie es, das schwache sinnliche Weib, verdiente.

Der große Wurf war gelungen. Rudolph IV. fügte Tirol in den Kreis der habsburgischen Ländermacht. Die wichtigste Brücke zu den Stammgütern, den Vorlanden, ist geschlagen, denn bald sollten sich jenseits des Arlberges Herrschaften um Herrschaften am Gestade des Bodensees und in der Nachbarschaft zusammenfügen und diese wichtige Verbindung vollenden. Ein kostbares Bollwerk, das Land zwischen den Bergen, mit der wichtigsten Straße in's Herz des nördlichen Welschlandes, gehört nun dem Hause Habsburg, dessen Vorherrschaft im deutschen Süden nun kein Nachbarhaus bestreiten konnte. Und dieses Land mit seinem mächtigen, machtverwöhnten Adel versteht Rudolph IV. zu meistern, wie einst Mainhard II. Das empfinden der von Matsch, der Herr von Schenna, der Gufidauner und andere. „Gebt dem Herzoge, was des Herzogs ist!“ — war Rudolph's Losung. Der Bischof von Brixen, der Trienter Kirchenfürst, müssen sich die landesfürstliche Bevormundung gefallen lassen; nicht minder der Churer Bischof, mit seinem Besitze im Westen Tirols; er wird so recht ein beaufsichtigter Vasall Rudolph's IV., und als 1363—64 die Wittelsbacher von Niederbayern, unterstützt von ihrem Vetter, dem Rheinpfalzgrafen Ruprecht, von Würtembergern und dem Burggrafen von Nürnberg, dem Hohenzollern, über Tirol herfallen, weiß Rudolph IV. den Landesfeind kräftig abzuwehren.

Blicken wir nach dem Süden der Alpen, dies und jenseits des Fußes derselben. Hier gab es fünf Mächte, mit denen, seit der Erwerbung Kärntens insbesondere, das Haus Oesterreich zu rechnen hatte: die Görzer, das Patriarchat Aquileja, die Republik des h. Marcus, die Carraras zu Padua, und die veronesischen Scaligeri.

Wir kennen (VI. Buch, I. A., 327—28, 344 f., 350 f.) den ziemlich weitschichtigen Besitzstand der Görzer in Kärnten, in der eigentlichen Grafschaft Görz, auf dem Boden von Krain und Istrien. Im Friaul'schen, wo sie besonders seit dem energischen Grafen Heinrich II. († 1323), Reichsverweser in Traviso und Capitano generale del Friuli, — tonangebend auftreten, besaßen sie in der Nord-

provinz, in Karnien, dessen Gestaldie Heinrich II. erwarb, zahlreiche Orte, desgleichen durch das ganze Gebiet zwischen Natisone und Tagliamento. Zur Lokalisirung möge die Angabe des am Oberlaufe des Tagliamento gelegenen Castelnuovo bei Spilinberge und der an dessen unterm Rinnsale vorfindlichen Orte, Codroipo, Rivigrano und Latisana genügen. Natürlich wechselte bei dem Umstande, daß es Eigengüter, aquilejische Lehen und Pfandschaften waren, das Einzelne im Besitzstande. So finden wir z. B. das wichtige Venzone an der Fellaklause auch durch eine Zeit in ihrem Besitze; so auch Peutenstein (Bodestagno) in dem kadorischen Gebirgsgürtel. Selbst das aquilejische Lehen der Habsburger, Pordenone, im Westen des Tagliamento, das alte aquilejische Lehen der Traungauer, Babenberger und ihrer Machterben, war eine Zeit lang in ihrem Pfandbesitz. 1316 versprachen sie den Habsburgern, dessen Rückgabe gegen Ersatz von 1874 Mark. Die Görzer gehörten somit zu den Großgrundbesitzern Friaul's und als gefürchtete Vögte der Patriarchen zu den einflußreichsten Herren im Lande. Für die Habsburger wurden sie jedoch insbesondere durch den inneröfterreichischen Besitzstand wichtig, denn ihnen gehörte der Hauptheil Oberkärntens, der Zugang zu der wichtigsten Eingangstraße in's Friaulsche, zur Thalenge der Fella, welche Pontafel-Ponteba hütet, und zur Isonzostraße. Ueberdies mußte der Gedanke einer naturgemäßen Machterweiterung zum Meere hin die Habsburger beschäftigen, und den Gedanken an Erbeinigung mit diesem Dynastengeschlechte um so eher zeitigen, da man jüngst (1335) den einen Hauptheil dessen erworben hatte, was die ältere Schwesterlinie der Görzer, die tirolisch-kärntische, besaß.

Mit Grafen Heinrich II. war die Macht der Görzer Grafen jüngerer Linie auf dem Höhepunkte angelangt. Seit Johann Heinrich, dessen Vormundschaft sein tirolisch-kärntnischer Vetter an sich brachte (1329), ging es langsam abwärts. Die kurze Alleinregierung des jung und kinderlos verstorbenen Grafen († 1338) wandte das Erbe seinen drei Vettern, den Neffen seines Vaters, zu. Die Zeit Albert's IV., Mainhard's VII. und Heinrich's III. (1338—1385) zeigt am besten, wohin eine Besitzzersplitterung durch Bildung dreier Ländergebiete (1340, 1342), Finanzverlegenheiten und zweiträchtige Politik führen mußten. Schon unter Johann-Heinrich, dem Gattin der Habsburgerin Anna, Tochter K. Friedrich's des Schönen, erlitt das Haus Görz eine Demüthigung durch den thatkräftigen Partiarchen von Aquileja, Bertrand (1336), der ihnen das alte, vom Kärntner-Tiroler Herzoge Heinrich verkaufte Kirchenlehen Venzone wieder entriß. Die drei Brüder lehnten sich

deshalb an H. Albert II. von Oesterreich, um es dem Patriarchen zu entreißen und diese Beziehungen zu Habsburg (es kam bald, 1345, zu Bündnißverträgen) blieben für den kinderlosen Grafen Albert IV. immer maßgebender, so daß er schon 1353 einen Erbvertrag mit Habsburg für den Fall seines Ablebens schloß. Rudolph IV. durchschaute bald die Sachlage und indem er Albert IV., und eine Zeit lang auch Mainhard VII., als Helfer in ihren Finanzklemmen auf seiner Seite festhielt, hielt er sich den Weg nach Oberitalien offen und erlangte nach dem Bruche mit dem durch Tirols Erwerbung seitens Rudolph IV. und die Lösung des Eheverlöbnisses seiner Tochter mit dessen Bruder beleidigten Mainhard VII. (1364) die Erneuerung des Erbvertrages mit dem habsburgisch gesinnten Bruder Albert IV. († 1374), der seinerzeit auch die gewünschten Früchte zu Gunsten des habsburgischen Länderanwachses trug. War es doch das Schicksal der Görzer Grafschaft, einmal ganz in dem habsburgischen Staate aufzugehen.

Das Patriarchat von Aquileja zeigt unter Pagano della Torre, dem Nachfolger Gastons († 1318) aus dem gleichen Hause und Brudersohne des frühern Kirchenfürsten Raimondo della Torre († 1299), eine schwache Nachblüthe seiner Machtstellung (1319—1332). Es waren mehr nur krampfhafte Anstrengungen sich in der Nachbarschaft mächtig aufstrebender Dynastien, vor allen der Scaligeri oder della Scala und inmitten der unruhigen Vasallen Friaul's aufrecht zu halten. Unter dem antighibellinischen Patriarchen Bertrand, einem Südfranzosen (1334, † 1350), welcher mit richtiger Einsicht dem popolo, den bäuerisch-gewerblichen Klassen, unter die Arme zu greifen bemüht war, Handel und Gewerbe hob, und das Friauler Gebiet in fünf Districte (Cividale, Aquileja, Udine, Gemona) mit dem durch das Görzer Gebiet isolirten Tolmeiner Bezirke zertheilte, schien sich das Patriarchat noch mehr emporzuraffen, wie der Krieg mit den Görzern (seit 1334) zeigt. Aber die Erfolge waren sehr vergänglich; die Anarchie in Friaul blieb auf der Tagesordnung, und nichts kennzeichnet greller diese Zustände als das Bündniß der patriarchenfeindlichen Castellane der Stadt Cividale und der Görzer Grafen gegen Bertrand (1348) und endlich seine Ermordung auf dem sogenannten Richervelde bei Spilimbergo, durch die Leute des Görzer Grafen Heinrich III., des „Generalkapitäns, der Aufständischen der Gegenpartei", unter Führung des Herrn von Spilimbergo, von der Hand eines Villalta (1350, 6. Juni). Mit Betrand war der rastlose Bekämpfer der Görzer Liga im Friaulschen getödtet.

Dies Ereigniß war für H. Albrecht II. von Habsburg der willkommenste Anlaß, in die Verhältnisse des Patriarchats und Friauls einzugreifen. Die Habsburger, als Nachfolger in der Herrschaft über Steiermark und Kärnten-Krain, trugen allda aquilejische Lehen als Vögte der Kirche, über deren Verhältniß P. Bertrand 1335 zu Laibach persönlich mit Herzog Otto von Oesterreich verhandelt hatte; am wichtigsten waren die altersher strittigen Vogteilehen im südwestlichen Grenzgebiete, an der sogenannten „Eisenstraße" des Fellathales, vor allen Venzone (Peuschelдorf) und dessen kostbare Klause mit der einträglichen Mauth des stark befahrenen Handelsweges. Ueberdies besaßen sie an Pordenone eine der größten Lehnsherrschaften im Herzen Friauls. Kaum erhielt der Habsburger die Nachricht von der Ermordung des Patriarchen, so rüstete er, von Friauler Parlamento (Ständeversammlung) zum Generalcapitän und von K. Karl IV. als oberster Schiedsmann während der Sedisvacanz bestellt, zum bewaffneten Einschreiten, um auf diesem Wege seinen eigenen Vortheil zu wahren. Schon im Juli 1350 besetzten seine Feldhauptleute, die beiden Aufensteiner, Friedrich und Konrad und Ulrich von Walsee, ganz Karnien, Venzone, Gemona, San Daniele, Udine. Der Herzog selbst erschien dann im August, hielt Gericht in Gemona (Klemaun), einer uralten Malstatt, und nahm das dortige Schloß für sich in Besitz. Albrecht's II. Versuch, einen habsburgisch Gesinnten auf den Patriarchenstuhl zu bringen, scheiterte allerdings an der erfolgreichen Praktik des luxemburgischen Königs, der seinen natürlichen Bruder Nicolaus durchsetzte. Dieser mußte jedoch, um die Anerkennung des mächtigen Herzogs von Oesterreich zu erlangen, den Budweiser Vertrag vom 1. Mai 1351 mit Albrecht II. abschließen, der diesem die Belehnung mit Venzone dessen Klause und Mauth, San Michele (Michaelsberg) und Schloß Ober-Wippach zuerkannte.

Es war dies ein unstreitiger Gewinn Habsburgs, den dann der St. Veiter Ausgleich vom 9. October 1356 endgültig regeln sollte. Derselbe bezog sich auch auf die Herrschaft Windischgräz in Untersteier, welche H. Albrecht II. 1351 von dem Inhaber Heinrich von Montpreis erwarb und jetzt bis April 1357 zurückzuerstatten versprach. Die Dinge standen nichts desto weniger auf der Schneide, denn die Politik Habsburgs, welche dann H. Rudolph IV. unter dem Nachfolger des P. Nicolaus († 1358, 29. Juli) verfolgte, mußte als Doppelziel die völlige Ausscheidung der aquilejischen Lehenshoheit über die habsburgischen Vogteigüter in Inneröſterreich

und die Erweiterung der Hausmacht in Friaul, auf Kosten des Patriarchats, im Bunde mit dessen gegnerischen Vasallen und Nachbarn, vor Augen behalten.

Unter diesen Nachbarn sei zunächst Venedig genannt, damals erst am Beginne des Weges, der zur Verschlingung der weltlichen Macht des Patriarchats führte. Unstreitig war es die erste Potenz Oberitaliens und durch Besitznahme von der trevisanischen Mark (1337, 1339), Bassanno's und Castelbaldo's, so recht spinnenartig in der Mitte des immer dichtern Gewebes, das sich über die allerdings politisch ränkevollen und unfriedsamen Dynastien von Padua und Verona langsam zusammenzog.

Von diesen beiden Dynastien hatten die della Scala, die „Leiterträger (Scaligeri) von Welsch-Bern" seit Can Grande („dem großen Hunde") den Anlauf zur Vorherrschaft im Lande zwischen dem Tagliamento und Mincio versucht. Sie hatten im Bunde mit den unruhigen Vasallen des Bisthums Trient so den Castelbarco's, das Schloß am Gardasee, Riva und Tenno; später Treviso (1329) an sich gebracht. Unter Cangrande's († 1329) Nachfolger Mastin II. gipfelte dieser Anlauf. Er bekämpfte als Haupt der antiluxemburgischen Liga mit Glück die Pläne K. Johann's von Böhmen (1331—1333). Unter ihm umschloß das Machtgebiet der Scaligeri Vicenza, das schon lange unter ihrer Hoheit stand, Bassano, Feltre, Belluno, also den Kern des kadorischen Gebietes an der obern Piave, selbst Padua; jenseits des Mincio Brescia und im Pogelände Lucca und Reggio. Aber die Herrlichkeit währte nur kurze Zeit. Seit 1339 verfällt die Macht der della Scala. Die Visconti's verdrängen sie aus dem westlichen Minciogebiete; Venedig bringt die trevisanische Mark an sich und die Carrara's streben als Herren Padua's, die Machtstellung der sinkenden Scaligeri einzunehmen.

Das Reichsvicariat von Padua war schon ein Gegenstand der Wünsche Heinrich's von Kärnten-Tirol († 1335) gewesen. Schon 1322 ließ er sich von dem Habsburger Friedrich als deutschem Könige mit diesem Vicariate belehnen. Nach der Aussöhnung der beiden Gegenkönige wurde dies zu München 1325 von Friedrich und Ludwig erneuert. Es war dies jedoch ebenso bloßer Titularanspruch, wie nachmals die Belehnung der Habsburger Albrecht II. und Otto's mit dem Reichsvicariate in Treviso und Padua durch K. Ludwig den Bayer (1336), welcher Thatsache zwei Jahre später (1338, 4. Januar) die urkundliche Zusicherung des Kaisers folgte, im Falle es mit dieser Belehnung seine Schwierigkeiten hätte, die Habsburger völlig zu entschädigen. Bald reichte die Herrschaft der

„Säulenträger" von Padua, d. i. der Carraresen mit der „geflügelten Säule im Wappen", bis Bassano im Brentathale, an die Schwelle des cedorischen Gebirgslandes und nordwestlicher bis Pergine (Persen) Roccabrunna, Levico und Selvo in's Valsugan. Hier stießen um 1350 drei Herrschaften zusammen: die carraresische und tirolische (mit Caldonazzo) und der Rest luxemburgischer Erwerbungen im untern Valsugan. Der Herr von Padua war durch diesen Besitz, insbesondere seit Francesco I. das wichtige Kofel (Covolo, der „Burg und die Klausen", wie es um 1350 urkundlich heißt) pfandweise erworben, oben angekommen. Um 1356 verdrängt der Kaisersohn Markgraf Ludwig, der Brandenburger, die Carrara's aus dem Valsugan. Das Haus Habsburg bekam schon unter H. Albrecht II. Gelegenheit, sich über diese verwickelten Nachbarverhältnisse im Süden Tirols gründlich zu belehren. Denn dieser Habsburger hatte (1345—1350) den wichtigen Schiedsspruch zwischen dem Markgrafen Ludwig und den Luxemburgern, K. Karl IV. und Johann Heinrich, zu fällen. Daraus entnehmen wir, daß der Haupttheil des luxemburgischen Besitzes und titularen Rechtes an dem hing, was, wie uns die Urkunde vom 13. August 1337 nachweist, Karl und sein Bruder, Theilnehmer an der Liga gegen die Scalas, als Lehen des Bischofs Gorzia von Feltre-Belluno erworben, nämlich die Hauptmannschaft über diese von ihnen eroberten Stadtgebiete und die daran hängenden Gewalten und Nutzungen. Das, was Markgraf Ludwig, als „bei dem Lande" (Tirol) gefunden, erklärte: Pleifs (Pieve di Cadore), Beutenstein (Pudestagno) und das Thal Kataufers (Valle di Cadore), bezeichnet der Schiedsspruch als aquilejisch, Silf (Silva) als tridentinisch und Puchenstein (Livinalongo), nördlich vom Wallenthale, als dem Brixner Bisthum zugehörig; Persen (Pergine) und Roccabrunna im Valsugan wurden als zur Grafschaft Tirol gehörig anerkannt; 1356 drängte man Carrara aus dem untern Valsugan. 1360 überließen die Luxemburger die Hauptmannschaft über Feltre und Belluno mit dem untern Valsugan, dem Könige Ludwig von Ungarn, der sie seinem Verbündeten und Waffengenossen gegen Venedig, Franz I. von Carrara, als Dienstentschädigung verlieh. Diese Andeutungen genügen, um anzudeuten, wie sich da Besitz, Recht und Anspruch bunt kreuzten und wie Herzog Rudolph IV. insbesondere seit 1363 als Herr Tirols allen Anlaß erhielt, in dieser Richtung die eigene Herrschaft weiter auszudehnen. Andererseits mußte er sich das Haus Carrara zum Feinde machen.

Die Geschichte des Krieges Rudolph's IV. gegen Aquileja und

um die Vorherrschaft in Friaul kennzeichnet am besten die mit seinem jugendlichen Wesen zusammenhängenden Schattenseiten seiner Politik: Uebermaß an Selbstgefühl, Gewaltsamkeit, ein Ueberschätzen der Machtmittel, — zeigt aber auch wieder im Hinblick auf seine Stellung zum Görzer Hause, zu Venedig und zu Visconti, seine an anderer Stelle betonten Vorzüge: weiten Blick, Energie und Unermüdlichkeit. Der Ausgang des Ganzen war allerdings ein Mißerfolg, der einzige bedeutende seines kurzen Herrscherlebens, aber eben nur auf dem Boden Friauls. Seinen Nachfolgern boten sich Anknüpfungspunkte genug, die oberitalische Politik des Hauses über Wasser zu halten und auf den von Rudolph IV. auf anderer Seite gebahnten Geleisen bleibende Erwerbungen zu machen.

Daß H. Rudolph IV. eine bewaffnete Abrechnung mit dem Patriarchate Aquileja*) herbeiwünschte, ist unleugbar; aber ebenso unumstößlich ist es, daß die Herausforderung dazu von dem neuen Patriarchen, Ludovico della Torre, ausging; daß Gewaltacte der Prampergo's und der Bürger von Gemona gegen Venzone, Klause und Mauth, und an österreichischen Kaufleuten verübt, die Handhabe zur Kriegserklärung Rudolph's IV. boten; andererseits die ziemlich zahlreichen Gegner des Patriarchen, als eines vom Hause della Torre und Lehnsträger Habsburgs, wie vor Allem die mächtigen Spillimbergo, die Ragogna, Pulcinico, Strassoldo, Partistagno, Ursopergo-Villalta, Prato u. A. es an Aufmunterungen Rudolph's nicht fehlen ließen. Denn dadurch, daß Ludovico della Torre gleich zu Beginn des Patriarchats Alles, was Habsburg von Aquileja besaß, selbst die Herrschaften Treffen und Tiefen in Kärnten, dem Papste gegenüber als von jenem unrechtmäßig erworben und besessen, angab, warf er dem Herzoge von Oesterreich gewissermaßen den Handschuh hin. Rudolph IV. war aber durch seine Hülfeleistung gegen Bernabo Visconti und andere Gefälligkeiten dem Avignoneser Papste zu werth geworden, als daß er entschieden Partei für den Patriarchen nehmen wollte, ja er ließ denselben ohne Unterstützung und entbot den Herzog sogar gegen die

*) Die urkundlichen Forschungen des steiermärkischen Landesarchivs v. J. Zahn, die ihrer akademischen Publication entgegensehen, dürfen über die Detailgeschichte dieses Krieges viel neues Licht verbreiten. Die italienischen Chroniken in Muratori: scriptores rerum ital. medii aevi VIII. XII. XVIII. und in Antiquitt. Ital. med. ae. III. Die wichtigste ist das additum. ad Chron. Cortusiorum b. Muratori III.: überdies die Cronica di Odorico da Pordenone, 1292–1332; fortges. v. s. Sohne Giovanni, 1337–1350, und die b. Abschnitt 8 angef. Quellen.

gewaltthätigen, ihm selbst verfeindeten Herrn von Pramperga, als Räuber an dem Bisthum von Concordia.

So hatte Rudolph IV. die beste Gelegenheit, nach Eröffnung der Feindseligkeiten im Friaul'schen — seit 1359 bereits im Gange — 1361 über den Patriarchen persönlich herzufallen, und die Budweis-Prager Bündnisse mit den Luxemburgern vom 14. Juni und 1. August stellten ihm sogar Hülfstruppen seines kaiserlichen Schwiegervaters zur Verfügung. Denn damals hatte Rudolph's IV. erste Aussöhnung mit dem K. Karl IV. stattgefunden. Die guten Beziehungen mit den Görzern ließen Ende August d. J. den Weg über Cormons gegen Udine offen, und die herzoglichen Brüder, Rudolph IV. und Friedrich, standen im September in der Nähe von San Daniele. Der Patriarch, in der hülflosesten Lage, mußte sich zum Frieden bequemen und zufolge der Präliminarien vom 15. September mit 12 adeligen Bürgen nach Wien reisen, um dann von da zu Karl IV. sich zu begeben und sich einem Vertrage zu fügen, den Rudolph IV. und sein kaiserlicher Schwiegervater feststellen würden.

Dann begab sich der triumphirende Herzog in die Lagunenstadt, um hier, 29. September vom Dogen auf dem Buccentoro festlich empfangen, sechs Tage in der Königin der Adria zu verweilen. Offenbar galt es eine politische Verständigung mit Venedig, dem alten Gegner des Patriarchats und dem Nachbarn der Carrara; aber die vorsichtige, kaltblütig rechnende Signoria mag es nur bei allgemeinen Freundschaftsversicherungen belassen haben, denn ihre weiteren Schritte bezogen sich nur auf die Durchzugsfreiheit der habsburgischen Truppen. Sie war sicher nicht gewillt, über eine befreundete Neutralität hinauszugehen. Mit den Görzern war Rudolph IV. gleichfalls im September in's Reine gekommen und zog dann, ziemlich lange in Kärnten und Steier verweilend, mit dem Patriarchen, seinem „Gefangenen", nach Wien. Denn das war thatsächlich Ludovico della Torre. Der Herzog hielt ihn hier, um die Friedensverhandlung schier unbekümmert, im Gewahrsam und machte damals alle Anstrengungen, um mit K. Ludwig von Ungarn den frühern Plan einer Bekriegung Karl's IV. energischer als je aufzunehmen. Es war ein Rechnungsfehler in der Vielgeschäftigkeit des Herzogs, um so mehr, als jetzt ein Rückschlag im Friaulischen eintrat, die Bürger von Cividale, Udine und Gemona den Waffenstillstand vom 15. September brachen und das von Oesterreich Besetzte fast ganz wieder eroberten. Zwei der bedeutendsten Bürgen, Franz von Savorgnano und Simon von Valvasone, entflohen aus Wien unter nichtigem Vorwand nach Friaul. Rudolph IV. beeilte sich

nun, durch den K. von Ungarn mit Hülfe Carrara's einen Waffenstillstand im Friaul'schen durchzubringen, denn Friaul stand jetzt nicht auf seiner Tagesordnung — und den Frieden mit dem Patriarchen abzuschließen. Um endlich loszukommen, nahm der von Rudolph IV. durch Drohungen aller Art bedrängte, aber über eine gewisse Grenze unerschütterlich zähe Ludovico den demüthigenden Wiener Frieden vom 21. April 1362 an, der allerdings das Patriarchat zum Schleppträger des Hauses Habsburg in Friaul und seine Lehen zum unwandelbaren Besitze der Herzoge von Oesterreich gemacht hätte. Indem aber diese Abmachung nur als Entwurf bezeichnet wurde, den der König von Ungarn und Rudolph IV. abzuändern das Recht hätten, und Ersterer, im Interesse des unbehinderten Krieges gegen Karl IV. den Herzog von Oesterreich zu Agram in Croatien, wo Rudolph IV. und der Patriarch im Mai 1362 erschienen, bewog, gerade einige der wesentlichsten Errungenschaften des Wiener Vertrages zu streichen, — kam Ludovico della Torre besser fort, und H. Rudolph IV. beging die politische Sünde, der zweifelhaften Aussicht auf einen Erfolg gegen den Kaiser diplomatische Vortheile zu opfern. Doch muß andererseits zugegeben werden, daß der Patriarch unter allen Umständen den Wiener Vertrag, sobald er heimkäme, als einen erzwungenen nicht zu halten entschlossen war.

Der Krieg mit dem Kaiser unterblieb, die Strömungen wechselten, die Erwerbung Tirols nahm bald 1362/63 die ganze Thätigkeit Rudolph's IV. in Anspruch und überdies stand ein ernster Kampf mit Wittelsbach um das genannte Land bevor. Gern hatte somit Rudolph IV. den Stand der Dinge in Friaul im Gleichgewichte erblickt, aber sein Streben, als Landesherr Tirols die Carraresen aus der Nachbarschaft im Cadorischen und im Valsugan herauszudrängen, beschwor den Krieg des Patriarchats und der antihabsburgischen Friauler als Bundesgenossen des Gebieters von Padua herauf, den insbesondere verdroß, daß K. Karl IV. aus alter Abneigung seinem Schwiegersohne Rudolph IV. (9. Mai 1364) die im thatsächlichen Besitze des Herrn von Padua befindlichen Gebiete von Feltre, Belluno und die Grafschaft Tschimell (Zumalle oder Zumellare) verliehen hatte.

Ludovico della Torre ergriff begierig die Gelegenheit zur Zerstörung der drohenden Macht seines früher übermüthigen Gegners, und der Verlauf des Krieges, in welchem die Savorgnanos als tüchtige Gegner Rudolph's IV. erscheinen, Mainhard VII. von Görz sich bald von ihm abwandte und die getheilten Kräfte des

Habsburgers erlahmten, zeigt vor Allem die Unberechenbarkeit der Sachlage und die Verbissenheit der Friauler Parteien. So unauslöschlich war der Groll der Spilimberger gegen den Patriarchen, daß sie in zäher Anhänglichkeit an Rudolph's IV. Sache ihre letzte Burg preisgaben, ohne den Kampf auszusetzen.

Herzog Rudolph IV. sah die Dinge in Friaul auf schiefer Bahn; um den Schwierigkeiten mit einem großen Wurfe zu begegnen, suchte er einen Waffenbund mit dem mächtigsten Geschlechte Oberitaliens, den Visconti's. Die Beziehungen Habsburgs zu dem politisch hochbegabten Herrn von Mailand knüpfen sich schon an die Tage Friedrich's des Sch. Der römische Stuhl bot damals (1322) Alles auf, um die Habsburger von einer Verbindung mit jenem pabst- und kirchenfeindlichen Geschlechte abzuhalten. Indeß bleiben jene Beziehungen lebendig. 1336 (20. Oct.) gestatteten die Herzoge Albrecht II. und Otto den Visconti's, eine goldene Krone auf dem Hute, Helme, Panzer und Schilde zu tragen, vielleicht in ihrer Eigenschaft als kaiserliche Reichsvicare in Oberitalien; dies und die Thatsache, daß sie im Namen K. Ludwig's 1337 mit den mailändischen Herren einen Ausgleich schlossen, spricht für diese Fortdauer. Die hundert erlesenen Ritter, welche um Weihnachten 1360 Rudolph IV. dem Papste zu Hülfe wider Bernabó Visconti nach Bologna sandte, waren mehr eine wohlberechnete Gefälligkeit gegen die Curie, als ein Beweis für seine antiviscontische Gesinnung. Habsburg und die Herren von Mailand hatten keine widerstreitenden Interessen, wohl aber trafen sie in der Abneigung gegen das Haus Carrara zusammen. Schon im Sommer 1364, noch bevor es in Friaul zu den entscheidenden Fehden kam, gab Rudolph IV. der Verlobung seines jüngsten Bruders Leopold III. mit Bernabó's Tochter, Viridis, den Vorzug gegenüber der frühern bezüglichen Zusage an den hierdurch als Vater gekränkten Görzer Grafen Mainhard VII. Im October d. J. war Alles geordnet; am 23. Februar 1365 fand die Vermählung in Mailand statt. Das sollte der Ausgangspunkt einer gemeinsamen Kriegsunternehmung Rudolph's IV. und der Visconti's werden. Denn auch die von Rudolph angesuchte Vermittlung des Königs Ludwig von Ungarn zu Gunsten eines Waffenstillstandes ward von den verbündeten Gegnern: Carrara, dem Patriarchen und den antihabsburgischen Friaulern zurückgewiesen. Rudolph IV. sollte nicht zu Athem kommen. Mitte Mai 1365 eilt nun der Herzog von Wien durch Inneröfterreich und, als Schildknappe verkleidet, durch das Pusterthal, wo des Görzer Grafen Mainhard VII. Feindseligkeiten

ausgewichen werden sollte, unter vielem Mühsal über Brixen und Meran auf Schloß Tirol. Die Anstrengungen des Weges machten Rudolph IV. kränkeln; er raffte sich wieder auf und zog nun durch die Etschklause nach Verona (Mitte Juni), wo ihn der jüngere Cane della Scala ehrenvoll begrüßte, und bald weiter nach Mailand. Hier wechselten Festlichkeiten mit ernstlichen Berathungen, denn auch an den Marken Tirols, im Valsugan, entbrannte heftig der Krieg mit Carrara. Aber bald erfaßte den österreichischen Herzog schweres Leiden; als er das Todesnahen verspürte, ordnete er noch so Manches, insbesondere traf er Verfügungen, um das an den Hochkirchen Trient, Freising, Gurk begangene Unrecht gut zu machen. Dies und manche andere Thatsache, so z. B. die Gründung der Collegiatskirche zum hl. Stephan (1365) beweisen, daß Rudolph ebenso wenig ein principieller Gegner der Kirche, als ein Freigeist war, sondern den Anschauungen seiner Zeit Rechnuug trug. Sein geflügeltes Wort: Er wolle in seinen Landen Papst, Kaiser, Bischof und Dechant sein, kennzeichnet eben nur das mächtige Bewußtsein der Landesherrlichkeit, das ihn mehr als jeden Habsburger vor ihm durchdrang. Sechs Wochen hatte der Aufenthalt in Mailand gewährt. Den 27. Juli 1365, drei Tage vor dem Tode seines eifrigen Gegners, des Patriarchen Ludovico della Torre, war der Herzog — im 26. Lebensjahre — eine Leiche. Fern den eigenen Landen starb der planreiche Habsburger, und seine irdischen Reste fanden dann im Stephansdome ihre Bestattung. Dieses Bauwerk und die Wiener Hochschule, deren Stiftungsbrief dem 12. März 1365 angehört, lassen sich allerdings als ein Wetteifern mit den Schöpfungen des kaiserlichen Schwiegervaters in Prag ansehen, sind jedoch auch sprechende Beweise seines geläuterten Verständnisses für höhere Interessen.

Und mehr noch vielleicht als auf dem Felde äußerer Politik, errang Rudolph IV. auf dem Boden des inneren Staatswirkens fruchtbare Erfolge. Sie äußern sich im geordneten Haushalte und im Wohlstande der Länder. Seine Reformen im landesfürstlichen Geld und Steuerwesen, seine Hebung der gemeinbürgerlichen Verhältnisse, des Handels und Gewerbes sind so gut ein Zeugniß schwungvoller Einsicht für das, was der fürstlichen Gewalt fromme, als das Bändigen übermüthiger Vasallen, die unerbittliche Geltendmachung der Landesherrlichkeit und die Hinstellung eines Hausgesetzes (1364, 18. Nov.), das im Jahre der habsburgischen Erbverträge mit Luxemburg und Görz, die Untheilbarkeit

der Länder und des Hausschatzes, vor Allem jedoch „die oberst Herrschaft und größte Gewalt des Aeltesten" des Hauses, also die möglichste Einheit und Geschlossenheit der Geschlechtsmacht, als Gebot für die Zukunft hinstellt und als Erweiterung der Hausordnung Albrecht's II. vom 25. Nov. 1355 zu gelten hat. Ziehen wir die Summe dieses reichen Herscherlebens, so war, trotz des Ueberschwänglichen und Ueberhasteten mancher Entwürfe, das Erreichte und in der Zukunft zur Verwirklichung Gediehene überwiegender, als der Mißerfolg, und das Gefühl der Bewunderung dieses außerordentlichen Menschen wirkt stärker als die Empfindung des Unbehagens bei den moralischen Verirrungen seiner Politik. Denn dieses Unbehagen weckt die Betrachtung der gesammten Fürstenpolitik jener Zeit, die ziemlich grell Selbstsucht und Verlogenheit zur Schau trägt, Gebrechen, die der Politik aller Zeiten mehr oder minder anhaften. Geht doch ein stolzer Gedankenflug, ein Blick für große und dauernde Erfolge durch Rudolph's IV. Politik.

8. Die Brüder Rudolph's IV. und die Geschicke Habsburgs bis zur Erwerbung Triests (1382).

Literatur: Schrötter, Abhandlungen aus dem österr. Staatsrechte V. Bd. (über die habsburgischen Ländertheilungen, S. 148 ff.); F. Kurz, Oesterreich unter H. Albrecht III. (1827); Peter Suchenwirt's Werke; J. von Primisser (insbesondere „H. Albrecht's III. Ritterschaft") (1827); der Commentar des Herausgebers datenreich. Lichnowski, Gesch. d. H. Habsburg IV. (vergl. d. Lit. z. G. K. Karl's IV.); J. Stülz, Regesten z. Gesch. der Grafen v. Schaumburg. Denkschr. d. Wiener Akad., hist. Kl., XII. Bd. Z. Gesch. Friauls, Istriens und Triests: de Rubeis Monum. eccl. Aquilej. (appendix. Quellenmaterial), Chron. Spilimbergense (1251–1489); H. v. Bianchi, Chronaca di Jacopo di Valvasone (1273–1423); Ailino Giovanni da Maniago storia de bello Forojuliensi (1381–1390). Palladio, Abb. Fr., hist. del Friuli bis 1420; Vercis Werk, storia della marca Trevigiana, schließt im XIX. Bd. mit d. J. 1420. – – Die älteren Venetianer Sanuto, Navagero und die neueren Werke von Romanin, Capelletti. – – Vergl. über Görz: Della Bona. Schreiner's Art. (Görz) Gradiska in Ersch und Gruber's Encyclopädie.

Scussa, Vinc., Storia cronografica di Trieste (1695) h. und fortg. v. Kandler (1863); Ireneo della Croce, storia di Trieste. Venezia (1698); Gian Rinaldo conte Carli, delle antichità italiche, 5 Bde., Milano (1788–91) (sehr viel über Istrien), insbesondere im IV. Bd., 197–287; Disser-

tazioni della costituzione geographica e civile dell' Istria, Friuli e Dalmazia nel tempo di mezzo . . . o. D. u. J.; Mainati, Chroniche ossia memorie storiche sacroprofane, 7 Vol. in 6 Tomi, Venezia (1817—1818) (druckte den zweiten Theil der Chronik des Ireneo ab, mit bunten Zusätzen); Codice dipl. istriano (— 1526), h. v. Kandler (1847—1861) als fortlaufender Anhang zur Ztschr. Istria; Kandler's zahlreiche Monographien. a) Einleitung zu den statuti municipali del commune di Trieste, cheportano in fronte l'anno 1150. (1849); b) Storia del consiglio dei Patrizi di Trieste de l'anno 1382—1809. (1858) (die Einleitung). c) seine Annali del litorale con indicazione di avvenimenti che giovano alla storia di questa provincia u. A. m.; Combi, Porta orientale, strenna per l'anno 1857—1859; v. Löwenthal, Geschichte von Triest. 2 Bde. (1859); Die Detailliteratur in d. Bibliografia istriana.

Zwei Brüder überlebten Rudolph IV., der ältere von ihnen, Albrecht III., 1349, der jüngere, Leopold III., 1351, geboren. Der sechzehnjährige Albrecht, dem die Geschichte nach seiner eigenthumlichen Haartracht den wunderlichen Beinamen „mit dem Zopfe“ (cum trica) gab, scheint das ruhige, friedliebende Wesen des gleichnamigen Großvaters ohne dessen Festigkeit und Geistesschärfe geerbt zu haben, während der vierzehnjährige Leopold III., der „Biedere“, „die Blume der Ritterschaft“, wie ihn Chronisten und Dichter nannten, die rastlose Unternehmungslust und den Ehrgeiz des verstorbenen Rudolph zeigt, aber nicht dessen abwägende Staatsklugheit, an deren Stelle ritterliche Kriegslust sich setzt. Bis zum Jahre 1373 tritt der Gegensatz der beiderseitigen Naturen noch nicht grell zu Tage, und in diese Zeit der Entwicklung zur Mannesreife fällt die Festigung der verwandtschaftlichen Beziehungen zu Luremburg durch Vermählung Albrecht's III. mit K. Karl's IV. Tochter Elisabeth. So nahm der Senior des Hauses zu dem Kaiser die gleiche Stellung ein, wie sein verstorbener Bruder; überdies war Albrecht's und Leopold's Schwester Margarethe, die Wittwe Mainhard's III. von Tirol, mit Johann Heinrich, dem ersten Gatten der Maultasche, ihrer Schwiegermutter, in zweiter Ehe verbunden. So seltsam kreuzten sich die Verschwägerungen beider Häuser. Der Kaiser war ihnen günstig, denn er hatte auch nichts von den Anschlägen eines Rudolph zu befahren. Durch das Bundniß mit den jungen Herzogen (1366, 25. März) suchte er sie von den Visconti's abzuziehen. Die Anerkennung ihrer Landeshoheit in Elsaß und in Schwaben (1373) war eine Art Entlohnung der loyalen Haltung der Herzoge. Der Streit um Tirol mit den niederbayerischen Wittelsbachern schloß endlich mit dem

wichtigen Schärdinger Frieden (1369, 29. Sept.), der die Rückgabe der gegenseitig eroberten Festen und Plätze anordnete, den Wittelsbachern 116,000 Goldgulden Entschädigung und — was das Empfindlichste späterhin wurde — die Abtretung des nordöstlichen Gebietsstückes: Kufstein, Kitzbühel (und Rattenberg), abgesehen von Weißenhorn und Buch in Schwaben, zusprach. Der Aufstand der übermüthigen Kärntner, Herren v. Auffenstein und ihrer Genossen, der Schärffenberger und Ehrenfelser und Anderer (1368) gegen die Habsburger schloß mit ihrer Gefangenschaft und mit dem Sturze des Hauses. Seine bedeutenden Güter kamen an die Landesfürsten, oder dienten zur Entlohnung ihrer Getreuen, unter denen damals das Haus der Kreig hervorragt. Die auch diesem Zeitraume angehörigen Triester Angelegenheiten kommen später zur Sprache.

Das Jahr 1370 erscheint als bedeutungsvolle Wende in der Hausgeschichte der Herzoge von Oesterreich. Der Gegensatz des 21jährigen Senior Albrecht III. und des jüngeren Leopold III. tritt nun bald folgenreich auf. Dieser strebt nach einem Bruche der seinem Ehrgeize, Thatendrange und Selbständigkeitstriebe unbequemen Hausordnung Rudolph's IV. Sein Ziel ist eine Ländertheilung. Dem will der ältere Bruder wehren. Unerquicklich ist es, die elf Urkunden zu lesen, welche in den Jahren 1373—1379 zwischen den Brüdern gewechselt wurden und den Beweis führen, wie der entschlossene, mit wachsender Kinderzahl gesegnete Leopold den ältern Bruder, der nur seiner Zeit einen Sohn hinterließ, Schritt für Schritt weiter drängt in den Länderabtretungen, bis er das angestrebte Ziel erreichte; der Nachgiebige wich dem Kühnen, dem Stürmischen. Daß es immer am Vorabend eines Bruder- und Bürgerkrieges stand, deutet unter andern das Bündniß Albrecht's III. mit den mächtigen Grafen von Schaunburg in Ober-Oesterreich vom 27. April 1373 gegen Leopold III. an, falls dieser neuerdings vertragsbrüchig würde. Nur das schwächere Wesen Albrecht's vermied den Krieg. Vor die Schlußtheilung des J. 1379, nach welcher Albrecht III., der Aeltere, allein das Herzogthum Oesterreich u. u. o. d. Enns, aber nach Allem zu schließen, ohne den Bezirk von Wiener-Neustadt bis zum Semmering behielt, — der jüngere, Leopold, hingegen alle übrigen Länder Habsburgs bekam und die Einheit des Hauses nur noch kümmerlich in einigen Bestimmungen gewahrt erscheint, fällt die „Ritterfahrt" H. Albrecht's III. in's Land der heidnischen Preußen und Samogitier (Sameiten). Der Reimdichter Suchenwirt erzählt dies

politisch bedeutungslose, aber biographisch und culturgeschichtlich anziehende „Abenteuer" des Habsburgers v. J. 1377 ausführlich genug. Unter den adeligen Genossen ragen die Grafen v. Cilli hervor, das zukunftsfrohe und bald mächtigste Haus Innerösterreichs, dessen Altgraf Hermann I. dem Habsburger bei diesem Anlasse den Ritterschlag ertheilt.

Ein anderes mächtiges Haus, den Cilliern bald verschwägert, waren die bereits erwähnten Grafen von Schaunburg im Lande ob der Enns. Allerdings hatten diese unter H. Rudolph IV. ihre Reichsunmittelbarkeit äußerlich durch einen Huldigungsvertrag aufgegeben, aber in der That hielten sie ihre immune Stellung fest, und da gerade der habsburgische Brüderstreit, das Bündniß, welches Albrecht III. mit ihnen einging, ihr Selbstgefühl steigern mußte, so kam es alsbald zwischen ihnen und Albrecht III., besonders seit 1380, zur entscheidenden Fehde. Sie schloß 1383, 3. Februar, mit dem Ausgleiche zwischen dem Herzoge und dem Grafen Heinrich von Schaunburg und mit einem halben Siege der landesfürstlichen Gewalt.

Alle diese Vorfälle treten an Bedeutung weit hinter jene zurück, die sich im Süden abspielen und immer mehr Leopold III. als Träger der habsburgischen Politik erscheinen lassen. Beginnen wir mit der Görzer Frage. Ihrer ward bereits oben gedacht. Die Spannungen Mainhard's VII. mit Habsburg wichen nach Rudolph's IV. Tode wieder freundlicherer Haltung, wie die Verträge von 1368 und 1371 zeigen; zunächst aber wirkte noch das Mißtrauen nach, und die guten Beziehungen Mainhard's VII. zu dem neuen Aquilejer Patriarchen Marquard von Randek aus Bayern, Bischof von Augsburg, Reichsvicar K. Karl's IV. in Italien, stellten ihn auch auf dessen Seite gegen Habsburg bis zur Stillung der Friauler Händel. Sein älterer Bruder, Albrecht IV., hielt an dem Uebereinkommen mit dem Hause Oesterreich von 1364 fest, und nach seinem kinderlosen Tode (1379) fiel den Habsburgern jene ansehnliche Erbschaft in den Krainer Südmarken, im Karstlande und im Isterreiche, zu, deren wir anderorten gedachten.

Noch vor diesem Ereigniß, das den Zug der Habsburger Ländererwerbung immer mehr zur Küste der Adria lenken mußte, kam es jedoch zu wichtigen Vorgängen am Golfe Istriens, welche Triest bewogen, die Schutzherrschaft des Hauses Oesterreich anzusprechen.

Schon einmal, ziemlich vor hundert Jahren, sah sich Triest in seinem immer kräftigern Aufstreben als emancipirte, autonom gewordene Bischofsstadt — an nachbarliche Hülfe wider die lästige Bevormundung Venedigs gewiesen. Aquileja's Unterstützung

verhalf der antivenetianischen Partei Triests zum Siege (1279); als Rächer erscheinen die venetianischen Kriegsschiffe und Landungstruppen vor der Stadt (1282), wie der gleichzeitige Reimchronist Ottokar so lebendig erzählt. Patriarch Raimonda della Torre mit seinen Vögten, den Görzern Mainhard (1262 zum Capitano von Triest gewählt) und Albert II. schließt ein Waffenbündniß zu Gunsten der äußerst gefährdeten Stadt. Namhafte Hülfe erscheint nun und heftige Kämpfe entbrennen von den Verbündeten um die Belagerungsschanzen der Venediger und ihr Hauptbollwerk „Semper Venetia", wie es der Reimchronist nennt. Aber die Herrin der Adria blieb der überlegene Theil, wie es schon nach den einleitenden Kämpfen das Abkommen von 1285 zeigt und der Friede von 1291 an den Tag legt. Der Versuch des Patriarchen und der Görzer (1289), das auf's Äußerste bedrängte Triest zu entsetzen, war gescheitert. Ein gewaltiger Stoß widerfuhr dem ohnehin längst erschütterten „Marchesate" Aquileja's über Istrien.

Aehnlich war die Lage Triests um 1368; zur Zeit des Dogen Andrea Contarini. Damals war als Podestá Triests der Venetianer Luigi Faliero eingesetzt worden. Die Wegnahme eines triestinischen Schiffes durch die im Golfe den Schmuggelhandel überwachende Galeere war die Losung für den Aufstand der Gegenpartei, welchen Francesco I. von Carrara geschürt haben soll. Man plündert die im Hafen liegenden Schiffe der Republik, tritt das Markusbanner in den Staub und erschlägt im leidenschaftlichen Wüthen die Zollbeamten. Der Podestá Faliero wird vertrieben (12. Septbr.). Die von einer friedlichen Seite ausgegangenen Versöhnungsanträge theilte weder die Hauptmasse der Triestiner, noch nahm sie das zürnende Venedig an. Die Republik rüstet im Dezember gewaltig, und 1368/9 kommt es zur ernstlichen Blokirung Triests unter Molin's und Michele's Führung. Die Triestiner suchen überall Hülfe, bei Carrara, bei den Visconti's, bei Mainhard VII. von Görz, bei Karl IV., Ludwig von Ungarn, und müssen damals den Habsburgern ihre Schutzpflichtigkeit angetragen haben, da 1369 (10. September) Herzog Albrecht III. als Senior des Hauses den Triestinern ihren neuerlichen Abfall nachsieht und zum zweiten Male sie unter Habsburgs Schutz und Schirm nimmt. Offenbar müssen wir in der Zwischenzeit eine Schwenkung der Stadt, erzwungen durch Venedig und seine Partei in der Stadt annehmen und dann wieder einen neuen Umschwung voraussetzen. 1369, den 5. November, erscheint H. Leopold III., dem Triest am 31. August huldigen ließ, mit einem Heere. Hans von Traun befehligt die Reiterei. Man will den

10. November das venetianische Lager überfallen, es mißlingt. Die Oesterreicher ziehen sich zurück. Triest unterwirft sich dem Feldherrn der Republik Loredano (17. November), nur der tapfere Astolfo Piloso vertheidigt sich tapfer gegen die Venetianer im Schlosse Mocco. Der Signoria war es nun darum zu thun, daß die Habsburger aller Ansprüche auf Triest sich entschlügen. Pantaleone Barbo unterhandelt, und es kommt 12. November 1370 in Laibach zum Ausgleiche mit den Herzogen von Oesterreich, welche sich ihre ohnehin unhaltbaren Rechte um 75000 Zechinen ablösen lassen. Noch war Triests Besitz keine für Habsburg gereifte Frucht.

Andere Aussichten zogen den unternehmenden Leopold III. in die Wirren Oberitaliens. Die alte Feindschaft zwischen Venedig und Carrara brach im October 1372 los. Die Signoria bot Alles auf, um Oesterreich in den Kampf gegen den Paduaner und seinen Verbündeten Cangrande den jüngern, den Herrn von Verona, zu ziehen; sie bieten ihm den Besitz der nördlichen Besitzungen Carrara's an, der Herr von Padua beeilt sich mit Gegenangeboten. Leopold III. will sich zwischen Beiden eine freie Hand zu willkommener Erwerbung wahren; er trägt Verlangen nach dem Besitze Treviso's und des ganzen Markgebietes.

K. Ludwig von Ungarn, der alte Feind Venedigs und Gönner Carrara's vermittelt Carrara's Anträge (6. Februar), als bereits (Januar 1373) Leopold III. mit 1200 Reitern in's Trevisanische eingebrochen war, und so schien es, als sei Leopold III. von Venedig zu dem Paduaner übergetreten; umsomehr, als den 18. Januar 1374 ein Bündniß Ungarns, Carrara's, des Patriarchen Markward und Habsburgs gegen die Signoria am Papiere stand. Allein Leopold III. wollte die Politik der freien Hand nicht aufgeben.

Der Herr von Padua unterliegt im Kampfe und muß einen demüthigenden Frieden mit Venedig eingehen, der Feltre, Belluno u. s. w. in die Hände der Republik spielt. Nun zeigt sich Leopold III. entschieden spröde gegen die um sich greifende Republik, und die vom Papste Gregor XI. wiederholt mit Bannesdrohung bekämpfte Verlobung des verwittweten Bruders Leopold's mit Violanta, Tochter Galeazzo's II. von Visconti, hatte eben so einen für die Stellung Habsburgs in Oberitalien maßgebenden Hintergedanken (1374, 8. März), als das damalige (1374, 18. August) Eheversprechen zwischen Leopold's III. Erstgeborenem, Wilhelm, und K. Ludwig's von Ungarn jüngerer Tochter, Hedwig, die politische Freundschaft zwischen Habsburg und dem ungarischen Hofe festigen

mußte. 1376 bricht in der That der Krieg Leopold's III. mit Venedig los; aber es kam nur zu einer einzigen Waffenthat Leopold's mit kleinem Erfolge, denn die Republik war der an Kriegsmitteln überlegene Theil, trotz der Bündnisse des Habsburgers (1374, 2. März) mit Niederbayern und mit Mainhard VII. von Görz (18. Juli). Er bequemt sich bald zu einer Waffenruhe von zwei Jahren, während welcher Zeit die schlaue Signoria die österreichischen Kaufleute im deutschen Kaufhause (Fondaco dei Tedeschi) als Geiseln zurückhält.

Da bietet sich in dem großen entscheidenden Kampfe, welchen Genua, die unversöhnliche Nebenbuhlerin Venedigs, im Bunde mit Ungarn, als Haupte der Waffengenossenschaft, Görz, Aquileja und dem Görzer Hause seit 1378 aufnimmt, der erwünschte Anlaß für die österreichischen Herzoge, neue zuwartende Stellung nehmen zu können, ohne mit Venedig zu brechen. Es ist ein gewaltiger Kampf zwischen den beiden Seemächten, der von dem Bocche di Cattaro bis vor Triest die Küste der Adria in sein verheerendes Bereich zieht, und als die Landmächte, Ungarn voran, eingreifen, scheint Venedigs letzte Stunde zu kommen. Den 7. Mai 1379 schlägt Lucian Doria den venetianischen Seehelden Pisari vor Pola, mit dem Verluste des eigenen Lebens. Bald sind die schützenden Küstenorte Grado, Marano, Caorle in Feindeshand; am 16. August fällt Chioggia in Genua's Hände und durch den Feind auf der Terra ferma ist Venedig bald von der Landseite ganz abgeschnitten. Zu den äußersten Friedensopfern bereit, erfährt es bald, daß die unversöhnlichen Gegner es zertreten wollen; es harrt im Aeußersten aus, und seine Zähigkeit bringt ihm 1380 Rettung, die der Turiner Friede vom 8. August 1381 verbürgt.

Für Triests Zukunft waren dies maßgebende Ereignisse. Gleich nach dem Siege der Genuesen vor Pola besetzten diese Triest, nahmen den venetianischen Podestá Trono gefangen, plünderten die Häuser des partito Veneziano und schleiften die von der Republik verstärkten Festungswerke. Triest war nun von der venetianischen Herrschaft frei und unterwarf sich dem Patriarchen Markward (1379, 24. Mai), als dem Markgrafen Istriens. Bald wieder durch Venedig bezwungen und neuerdings dann von den Genuesen unter Maruffo, als „Befreiern", heimgesucht, huldigte es dem Aquilejer (1380, 25. Juni), der persönlich nach Triest gekommen war. Schon drohte aber wieder das Umsichgreifen der Venetianer unter Pisani († 13. August 1380) und Loredano an der istrischen Küste und deren Rückeroberung den Triestinern einen neuen harten

Schicksalswechsel. Da entsagte endlich Venedig der Herrschaft über diese schwer geprüfte Stadt (1381, 7. October).

Triest mochte aber bald einsehen, daß die Schutzhoheit des Patriarchats wenig Bürgschaften für die Zukunft böte, hingegen der Anschluß an das in Istrien bereits mächtige Haus Habsburg die Stellung Venedig gegenüber festigen könne. Ueberdies war Patriarch Markward den 3. Januar 1381 zu Udine gestorben und die Bestallung seines Nachfolgers durch Papst Urban VI. in der Person des französischen Kardinals Philipp von Alençon der Feuerbrand neuer Zwietracht und Parteiung in Friaul geworden. Cividale stand an der Spitze seines schwächern Anhanges, Udine erscheint als Vorort des stärkern Gegenbundes. Triest muß den Patriarchen Philipp nicht anerkannt haben, da die Udinesen Triests Widerstand gegen neue Herrschaftsgelüste Venedigs unterstützten. Diese Sachlage zeitigte den Entschluß Triests, den Habsburgern förmlich zu huldigen. Im Sommer 1382 war dies schon ausgemacht, denn im Beginne des Augusts bezeichnen die Rundschreiben des Patriarchen Philipp Triest als seiner Hoheit entzogen. Die ausführliche Vertrags-Urkunde der Triestiner mit dem Hause Oesterreich vom 30. September 1382 zeigt am besten, in welch' umfassender Weise die Autonomie der Stadt durch die neue Herrschaft anerkannt wurde.

So bildet das Jahr 1382 einen Ruhepunkt in der Geschichte Oesterreichs und zugleich eine bedeutungsvolle Wende in der Geschichte des Hauses Oesterreich. Es ist nun unmittelbarer Nachbar Venedigs auf dem Boden Istriens geworden. Hier bilden die Stadtgebiete von Capo d'Istria, Isola, Pirano, Umago, Cittanova, Parenzo, Rovigno, Pola, Valle, Dignano, Montona, Lorenzo, also der Haupttheil der Küste, Venetianisch-Istrien, und der Rest dessen, was Aquileja noch bis 1420 allda besaß, wie Buje, Pinguente, Muggia, Albrona, Fianona....., verfällt der gleichen Herrschaft. Bald entscheiden sich auch die Territorialfragen im Süden Tirols auf dem Boden Oberitaliens. Die Ausbildung „Vorderösterreichs" und der entscheidende Kampf mit der Schweiz leiten eine neue Periode ein, welche gewissermaßen zur Feuerprobe der Machtstellung Habsburgs werden sollte.

9. K. Johann von Böhmen. 10. Karl IV. und seine Politik.

Literatur: (vergl. o. Nr. 2. Nachtrag: Friedländer, die Erwerbung Böhmens f. die Luremburger, Elbinger Schulpr. 1861: Palacky; Schle-

singer (vgl. Mitth. des Ver. f. Gesch. der D. in Böhmen, 6. Bd.); Schötter; Brandl, Mähren unter K. Johann v. Böhmen 1311—1318 (Progr. der Brünner Komm. Unterrealschule 1861); Edm. Francke, De eo quo Silesiae ducatus seculo XIV. (1327) cum regno Bohemio fuerint conjuncti nexu feudali. Oppeln 1865 (Breslauer Diss.); Luchs, Schlesische Fürstenbilder (1869); Dudik, Iter Romanum (archival. Forschungen in Rom); Grünhagen, K. Johann v. Böhmen und Bischof Nankker von Breslau. Sitzungsber. d. Wiener Akad., hist. Section., 47 Bd.; Pöppelmann, Johann von Böhmen in Italien (1330—1333), Arch. f. K. österr. Gesch., 35 Bd.; Karl IV., Seine Autobiographie (Vita Caroli quarti) bei Böhmer in den fontes rer. germ. I., den zweiten Theil hat Benesch' von Weitmil für seine Chronik ausgeschrieben. Vgl. Loserth, im 63. Bde. des Arch. f. österr. Gesch.; Hubers, Regg. a. a. O.; Balbin, Vita arnesti archiepiscopi Pragensis. (vgl. Miscellanea decas I. liber V.; Neumann, Cancellaria Caroli IV. Lausitzer Magazin (1846); Palacky, Formelbücher (Abh. d. böhm. G. d. W., 5 F. 5. Bd.); M. Pelzel, K. Karl IV. v. Böhmen (1780); Schottky, die karolinische Zeit ..... (1830); Friedjung, Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit (1876); Palm, Italienische Ereignisse in den ersten Jahren Karl's IV. (Gött. Diss. (1873); Th. Sickel, Das Vicariat der Visconti. Sitzgsber. d. Wiener Akad. d. W., hist.-phil. Kl., 30. Bd. (1859); Ficker, Urkunden z. Gesch. des Römerzuges Ludwig's d. B. (1865); Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter. 6. Band; Papencordt, Cola di Rienzi und seine Zeit (1841); C. Höfler, Aus Avignon (Abhandl. der böhm. Ges. d. W., VI. Serie, I. Bd.); Olenschläger, (1766), Urkundenbuch z. Erläut. der goldenen Bulle. Ueber dieselbe die Abhandlungen von Jacoby in der Tübinger Ztschr. f. d. gesammten Staatswiss., XIII. Bd. (1857); Klöden, diplomat. Gesch. des Markgrafen Woldemar von Brandenburg (1844—45); von dems., die Mark Brandenburg unter K. Karl IV. u. s. w. (1836—37; 2. A. 1847); Riedel, Codex diplom. Brandenburg (1838—1865); (Indices v. Heffter 1867—1869) u. s. Abh.: Erwerbung der Mark Brandenburg durch die Luxemburger (vgl. Märk. Forsch. XI. über die Bismarks); P. Scholz, Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV. 1. Thl Bresl. Diss. (Glatz 1874).

Verfolgen wir in gedrängten Zügen den Gang des böhmischen Reichslebens in den Jahren 1318—1379. Der Luxemburger Johann war König im Lande geworden, aber die ersten Eindrücke seines Herrscherlebens waren nicht die günstigsten. Unleugbar lag in dem jugendlich hastigen, politisch unfertigen, abenteuerlustigen Wesen des Königs ein Theil der Schuld, aber der größere Antheil derselben fällt der Oligarchie Böhmens-Mährens zur Last, jener Baronensippe, die sich gleißnerisch hinter das Wohl des Landes zu verschanzen pflegte und doch nur für das Privilegium ihrer Oligarchie, für die Geltung des eigenen Einflusses, zu den Waffen griff. Wollen wir

gerecht sein, so darf man die persönliche Tüchtigkeit der Führer jener Bewegungen eines Heinrich von Lipa, des Beschützers, dann Gegners der Königin und ihres Gatten, gleichwie eines Zajec von Waldek, des Kämpen der Wittwe Wenzel's II., nicht unterschätzen; aber die Sache, der sie dienten, ward dadurch nicht gerechter, und der Eigennutz des Ersteren als Landesunterkämmerer liegt auf der Hand. Die Billigkeit erheischt, anzuerkennen, daß es dem jungen Herrscher an Thatkraft nicht fehlte, dies zeigt sein entschiedenes, wirksames Auftreten gegen die adeligen Friedensbrecher und Wegelagerer Mährens (1311—1313). Aber es haftet an ihm ein doppelter Fluch, der der Fremdbürtigkeit und eines zerrütteten Familienlebens. Denn obschon ihm die an Jahren etwas ältere Gattin mehrere Kinder gebar, verstand sie trotz aller weiblichen Unbescholtenheit dem jüngeren Gemahl weder Achtung noch dauernde Liebe einzuflößen. So duldete es ihn nicht am eigenen Heerde, der edlere Gefühle erwärmt und großzieht, rohe Selbst- und leichtfertige Genußsucht fern hält, — Gebrechen, die sich im Wesen des Johannes früh entwickelten. Es litt ihn nicht im Lande der Aufstände und Verschwörungen (1316—1318, 1322), deren sein Mißtrauen bald die eigene Familie beschuldigt. Und dieses grell zu Tage tretende Unbehagen, die Thatsache, daß Johann in den ersten Jahren den Plan hegte, Böhmen gegen die Rheinpfalz einzutauschen, der fieberhafte und nicht immer fruchtbare Drang nach Ländererwerbung, das Aufgehen in Allerweltspolitik und ritterlichen Abenteuern, das jahrelange Fernbleiben von Böhmen, das er nur dann aufsuchte, wenn er Geld zu auswärtigen Unternehmungen brauchte (z. B. 1325, 1332, 1339), wie die Mißvergnügten mit Bitterkeit aussprachen, dies Alles und das lieblose Vernachlässigen seiner Familie, macht die Unbeliebtheit Johann's in Böhmen erklärlich und gab die günstigste Folie für die Beliebtheit seines Sohnes und Nachfolgers ab, der wiederholt die Eifersucht und das Mißtrauen des Vaters wachrief. Aber dieser Schattenriß von K. Johann's Walten als „König von Böhmen" findet ein lichtvolleres Gegenbild an der Würdigung der Erfolge und der allgemeinen Geltung des Luxemburgers als eigentlichen Gründer der mächtigsten Dynastie Centraleuropa's in den Jahren 1346—1437.

Wir sahen an anderer Stelle bereits, was der Böhmenkönig im deutschen Thronstreite für ein Gewicht hatte, wie er bei der Entscheidung (1322) in erster Reihe focht. Wohl ging die Aussicht auf die Erwerbung der Mark Brandenburg verloren, doch war mindestens die Rückerwerbung der Mark Budissin,

mit den Städten Bautzen, Kamenz und Löbau, (1319) gelungen. Die Erwerbung Kärntens und Tirols muß als ein Meisterstück diplomatischer Schlauheit bezeichnet werden. Der erste Feldzug gegen die Lithauer (1328—29) ist nicht bloß eine Ritterfahrt, es ist der wohlberechnete Griff, der allgemach ein Fürstenthum der schlesischen Piasten um das andere unter die Hoheit des Böhmenreiches stellt, wie wir in der Betrachtung des „historischen Bodens" der sudetischen Ländergruppe erkannten. Es war dies ein unleugbarer Gewinn für die Machtstellung Böhmens dem Großstaate Polen gegenüber, wie der Wyssegrader Fürstencongreß (1335) darthut, bei welchem Johann auf die Krone Polens als Erbstück seiner Vorgänger verzichtete und andererseits Schlesien gegenüber freie Hand bekam. Daß es Johann an Thatkraft in der Behauptung seiner Herscherrechte in Schlesien nicht gebrach, beweist sein Auftreten gegen den streitbaren Breslauer Bischof Nantker, den Gegner der schlesischen Pläne Johann's (1329). Der Versuch, seit 1330 als Schiedsmann und „Reichsvicar" in Oberitalien eine luxemburgische Hausmacht zu gründen, erscheint allerdings schon um 1332 ziemlich haltlos, aber mit Rücksicht auf den Besitz Tirols durchaus nicht als aberwitzig.

Die damit zusammenhängende Freundschaft mit dem römischen Stuhle zu Avignon und das innige Verhältniß, das zwischen Johann und den Valois bestand, war ein mächtiger Hebel für die Anwartschaft seines Erstgebornen auf den Thron Deutschlands. Es ist schier wunderbar, welche Rührigkeit der Luxemburger, bereits 1337 auf den Gebrauch eines Auges beschränkt, 1340 in Folge ärztlicher Mißgriffe zu Montpellier gänzlich erblindet, noch durch sechs Jahre in den Niederlanden, Böhmen, zu Avignon, Rhense, Luxemburg und Frankreich an den Tag legt, und wie man auch über seine Theilnahme am Kampfe Frankreichs gegen England denken mag — der Schlachtentod des blinden Königs bei Crecy (1346, 24. August) hat etwas tief Ergreifendes für seine Zeit gehabt, wie für alle Zeiten.

Eine Fülle von Begabung und Thatkraft stak doch in diesem Luxemburger, den der Zeitgenosse Guillaume Machaut († 1370) Karl dem Weisen von Frankreich als Muster aufstellt, denn „nie habe er Gold, Silber und Gut behalten, nur die Ehre, an die hielt er sich" — und auf den Schultern der Erfolge Johann's hob sich Karl IV., der „Vater Böhmens", empor. „Nichts kann ohne Gott und den böhmischen König geschehen", pflegte man in Böhmen im Scherz und im Ernst zu sagen.

10. Wir müssen dem Erstgebornen Johann's dankbar sein, daß er Muße fand, die Summe seines jüngern Thatenlebens uns in einer Autobiographie zu vererben. Wohl besitzen wir nur ein Stück der Vita Caroli, das Uebrige steckt in einer Chronik seines Zeitgenossen und Hofbediensteten, des Benesch von Weitmil verlarvt, aber schon dieses Fragment, das nur die Vorgeschichte des Alleinherrschers umfäßt, läßt in dieser eigenen Lebensgeschichte des Luxemburgers, möge sie nun aus tagebücherlichen Aufzeichnungen oder frischer Erinnerung entstanden, möge sie ausschließlich von Karl verfaßt, oder von fremder Feder eingeleitet und aus anderweitigen Aufzeichnungen ergänzt worden sein, sattsam das überlegte, gründliche und geordnete Wesen dieser Herrschernatur erkennen. Neben ihr zeigt sich der religiös-mystische Zug seiner Zeit, ihre mächtige Gährung in Sachen des Glaubens und die Begierde nach einem durchgreifenden Umschwunge der Sachlage, der Charakter jener Zeit, die ja angesichts des Zwiespalts und Verfalles der Kirche, im Kampfe des Glaubens mit dem Ueberdrusse am hierarchischen Unwesen, — immer entschiedener die Stimmen für das erhob, was man die „Reform der Kirche in Haupt und Gliedern“ nannte.

Der Erstgeborne des ersten luxemburgischen Königs am Throne Böhmens und der Přemyslidin Elisabeth kam den 14. Mai 1316 zur Welt und erhielt in der Taufe den Namen „Wenzel“. Die ersten Eindrücke des Knaben waren nicht freundlich; sein Vater lebte mit der Mutter auf gespanntem Fuße, war mißtrauisch, er hielt einmal seine Familie förmlich in Gewahrsam. Die Besorgniß, man plane, ihn zu entsetzen und den ältesten Sohn als eigentlichen Böhmen an seine Stelle zu bringen, bewog Johann, den siebenjährigen Prinzen mit sich nach Frankreich zu nehmen und ihn hier am befreundeten Hofe, in anderer Umgebung und Lebensluft, erziehen zu lassen (1323). Es war zum Vortheile Karl's, wie ihn die Franzosen, des Taufnamens „Wenzel“ überdrüssig, nach der Firmelung ständig hießen und die ganze Welt mit ihnen. Denn in Paris, der vordersten Bildungsstätte des Abendlandes, an einem glänzenden Hofe, empfing Karl eine sorgfältige, umfassende Bildung, mit theologischer Grundlage, aber auch schöngeistiger Wesenheit, neben ritterlicher Schulung. Mit weitem Gesichtskreise, aber auch mit für das Nächste geschärften Augen, mit reichen Erfahrungen in Kriegs- und Friedensdingen, kehrte er erst als gereifter Jüngling von 17 Jahren nach Böhmen zurück. Hinter ihm lag schon ein dreijähriger Kampf in Italien gegen die überlegene antiluxemburgische Liga und dessen Führung in Abwesenheit des Vaters, bis zu Johann's Wieder-

erscheinen im letzten Augenblick (Juni 1333), als schon Alles so gut wie verloren war.

In ergreifenden, schlichten Worten schildert er uns die ersten Eindrücke bei der Rückkehr in sein fremdgewordenes, zerrüttetes Heimathland. Die Mutter war bereits, aus der Zufluchtsstätte am niederbayerischen Hofe 1325 heimgekehrt, (1330) gestorben, vernachlässigt und verlassen, aber in gutem Andenken bei Armen und Kranken, der jüngere Bruder in Tirol, keine der Schwestern zu Hause; der Laut der böhmischen Sprache war ihm ganz fremd geworden, das königliche Schloß verfallen, alles Gut der Krone in fremder Hand. Geschäftige Ohrenbläser drängten sich bald zwischen ihn und den Vater und verleumden den in in der Wiederherstellung der landesfürstlichen Gewalt rührigen Sohn, bis endlich K. Johann das Nichtige seines Verdachts einsieht und ihn, den „Markgrafen Mährens" abermals als Reichsverweser anerkennt (1339, August). In die Zwischenzeit fallen die wichtigen Fehden mit Habsburg um Kärnten, und der zweite Lithauerzug Johann's (1337), den Karl mitmacht und aus welchem sich sein Vater die Ursache der völligen Erblindung holte, und jenes Zerwürfniß zwischen Beiden, welches die Ränke K. Ludwig d. B. (Frühjahr 1339) hervorriefen. Doch ist es bald behoben.

Im Jahre 1339 schließt gewissermaßen das Jugendleben Karl's, des Gatten der französischen Prinzessin Blanche. Der Tropfen väterlichen Blutes, die Lust nach Abenteuern, die Karl bewegt, 1339 die Statthalterschaft Böhmens dem Rosenberger Peter zu übertragen (September), nach Frankreich in den Kampf gegen England zu eilen und als dieser nicht zum Ausbruch kommt, wider die spanischen Mauren zur Heerfahrt zu rüsten, — verliert sich jetzt. Der Vater hält ihn in Montpellier zurück, wo er selbst bald den Verlust des zweiten Auges zu beklagen hat und in vorübergehende Schwermuth versinkt, während der Sohn die ernsten Eindrücke dieses nahenden Ereignisses und der kleinen Universitätsstadt in sich aufnimmt. Von 1340 an wird Karl die rechte Hand Johann's und bald der eigentliche Regent Böhmens (1341, 11. April) durch die väterliche Bestallung am Prager Ständetage. Die Vorgänge in Tirol (1340–41), die Kämpfe um das verlorene Land mit Wittelsbach, und bald die deutsche Thronfrage (seit dem Tage zu Rhense von 1343), der Krieg gegen die antiluxemburgische Liga des Kaisers, Ungarns und Polens (1345), endlich die Schlußabmachnngen mit dem Papste zu Avignon (1346, April), die förmliche Wahl zum Gegenkönige in Rhense (1346,

11. Juli) und die Schlacht bei Crecy bilden den Ausgang der ersten Lebenshälfte der „Lehr- und Wanderjahre Karl's", möchte man sagen.

Schwer verwundet brachte man den Sohn und Nachfolger des blinden Königs aus der Schlacht, und nun beginnt der dornige Pfad des Ringens um den deutschen Thron bei Lebzeiten K. Ludwig's und dann nach dessen Tode (1347, 11. October) die Abwehr der Wahl des englischen Königs Eduard III. auf den deutschen Thron (1348), der das Parlament widerstrebte und Karl durch eine Gesandtschaft an den Plantagenet den Boden entzog, endlich die Abmachungen mit dem neuen Gegenkönige der Wittelsbacher Partei, Günther von Schwarzburg (1349, 26. Mai) und mit den Wittelsbachern selbst.

Wir versuchten bisher in einem Gesammtbilde das Leben Karl's IV. zu zeichnen. Der überreiche Gehalt seines weitern Doppellebens, als böhmischer König und Gründer einer luxemburgischen Großmacht, andererseits als deutsches Reichsoberhaupt, nöthigt uns, diese beiden Richtungen auseinanderzuhalten und den Ton der Skizze auf die Errungenschaften der dynastischen Politik und böhmischen Reichsmacht zu legen. Der territorialen Entwicklungsgeschichte des böhmischen Staates in Karl's IV. Tagen geschah bereits anderorten genügende Erwähnung (I. Bd., S. 383 ff.), so daß hier nur die Hauptrichtungen der bezüglichen Politik anzudeuten sind. In dem abgebrauchten Spruche, „Karl IV. sei ein Vater Böhmens und Stiefvater des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gewesen", steckt ein Körnchen Wahrheit, aber eine tüchtige Ladung unbilligen Vorurtheils. Man pflegt in der Regel die Erwerbung einer großen Hausmacht, die goldene Bulle (1356), die Stellung zur Curie und die italische Politik Karl's IV. heranzuziehen, um diese Stiefvaterschaft darzuthun. Karl IV. trat in Bezug der Sorge für Hausmacht in die Fußstapfen seiner Vorgänger, nur glückte ihm das Problem besser als unmittelbar vor ihm Ludwig dem Bayer. Die goldene Bulle war in dem einen Haupttheile die Anerkennung der thatsächlich schon ausgeübten Prärogativen der Kurfürstensippe, eine Abrechnung mit den Machtgenossen unter Wahrung des eigenen Vortheils; im andern Haupttheile eine nothwendige und ersprießliche Ordnung der Königswahl und des Kurrechts. Die Haltung Karl's IV. zu Clemens VI. war trotz aller Obedienzerklärungen und Zugeständnisse durchaus nicht so fügsam, als dies der Papst erwartete, und auch unter Clemens' VI. Nachfolgern zeigt sich der Luxemburger keineswegs

als Schleppträger Roms, sondern als vorsichtiger Geschäftsmann. Wenn ferner Karl IV. schon um 1350 den utopistischen Plänen des „letzten Tribunen" Cola di Rienzi unzugänglich sich zeigt, wenn seine nüchterne Anschauung den Idealismus seines Freundes Petrarca, des begeisterten Vertreters der Wiedergeburt Italiens durch das Kaiserthum, kränkt, wenn er schon nach seiner ersten Romfahrt (1354—55) den italienischen Dingen auf den Grund sah und die bodenlose Selbstsucht der „Tyrannen" oder Dynasten Italiens, der Visconti, Carrara, Scala u. s. w., den unauslöschlichen Parteihader und durchgängigen Mangel an Sinn für politische Ordnung und Einheit durchschaute, so können wir ihm nicht Unrecht geben. Es war nur folgerichtig, daß er in Cola den gefährlichen politischen Schwärmer verdammte und seinem Freunde Petrarca die bedeutungsvollen Worte schrieb: „Alles müsse eher versucht werden, als das Eisen, so wollten es die Aerzte und so hätten es die Kaiser (seine Vorgänger) erkannt." Wir begreifen, daß der erste und noch mehr der zweite Römerzug des Luxemburgers (1368—1369) das Häufchen welscher Patrioten bitter enttäuschte, aber sie verkannten das unerbittliche Geschick Italiens, das Trägheitsmoment im politischen Leben und das nüchterne praktische Wesen des Kaisers; ebenso wie dies die Enthusiasten für Deutschlands Wiedergeburt verkannten. Denn auch ein Heinrich VII. hätte sich im Ringen um Italiens staatliche Einheit verblutet. Karl IV. war zunächst Luxemburger und Böhmenkönig, aber das Gefühl, Reichsoberhaupt Deutschlands zu sein, durchdrang ihn mächtig, und er bestrebte sich, die kargen Reste kaiserlicher Gewalt zusammenzuhalten und ihnen durch eine bedeutende Hausmacht Nachdruck zu verschaffen.

Nun kommt die gedrängte Betrachtung der politischen Erfolge Karl's IV. als Herrscher Böhmens an die Reihe. Die Wiederherstellung dieses Reiches aus der tiefen, innern Zerrüttung in den Tagen K. Johann's ist seit 1341, insbesondere aber seit 1348 sein Werk. Es ist das Jahr, in welchem Karl IV. die elf Urkunden der deutschen Kaiser für die Herrscher Böhmens als Glieder des deutschen Reichskörpers (1158—1298), Verweser eines Erzamtes und Wahlfürsten bestätigte, die staatsrechtliche Einheit Böhmens, Mährens, Schlesiens, beziehungsweise der Lausitz (Budissin = Bautzen und Görlitz), unbeschadet der Autonomie der Länder und ihrer getrennten Herrschaft, aussprach, und durch die zweite Ehe mit Anna von der Pfalz den Grund zu den wichtigen Eroberungen im Gebiete des ehemaligen Nordgaues, in Ostfranken legt. Durch die Stiftung der Reichsuniversität in Prag

(1348, 7. April) wird die Hauptstadt Böhmens bald zum Sammelplatze der europäischen, zunächst der deutschen Studentenschaft. Die Erweiterung Prags, durch die Neustadt, der Bau der Kronfeste Karlstein, zur Hut des Archivs und der Kleinodien, knüpften sich an dieses Jahr. Bald (1350?) versucht Karl IV. durch den Entwurf eines neuen Landrechts für Böhmen den verrotteten Mißbräuchen feudaler Gutsherrlichkeit und der schlechten Rechtspflege zu steuern. Gleichzeitig mit dieser, im Ganzen undurchführbaren, aber Karl's Regentenziele scharf bezeichnenden Reformarbeit (Majestas Carolina), der wir an anderer Stelle des Nähern gedenken werden war die erfolgreiche Bekämpfung des aufständischen Adels.

Sodan beginnen Karl's IV. Pläne auf Erwerbung der Kurmark Brandenburg, ein Stück seiner Hauspolitik, das seine Schlauheit in das hellste Licht stellt. Was seinem Vater durch Ludwig's d. B. Verfügung zu Gunsten des eigenen Hauses entgangen war, soll den oberbayerischen Wittelsbachern Ludwig d. Römer und Otto, den Brüdern des Markgrafen Ludwig, Herren Tirols seit 1341, als Alleinbesitzern der Kurmark s. 1351 entwunden, und so auch der Verlust Tirols an Wittelsbach wett gemacht werden. Das ursprüngliche Schreckmittel, den falschen Waldemar, ließ Karl IV. bald fallen (1350). Schon 1353 willigen beide in die Rückeinlösung, eventuell in den Anfall der damals meißnischen Niederlausitz zu Gunsten des Erstgebornen Karl's, Wenzel (IV). Die Verwirklichung bahnte sich wohl erst 1363 an; aber die Oberlausitz (Mark Budissin) gelangte schon 1355 an Böhmen, in dem gleichen Jahre, in welchem die Kurfürsten ihre Willebriefe zur Einverleibung der schlesischen Theilfürstenthümer Schlesiens gaben (Nov.), 1362 übertrugen die brandenburgischen Wittelsbacher, Ludwig d. R., die Landesverwesung für drei Jahre dem Erzbischof Dietrich von Magdeburg, einem Karl IV. ganz ergebenen Manne, und das Zerwürfniß, welches bald darauf die Wittelsbacher Ludwig und Otto mit dem niederbayerischen Herzoge Stephan als Usurpator Oberbayerns, des Erbes Markgrafen Ludwig's († 1361, 18. September) entzweite, diente Karl's Absichten in trefflicher Weise. Bis zum Tode Ludwig's des R., des ältern brandenburgischen Wittelsbachers (1365), war die Kurmark thatsächlich schon in Karl's IV. Händen, da Otto bereits 1363, zum Schwiegersohne des Kaisers ausersehen, versprochen hatte, den Thronfolger Karl's in die Mitbelehnung aufzunehmen. Und auch in den ersten Jahren Otto's (1365—1368) hält Karl IV. die Hand auf der Kurmark, bis sich in jenem das Gefühl nach Unabhängigkeit zu regen beginnt und

er mit Herzog Magnus von Braunschweig-Lüneburg den Kampf gegen Mecklenburg und Pommern aufnimmt, dessen Fürst Bogislav durch Karl's IV. letzte Ehe mit Elisabeth (nach dem Tode der dritten Frau Anna von Schweidnitz-Jauer, 1362) Schwiegervater des luxemburgischen Kaisers geworden war.

Während Karl IV. noch in Italien weilt (1369), bildet sich wider ihn das höchst gefährliche Bündniß der bayerisch-brandenburgischen Wittelsbacher, Polens und Ungarns und bald verräth auch die Haltung der Kurfürsten von Mainz und der Pfalz, Meißens und Bambergs, den Entschluß, die anschwellende Macht des Hauses Luxemburg niederzuhalten. Der Tod des P. Urban V. (1370), die befreundete Gesinnung seines Nachfolgers Gregor's XI., das Erlöschen der Piasten in Polen (1370, 5. November) und bald darauf der Tod des Mainzers, bessern die Sachlage Karl's IV., der die Gegner zu theilen und Waffenstillstände, insbesondere den mit Ungarn, abzuschließen sucht. Mit dem Könige des letztgenannten Reiches wechselten die Beziehungen ungemein; doch waren sie vorwiegend unfreundlich. Wir sehen dies schon bei der Regierungsgeschichte Rudolph's IV. von Habsburg, und es konnte, abgesehen von persönlichen Verstimmungen, nicht anders sein, wenn wir die Stellung Ungarns und Polens, seit 1370 durch Personalunion verbunden, zu der nord-ostwärts gravitirenden Politik Luxemburgs unter Karl IV. in Anschlag bringen. Und dennoch erreichte dieser sein Ziel, die Verlobung seines zweitgebornen Sohnes Sigismund mit der Erbtochter Ludwig's von Ungarn-Polen, Maria (1372, 23. Februar).

Den 15. August 1373 unterwirft sich Brandenburg-Wittelsbach, es verzichtet auf die Kurmark, an der die 7. Wahlstimme des Reiches (s. 1356) unzertrennlich haftet, Bayern gleicht sich mit dem Luxemburger aus, 1375 finden die großen Erwerbungen Karl's IV. in Ostfranken, Meißen, im Voigtlande ihren Abschluß, und 1376, 10. Juni, kommt es zur Frankfurter Wahl und Krönung seines fünfzehnjährigen Thronfolgers Wenzel als deutschen Königs und Herrschaftsgenossen des Kaisers. Daß diese Angelegenheit bedeutende Geldsummen kostete — der Erzbischof von Köln z. B. an 40,000 Goldgulden für seine Einwilligung ausbezahlt erhielt —, ist eine Thatsache, die seit dem deutschen Zwischenreiche von 1250 zu den Alltäglichkeiten zählt. So sind alle weitschauenden Pläne Karl's IV. zur reifen Frucht geworden; zwei Reichsländer und zwei Kurstimmen, der Kern der Elbe- und Oderländer gehören

seinem Hause an; die Kronen Ungarns und Polens stehen in Aussicht, die Thronfolge im deutschen Reiche scheint gesichert. Habsburg ist seit dem Tode Rudolph's IV. nimmer zu fürchten, der Erbvertrag mit den Herzogen von Oesterreich (1364) giebt einer weiteren Länderanwartschaft Raum. Der Regent Mährens, sein Bruder Johann Heinrich († 12. November 1375), dessen Tage man das „goldene Zeitalter" des Marchlandes zu nennen beliebt, war im Tode vorausgegangen, und das Geschick behielt der luxemburgischen Hauptlinie den Heimfall Mährens bevor, da Johann Heinrich's Haus bald erlöschen sollte.

Wenn nun am Abende seines Lebens (1377) Karl IV. eine Ländertheilung unter die drei Söhne der zweiten und dritten Ehe verfügte, so mag diese vielgerügte Maßregel im Vatergefühle und darin Entschuldigung finden, daß der Kern luxemburgischer Hausmacht, das Stammherzogthum Luxemburg, Böhmen mit Schlesien in die Hände des deutschen Königs Wenzel (geb. 1361) gelegt wurde, während die jüngeren Erwerbungen, die Kurmark an Sigismund (geb. 1368) und die Niederlausitz, oder Mark Görlitz, an Johann (geb. 1370) verliehen erscheinen. Aber eine bittere Ironie des Schicksals war es, daß derselbe Wenzel, dessen Geburt der Vater durch ein freudig überschwängliches Rundschreiben feierte, dessen Körpergewicht er in Gold der Kölner Kirche weihen ließ, — in so grellem Gegensatz zum Vater, einer der unseligsten Herrscher in Deutschland und Böhmen wurde und die wichtigsten Errungenschaften des Vaters verständnißlos preisgab; daß der Zweitgeborne, Sigismund, die kostbarste Erwerbung Karl's IV., die Kurmark, leichtfertig verschleuderte, — daß endlich das Luxemburger Haus schon vierzig Jahre nach Karl's IV. Tode auf zwei Augen stand (1419) und wieder achtzehn Jahre später (1437) erlosch, um ein großes Erbe an jene Habsburger abzugeben, welche zu beerben Karl IV. als Bestimmung seines Hauses wähnte. Und nicht minder ergreifend ist die Thatsache, daß gerade die letzten Lebensanstrengungen Karl's IV. (1377—78) dem Frieden und der Reform der Kirche gelten, daß schon unter ihm der Vulcan zu glühen beginnt, in welchen sich bald ganz Böhmen, das Böhmen der Hussitenzeit, verwandeln sollte, und sein kostbares Kleinod, die Reichsuniversität in Prag, in die Wirbel religiösen und nationalen Haders gezogen, von dem eigenen Thronfolger gemaßregelt und zu Grunde gerichtet erscheint; daß der leidenschaftslose nationale Ultraquismus Karl's IV., seine Begünstigung der deutschen Grundlagen des Wohlstandes Böhmens, diese ganze Fülle seiner segensreichen Cul-

turarbeit — im Blute des nahenden Glaubens und Nationalhaders zu ersticken droht.

Zeitgenössische Lebensbilder zeigen Karl IV. mittelgroß, etwas gebeugt, breit von Antlitz, mit dichtem, schwarzem Vollbart, kahlem Vorderkopf und ein paar großen, sinnigen Augen. Es ist der Mann der Ordnung und rastlosen Thätigkeit, prunklos, ja einfach in seiner Tracht, wortkarg und doch auch unwiderstehlich beredt, klug abwägend und hinterhältig; „er spann gerne äußerst fein", wie sich einst der florentinische Gesandte ihm gegenüber ausließ. Der deutschen, französischen, „lombardischen" (italienischen), lateinischen und böhmischen Sprache vollkommen mächtig, gebot Karl IV. über ein auf den Fürstenthronen jener Zeit seltenes, vielseitiges Wissen und ein werkthätiges Verständniß für seine Segnungen und den Lebenszauber der Kunst. Der Freund Petrarca's, der sattelfeste Theologe, der Herrscher, welcher Böhmen zum Hauptsitze der Wissenschaft und Kunst erhob, war nicht ideenbar, aber ohne Begeisterung und Selbstlosigkeit. Das Richtscheit seines Denkens und Fühlens war *praktisches Interesse*, die *Oeconomie in Zwecken und Mitteln* und die kühle, zum Mißtrauen neigende Kenntniß der Menschen und des Weltlaufes. Der kühne Gedankenflug, der große Wurf im Handeln, war seinem Wesen fremd, aber mit klarem Auge, fester Hand lenkte er sein Lebensschiff aus einer Strömung in die andere, vorschauend die Klippen vorbei, und daß er, selbst bedürfnißlos, glänzenden Aufwand für große Zwecke nicht scheute, daß er das seltene Geschick besaß, Land und Volk zu beglücken und Böhmens „Vater" zu werden, einem ganzen Zeitraume das Gepräge seines vielgepriesenen Wirkens aufzudrücken, sind Thatsachen, welche ein bedeutendes und reiches Leben, ein großes Talent, wenngleich keinen großen Charakter bezeugen und verewigen.

11. Karl Robert I. von Ungarn. 1301—1342.
12. Ludwig I. „der Große" und seine Zeit. 1342--1382.

Literatur: Die allg. Werke v. *Pray*, *Katona* (hist. crit. 10. 11. Bd.); *Engel*, *Feßler* (neu bearb. v. Klein 2. Bd.); *Horvath*, *Szalay*; die Werke des *Lucius* über Dalmatien; *Cattalinich*, storia della Dalmazia, III. Bd.; die Geschichte Siebenbürgens von *Teutsch*, 2. A. (vgl. die Lit. z. Nr. 1--10); ital. Verhältnisse bei *Muratori*, Annali d'Italia; *Leo*, Gesch.

Italiens; die Arbeiten über Rom von Papencordt (1857) Gregorovius (6. Bd.), Reumont (2. Bd.), über den Kirchenstaat von Sugenheim; Gesch. Venedigs: Romanin, Capelletti; die polnischen Verhältnisse in Caro's Geschichte Polens (Forts. d. v. Roepell begonnenen Werkes, 2. Bd.); Hammer-Purgstall), Gesch. des osmanischen Reiches; Zinkeisen, Gesch. der europ. Türkei; Hopf, Gesch. Griechenlands im Mittelalter; Jireček, Gesch. der Bulgaren; Rösler, Romänische Studien; Ueber das Sölbnerwesen in Italien, zu dessen Entwicklung Ludwig's I. Heereszüge nach Neapel und gegen Venedig sehr viel beitrugen; das Werk von Bronner, Abenteuerl. Gesch. Hugo Werners v. Urslingen, Anführers eines großen Räuberheeres um die Mitte des 14. Jahrhunderts (1828), u. die ital. Monographien von Ricotti. storia delle compagnie di Ventura in Italia (1844); Canestrini, Docum. per servire alla storia della milizia italiana (15. Bd. des Archivio storico italiano). Zinkeisen, die orientalische Frage in ihrer Kindheit. (Eine gesch. Studie in Raumer's hist. Taschenb. (1855). Ueber Jahr und Tag des Todes Mathäus Csák von Trentsin s. Botka's Aufsatz im Szászabok (1872).

11. Wir verließen die Geschichte des ungarischen Königthums des Angiovinen Karl Robert unmittelbar vor der letzten Feuerprobe, die es bestehen mußte. Es ist der Kampf mit dem mächtigsten Vertreter der Oligarchie, mit dem Grafen Trencsin, Mathäus Csák. Ganz Oberungarn bis in das westliche Bergland gehörte zu dem Machtkreise dieses unbeugsamen Magnaten, denn die Söhne des Palatins Amadeus Aba, reich begütert im Flußgebiete der Hernad und des Sajo, gehörten auch zu seinen Gesinnungsgenossen und Helfern. Ihr Vater war von den deutschen Bürgern der königlichen Freistadt Kaschau als Vergewaltiger ihrer Rechte und Freiheiten im Aufstande erschlagen worden. Die von seiner Sippe als Bluträchern bedrohte Stadt harrte somit des Königs als Befreier, und dieser bestand i. J. 1312 unweit der genannten Stadt im Thale der Tharcza bei Rozgony eine entscheidende Schlacht wider Csáky's Heer, wobei das Banderium der Zipser Sachsen für die Sache des Königs entschieden eingriff. Der König siegte nach hartem Kampfe, Mathäus Csák war aber noch immer der gefürchtete Zwingherr des westlichen Oberlandes bis zur Donaufeste Vyssegrad herab. Sein Hofhalt zeigte fürstlichen Prunk. 1318 führte er auf eigene Faust eine Grenzfehde mit den Herrschern von Böhmen und Oesterreich. Bis zu seinem Tode (Mai 1321) blieb er ungebeugt und erst jetzt konnte der König freier aufathmen.

Kurz zuvor (1320) hatte er sich, nach dem Tode (1319) seiner ersten Gattin Beatrix, Schwester des Böhmenkönigs Johann, mit der Piastin Elisabeth, Tochter des Polenkönigs Wladislaw Lokietek

vermählt. Diese Verbindung festigte nur die freundlichen Beziehungen zum Piastenreiche, die schon viel früher bestanden. Denn Karl Robert unterstützte bereits 1304 die Anstrengungen Wladislaw's zur Erlangung der Polenherrschaft. Dieses Verhältniß fand in dem Erbvertrage v. J. 1335 seine Festigung und 1339 wurde Ludwig, Karl Robert's Erstgeborner, für den Fall des Aussterbens der Piasten im Mannsstamme, als Thronerbe Polens erkärt. Diese politische Handlung mußte auch maßgebend für das Verhalten Karl Robert's zur böhmischen Krone werden. Mit den Habsburgern, seinen Vettern, stand Karl Robert meist auf gutem Fuße, das Jahr 1327 ausgenommen, in welchem Karl Robert ein Bündniß mit K. Johann von Böhmen abschloß, in welches die Habsburger nicht aufgenommen erscheinen. Der 1341 wegen ungarischer Grenzschädigungen drohende Zusammenstoß mit Herzog Albrecht II. wurde bei Zeiten vermieden. Um seiner Linie den Weg zum Throne Neapels offen zu halten, verlobte der König seinen zweitgebornen Sohn Andreas mit der Erbin Neapels, der schönen Enkelin des neapolitanischen Königs Robert. An diese Verbindung knüpfte sich ein schwerer Fluch.

Die Politik Ungarns nach außen beschreibt immer weitere Kreise, der Glanz der Hofhaltung zu Temesvar und auf der Plintenburg (Vyssegrad) entspricht dem. Karl Robert versucht mit Erfolg, das Lehenswesen in Ungarn einzubürgern. Die Banderien oder Bannerschaaren der geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reichs sind ein Ausdruck dessen. Auch gewinnt die Majestät und Unverletzlichkeit des Königthums nicht wenig durch die Ausnützung des tragischen Ereignisses, dessen Hauptperson Felicion Zách ist, der hochgestellte adelige Greis, der die Gewaltthat des Bruders der Königin, des Piasten Kasimir, an seiner Tochter begangen, an Elisabeth rächen will. Die grauenhaften Strafen, welche Karl Robert über das ganze Geschlecht, vornehmlich über das unschuldige Opfer unsittlicher Gelüste verhängte, lassen die südländische Natur mit dem Zuge nach grausamer Härte erkennen. Sonst tritt vor Allem Genußsucht, Liebe zum Prunk, fürstliche Freigebigkeit, Freude an ritterlichem Waffenspiel, politischer Unternehmungsgeist und Verständniß für die das Leben verschönernde Kunst im Charakter dieses Angiovinen hervor. Rom gegenüber hielt er sich stets in gedeckter Stellung; ja wir finden, daß er auch spröde sein konnte. Eine einzige Unternehmung mißlang dem Begründer der Angiovinendynastie Ungarns, der Feldzug gegen die Wallachei, damals Ungro-Vlachia (das Blachenland Ungarns) von den Byzantinern, Havasalföld (Land unter den Schneebergen) von den Magyaren

genannt. Der Wojwode Alexander Bazarad oder Bassaraba hatte sich 1324—1330 des Zeuriner Banates zwischen Donau und Aluta bemächtigt. Diesen Machtzuwachs auf Kosten ungarischer Reichsmarken und Hoheitsansprüche wollte Karl Robert nicht dulden und unternahm 1330 den verhängnißvollen Zug, welcher den 10. November mit einer furchtbaren Niederlage des glänzenden Ungarnheeres in der Gebirgsenge schloß, wohin der Feind dasselbe gelockt hatte. Es mahnt dies an den 15 Jahre vorher stattgehabten Kampf zwischen Habsburg und den Eidgenossen. Nur durch aufopfernde Treue eines Heergenossen, der seine Rüstung mit der des Königs vertauschte, entrann Karl Robert den Pfeilen, Steinwürfen und Keulenschlägen der Wallachen. Doch scheint das Zeuriner Banat den Händen Bassarab's entrissen worden zu sein.

12. Drei Söhne überlebten Karl Robert, als dieser noch im besten Mannesalter, 54jährig, auf dem Vyssegrad, der glänzend ausgestatteten „Plintenburg“, seinem bevorzugten Herrschersitz, der Gichtkrankheit erlag (1342, 16. Juli): Ludwig (geb. im März 1326), Andreas, den das Verhängniß nach Neapel führte, und Stephan, dem wir als Wojwoden Siebenbürgens, Banus von Croatien, begegnen. Ludwig I. zählte siebzehn Jahre, als er dem Vater auf dem Throne folgte. Sie haben wenig mit einander gemein. Statt der leichtlebigen Genußsucht und Geringschätzung des Frauenwerthes treffen wir hier auf unermüdliche Thatkraft, auf sittlichen Ernst und ein ritterliches Gefühl der Achtung und Treue; ein Zug der Großmuth tritt uns bei Ludwig I. entgegen, der seine Handlungen durchweht, und daß er mit eigener Lebensgefahr einen jungen Reiter den Fluthen des Stromes entreißt, dessen Tiefe auszuforschen der König ihm gebot, — wiegt ungleich mehr, als die Anekdote von Karl Robert, wonach dieser seinem adeligen Turniergegner den Verlust dreier Backenzähne durch den Stoß der königlichen Lanze mit der Schenkung dreier Besitzungen ersetzt haben soll. Auch zeigt er sich den Regungen kalter Grausamkeit fremd; nur einmal äußert sich diese Seelenverirrung und findet darin ihre Entschuldigung, daß Ludwig als Bluträcher des geliebten Bruders auftrat. Mit Karl Robert theilt er die Liebe für Glanz des Hofhaltes; doch steht ihm selbst Ueppigkeit fern. Er ist unternehmender, kriegerischer, bedeutender angelegt; nicht ohne Grund nennt ihn die Geschichte Ungarns den „Großen“, Europa erklang wiederholt von seinem Namen. Auch kann er seine Thatkraft einer Idee bis zur Selbstlosigkeit unterordnen; aber gerade darin zeigt er mitunter

eine Verkennung bleibender Staatsvortheile, deren der klügere, praktischere Vater unfähig war. So konnte Ludwig, dem römischen Stuhle in kirchlichen Dingen unbedingt ergeben, die päpstliche Anschauung von der patarenischen Ketzerei zu eigenem Schaden mit dem Schwerte verfechten, und die Idee der kirchlichen Union zu Gunsten der lateinischen Hierarchie machte ihn bis zur Verblendung unduldsam gegen die eigenen „schismatischen" Unterthanen. Aber eben darin spiegelt sich doch auch wieder die Thatsache, daß Ludwig's Sinn gerne ein universelles, einheitliches Programm der Politik verfolgte, und es bleibt unleugbar, daß seine unausgesetzte Kriegs- und Diplomatenarbeit im Süden der Donau von der für ihn und seine Zeit richtigen Einsicht geleitet erscheint; hier müsse Staatspolitik und Staatskirche Ungarn's festen Boden gewinnen und ein festes Bollwerk schaffen.

Es ist ein reiches Herrscherleben, von vierzigjähriger Dauer (1342—1382), und doch müssen wir dessen einzelne Richtungen, so weit sie für den Entwicklungsgang der ungarischen Reichsmacht maßgebend wurden, auseinanderhalten. Lassen wir in dieser Weise zunächst die nachbarlichen Beziehungen Ludwig's I. an unserm Auge der Reihe nach vorbeiziehen.

Mit dem Hause Habsburg stand Ludwig fast ausnahmlos in freundnachbarlichen Beziehungen, welche namentlich in der ersten Hälfte seiner Regierung, zur Zeit Rudolph's IV., wie wir sahen, zu festen Bündnissen (1359, 1362) führten. Auch unter Rudolph's IV. Nachfolgern blieben jene Beziehungen lebendig, äußerten sich in der Förderung der italienischen Politik Ludwig's und führten endlich zur Verlobung des Erstgebornen Leopold's III. mit der zweiten Tochter des Ungarnkönigs.

Um so wechselvoller und vorwiegend feindselig war das Verhältniß Ludwig's zu dem Luxemburger Karl IV. Zu den politischen Gründen, welche eine Bekämpfung der anschwellenden Macht des Hauses Luxemburg geboten, gesellten sich persönliche Abneigungen. Zunächst war dem Ungarkönige eine Tochter Karl's IV. zur Gattin bestimmt, aber die Verlobung gedieh nicht zur Ehe; denn Ludwig schob selbst den Ehebund mit Margarethe seit Jahren so lange hinaus, bis die Verlobte starb; der bezügliche Plan hatte das gleiche Loos, wie das ältere Project der Häuser Luxemburg und Anjou-Ungarn v. J. 1327. Bald (1359) lesen wir von dem Verdachte Karl's IV., der Mainzer Kurfürst Gerlach und der Kölner Erzbischof wollten ihn entthronen und dem Ungarnkönige die deutsche Reichskrone verschaffen. Auch war damals der

Papst auf den in kirchlichen Dingen reformlustigen Luxemburger schlecht zu sprechen. Wohl stand Ludwig I. seit 1359, 17. Aug., mit Herzog Rudolph IV. im festen Bündniß gegen Karl IV., aber jenen Verdacht wies er als gänzlich unbegründet zurück, und seine Friedenshandlung führte den Ausgleich zwischen dem Kaiser und dessen Schwiegersohn herbei (1360, Mai). Dennoch finden wir 1361 ein neues Zerwürfniß durch Grenzfehden herbeigeführt, und das unbedachte Schimpfwort des Kaisers, über Ludwig's Mutter ausgesprochen, erregt persönliche Verbitterungen, welche in dem leidenschaftlichen Briefwechsel Beider (Ludwig schalt den Kaiser einen Trunkenbold, Karl IV. ließ in seine Antwort unter Anderm einfließen, was kümmere es den Mond, wenn ihn der Hund anbelle) Nahrung fanden, in der neuen Bundesgenossenschaft Ludwig's und Rudolph's IV. und in starken Rüstungen des Ungarnkönigs zum Kriege mit dem Luxemburger (1362—63) gipfelten. Karl IV. beeilte sich zum Entgegenkommen, und es kam im Februar 1364 zu der wichtigen Brünner Einung, bei welcher Ludwig auch in den luxemburgisch-habsburgischen Erbvertrag als Erbe in zweiter Linie eingeschlossen erscheint. 1366 verzichtet Ludwig auf diese Abmachung. Ein neuer Bruch mit Karl IV., Angesichts der Annexion der schlesischen Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer (1368) durch den Luxemburger und der eigenen Anwartschaft auf Polen, führte Anfangs 1369 den Ofener Congreß der Gegner Luxemburg's, des Polenkönigs Kasimir, des Herzogs von Niederbayern und der wittelsbachischen Pfalzgrafen herbei. Ludwig war so der Mittelpunkt einer bedeutenden Liga, der auch die brandenburgischen Wittelsbacher angehörten. Ludwig leistete diesen auch Hülfe (1371) gegen Karl IV. Die vielseitigen politischen Verwicklungen zwangen den Ungarnkönig zu Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser, dem Alles an der Versorgung Sigmund's mit der Hand der erstgebornen Tochter Ludwig's I. lag, und so kam es 1378, zwei Jahre nach der Verlobung der jüngeren Tochter, zum Ehegelöbniß zwischen Marie und dem zweiten Sohne Karl's IV.

Die größten Waffenproben des Ungarnkönigs erheischten seine Beziehungen zum Welschland, zum Königreiche Neapel, dem Lehen des römischen Stuhles, und zur Republik Venedig, dem gefährlichsten Nebenbuhler Ungarns an der Ostküste der Adria.

Bald nach dem Tode K. Robert's von Neapel († 1343), dessen Enkelin und Erbin die schöne, sittenlose Johanna, K. Ludwig's Base, mit dem Prinzen Andreas von Ungarn verlobt, dann vermählt worden, drangen Gerüchte von den Gefahren, die dem

unbesonnenen, arglosen Gatten bedrohten, an den ungarischen Hof und erregten die lebhaften Besorgnisse der Königinmutter Elisabeth und des Bruders. Um in's Klare zu kommen, begab sich Elisabeth alsbald nach Neapel und kehrte beruhigt, aber getäuscht, nach Hause zurück.

1345, den 28. September, ward Andreas jedoch im Lustschlosse bei Aversa von den Verschworenen ermordet, und Alles deutet auf die Mitwissenschaft der Gattin. Rache an den Mördern und der politische Zweck, Neapel seinem Hause zu erhalten, bestimmen Ludwig zur Anklage gegen Johanna als Gattenmörderin und zur ersten Heerfahrt nach Neapel. Er schiebt den Krieg gegen Venedig auf, sendet seine Feldherren Konth und Sós voraus und nimmt die deutschen Söldnerbanden Werner's, Herzogs von Urslingen, und Wolfhard's in seine Dienste. Im Spätherbste 1347 bricht er selbst nach Italien auf und erscheint Mitte Jänner 1348 als Rächer vor Aversa. Hier hält er Strafgericht, hart und unerbittlich. Johanna und ihr neuer Gatte, Ludwig von Tarent, waren in die Provence entwichen, und die schöne Mitschuldige eines Verbrechens sucht sich vor ihrem Lehensherrn, dem Papste, als schuldlos zu erklären und dessen Schutz zu sichern. Den 24. Jänner war Ludwig in Neapel angelangt und verkündigt hier den unmündigen Brudersohn, den angeblichen Sprößling Johanna's und Andreas' als Erben des Königreichs. Der Papst war in schweren Sorgen, ihm behagte das Einschreiten Ludwig's um so weniger, als Cola di Rienzi gleich Anfangs Partei für den Ungarnkönig nahm, sich als Vertriebener im März d. J. zu Ludwig nach Neapel begab, und Ludwig die Absicht hegte, die Wittwe des hingerichteten Herzogs von Durazzo, Maria, zu ehelichen. Ein herber Notenwechsel zwischen dem Papste und dem Ungarnkönige beginnt, die Stimmung der Neapolitaner ist der fremden Zwingherrschaft ungünstig, die Gegenpartei, auch mit deutschen Söldnern im Bunde, unter Führung des zurückgekommenen Tarentiners, rührt sich, und die Heimkehr des Ungarnkönigs ist im Mai durch die furchtbare Pest geboten, die besonders im Süden Tausende von Opfern heischte. So läßt er denn seinen treuen Konth mit einigen Söldnerschaaren als Statthalter zurück und zieht mit dem Söhnlein seines Bruder's und mit Geiseln der Treue nach Hause. Bald zeigt sich jedoch der Bestand der ungarischen Occupation doppelt gefährdet, durch die starke Gegenpartei und die nationalen Antipathien, andererseits durch die entschiedene Parteinahme der Curie für Johanna in dem Processe und zu Gunsten ihrer Herrschaft. So muß der

Ungarnkönig 1350 die zweite Heerfahrt nach Neapel unternehmen. Er überzeugte sich allmählich von der Unhaltbarkeit der ungarischen Herrschaft. Als sein Brudersohn bald verstorben war, betrieb Ludwig I. noch 1367 sein neapolitanisches Erbrecht bei dem Papste, wies mit Verachtung die 300,000 Ducaten zurück, mit welchen Johanna seine Ansprüche ablösen wollte, und gab sie endgiltig und förmlich auch 1374 nicht auf. Die Schuldlossprechung Johanna's, da sie während der Ermordung ihres Gatten „behext" gewesen sei, überzeugte den König nicht, aber band ihm gegen die Verhaßte die Hände. Der Sohn Ludovico's von Durazzo, Karl der Kurze, den der Ungarnkönig zum Herzog von Croatien-Dalmatien ernannte, stürzte später im Einverständniß und mit Unterstützung des Ungarnkönigs (1381) die vom Papste Urban (1380) preisgegebene Herrschaft Johanna's, deren vierter Gemahl (seit 1376), Otto, Herzog von Braunschweig-Grubenhagen, bei all' seiner Tapferkeit dem Verhängniß nicht wehren konnte. Johanna büßte durch Erdrosselung im Kerker ein beflecktes Leben.

Waren die Unternehmungen Ludwig's gegen Neapel mißlungene Versuche, ein entlegenes Reich der Herrschaft Ungarns einzufügen, so hatten die beiden großen Kriege gegen Venedig (1356—57 und 1373—1381) den Zweck, die Republik des h. Marcus von Dalmatien auszuschließen und als europäische Macht zu vernichten. Mit Zähigkeit, Schlauheit und großen Machtmitteln hatte Venedig die Vororte der dalmatinischen Küste oder der „sclavonischen Länder", wie auch die Urkunden der Signoria diese Ostgebiete nennen: Zara, Trau, Spalato und Sebenico, festzuhalten verstanden, die mächtigen Oligarchen Subić-Brebir, Herren des Piratennestes Almissa (Omiš) und der Felsenburgen Ostrovizza, Skardona (Skradin) und Klissa, „Bane von Bosnien", „Grafen von Dalmatien", und wie sonst nach den Umständen die Titel der vier Söhne des mächtigen Paul von Subich-Brebir, Grafen von Spalato, in den ersten Decennien des 14. Jahrhunderts wechseln, durch Vortheile und Auszeichnungen auf ihre Seite zu ziehen gesucht, und auch den mächtigen Nelepić, Grafen von Knin († 1342), unschädlich zu machen gesucht. Nur Ragusa, an die Serbenmacht gelehnt und mit ihr klug pactirend, entwand sich immer mit Glück den gierigen Griffen Venedigs, das mit scheelem Auge die selbständige Handelsblüthe Ragusa's verfolgte, und über die Bocche di Cattaro hielten die Serbenczaren die Hand.

Wohl hatte schon Karl Robert 1311 die Hoheitsrechte Ungarns auf das der venetianischen Herrschaft stets widerstrebende

Zara nachdrücklich betont, und sein Zug zur Züchtigung der Brebir's machte die Republik sehr besorgt; aber die Gefahr ging vorbei. Anders gestalteten sich die Dinge unter Ludwig I. Schon 1343 gab Venedig seinen Besorgnissen vor einer bewaffneten Revindication der dalmatinischen Städte durch Ungarn lebhaften Ausdruck, und als 1345 Ludwig in's croatisch-dalmatinische Binnenland zog, hier allseitige Huldigungen empfing und auch Gesandte Zara's sich einfanden, wollte Venedig die Zadertiner dafür züchtigen. Das bedrängte Zara rief den Schutz des Königs an, dieser sandte Hülfe und erschien 1346 mit einem gewaltigen Heere zum Entsatze (Ende Juni); aber das Unternehmen mißlang, und den 7. December mußte sich Zara neuerdings den Venetianern unterwerfen. Dagegen hatte Ludwig die Brebir's empfindlich gezüchtigt, in der Person Mladin's (III.) des „Grafen von Clissa, Almissa und Scardona" († 1348). Mit ihm und seinem gleichnamigen Sohne erlosch die Bedeutung der dalmatinischen Brebir's, während Georg IV. die Linie „Zrini" fortpflanzt. Der neapolitanische Feldzug lähmte die weiteren Schritte Ludwig's, doch am Rückwege des Königs, der sich bei Vrana ausschiffte, hatte Venedig neue Sorgen und beschloß dann, als der König nach Ofen weiter zog, durch eine Gesandtschaft einen Frieden einzuleiten. Derselbe wurde den 5. August für acht Jahre abgeschlossen.

Die Signoria sucht nun ihre Stellung in Dalmatien bei Zeiten zu verstärken; sie knüpft Verbindungen mit dem Banus und „Fürsten" Bosniens, Kotromanović, und mit dem Serbenfürsten Stephan, dem „Kaiser von Romanien", an und überredet die Wittwe Mladin's III. von Brebir, bis zur Großjährigkeit ihres Sohnes den Venetianern Klissa, Almissa und Scardona in die Hände zu geben, (1350—1352). Noch sind die acht Jahre nicht um, und Alles athmet Krieg. Ludwig ist Bundesgenosse Genua's geworden, die Görzer, Carrara, Aquileja stehen auf seiner Seite und so kommt es zur Entscheidung der Jahre 1356—58 auf dem Festlande und zu Wasser. Venedig, auf's Aeußerste gebracht, schließt endlich, 18. Februar 1358, den Frieden und verzichtet auf ganz Dalmatien, „von der Mitte des Quarnero bis an die Grenzen von Durazzo", auf alle Rechte, in den Städten: Nona, Zara, Scardona, Sebenico, Trau, Spalato und Ragusa und auf die Inseln Ossero, Cherso, Veglia, Arbe, Pago, Brazza, Lesina und Curzola. Es stellt überdies eine bestimmte Zahl von Galeeren dem Könige zur Verfügung.

Das Gebiet von Cattaro, das sich an der Küste bis Perasto

und landeinwärts zur Krivočsie hinzog, das der kleinen Bocchesenrepublik Peraſto und das Herzogthum Saba, zwiſchen der Suttorina und Combur, gehörte nicht dazu. Darüber hielt Serbien die Hand und erbaute hier 1363 das feſte Caſtelnovo. Es war vorherzuſehen, daß die Signoria ebenſo wenig auf Dalmatien dauernd verzichten, als ſonſt Frieden mit Ludwig halten werde. Ihre Partei regte ſich in Dalmatien; Venedig ſchlug dem Handel der dalmatiniſchen Städte empfindliche Wunden, ſtellte die ausbedungenen Galeeren nicht und ſtand auf Seite der ſüdſlaviſchen Gegner Ludwig's. Da trat denn dieſer mit den alten Feinden den Republik, namentlich mit Franz I. von Carrara, in Verbindung und zeigte ſich allen Friedenshandlungen (1372) unzugänglich. Das Ungarnheer unter Laczki und die Truppenmacht der Verbündeten erlebte jedoch im Sommer 1373 empfindliche Niederlagen. Der Krieg ſtockte nun; aber Ludwig rüſtete bald mit Genua und den Verbündeten auf der Terra ferma zu dem neuen entſcheidenden Kampfe mit Venedig, deſſen weſentliche Wechſelfälle anderorten beſprochen wurden, aber er ſpielt diesmal nicht die Hauptrolle; er unterſtützt eigentlich Genua, und ſein Heer unter Karl von Durazzo that im letzten Augenblicke auch nicht ſeine Schuldigkeit. So weit war es zu Waſſer und zu Lande trotz früherer Siege der Republik gekommen, daß man ihr den Fuß auf den Nacken ſetzen will (1379); aber ſie ermannt ſich und erkämpft die eigene Rettung. Der Turiner Friede von 1381 beſtimmt die Zahlung der Kriegskoſten und die Auslieferung der von Vittore Piſani (1378) erſtürmten Orte Dalmatiens ſeitens der Republik. Der Ungarnkönig war der Einzige, der aus dem Kriege mit Ehren und ohne Nachtheile hervorging.

Wenden wir uns den Süddonauländern zu. Hier galt es, alte Hoheitsrechte Ungarns zu ſchützen, neue Machtſtellungen zu gewinnen und eine große Gefahr abzuwenden.

Zu den Ländern ungariſcher Hoheit zählten die Wallachei, Moldau, Bulgarien, Rascien-Serbien, Bosnien und die kleinen ſüdweſtlichen ſerbiſchen Fürſtenthümer. Doch waren es unverläßliche Fäden, welche Bosnien, unter Stephan Kotromanović (1322—1357), dem Schwiegervater K. Ludwig's von Ungarn, ein Vaſallenkönigreich Ungarns geworden, mit Ungarn verbanden, die Wallachei, obſchon Bazarad, durch den Zug Ludwig's (1342) nach Siebenbürgen zur Dämpfung der Unruhen geſchreckt, huldigte, ging bald unter Vlajko (Ladislaus) und Myrcea, deſſen Nachfolgern, zugleich „Banen von Zeurin" (ſeit 1368), Herren von Fogaras

(1372) und Omlas (1390), einer Zeit entgegen, in welcher die ungarische Oberhoheit einen immer schwierigeren Stand hatte, wenngleich dies unter Ludwig noch nicht so augenfällig erscheint. Von einer thatsächlichen Schutzherrschaft über die Rascier oder Serben konnte keine Rede sein, um so weniger, als bereits Stephan Urosch II. oder Czar Miliutin, seit 1281 das ganze Wardargebiet und ganz Bosnien bezwang, 1296 Durazzo einnahm und Cattaro's Schutzherr wurde, und Serbien unter seinem zweiten Nachfolger Stephan Duschan (1333—1335), dem „Kaiser der Servier und Romäer" oder „Romaniens", eine unabhängige Machtstellung ersten Ranges von Arta bis Belgrad, von der Küste Süddalmatiens bis zur Mesta einnahm, ja selbst unter seinem Sohne und Nachfolger Urosch III. Ungarn keine freie Hand gegen Serbien hatte. Bulgarien unter den Sismaniden oder Asaniden hatte sich um 1300 von der Zwingherrschaft der nogaïtischen Tartaren frei gemacht, gerieth in ein Labyrinth blutiger Wirren, in denen wir ein bulgarisches Doppelreich, im Westen und Osten, das der Sismaniden zu Widdin und das der kumanischen Terteriden vorfinden, und erlag 1330 (28. Juni) in der blutigen Schlacht bei Velbuzd (Köstendil) der Serbenmacht Duschan's, des „heiligen Königs", wie ihn die von ihm geduldeten Bogomilen nannten. Nach Duschan's Tode wurde Bulgarien unter dem Czaren Johann Alexander († um 1365) allerdings der serbischen Oberhoheit ledig, aber es blieb eine Beute innerer Wirren, ohne von Ungarn festgehalten werden zu können.

Andererseits bot das byzantinische Reich unter dem Paläologen Andronicus II. (1273—1328) das Bild innerer Auflösung und äußerer Ohnmacht, wie dies am besten aus der Feder Kantakuzenos', des hochbegabten Vormundes, Reichsverwesers, dann Schwiegervaters und Mitkaisers des jungen Paläologen Johann's VII. hervorgeht. Schrieb ja doch schon zwei Jahre nach dem Erscheinen der Türken an der europäischen Pontusküste der Venetianer Marino Falieri (1355), „das byzantinische Reich müsse unfehlbar eine Beute der Türken werden; Venedig solle ihnen zuvorkommen!" Kantakuzenos wurde als Usurpator gestürzt. K. Johannes trat selbst die Regierung an, aber in einem Augenblicke, in welchem die junge Osmanenmacht unter Suleiman I., mit dem Drang und den reichsten Mitteln zur Welteroberung, die Küstenstadt Europa's, Gallipoli, besetzte, nachdem die oströmische Herrschaft über Kleinasien rettungslos zertrümmert war.

So tritt denn die orientalische Frage, wie man zu sagen

pflegt, mit dem Herüberdrängen der Türken nach Europa in ihre erste Phase. Ein neues Völkerreich, ein Militärstaat ersten Ranges mit den furchtbaren Waffen des Glaubensfanatismus und unbeschränkter Herrschergewalt, kündigt sich an. Angesichts der Ohnmacht des altersschwachen Byzanz, der beklagenswerthen Uneinigkeit und staatlichen Verwahrlosung der südslavischen Völker, der Spaltung und Verworrenheit in kirchlichen Dingen, konnte nur Ein Staat dem Vordringen der türkischen Eroberung Halt gebieten und nur Eine geistliche Gewalt das übrige Abendland in den Kampf gegen die Osmanen, als europäische Gefahr, drängen. Der Staat war Ungarn, und diese Macht das Papstthum. Ob aber Ungarn diesem Kampf gewachsen sei, mußte die Zukunft lehren, und der moralische Machtzauber, der einst Kreuzzüge heraufbeschwor, war vom römischen Stuhle längst gewichen, vor Allem in einer Zeit, in der man über den entsetzlichen Verfall der Kirche von oben nach unten in den befreundetsten Kreisen bitter und mit Recht Klage führte.

Zunächst scheint es der Sachlage ganz angemessen, wenn K. Ludwig und die Curie zusammenhalten, wenn der Ungarnkönig, als Schild und Schwert des römischen Glaubens, gegen das volk- und staatzersetzende Sectenwesen der untern Donauländer, gegen die Bogomilen, Hesychiasten u. a. auftritt, denn noch enge durchdrangen sich damals Politik und Kirchenthum; wenn der römische Stuhl die Unterstützung des angstvollen Paläologenstaates wider die Türken an die Union der Griechen mit der römischen Kirche, als Grundbedingung knüpft und K. Johann VI. sich dazu bereit erklärt (1365), ja 1366 nach Ofen reist, um in die Hände des Ungarnkönigs für sich und seine Söhne das bezügliche Gelöbniß zu leisten und der Papst bereits die Abschwörungsformel für den byzantinischen Hof bereit hält. Aber ebenso wenig als die Durchführung der Glaubenseinheit in römischer Kirchenform dem Ungarnkönige und Papste gelingen konnte, war die Katholisirung der schismatischen Oströmer möglich, selbst wenn der Paläologe es aufrichtig gewollt und nicht, wie es in der That der Fall war, seine Zusage als bloßen Köder zu Gunsten eigener Rettung ausgesteckt hätte. Um Jahrhunderte hindurch bestehende religiöse Ueberzeugungen oder Gewohnheiten umzuwandeln, hätte es besten Falles die Arbeit eines Menschenalters mit den umfassendsten und doch schonendsten Mitteln, hätte es friedlicherer Zustände oder der Allmacht Ungarns im Süden der Donau bedurft. So aber mußte Ludwig's I. Bekehrungsarbeit mit Kriegern und Mönchen, zur Zeit als Sultan Murad I. (1360—62) bereits Adrianopel und

Philippopolis erobert hatte und zur Unterwerfung Bulgariens und Serbiens ausholte, ein Anachronismus eine Danaidenarbeit werden. Und was soll man von einem Bekehrungswerke halten, wenn K. Ludwig auf seine Bitte, man möge ihm 2000 Mönche senden, bloß acht bosnische Franziskanermönche erhält und diese binnen fünfzig Tagen 200,000 Ketzer rechtgläubig machen? Das war und blieb Schein statt Wahrheit.

Aber Ein Verdienst bleibt dem Ungarnkönige; er verkannte nicht die Türkengefahr und warf sich ihr mehr als einmal entgegen. Zur Zeit, als der Bulgarenczar Alexander (1365) starb, Bulgarien in drei Reiche, mit Trnowo, Widdin and Dobrotič (an der Meeresküste bei Varna) zerfiel und bald nach der Ueberlegung des türkischen Sultansitzes von Brussa nach Adrianopel (1365), Sisman III., der Herr von Trnowo, türkischer Vasall wird und Czar Stracimir zu Widdin das Gleiche plant, unternimmt K. Ludwig die Heerfahrt gegen Widdin, nimmt den Czaren gefangen und läßt das Gebiet von dem Wojwoden Siebenbürgens, Dionys, verwalten. Im folgenden Jahre, 1366, drängt K. Ludwig's Heer, mit Hülfe des walachischen Wojwoden Vlajko, das Heer der Türken und ihres Vasallen Sisman von Widdin zurück. Diesen Feldzug scheint Ludwig I. nicht persönlich befehligt zu haben, doch dürfte sich sein Weihgeschenk an die Gr. Mariazeller Wallfahrtskirche in Steiermark, auf welchem sein Sieg über die Türken verzeichnet erscheint, zweifelsohne auf dies Ereigniß beziehen.

Jedenfalls ist das Jahr 1366 der Zeitpunkt des ersten Zusammenstoßes der Ungarn mit der Türkenmacht. So lange Ludwig I. lebte, klopfte noch nicht die Osmanengefahr an das innere Thor des Karpathenreiches; denn er hatte die Macht, ihr zu begegnen. Aber an den äußeren Pforten wuchs sie. 1369 vertrieben Sisman und die Türken die ungarische Besatzung aus Widdin. Stracimir kömmt wieder in ihren Besitz, anfänglich so klug, sich als Vasall Ungarns anzusehen. Der serbische Völkerbund erleidet 1371 (nicht 1365), 26. September, an der Marica eine furchtbare Niederlage durch die Türken; inwieweit K. Ludwig als Helfer an der Schlappe betheiligt war, läßt sich nicht feststellen. Es sind die Zeiten des vielbesungen Serbenczaren Lazar, neben welchem Vlk (Wulk) Brankovič, der Herr von Kossowo (Amselfeld, Rigo-mezö) und Pristina ziemlich selbständig herrscht. Serbien tritt jetzt in den Hintergrund, dagegen rafft sich das patarenische oder bogomilische Bosnien unter Stephan Twrdko (Tvartko), dem Schwiegersohne des Bulgarenfürsten Stracimir von Widdin, zur ersten Stelle empor. Zunächst

„von des Ungarnkönigs Gnaden Banus Bosniens“, ähnlich wie einst Kotromanowič, läßt sich der hochbegabte „von rücksichtslose Emporkömmling im Kloster Mileschewa als „König der Serben, Bosniens, des Küstenlandes und der Westländer“ krönen (1376). Er war ein Urenkel des Serbenczars Stephan Dragutin, und als der letzte Nemanjade Uroš, Duschan's Sohn, erschlagen war (1368), spielt Tvartko die Rolle des Erben der Nemanjadenmacht. Die Vorherrschaft der Osmanen auf der Balkanhalbinsel steht auf der Tagesordnung. Das erlebte noch Ludwig I.

Die Erwerbung des Polenreiches bilde den Schluß unserer Umschau im Herrscherleben des ungarischen Angiovinen. Wir gedachten oben der freundnachbarlichen Beziehung, Verwandtschaft und der Erbverträge zwischen dem Ungarnhofe und den Piasten. Unter dem letzten dieses Herrscherhauses, Kasimir, „dem Großen“, (1333, † 1370), wie ihn die Polen mit Recht nennen, gestalteten sich diese Verhältnisse immer bedeutsamer. Ludwig unterstützte den Oheim im Kampfe gegen die kriegerischen Lithauer, bei dem „Kreuzzuge“ von 1344; elf Jahre später, in der Schlacht bei Wladimir, wo Ludwig und Kasimir den tapfern Kiejstut schlugen und gefangen nahmen (1351). Der Ungarnkönig überließ dem Piasten das eroberte rothrussische Land für die Summe von 100,000 Goldgulden, behielt sich aber den Rückfall vor. Im Jahre 1369 wurde der Erbvertrag mit Kasimir erneuert, und 1370, 5. November, schied Kasimir der letzte wahrhaft bedeutende Vertreter eines glänzenden Herrscherstammes, aus dem Leben. Seine Ehen waren nicht glücklich, und auch die dritte vom Papste anerkannte Ehe mit Hedwig von Sagan gab nur zwei Töchtern das Leben. Die ältere, Anna, bewog K. Ludwig vielleicht aus politischen Gründen dem Grafen W. von Cilli, seinem Dienstmanne, die Hand zu reichen.

So kam es zur Thronfolge des Ungarnkönigs, der sich in Krakau krönen ließ und der zweiten Krönung in Gnesen, Großpolens Hauptstadt, auswich. Die Personalunion Ungarns und Polens, die Herrschaft Ludwig's über Polen, war kein Segen. Die Gefügigkeit des Adels mußte Ludwig durch Zugeständnisse anderer Art auf dem Ständetage zu Kaschau in Oberungarn (1374) gewinnen; die Regentschaft seiner Mutter, der polnischen Elisabeth, einer Frau von unverwüstlicher Schönheit und Lebenslust, wurde immer verhaßter, so daß die Königin (1377) grollend das Land verließ. Auch die Reichsverwesung des tüchtigen Herzogs Wladislaw von Oppeln ward von dem widerspänstigen Lechenadel zurückgewiesen (1378) und auf die Dreitheilung der Statthalterschaft

zurückgegriffen. Eine tiefe Gährung ging durch Polen, der wachsende Groll gegen die Personalunion, und wenn 1382, den 20. Juli, kaum zwei Monate vor dem Tode des sorgenvollen Königs, polnische Sendboten auf dem Ständetage zu Altsohl in das Lieblingswerk Ludwig's, in die ungarisch-polnische Thronfolge der ältern Tochter Marie, der Verlobten des Luxemburgers Sigismund, willigten, also die Fortdauer der Personalunion bejahten, so war dies nur eine höchst problematische Bürgschaft, eine Gefälligkeit des Augenblicks. Den 11. September schied der „große" Ludwig aus einem bewegten Leben, ohne zu ahnen, daß sein letztes Stück Arbeit die Probe nicht bestehen würde. Das Reich des zweiten und letzten ungarischen Angiovinen schloß mit ihm für lange die Tage inneren Wohlstandes und äußerer Machtstellung.

Neuntes Buch.

Haus Habsburg, Böhmen und Ungarn. 1382—1437.

Literatur.

Quellen: (Nachschlagewerke: Potthast, Lorenz, Dahlmann-Waitz, 2. A. . . .) a) Gemeindeutsche allgemeine Chroniken: Theodoricus de Niem (die „Chronik" ist eine Compilation anderer Verfasser, vgl. Lindner's Abh. i. d. Forsch. z. deutsch. Gesch. XII; Niem's wichtigstes zeitgesch. Werk ist die vita Johannis XXII. pontif.; vgl. über Niem († 1417): Sauerland's: Das Leben des Dietrich von Nieheim); Gobelinus, Persona: Cosmodromium (— 1418. Vgl. Hagemann: Ueber die Quellen des Gobel. P. I., 1874, Diss.); Andreas Presbyter Ratisbon., Chron. generale, — 1438; vgl. f. Diarium und die Cronica de expeditionibus contra Hussitas . . .; Eberhard Windeck, Buch von K. Sigismund, — 1439 (Droysen, 1853); Jakob Twinger von Königshofen († 1420), Deutsche, sowol allgemeine als insonderheit elsäss. u. straßburg. Chronicke (i. d. 3. Bearb., — 1415); Hermannus Cornerus, Chron., — 1435, fortges. — 1466. 2. Aufl.

b) Deutsche Städtechroniken: Nürnberg, Augsburg (in den von der histor. Comm. z. München redig. Ausgaben); vgl. O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen i. Mittelalter.

c) Schweizer Geschichtschreibung: Konrad Justinger's Berner Chronik, — 1421 (Diebold Schilling hat Tschachtlan's Chronik v. 1421—1466 ausgenützt); der Luzerner Fründ, Melchior Ruß, (Bernouilli, 1872).

d) Urkundliches in den Sammlungen von Lünig, Georgisch, Datt; Sudendorf (1844—54); Acta imperii selecta aus Böhmer's Nachl. h. v. Ficker (1866 ff.); Janssen, Frankfurts Reichstagscorrespondenz f. 1376 (. 1863 ff.); Waizsäcker, Deutsche Reichstagsacten u. K. Wenzel I., a. 1376—1387. . .; Chmel, Regesta chron. dipl. Ruperti regis roman. (1834).

Habsburgisch Oesterreichische Chroniken. Annales Austriae, h. v. Pez, Rauch, Wattenbach, insbes. Mellicenses, und die Contin. Claustroneoburg.; (vgl. Stögmann, XIX. Bd. des Arch. f. k. österr. G.); Gregor Hagen (auch Mathäus geschr.), Oesterr. Chronik und Anhang dazu (— 1433); Kleine Chronik von Oesterreich (1368—1458), h. v. Zeibig i. IX. Bd.

des Arch. f. k. österr. G. und ebenda die kleine Klosterneuburger Chronik, (1322—1428) v. dems. herausgegeben; Thomas Ebendorfer von Haselbach, Chronicon Austriae (die Hauptquelle v. 15. Jahrh. an, — 1463); vgl. Aschbach, Gesch. d. Wiener Univ. I., und O. Lorenz a. a. O.; Goswin von Marienberg, († 1400) (Benedictinerkloster in Tirol), Chron. monast. montis S. Mariae (1273—1400, deutsche Uebers. v. Röggl, Beitr. z. G. Tirols und Vorarlb. I., 1825); Chronik der Grafen von Cilli (in mehr. Redactionen; vgl. Krones' Abhandlung im 50. Bd. des Arch. f. k. österr. Gesch.); Urkundliches in Lichnowski's Gesch. d. H. Habsburg; 4. 5. Bd. und in Monographien, sowie in den Urkundenbüchern der Provincialgeschichte.

Böhmische Ländergruppe: Chronographie: Bartossius (Bartošek) de Drahonicz, Chronicon Bohemiae (1419—1443), mit einem Anh. chronol. Notizen, 1310—1464 in czechischer und lateinischer Sprache; Anekdotenhaftes zur Gesch. K. Wenzel's IV. in (Dynter) Magnum Chron. Belgicum, — 1474; vgl. Chronique de Brabant publ. par M. de Ram, 3 Bde. (1854 -1860); für die ganze hussitische Epoche die Sammlung der czechischen Theilchroniken v. Palacky im 3. Bde. der scrr. rer. bohem. h. v. Pelzel u. Dobrowsky (Annales patrio sermone scripti, vulgo Pulkawae et Benessii de Horowic chronicorum continuatores anonymi) (1829); — und die Scriptores rerum hussiticarum in den fontes rerum austriac, I. Abth. scriptores: 6. 7. Bd. u. Einleit. Theil., insbesondere d. Petrus de Mladenowicz, Laurentius de Brczina (Brczowa) 1414—1422 und d. Chron. Taboritarum des Nic. de Pelhřimow; vgl. Palacky's Polemik: Die Gesch. d. Hussitenthums und Prof. C. Höfler (1868), und „Zur Abwehr"; (Palacky hat auch die Opera Joh. Hussi durch Neues vermehrt, durch: Documenta mag. Joannis Hus vitam etc. illustrantia, — 1868).

Z. Gesch. d. Basler Concils, mit besonderer Rücksicht auf die Hussitenfrage die Monum. concil. general. s. XV., h. v. d. Akad. d. Wiss. in Wien, I. Bd. (1857); Palacky und Birk (Joh. de Ragusio, Aegidius Carlerius, Joh. de Thurmis, Ebendorfer, Petrus Zatecensis)

Die auf Schlesien Bezug habenden Chron., h. v. Somersberg, später von Stenzel, (scrpt. rer. Siles.) und die Lausitzer Geschichtsquellen h. in den Script. rer. Lusaticarum v. Hoffmann (insbes. die Hussitenkriege anbelangend). Vgl. Wegweiser durch die schles. Geschichtsquellen bis 1550. h. v. C. Grünhagen. Breslau 1876.

Urkundenwerke: Archiv česky, h. v. Palacky. Das Urkundliche über Schlesien zusammengest. d. Grünhagen s. o.; über Mähren in Chlumecky's Regesten z. Gesch. Mährens.

Ungarn und die Nebenländer: Des konings Sigismundus cronica zu Ungarn (vor 1419) h. v. Carbanus in Forsch. z. d. Gesch. 16. Bd. 1876. Thuróczy, Chronicon Hung. — 1465; Madius, Chron. Spalat. b. Schwandtner scrr. rer. Hung. — I- III., Paulus a Paulo (comes Tragurinus Sibenicensis, postea Jadrensis) memoriale (Auszüge daraus mit Noten in Lucius, Hist. Dalm. und Memorie

istoriche di Tragurio (Trau 1673); Urkundliches Kovachich, Vestigia comitiorum, 5. Abth.; bei Katona, hist. crit. Hung., XI. XII. f.; Fejér, Cod. dipl. IX., X. Bd. in mehr. Abtheil.; Regesten z. ung. Geschichte (Magyar regesták) in lat. Sprache h. v. Horváth, im 9. Bde. des Magyar tört. Tár (Ung. Geschichtsarchiv), h. v. d. Pesther Akad. (1861); (aus dem Wiener Staatsarch. 1118—1605 und aus Archiven Oberungarns, 1228—1643); Codex patrius, h. v. Nagy, Paur, Ráth und Véghely, 3 Bde. (1861—1866), und bez. der Süddonauländer die schon i. VIII. Buche verzeichneten Urkundensammlungen, von Theiner, Ljubić, Rački f. die croat.-dalmat. Verhältnisse, und das ältere Hauptwerk: Farlati, Illyr. sacrum. VI. Bd. Außerdem z. Gesch. Venedigs die im Archivio Veneto verz. liter. Nachweise und zur Gesch. Dalmatiens und der Nachbarschaft die von Vinz. Makuscev begonnene Publication: Monum. historica Slavorum meridionalium vicinorumque populorum e tabulariis et bibliothecis italicis deprompta. I., (Varsaviae 1874.) Die jetzt im Erscheinen begriffenen libri commemoriali der Republik Venedig reichen noch nicht so weit.

Inhaltsübersicht.

1. Die Habsburger Albrecht III. und Leopold III., die letzten Jahre und der Ausgang H. Leopold's III., 1386. 2. Albrechtiner und Leopoldiner, 1386—1395. 3. Böhmen unter K. Wenzel IV. bis zur Bildung des Herrenbundes. 4. Ungarn i. d. J. 1382—1395. 5. Die Luxemburger in Böhmen und Ungarn, 1395—1401. 6. Die Habsburger, 1395—1411. 7. Die Entwicklung des Hussitismus und das Konstanzer Concil. 8. Die Rückwirkungen des Konstanzer Concils auf die Habsburger. Der „Friedel mit der leeren Tasche". 9. Herzog Ernst der Eiserne. Das Haus der Cillier. 10. H. Albrecht V. und K. Sigismund. Die Hussitenkriege. 11. Das Basler Concil und der Ausgang der Hussitenkriege. 12. K. Sigismund's Ausgang und die Türkenfrage.

1. Die Habsburger Albrecht III. und Leopold III. Die letzten Jahre und der Ausgang H. Leopold's III. (1386). 2. Albrechtiner und Leopoldiner. 1386—1395.

Literatur: (Vergl. d. Lit. zum VIII. Buch, Abschnitt 8.) Lichnowski, Gesch. des Hauses Habsburg, 5. Bd.; J. Egger, Gesch. Herzog Leopold's III. v. Oesterreich (Jahresber. der k. k. Oberrealsch. z. Innsbruck [1869] und im Sep.-Abdr.) und Gesch. Tirols, I. Bd. — Zur Gesch. Vorderösterreichs: (Kreutter) Gesch. der k. k. vorderöster. Staaten, aus Urkk. u. s. w., v. e. Kapitularen des fürstl. Reichsstiftes S. Blasii im Schwarzwalde (1790), 2 Bde.; Stälin, Würtembergische Geschichte, 3. Bd., 1269—1496 (1856); Bavaria, II. Bd., Ueber den Breisgau siehe die Publikationen von Schreiber, Rosmann-Ens, Gesch. der Stadt Breisach (1851); die Schweizer Verhältnisse (vgl. o. die Lit. VIII. Buch, z. Abschn. 4); O. Kleissner, die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage, Göttinger Diss. (1873); F. Schrötter, fünfte Abh. aus dem österr. Staatsrechte, von der Erbfolgsordnung, wie auch Vormundschaft der durchlaucht. Erzh.; (Wien 1766); Krones, Umrisse des Geschichtsl. der deutsch-österr. Ländergruppe.

Die Erwerbung Triest's war das bedeutungsvolle Ereigniß, mit welchem wir die Geschichte der beiden Habsburger abbrachen. Die Schlußergebnisse der welschen Politik Leopold's III., die Unternehmungen Leopold's III. gegen Venedig, insbesondere der Kampf um Treviso, waren von keinem großen Erfolge gekrönt (1376, 1378). Allerdings schien das Angebot der geschwächten Republik vom Jahre 1381 (Stadt und Mark Treviso) gewinnbringend, aber der Herr Padua's, Franz von Carrara, jetzt Gegner Leopold's III., wollte um keinen Preis den Habsburger im Trevisanischen Herr werden lassen und belagerte das habsburg-freundliche Städtchen im Herbste 1382 mit aller Macht. Die Entsatzversuche mißglückten; im Mai nächsten Jahres zog Leopold III. selbst zur Rettung des bedrängten Treviso, aber auch er vermochte nichts wider den mächtiger gerüsteten Feind, und endlich kam im Januar, 1384, zur bittern Enttäuschung der Trevisaner, ein Friede Leopold's mit Franz von Carrara zu Stande, welcher gegen Geldentschädigung Treviso und dessen Mark, Serravalle, Conegliano und Ceneda an den Paduaner brachte; Feltre und Belluno dem Hause Oesterreich beließ und im Valsugan einen besseren Grenzabschluß Tirols nach Süden bescheerte. Die Verlobung der Nichte Francesco's, Ciliola, mit Friedrich, dem jüngsten Sohne Leopold's,

sollte die freundnachbarlichen Beziehungen festigen. Unser Blick hat sich nun dem Nordwesten der Alpenländer zuzuwenden. Hier, nahe der Basler Stadtmark, boten die Grafschaft Pfirt, auf der andern Seite, in Westschwaben, am Lech, die Grafschaft Burgau, ferner Weißenhorn, Puch, Marstetten u. a. Gebiete; die Pfandschaft Breisach (seit 1330), welche Stadt K. Albrecht I. vom Bisthum Basel losriß und an's Reich brachte, und die freisingischen Herrschaften Triberg und Althornberg, bereits seit Herzog Albrecht II. die festen Ansätze zu Schlagfäden eines rasch wachsenden Netzes habsburgischer Besitzungen, das seit dem Anfalle Tirols (1363) die Verbindung zwischen dem Stammbesitze in der alemannischen Schweiz und der Hauptmacht in den Ostalpen, den Hinterlanden an der Donau, möglichst rasch herstellen sollte. Dieses Ziel verfolgte schon Rudolph IV., aber seinem Bruder, Leopold III., gelang die eigentliche Schöpfung „Vorderösterreichs" oder der österreichischen „Vorlande". Zunächst wurde Freiburg, der anmuthige Vorort des Breisgaues (1368, 23. August), bewogen, sich unter Habsburgs Schutzhoheit zu stellen. So bahnte sich die Erwerbung des schönen Breisgaues an. 1373 sicherte Karl IV. den Habsburgern die landesgerichtliche Gewalt in Schwaben und im Elsaß. Sechs Jahre später zahlte Leopold den bayerischen Herzogen für die Landvogtei in Ober- und Nieder-Schwaben die Summe von 40,000 Goldgulden. K. Wenzel überließ sie (1378, 1382) den Habsburgern als Reichspfandschaft. 1375 ward die Grafschaft Hohenberg erworben, zu der sich 1381 Haigerbach gesellt. Dann kam die Grafschaft Nellenburg an die Reihe und andere Erwerbungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Eine der mächtigsten Erwerbungen war unstreitig jenseits des Arlberges (1375—1380) durch Ankauf der Montfort-Feldkirchner Grafschaft und die Erwerbung der Grundherrlichkeit über den Bregenzerwald vor sich gegangen (vgl. I. Bd., S. 315). So lag der halbe Vorarlberg in Habsburgs Händen, und Leopold bewog bald darauf (1386) seinen Vetter Johann von der habsburgischen Nebenlinie zur Veräußerung und Lehensnahme der beiden Herrschaften Laufenburg am Rhein.

Der Flächenraum all' dieser Bestandtheile Vorderösterreichs war allerdings nicht groß, aber der politisch-strategische Nutzen dieser neuen Geleise der habsburgischen Dynastenmacht entging nicht dem mißtrauischen Auge, der Eifersucht der Eidgenossen. Wenngleich es 1375 abermals zur zehnjährigen Verlängerung des Waffenstillstandes kam, die Eidgenossen wußten, daß es doch über kurz oder lang zum Schlagen kommen müsse, denn sie kannten den Groll

Leopold's III. Er und der alemannische Adel haßten die „Bauern" gründlich; aber der habsburgische Herzog war ein zu kluger Kopf, um ohne umfassende Rüstungen und eine starke Stellung, mitten in anderweitigen lohnenden Unternehmungen einen zweifelhaften Kampf vom Zaune zu brechen. Morgarten blieb doch eine Witzigung, und wieder als Lehre mochte gelten, daß die zahllosen Söldner (Gugler, Malandrinen, Britten), die „große Gesellschaft" Ingelrams oder Engerands von Couçy, Enkels H. Leopold's I. († 1325), des Prätendenten von Besitzrechten auf den Aargau und Elsaß, durch Leopold's III. damalige Verbündete, die Berner und andere Schweizer, bei Frauenbronn eine entscheidende Niederlage erlitten.

Vor Allem jedoch erscheint es offenkundig, daß Leopold III. eine nach allen Seiten gesicherte Stellung gewinnen wollte und Verbindungen mit dem erstarkenden schwäbischen und oberrheinischen Städtebunde suchte, um zwischen ihm und dem Adel den einflußreichen Friedensvermittler abzugeben und so der Herr der Sachlage zu werden, aber auch jedes Zusammengehen der deutschen Reichsstädte und eidgenössischen Vororte zu lähmen, wie sich ein solches in der Einung vom September 1377 zwischen Schwabenstädten und Schweizer Gemeinden angekündigt hatte. So schließt er schon 1378 (13. Februar) ein vierjähriges Bündniß mit 26 alemannischen Reichsstädten, Ulm an der Spitze, und ein noch wichtigeres 1382, 16. Mai, mit den großen Gemeinden Straßburg, Mainz, Worms, Speier, Frankfurt a. M., Hagenau und Weißenburg, Schlettstadt. — Denn die Einigung des schwäbischen Städtebundes mit der Conföderation vom 20. März 1381, erschien ihm als ein zu bedenkliches Zeichen der Zeit, als daß er nicht Vorkehrungen getroffen haben würde, einem großen allgemeinen Zusammenstoße zu wehren, um so mehr, als die adeligen Ritterbündnisse überall im Kampfe unterlagen. Seine Stellung als kaiserlicher Landvogt in Ober- und Nieder-Schwaben und Landgraf im Elsaß bot die beste Handhabe hierzu. So finden wir z. B. in der Osterzeit 1382 von Leopold III. eine derartige Friedenseinung der Adelsbünde „mit dem Löwen", vom „heil. Wilhelm" und „heil. Georg" und der schwäbischen Städtebündler abgemacht.

Noch immer wich er einem unmittelbaren Zusammenstoße mit der Eidgenossenschaft aus, wie es die Kyburger Fehde mit den Eidgenossen (November 1382) zeigt. Das Constanzer Bündniß der oberrheinischen Städte mit Bern, Zürich, Zug, Solothurn, und Luzern (21. Februar 1385) auf neun Jahre mußte seine lebhaften Besorgnisse erwecken. Aber dieses Interessenbündniß war so wenig

von Gemeingeist und Thatkraft beseelt, daß, als 1385 die deutschen Städte losschlagen wollten, die Schweizer spröde blieben und 1386 das Umgekehrte eintrat, so daß der Ulmer Beschluß von 1385, die Eidgenossen zu unterstützen, erfolglos blieb, ja die oberrheinisch-schwäbischen Städte auf Grund der Heidelberger Einigung von 1384 noch im Februar 1386 als Verbündete Leopold's III. erscheinen und mit den Eidgenossen (Luzern, Zug, Zürich, Uri, Schwyz, Unterwalden) eine Waffenruhe bis 17. Juni 1386 vereinbaren.

Leopold konnte daher unbehindert im Hochsommer den großen Rachezug gegen die Sieger bei Morgarten unternehmen, da diese durch die Aufnahme des Luzern benachbarten habsburgpflichtigen Städtchens Sempach in die Verbindung (1385, December) das Maß ihrer Eigenmächtigkeiten gegen Habsburg gefüllt hatten. Mit welcher stolzen Sicherheit der Herzog mit den auserlesensten Ritterschaaren in den entscheidenden Kampf zog, wie ihn am heißen Tage (9. Juli) die Schweizer auf ungünstigem Boden zur Schlacht zwangen, dann lange vergebens den undurchdringlichen Lanzenwall stürmten und endlich in furchtbarer Mannsschlacht das glänzende Heer der Eisenmänner vernichteten, ist eine weltgeschichtliche Thatsache geworden. Die spätere Ueberlieferung hat den reckenhaften Patrioten Arnold (Struthahn) von Winkelried und seinen Opfertod in den Wendepunkt der Schlacht gestellt, und nur ungern giebt sie der Freund der Geschichte Preis. Aber die ältesten Quellen kennen sie nicht; Johann von Winterthur erzählt von einem vollkommen gleichgearteten Vorfall z. J. 1271 im Berner Kriege mit den Habsburgern von der laufenburgischen Linie; ja, wir finden selbst die Angaben, die Ritter hätten in gelösten Haufen gefochten. Eines ist sicher: der große entscheidende Sieg der Eidgenossenschaft und der Schlachtentod des tapfern Herzogs, der „Blume der Ritterschaft" von der Hand eines Schweizer „Bauern". Der ganze Siegesjubel dröhnt aus dem bekannten Halbsuter Liede, der derben Hymne auf die Sempacher Schlacht; Peter, der Suchenwirt, beklagt als Oesterreicher den Fall der Edeln und Leupolt's, des edlen Fürsten, der den Tod nicht, wohl aber die Schande mied.

2. Die Sempacher Schlacht bildet den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Habsburgs und der Schweiz. Einem Dammbruch vergleichbar, der nicht zu beheben ist und die Gewässer sich frei ergießen läßt, hindert sie jedes weitere erfolgreiche Ankämpfen des Hauses Oesterreich wider das Anschwellen der Eidgenossenschaft, und Schritt für Schritt drängt letztere nun das genannte Fürstengeschlecht aus den Besitzungen, Nutzungen und Rechten ihres Bereiches.



Aber auch die Adelsmacht der alemannischen Schweiz ist gebrochen. Der Versuch, mit den Waffen in der Hand die Niederlage zu rächen, geschah wohl nach Ablauf der Waffenruhe mit Lichtmessen 1388, aber eine neue Schlappe der habsburgischen Ritter, Reisigen und adeligen Waffengenossen bei Näfels (9. April 1388) bewog Albrecht III., im eigenen und im Namen der Brudersöhne, den nachtheiligen Frieden vom 1. April 1389 auf sieben Jahre einzugehen, der das Haus Oesterreich wichtige Besitzungen, so Sempach, Entlibuch, Rotenburg, Wesen, Birn und jenes Nidau kostete, das zur Entschädigung der Ansprüche Engerands von Coucy im Dijoner Schiedspruche Philipp's von Burgund (1387, 20. September) seitens der Habsburger ausersehen war.

Immer mehr sieht sich das Haus Oesterreich auf die Herrschaften im Aar- und Thurgau beschränkt, und von doppeltem Vortheile mochten jetzt die vorderösterreichischen Erwerbungen Leopold's III. erscheinen. Jener Schweizerfriede aber wurde von dem Erstgeborenen Leopold's III., Wilhelm, den 16. Juli 1394 mit den acht Orten der damaligen Eidgenossenschaft auf 20 Jahre verlängert, nachdem dieser Herzog mit Zustimmung seines Oheims ein zwanzigjähriges Bündniß mit Zürich abgeschlossen hatte. Seine Bestimmung, während dieser Zeit dürfe kein habsburgischer Unterthan eidgenössisch werden, sollte die schwache, unverläßliche Trennungsschranke zwischen beiden Gewalten abgeben.

Mit dem Tode Leopold's III. beginnt aber auch im Allgemeinen ein vorübergehender Stillstand in der äußeren Machtstellung oder politischen Geltung der Habsburger, und immer entschiedener, je mehr der innere Zwiespalt des Hauses hervortritt. Allerdings schien der Hausvertrag vom zehnten des Weinmonats 1386, herbeigeführt durch die eigene Bitte (?) des Erstgeborenen Leopold's III., Wilhelm, es möge vor der Hand vom Theilungsvertrage des Jahres 1379 Umgang genommen werden, die Einheit der gesammten Verwaltung durch den Senior des Hauses (Albrecht III.), also auch die Einheit der äußern Politik zu sichern; aber die Wirkung dieser richtigen Maßregel ward durch den Tod Albrecht's III. bald vereitelt. Ueberdies waren Leopold's III. ältesten Söhne, Wilhelm, „der Freundliche“, und Leopold IV., „der Stolze“, Persönlichkeiten, die sich bald nur widerwillig fügten, Albrecht III. eine wenig unternehmende, friedliebende Natur; von einer Wiederaufnahme der entschlossenen herausfordernden Politik Leopold's III. war keine Rede. Es war vielmehr ein Aufgeben schwerer Besitzrechte und Sichbescheiden auf sichere Stellungen an der Tagesordnung.

Das zeigt sich in dem thatsächlichen Preisgeben jedes weiteren Anspruches auf Treviso, des Besitzrechtes auf Feltre und Belluno, als durch den eroberungslustigen Verwandten Habsburgs, Giovanni Galeazzo Visconti, 1387 alle Herrschaftsverhältnisse am Mincio bis in's Südtirolische hinein in Verwirrung gebracht worden waren. Allerdings hatte schon Leopold III. in der Geldnoth des Jahres 1386 Feltre und Belluno für 60,000 Goldgulden an den Carrara verpfändet. Es schien nicht räthlich sich um der Machtstellung in Oberitalien willen, die doch so manches Opfer gekostet hatte, gegen die Vorherrschaftsgelüste des Hauses Visconti wirksamer zu stemmen, besonders als dasselbe seit Mai 1388 den frühern Bundesgenossen gegen Antonio della Scala (1387), Franz (II. oder Novello) von Carrara, im Bunde mit Venedig bekriegte.

Man begnügte sich mit der formellen Wahrung der habsburgischen Rechtstitel auf Treviso, Feltre und Cividale, wie die Zuschrift des Visconti an die Signoria vom 2. November 1388 mit Rücksicht auf den Botzner Friedensvergleich vom 24. October zwischen den Habsburgern und Joh. Galeazzo besagt und mit der Annäherung an den Carrara, welcher Angesichts seiner wachsenden Bedrängnisse nur allzu gern eine Verschwägerung mit den Habsburgern eingegangen wäre. Aber die Verlobung H. Friedrich's mit Giliola blieb nur Project, und 1393 im April schreibt Francesco Novello an den „General-Referendarius" Tirols, Niclas Vintler, er hätte eine solche Verbindung sehr gern gesehen und schon 50,000 Goldgulden Mitgift geboten, eine Summe, die ohnehin seine Vermögensverhältnisse übersteige. Habsburg mochte schon den wachsenden Bankrott der Sache der Carraresen und des Scaligeri merken und jedem Conflicte mit den Hauptmächten dies- und jenseits des Mincio Venedig und Mailand, behutsam aus dem Wege gehen. An die Stelle der Politik der Erwerbung trat seit Leopold's III. Tode die der Zurückhaltung und Wahrung des sichern Besitzes. Die Verhältnisse auf dem Festlande im Osten des Mincio waren auch derart, daß nur eine außerordentliche Gewandtheit und Machtentfaltung der habsburgischen Staatskunst Erfolge erringen konnte.

Denn der wachsende Verfall des Patriarchats in den Tagen Johann's, eines natürlichen Sohnes des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren (1387—1394) gipfelte in der Ermordung dieses unwürdigen Patriarchen (13. October 1394) durch die Bluträcher des (1389) getödteten Führers der Friauler Adelsschaft, Friedrich Savorgnano, und diese Beute ließ sich die Signoria durch

Niemanden leichten Kaufs entreißen. Das erfuhr zunächst Francesco Novello von Carrara.

Mit den Görzer Grafen, die durch die Töchter Mainhard's VII. mit den Wittelsbachern von Bayern-München (durch Vermählung der Verlobten Leopold III. von Oesterreich, Katharina, mit Herzog Johann), mit den Cilliern, den Grafen Frangepani (Veglia-Modrusch), den Schaumburgern und den Grafen von Zengg (?) verschwägert waren, ging es seit 1385 immer mehr abwärts. Heinrich IV. von Görz (Verlobter der Tochter H. Leopold's III., die noch vor der Ehe, 1392, starb), der seit seiner Großjährigkeit immer mehr zum rohen Cyniker geworden, und Johann Mainhard, die Söhne Mainhard's VII. († 1385) hatten mit wachsenden Verlusten an Besitz und Renten zu kämpfen. Insbesondere drückend war der Anspruch der bayerischen Wittelsbacher aus Katharina's Ehe auf ein Dritttheil der Verlassenschaft Mainhard's VII. Um sie abzulösen, mußte der Senior des Hauses Heinrich IV., eine große Geldsumme vom Herzoge Oesterreichs, Albrecht III., entlehnen und dafür Pfandbesitz einräumen. Bei diesem Anlasse setzte Habsburg die gegenseitige Erbeinigung der beiden Häuser durch, wonach im Falle des Aussterbens des österreichischen Mannsstammes, Krain, Istrien und Möttling an die Görzer, im gegentheiligen Falle die Grafschaft Görz, die Kärntner Pfalzgrafschaft und die Linzer Markung an Habsburg zu fallen hätte. Es war dies eine Ergänzung des rudolphinischen Erbvertrages vom Jahre 1364.

Das Haus Habsburg wurzelte in einem breiten und geschlossenen Länderbesitze; der Stillstand in seiner äußern Machtentfaltung, die innern Zerwürfnisse selbst, konnten aber nur vorübergehend seine Geltung schädigen; denn der Einheitsgedanke des Hauses war doch stärker, als die Zwietracht des Augenblickes, und ein günstiges Geschick bestimmte es zum Erben der größern Nachbarmacht, der Luxemburger, welche, wie wir gleich sehen werden, das Gepräge der innersten Zerfahrenheit an sich trägt.

---

3. Böhmen unter K. Wenzel bis zur Bildung des Herrenbundes.

Literatur: Ueber K. Wenzel's IV. Regierung im Allgemeinen und für die Zeit bis 1393: Thomasius, Dissertatio in qua ostenditur, Wences-

laum imperatorem prope inter martyres esse referendum et odium adversus clerum pontificium atque protectionem Hussi primarias causas videri, cur tam male audiat. Halle, Magdeburg (1693); M. Pelzel, Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs Wenzeslaus (1788—90); Aschbach, Gesch. K. Sigmund's, 1., 2. Bd.; Palacky, Geschichte Böhmens, III. Bd. (czech. Bearb., neue Ausgabe II. 2. A. (1876) und III. 1. A. (1870); Höfler, Einleitung zu den Geschichtsschreibern der hussitischen Bewegung in Böhmen (fontes rer. austr., VII. Bd., 3. Theil, 1866); Ueber Johannes von Nepomuk oder eigentlich Pomuk s. Balbin, Epit. hist. Boh.; Dobner, Vindiciae sigillo confessionis divi Joannis Nepomuceni protomartyris poenitentiae assertae (1784); dessen Berichtigungen in Dobrowsky's literar. Magazin von Böhmen, Mähren, (Prag, III. 1787); Pelzel a. a. O.; Palacky a. a. O.; O. Abel, die Legende v. heil. Johann v. Nepomuk. Eine geschichtl. Abhandlung. Berlin (1855); dagegen: A. Frind: Der geschichtliche hl. Johannes von Nepomuk. Gymnas.-Progr. zu Eger (1861); Aschbach, kath. Kirchenlexikon.; Herzog's Realencyclop. f. protest. Theologie (VI. 749 f.); Krummel, Gesch. der böhm. Reformation im 15. Jahrh. (1866); M. Pelzel, Ueber Wenzel's Gefangennehmung (Abhandl. der böhm. Ges. d. Wiss., 4. Bd., 1779); Schwerdling, Gesch. des Hauses Stahremberg (1830).

Mähren: Richter, Ueber das Testament des Markgrafen Johann von Mähren, 1371 (Notizenbl. z. Arch. f. k. österr. G., I. 195—204, i. J. 1851); Dudik, Gesch. d. Benedictinerstiftes Raygern im Markgrafenth. Mähren, I., 1048—1449 (1849); v. Chlumecky, die Regesten der Archive im Markgrafthume Mähren und Anton Boczek's Bericht über die Forschungen in diesem Lande (1856).

Es war ein „kräftiger, wohlbeleibter" Knabe, wie Karl IV. an den Papst in seiner Vaterfreude über den Erstgebornen Wenzel schrieb, und entwickelte sich auch mächtig an Leibe, zum „starken Jäger", so sagt der Zeitgenosse Petrarca und fügt dann bei, Wenzel sei gut gebildet gewesen und habe das Latein angemessen gesprochen. Seine angeborne Gutmüthigkeit, sein gesunder Menschenverstand und Mutterwitz sind unleugbare Thatsachen. Wenn nun dieser Erbe Karl's IV. in den Gedenkbüchern der Nachwelt als der „faule" und „tyrannische" Wenzel, als der rohe Trunkenbold und launenhafte Wüthrich, als Verderber des deutschen Reichs und Böhmens gebrandmarkt erscheint, so drängt es den Geschichtsfreund, den psychologischen Gründen und äußeren Veranlassungen einer solchen Charakterentwicklung nachzugehen, die zahlreichen Stimmen der Anklage und die spärlichen der Vertheidigung gegen einander abzuwägen. Wenzel gehört zu den „problematischen Naturen", um einen solchen geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, und schon die Zeitgenossen haben den Grund seiner wachsenden Entartung als

Herrscher in der zunehmenden Trunksucht gefunden. Der Ausländer Edmund Dynter, der ihm als Zeuge chronologisch ziemlich nahe steht, vertritt jene seltsame Behauptung, er habe zufolge zweimaliger Vergiftungsversuche an brennendem Durste gelitten, den er durch Trinken stillen wollte. „Wenn er“, heißt es weiter, „zum Vergnügen und mäßig trank, war er sehr unterhaltend, klug und geregelt. Wenn aber Wenzeslaus aus Uebermuth und bloß zum Rausche trank, gerieth er in Wuth und war da äußerst ausschreitend und gefährlich.“ Aehnlich heißt es bei einem andern Chronisten: „Im nüchternen Zustande war er von scharfem Verstande und ein guter Regent; sobald er in's Trinken kam, kümmerte er sich um nichts.“ Wir wollen ebenso wenig auf das Vergiftungshistörchen, als auf die naive Motivirung des brennenden Durstes Gewicht legen; aber im Uebrigen tritt aus diesen Zeugnissen das richtige Bild eines Mächtigen der Erde, den der wachsende Hang zum Müßiggange, die übertriebene Jagdliebhaberei, besonders aber die wachsende Trunksucht leidenschaftlich, gewaltthätig macht, uns entgegen. Rechnen wir hinzu die gutmüthige Schwäche, neben dem Jähzorn des Augenblickes, den Mangel an Geist und sicherer Auffassung des Lebens, welches bei den zwei kinderlosen Ehen Wenzel's eines wichtigen ethischen Gehaltes entbehrte, das wachsende Mißtrauen, hervorgerufen durch die selbstsüchtigen Ränke, den grellen Undank der nächsten Verwandten, der Umgebung und des Hochadels, durch die Zerwürfnisse mit der Geistlichkeit, und bringen wir endlich in Anschlag den wachsenden Groll gegen das Deutschthum zufolge der deutschen Thronentsetzung, die Entrüstung über manche kirchliche Maßregelungen, so sind die Grundzüge der Persönlichkeit K. Wenzel's und ihres Gebahrens als Herrscher ziemlich vollständig beisammen.

Ueber keinen Regenten seiner Zeit laufen bereits ziemlich früh so absonderliche Historchen in weiten Kreisen umher. So erzählt Dynter, Wenzel habe seinen Koch wegen schlechter Dienste am Spieße braten lassen wollen; er sei auf den Einfall gekommen, das Hingerichtetwerden zu versuchen und habe dem zögernden Scharfrichter den Kopf abgeschlagen. Er habe auf der Jagd einen in den Weg kommenden Mönch erschossen, denn Mönche sollten im Kloster bleiben und nicht als sonderbares Wild in den Waldungen herumlaufen. Auch einer Mauerinschrift auf Wenzel gedenkt Dynter: Wenzeslaus alter Nero (Wenzeslaus ein zweiter Nero), die der König mit der Gegenzeile erledigt habe: Si non fui, adhuc ero (wenn ich es nicht war, so werde ich es

noch). Es liegt auf der Hand, daß diesen Histörchen das Gemachte, Uebertriebene anhaftet; immerhin versündigt sich Dynter an dem Rufe Wenzel's nicht so sehr, wie der böhmische Chronist des 16. Jahrhunderts, Probst Hajek von Libocżan, der wortreiche Geschichtsfabulist, der aus Wenzel's allerdings wenig erbaulichem Herrscherleben einen Roman baut, in welchem der König als Genosse des Gevatters Scharfrichter im Blute schwimmt. Wenn Thomasius, der eifrigste Vertheidiger Wenzel's, denselben „eher unter die Märtyrer" versetzt haben will, gewissermaßen als Opfer seines schlechten Rufes, da er die papistische Geistlichkeit gehaßt und Huß beschützt habe, so ist dies allerdings eine advokatische Uebertreibung, denn dieser Ruf wurzelt zum großen Theil in unleugbaren Mißgriffen auf dem Boden des weltlichen Regiments; aber richtig ist, daß Wenzel's schlechter Leumund in kirchlichen Kreisen das allgemeine Urtheil über Gebühr verschlimmerte und daß ohne die beklagenswerthe Leidenschaftlichkeit des Königs in dem Handel mit dem Prager Erzbischofe Johann von Jenstein, ohne das Märtyrerthum Johann's von Nepomuk, Wenzel nicht zu dem Tyrannen, ja halb wahnsinnigen Unmenschen geworden wäre, als welcher er in der landläufigen Meinung zu gelten anfing; besonders in den nachhussitischen Zeiten und katholischen Kreisen, die in ihm einen Pathen der ketzerischen Greuel erblickten.

Wir haben uns etwas länger bei der Charakteristik dieses Luxemburgers aufgehalten, nicht um seinen Vertheidiger abzugeben, sondern um die Verzerrungen seines Geschichtsbildes, ebenso wie die thatsächlichen und schwerwiegenden Gebrechen seines Charakters klar zu stellen. Um so rascher wollen wir die Ereignisse der ersten fünfzehn Jahre seiner böhmischen Regierung überblicken und nur im Vorbeigehen bemerken, daß die schöne, jugendliche Anna, Schwester Wenzel's, früher für die Heirath mit dem noch minderjährigen Valois, Karl VI., ausersehen, Ende 1381 nach London reiste, um hier dem englischen K. Richard II. angetraut zu werden und einen nachmals folgenreichen Bildungsverkehr zwischen Böhmen und England zu vermitteln.

Wenzel's Anfänge waren im Allgemeinen gut, der junge König beim gemeinen Mann insbesondere beliebt. Er war kein Freund des Prunkes, kein freigebiger Förderer der Wissenschaft und Kunst, deren Segnungen ihm zeitlebens unverständlich blieben, er war allen kostspieligen Genüssen ziemlich fremd und gut haushälterisch. So kam es, daß Bürger und Bauer unter ihm äußerst wenig Steuern zahlten, ungleich geringer belastet waren, als unter seinem Vater im

letzter Zeit. Mit Behagen erzählte der Prager, wie oft der König unerkannt herumzog, um Amtsmißbräuchen und Unterschleifen auf die Spur zu kommen und gerne unmittelbar in die Ereignisse des Stadt- und Marktlebens eingriff; allerdings auf Kosten seiner königlichen Majestät, die sich ihre Thatkraft für den großen Gang des Herrschergeschäftes hätte aufsparen sollen. Daß er für seine Cabinetsregierung Leute aus dem kleinen Adel, selbst aus dem Bürgerstande, heranzog, wie den Heinrich Pflug von Rabstein und den Prager Bürger Huler, war an sich zweckgerecht; aber der übergroße Einfluß und unleugbare Uebermuth dieser Cabinetsregenten erbitterten nach oben und unten. Der hohe Adel und Clerus, die im großen Rathe des Landes und der Krone saßen, waren auf diese Emporkömmlinge ohnehin schlecht zu sprechen, und der unleugbare Cynismus im Verhalten einzelner Cabinetsräthe, wie insbesondere des Heinrich Pflug, als er um 1386 von der Taußer Geistlichkeit in den Bann gethan wurde, warf den Schatten auf den Herrn solcher Diener zurück, die sich in der Art benehmen durften.

Das Hauptereigniß dieser Epoche bleibt der Streit Wenzel's mit dem Erzbischofe von Prag, Johann von Jenstein, einem kirchlichen Eiferer ohne Charakterstärke und Ueberzeugungsmuth. Er war, wie sein zeitgenössischer Biograph erzählt, 1380—1382 aus einem Lebemanne zum rigorosen Asceten geworden, der sich bis zum Aeußersten kasteite. Krankheit und der Tod seines geistlichen Amtsbruders, des Kirchenfürsten von Magdeburg (1382), auf dem Balle, hatten die rasche Umwandlung bewirkt. Mit solcher überreizten Persönlichkeit hätte ein Karl IV. einen Rechtsstreit ausfechten und beilegen können, nicht aber der heftig und derb dareinfahrende König. In der That erfüllt den Unbefangenen die Geschichte des gewaltsamen Proceßausganges v. J. 1393 mit mit dem Gefühle des Ekels über die leidenschaftliche, unwürdige Haltung des Königs, dem wir von Hause aus nicht Unrecht geben können, wenn er für landesfürstliche Gerechtsame eintrat und dem wir auch zu Gute halten wollen, daß er seinen Liebling Huler gegen den erzbischöflichen Bannstrahl deckte. Wenn wir aber den derb lakonischen Vorladungsbrief Wenzel's an Johann von Jenstein lesen, dessen Verhör durch den König würdigen, bei welchem er sich als Gewalthaber gebehrdet, wie sich die Tyrannenlaune zur eigenhändigen Mißhandlung des Domdechants, zur Folterung des Puchnik und des Generalvicars Doctor Johann oder Johannek von Pomuk oder Nepomuk und endlich zu dem Ertränkungstode des Letztge-

nannten (20. März, 1393) steigert, und dem dann die unmännliche Reue des Königs, den flehentlichen Brief an den Erzbischof entgegenhalten, welcher den 23. April nach Rom floh und durch eine Botschaft Wenzel's an den ziemlich kühlen P. Bonifaz IX. zur stillen Rückkehr nach Prag bewogen wurde; wenn wir von dem Histörchen Act nehmen, Wenzel habe nachmals dem Puchnik alle Säcke, selbst die Stiefel mit Gold gefüllt, so haben wir ganz den charakterschwachen, zur Grausamkeit neigenden, polternden und im entscheidenden Augenblicke feigen Temperamentsmenschen vor uns; die schlechtere Hälfte seines Wesens tritt da in dem Luxemburger grell an den Tag.

Er hatte sich an einem Manne der Kirche mit Folter und schimpflichem Tode vergriffen, das wog verhängnißvoll schwer in der öffentlichen Meinung und trug die bittersten Früchte. Denn daß dieser Johann von Nepomuk, dessen der Erzbischof schon in der Klageschrift an den Papst als „heiligen Märtyrers" gedenkt, derselbe sei, den auf Betreiben des Jesuitenordens P. Benedict XIII. den 19. März 1729 heilig sprach, ist wohl nicht erfolgreich zu bezweifeln, wohl aber erscheint die geläufige Angabe, es hätte sich dabei um die Preisgebung des Beichtgeheimnisses der Königin gehandelt, weniger haltbar, denn der Generalvicar sollte zu Aussagen in den erzbischöflichen Angelegenheiten gezwungen werden, und Wenzel, kein sonderlicher Weiberfreund, scheint auch der Eifersucht nicht gehuldigt zu haben.

1389 hatte er die Wittelsbacherin Sophie, Tochter Herzog Johann's von Bayern-München geehelicht. Ihre Muhme Johanna, Wenzel's erste Frau, war am 31. December 1386 an den Bissen eines, von ihr des Nachts im Schlafgemache aufgescheuchten Rüden ihres Gatten erlegen; eines jener trüben Ereignisse, das mit den Rucksichtslosigkeiten des leidenschaftlichen Jägers und Hundeliebhabers zusammenhängt und abermals zu entstellenden Verleumdungen Wenzel's Anlaß bot.

Schlimm sollte das Jahr 1393 für Wenzel endigen. Das Wetterleuchten innerer Wirren und Gefahren für den sorg- und taktlosen König zeigt sich am Horizonte. Im deutschen Reiche, wie wir an anderer Stelle sehen werden, wenig geachtet und noch weniger gefürchtet, bei der Curie schlecht angeschrieben, vom Clerus verfehmt, erblickt er bald ein Bündniß grollender Adelsherren, die feudale Sippe Heinrich's von Rosenberg und seines ganzen Geschlechtes, die Riesenburger, Duba, Landstein, die mährischen Kunstate und Andere sich gegenüber. Und mit ihnen gewahren

wir im Znaimer Vertrage vom 18. December 1393 Hand in Hand die nächsten Anverwandten, seinen rücksichtslosen Bruder Sigmund, seinen Vetter, den ehrgeizigen und habsüchtigen Jodok oder Jobst, Senior der mährischen Luxemburger, ferner den Markgrafen Wilhelm von Meißen und den Herzog Albrecht III. von Oesterreich.

---

4. Ungarn in den Jahren 1382—1396.

Literatur. Die bekannten und allgemeinen Werke über Gesch. Ungarns: Pray (vgl. auch s. Dissert. de prioratu Auranae); Katona (XI. Bd.), Fessler (Klein, 2. Bd.); Engel; Horváth (2. Bd des magyar. Werkes); Szalay (2. Bd.); s. Croatien-Dalmatien: Lucius, Cattalinich, Ljubič . . . neben der Geschichtschreibung Venedigs (Romanin); für d. polnischen Beziehungen: Röpell-Caro's Gesch. Polens 2., 3. Bd.; Hauptwerk noch immer: Aschbach, Gesch. K. Sigismund's, 4 Bde. (1838—1845), (I.); außerdem Palacky, Gesch. Böhmens, II. 2.; Zinkeisen, Gesch. der europ. Türkei, 1. 2.; Hammer, Gesch. des osman. R., I.; Voigt, Gesch. Preußens, 5. Bd.; F. Boldt, der deutsche Orden und Litthauen (1370—1386), Gött. Diss. Königsberg (1873).

Rasch sollte die innere und äußere Machtstellung Ungarns, wie sie Ludwig I. aufrechthielt und das Schlußwerk seines Lebens, die testamentarische Festigung der Personal-Union Ungarns und Polens zu Gunsten seiner Erstgebornen Maria und ihres Verlobten Sigismund, in die Brüche gehen. Wohl wurde Maria den 17. September 1382 bereits in Stuhlweißenburg gekrönt und zwar als „König" Ungarns, — eine Fiction, die beweist, daß man Sigmund eben nur als Verlobten und späteren Gemahl des weiblichen Reichsoberhauptes anzusehen gewillt war — allein bald bildet sich gegen die Regentschaft der jugendlichen Königin: ihre Mutter, die bosnische Elisabeth, und ihren Günstling Niklas Gara, einen begabten, slowenischen Emporkömmling aus Ludwig's I. Tagen, im Süden des Reiches eine gefährliche Liga, der die croatischen Gebrüder Horváth, voran der Bischof von Agram, Paul, und der Banus Johann, gleichfalls durch Ludwig's I. Gönnerschaft mächtig geworden, ihr Verwandter Johann Palisna, Johanniterprior zu Vrana, deren Genossenschaft und voran der Usurpator Bosniens, „König" Twartko, Verwandter der K. Elisabeth, angehörten.

Diese Liga wendet ihr Auge dem Vetter Ludwig's, jenem Karl dem Kurzen zu, der mit Hülfe des verstorbenen Ungarnkönigs

Herr Neapels geworden war und des Eides wenig achtet, den er zu Gunsten des Erbrechtes Maria's einst dem königlichen Gönner zuschwor. Es schien allerdings die Herbstreise der Königinnen und des Palatins (1383) nach Croatien-Dalmatien die Sachlage besser zu gestalten. Noch war die entscheidende Werbung der Aufständischen an den neapolitanischen Karl nicht erfolgt; die Horváth wußten sich äußerlich des Hochverraths zu entlasten, der neue Banus Laczky spielte mit Glück ein doppelt Spiel, und nur der Prior von Vrana schien seiner Schuld überwiesen und wurde geächtet. Aber das Feuer der Asche glomm unter täuschender Hülle fort.

Andererseits verstanden es die **Polen**, die lästige Personalunion abzuschütteln, indem sie schon im Jahre 1383 die Zusicherung der ungarischen Regentschaft erzwangen, daß ihnen bis zum 11. November des Jahres 1384 **Hedwig**, die zweite Tochter des verstorbenen Königs, Wilhelm's von Oesterreichs Verlobte, überliefert wurde. Sie wolle man als Königin Polens anerkennen und ihr einen Gemahl auswählen. Als jedoch der masowische Prätendent, der Piast **Szemowit**, sich von seinem Anhange zum Herrscher des Lechenreiches ausrufen ließ und auch die Combination einer Heirath Szemovits mit Hedwig auf die Tagesordnung trat, versuchte man von Seiten Ungarns ein bewaffnetes Einschreiten. Der jugendlich unerfahrene Verlobte der Königin Marie, der luxemburgische Markgraf Brandenburg's, **Sigismund**, sollte da sein Probestück als Heerführer und Statthalter ablegen.

Den Waffenstillstandsverhandlungen **Wladislaw's von Oppeln** folgte bald die Herbstmission **Sandiwog's**, des Castellans von Kalisch und Krakau, an die Königinnen nach Zara. Die unbestimmte Antwort, die er bezüglich der Auslieferung und Heirath Hedwig's mitnahm, beweist, daß die ungarische Regentschaft weder die Personalunion, noch das ursprüngliche Verlobungsproject so ohne weiters preiszugeben gesonnen war. Aber die Sachlage in Polen zeigte sich Angesichts der neuen bewaffneten Absendung Sigismund's im Frühjahre 1384 so bedenklich, die Stimmung so drohend, daß die ungarische Regentschaft nachgab, die Rechte Maria's und Sigmund's auf Polen fallen ließ und Hedwig den Polen auslieferte. Sie erscheint sogleich als Reichsverweserin, wird jedoch erst den 15. October 1385 in Krakau gekrönt. Bald wird Alles aufgeboten, um Hedwig zur Lösung des Verlöbnisses und zum Eingehen der neuen, politisch gebotenen Ehe mit dem Lithauerfürsten Jag[illegible] (Jagello), dem Gedeminiden, zu vermögen, während noch [illegible]

Jahre Herzog Leopold III. von Oesterreich am ungarischen Hofe die Verlobung seines Sohnes mit Hedwig erneuert und bekräftigt. Lange widerstrebt diese dem Drängen der Polen; die Verlobung erscheint ihr heilig und der stattliche Habsburger Wilhelm, der sich noch im letzten Augenblick in Krakau einfand, um sein Anrecht auf Ludwig's Tochter zu wahren, begehrenswerth. Die Verlobten verkehren mit einander; nur nach schwerem Kampfe entsagt Hedwig, und Wilhelm eilt, nicht ohne Abenteuer und Gefahren, heimwärts, um dem Auserkorenen der polnischen Stände das Feld zu räumen. 1386 im Februar findet Hedwig's Vermählung mit dem christlich gewordenen „Wladislaw" Jagjel, den 4. März seine Krönung statt.

Von nun an scheiden sich wieder die Wege der beiden karpathischen Reiche; es beginnt drüben die Jagellonendynastie, nicht zum Schaden des doppelt erstarkenden Polens, das an Hedwig die treffliche Regentin und an Jagjel den thatkräftigen Gatten einer sein rohes Wesen läuternden Frau gewann. Die Thatsache, daß den 27. September 1387 der Wojwode der Moldau, Peter, dem neuen Polenkönig huldigt, ist ein bedeutungsvoller Fingerzeig, wie weit gezogen wir uns nun die politische Berührungslinie beider Länder denken müssen. Halitsch und Wladimir, Rothrußland, war auch schon für Ungarn halb verloren; das beweist die Haltung des Burggrafen von Halitsch, Benedict's, die Huldigung Lembergs u. s. w. (1387) an den Jagellonen am besten. Der ungarische Statthalter Emerich Bubek war auf einem undankbaren Posten. Sigismund aber, der Verlobte Maria's von Ungarn, schien ganz überflüssig zu werden, obschon er Polen gegenüber Kriegsopfer gebracht hatte. Man behandelte ihn am Hofe derart kühl, daß er mit dem Gefühle der Kränkung und als abgedankter Bräutigam Ungarn verließ, doch sollten bald Zeiten kommen, die ihn als Helfer in der Noth willkommen machten. Ein tragisches Schauspiel eröffnet sich unsern Blicken. Die Faction Tvartko-Horváth-Paliszna tritt entschiedener als je auf; Laczfi wird einer der ihrigen; die Werbung an Karl den Kurzen erfolgt durch den Bischof von Agram; im September 1385 landet er an der Küste Dalmatiens bei Sign; seine Partei arbeitet mit Glück. Auf der andern Seite rührte sich auch Sigmund mit Waffenrüstungen in Böhmen und Mähren (schon Mai 1385); um sie durchzuführen, verpfändet er die Mark Brandenburg seinen mährischen Vettern, wahrscheinlicher jedoch ist, daß er sie seinem Bruder, dem deutschen Könige und Herrscher Böhmens, verschrieb. Das drohende Erscheinen Karl's und bewaffnete Einschreiten Sigismund's zur Wahrung seines Ver-

lobungsrechtes nöthigt den ungarischen Hof, den ohnedies unfruchtbaren Plan mit dem Bruder des Franzosenkönigs Karl VI., dem Herzoge Ludwig von Orleans, fallen und die Ehe Maria's mit Sigismund vollziehen zu lassen (October 1385), worauf der Luxemburger wieder heimwärts eilt, um verstärkte Kriegshülfe gegen den heranziehenden Nebenbuhler zu werben.

In der Zwischenzeit kömmt jenes tragische Schauspiel in seinen eigentlichen Gang. Schon den 31. December 1385 gewahren wir die unheimlich stille Krönung Karl's des Kurzen im Dome zu Stuhlweißenburg, der die beiden Königinnen in tiefer Trauer beiwohnen. Sie scheinen sich in's Unvermeidliche zu fügen, die Gegner eines sicheren Sieges zu erfreuen. Aber der Thronraub soll sich bald entsetzlich rächen. Zu Ofen plant die Königin-Mutter und der alte Gara mit Blasius Forgács den Tod des Usurpators. Man lockt ihn in die Falle und bereitet ihm ein grauenhaftes Ende (1386, 24. Februar); seine überrumpelte Partei muß das Feld räumen. Aber sie sinnt auf Rache, und die mordbefleckten Sieger reißt das Schicksal in ihr Verderben. Doch zuvor kommt es zum Austrage neuer Mißhelligkeiten zwischen der ungarischen Regentschaft und Sigismund, dessen Geldmangel und Rüstungsbedürfniß Verpfändungen ungarischer Grenzgebiete an die mährischen Luxemburger, Jost und Prokop, zur Folge hatte und Anklagen jenseit der Lejtha wachrief, die dem Gatten der Königin Maria wieder eine schlechte Rolle in Aussicht stellten. Nun legt sich K. Wenzel mit Waffengewalt zu Gunsten des Bruders in's Mittel. Vom Mai an liegt er vor Raab im festen Lager und zwingt die ungarische Regentschaft zum Ausgleiche, der dem Bruder den Titel „oberster Feldhauptmann Ungarns" verschafft, seine Verpfändungen im Interesse Ungarns zu Verbindlichkeiten der Reichskrone umwandelt und ihm ein Apanagegebiet zuweist, wie es einst der zweitjüngere Bruder K. Ludwig's, Herzog Stephan, an der mährisch österreichischen Grenze besaß. Die schließliche Vertragsklausel, wonach Sigismund nicht ohne Zustimmung Wenzel's zum König Ungarns gekrönt werden sollte, beweist, daß sich Wenzel als Senior des Hauses Luxemburg gewisse Bürgschaften seinem Bruder gegenüber sichern wollte.

Im Gefühle der Sicherheit begeben sich die beiden Königinnen nach dem Süden Ungarns; bald hört man von dem Ueberfalle, den ihnen bei Diakovar rachedurstend die Partei Horváth bereitet (25. Juli 1386); Gara und Forgács büßen mit ihrem Kopfe, Elisabeth und Maria werden als Gefangene nach Novigrad geschleppt.

und in dieser starken Küstenfestung verwahrt, um dann der Wittwe des meuchlings ermordeten Karl's, Margarethen, nach Neapel als Sühnopfer zugeführt zu werden. Dies aber hindern Venedigs wachsame Schiffe, die an der Küste unaufhörlich kreuzen. Denn die kluge Signoria berechnet den Nutzen, der ihr aus dieser Haltung zur ungarischen Frage erwachsen könne.

In diesem drangvollen Augenblicke mußte Sigismund der bestürzten Partei der Königinnen, also der Hauptmasse der Stände willkommen sein. Er entwickelt auch eine anerkennenswerthe Thatkraft, sammelt Truppen, versichert sich des Beistandes Venedigs, rückt mit den Banderien seiner Getreuen gegen Kapronсza, um hier mit den venetianischen Gesandten schlüssig zu werden (Januar 1387) und Streitkräfte zur Befreiung der Königinnen auszuwirken. Seine Schaaren rücken vor Novigrad, während es Venedigs Flotille von der Seeseite blokirt. In dieser Bedrängniß hatten bereits Horváthy und Paliszna zu einem verzweifelten Mittel gegriffen, das zugleich ihre Rache kühlte. Die alte Königin, als Anstifterin des Todes ihres Parteikönigs, wird (Januar 1387) vor den Augen ihrer Tochter erdrosselt, ihr Leichnam die Mauern hinabgeworfen, um der jungen Königin und den nahenden Belagerern wirksam zu drohen. Während sich die landseitige Einschließung Novigrads vollzieht, ist die Sachlage im Reiche mehr als je kritisch; denn die Horváth'sche Partei besitzt noch Macht; Tvartko gebietet im dalmatinischen Hinterlande, er nimmt Klissa ein, Almissa, die Mündungen der Narenta und Cattaro ist in seiner Gewalt. Lazar, der Serbenczar wirft sich auf das Macsóer Banat. Unter diesen Eindrücken herrenloser Anarchie mehrt sich der Anhang des neunzehnjährigen Sigismund; es kommt in Ofen zur Königswahl des Luxemburger's, des „Hüters und Feldhauptmanns Ungarns", während Sigmund bestimmte Verpflichtungen diesem ständischen Bunde gegenüber eingehen muß, und bald darauf (13. März) zur Krönung in Stuhlweißenburg.

Es währte noch Wochen bangen Zuwartens, bevor die junge Königin aus der entsetzlichen Ungewißheit ihres Looses durch die Uebergabe Novigrads an die Feldhauptleute Sigismund's, gegen freien Abzug der Belagerten (4. Juni), errettet wurde. Die venetianischen Quellen, die ausführlichsten und genauesten über den ganzen Handel, enthalten auch das Dankschreiben der Königin an den Dogen Venerio; denn in der That war es die Republik des hl. Marcus, welche Maria's Ueberschiffung in die Gewalt der neapolitanischen Rächer Karl's des Kurzen umsichtig und

energisch zu hindern verstand, die Capitulation Novigrads hauptsächlich herbeiführte und durch ihre Sendboten für die Erhebung Sigismund's mit Erfolg zu wirken verstand. Die Gatten trafen in Agram zusammen.

Die Nothwendigkeit, durch starke Schläge die Reichsfeinde niederzuwerfen, drängt Sigmund zu neuen, umfassenden Rüstungen, und der Geldmangel zur förmlichen Verpfändung der Mark Brandenburg an seine mährischen Vettern, mit Zustimmung der nach Trentschin berufenen Sendboten der Stände (17. Mai 1388). Andererseits muß Sigmund, um die Zustimmung seiner Brüder zu erlangen, auf seine Kuttemberger Silbereinkünfte zu Gunsten Wenzel's und auf sein näheres Erbrecht auf die Krone Böhmens zum Vortheile des jüngern Bruders, Johann von Görlitz, verzichten.

Die Jahre 1389—1395 müssen wir die wechselvolle Lehrzeit des jungen Königs nennen, den ein bedeutender Theil Ungarns doch eigentlich nur als fremdbürtigen Gemahl der Königin anzusehen gewohnt blieb. Einer der gefährlichsten Reichsfeinde blieb Tvartko, der im Bunde mit den Horváth's durch seine Gewaltherrschaft in Dalmatien weitgreifende Störungen verursachte und gegen welchen 1387 Sigismund, Venedig, doppelt lüstern, die Küstenherrschaft wieder zu erlangen, Sebenico, Spalato und die Nobili von Trau zusammenhielten, während die Popolaren allda gegen Ungarns Herrschaft aufgereizt sich zeigen und auch die Oberhand erlangen. Allerdings eroberten Sigmund's Schaaren, von der Signoria unterstützt, das wichtige Scardona, aber die Furcht vor Tvartko überwog, und so gewahren wir 1389, August, bis zum Mai 1390 Trau, Spalato und Sebenico auf seiner Seite; nur Zara hielt an K. Sigismund fest, wie von Anbeginn her. Bis zum Tode Tvartko's (1392, 23. März) dauerten diese verworrenen Zustände fort und besserten sich in etwas erst unter dem Nachfolger Tvartko's, Stephan Dabiša, einem Sprößling des Hauses Kotromanowič, der sich aus dem Grunde mit Sigismund (1393—94) bezüglich Dalmatiens auszugleichen strebte, weil ihm in dem unechten Sohne Tvartko's, Tvartko Schura, ein Nebenbuhler erstand und dieser mit der Partei Horváth und dem Fürsten von Chelm (Saba, nachmals Herzegowina), Vuk Hran, in Verbindung trat. Venedigs Blicke blieben unverwandt der Küste Dalmatiens zugewendet, und die Erkaltung der Beziehungen mit Sigismund, auf dessen weitgehendste Erkenntlichkeit die Signoria gerade in der dalmatinischen Frage gerechnet haben mochte, verknüpft sich bald mit einem willkommenen Anlaß, jene Absichten zu verwirklichen.

Wenden wir uns dem Süduser der ungarischen Donau zu. Mitten in die Kämpfe Sigmund's mit der Horváth'schen Gegenpartei fällt ein Ereigniß weitgehendster Bedeutung, die Türkenschlacht am Amselfeld (Kossowopolje) vom 20. Juni 1389. Wir finden da Angesichts der gemeinsamen Gefahr im Augenblicke die bisherigen Gegner unter einer Fahne. Es gilt Serbiens Geschick. Czar Lazar, im Jahre 1387 im Bunde mit Sisman von Bulgarien Sieger über ein starkes Türkenheer und lüstern nach dem Besitze des Macsóer Banates, hatte sich nun, geschreckt durch Sultan Murad's Rachezug, mit K. Sigmund, als seinem „Oberherrn" ausgesöhnt und der Rivale Beider, Tvartko, seine Schaaren mit dem Serbenheere und den Königlichen unter Führung des jüngern Gara vereinigt. Der Türken Uebermacht siegt, denn Vuk Brankowich verräth aus Eigennutz die gemeinsame Serbensache. Czar Lazar starb als Sühnopfer für den durch die Hand des Serben Milosch Kobilič tödtlich getroffenen Sieger Sultan Murad. Mit der Machtstellung Serbiens ist's vorbei, aber auch das Streben Sigismund's, diese Vormauer wider die anschwellende Osmanengefahr unter eigener Oberhoheit zu stützen, erleidet eine empfindliche Niederlage und mit Murad's Nachfolger, Bajazid I., „Ilderim", dem „Blitz", tritt die orientalische Frage in das zweite Stadium, sie beginnt zu den Lebensfragen Ungarns zu zählen.

Ueberhaupt beginnt die Entgliederung des Karpathenreiches in Bezug seiner früheren Vasallenländer im Süden der Donau und jenseits des Gebirgswalles gewaltig um sich zu greifen. Serbien fügt sich der osmanischen Obergewalt, es wird zerrissen, zwei gegnerischen Theilfürsten, Stephan Lazarevič, dem Sohne des todten Czaren und Vuk Brankovich, als zinspflichtigen Vasallen, zugewiesen. Bosnien und Chelm (Saba) hängen nur an schwachen Fäden mit Ungarn zusammen; von seiner bulgarischen Oberhoheit ist längst nicht mehr die Rede. Wie die Moldau zum Jagellonenreiche neigt, sehen wir bereits; auch die Wallachei unter Myrcea, dem Nachfolger Dan's, sucht an dem Polenkönige eine Stütze und schließt mit diesem ein Waffenbündniß gegen Sigmund (1389). Die kleine Wallachei, oder dazumal das Zeuriner Banat, ist in Myrcea's Hand. Darf es uns Wunder nehmen, wenn der Ungarnkönig, noch immer mit einer starken Gegenpartei im Kampfe (die horváth'sche Faction war decimirt, aber nicht zertreten und lebt in neuer Gestalt wieder auf), aus Furcht vor dem Schwägerpaare jenseits der Karpathen und dessen drohendem Gelüste, die Personalunion mit Ungarn in Scene zu setzen, schon im Jahre 1391 auf das von

Hedwig occupirte Rothrußland thatsächlich verzichtet und andererseits Moldau, trotz seiner wiederholten Siege über den Hospodar Peter und der Eroberung Suczawa's (Sommer 1390), nicht wohl festhalten kann.

Die Gelegenheit, den Türkenflüchtling Fruschin, Sohn Sisman's von Bulgarien, gastlich aufzunehmen (1391), sollte zugleich Anlaß zu einem Waffengange wider das türkisch gewordene Bulgarien werden, umsomehr, als der wallachische Hospodar Mircéa (Myrra) sich der Hoheit des Sultans unterwarf. Dieser „Kreuzzug" vor Widdin in Bulgarien (1392) zeigt Sigismund auf seiner ersten persönlichen Heerfahrt gegen den furchtbaren Feind der Zukunft; seine mährischen Vettern, der Herzog Bolko von Oppeln und zahlreiche Edle machten sie mit. Man erfocht einen ziemlich unfruchtbaren Doppelsieg.

Die Lage Sigismund's, des Gatten der dahinsiechenden, kinderlosen Maria, verschlimmert sich sichtlich. Die Partei Horváth lebt wieder auf, als Anhang eines neuen Prätendenten, Ladislaus von Neapel, des Sohnes des ermordeten Ungarnkönigs Karl von Durazzo. Papst Bonifaz IX. begünstigt seine Pläne, er nähert sich Venedig, das bei diesem Zusammengehen bald seine Rechnung bezüglich Dalmatiens zu finden hofft. Die Härte, mit der der leidenschaftliche Luxemburger eine Massenhinrichtung in's Netz gegangener Aufrührer vornehmen ließ (1394), goß Oel in's Feuer, denn ihm fehlten die Eigenschaften, um bleibend gefürchtet zu werden. Die allgemeine Stimmung war ihm nicht günstig und griff Alles, was er that, mit feindseliger Voreingenommenheit auf. Und in der That, das harte Urtheil über den jungen König war zum guten Theil nicht unverdient. Er theilte mit dem Großvater die unruhige, hastige Abenteuerlust und politische Planmacherei, das ewige Geldbedürfniß, ohne die durchdringende Klugheit und diplomatische Ausdauer K. Johann's zu besitzen; nichts war von dem umsichtigen, ökonomischen Wesen Karl's IV. ihm eigen, welches letztere sich jedenfalls mehr auf Wenzel vererbt zeigt. Eine stets in Verschwendung umschlagende Freigebigkeit und ein überaus sinnliches Wesen inmitten kostspieliger Günstlingswirthschaft setzte sich dem allgemeinen Tadel vor Allem aus.

Am schwersten wogen jedoch seine politischen Sünden in den Augen Ungarns. Und eine solche war die sehr unzeitgemäße, unfruchtbare und seinem Bruder gegenüber durchaus selbstsüchtige Einmischung in die böhmischen Angelegenheiten.

Gab doch Ungarn vollauf zu thun. Auch die Erbeinigung mit seinem Bruder Wenzel (2. Februar 1394 zu Prag), ohne Zustimmung der Stände Ungarns, machte böses Blut, und die förmliche Abtretung Rothrußlands an die Schwägerin Hedwig zu Neusandecz (August 1394) that auch dem nationalen Selbstgefühle weh, wie verloren auch dieser Besitz war. Im Süden rührte sich die neapolitanische Partei gewaltig. Die ganze Zukunft Sigismund's in Ungarn schien nunmehr an dem welkenden Leben seiner Gattin und an einer glücklichen Waffenthat wider den Türkenfeind zu hängen. Allerdings bot Sigismund 1394 Alles auf, um im Abendlande das Aufgebot eines allgemeinen Kreuzzuges durchzusetzen; in Burgund und Frankreich fand es zunächst Wiederhall, auch im welschen Lande und im deutschen Reiche. Im Jahre 1395 errang der Luxemburger gegen die Osmanen bei Klein-Nicopel, oder Turul, im Bulgarenlande, einen Sieg. Myrcea, der Wallachenhospodar, war halb freiwillig, halb gezwungen, sein Bundesgenosse (Februar-März 1395) geworden — aber ein zweideutiger Aliirter.

Alle Hoffnungen waren dem großen Kreuzzuge des nächsten Jahres zugewendet; in erster Linie die des Königs. Denn seine Gattin war bereits den 17. Mai 1395 aus dem Leben geschieden, und die Todesbotschaft war für Sigismund ein Hauptgrund schleuniger Rückkehr aus dem türkischen Feldzuge. Denn seine Wittwerschaft war die Loosung für alle widerstrebenden Elemente sich ihm entgegenzusetzen und der Zug des Erzbischofs Johannes Kanizsay mit den königlichen Schaaren an die Nordgrenze hatte wohl den Zweck, die Haltung Hedwig's und ihres Gemahls als Erbansprecher Ungarns zu überwachen. Seit die Bemühungen Wladislaw's von Oppeln, Sigismund und die anderen Luxemburger in ein Bündniß mit dem deutschen Orden wider Jagello zu vereinigen und Polen aufzutheilen ruchbar wurden und die Annexion Rothrußlands durch Hedwig und ihren Gatten vor sich ging, waren die beiden Schwäger im Norden und Süden der Karpathen auf gespanntem Fuße. Wenn nun Hedwig nach dem Tode ihrer Schwester Marie den Titel „einer Erbin des Königreiches Ungarn" annahm, so war dies eine förmliche Herausforderung Sigismund's, und es gab eine oberungarische Partei zu Gunsten einer Erneuerung der Personalunion, der die Unterstützung Polens nicht fehlte. So stand Alles auf der Schneide, als das verhängnißvolle Jahr 1396 die Schwelle überschritt.

5. Die Luxemburger in Böhmen und Ungarn. 1393—1404.

Literatur: Vergl. Nr. 4 u. 5. u. w. u. 6. — Henrich, de Wenceslai regis Romanorum electione. Diss. Bonn (1868); Voiss, de Wenceslao rege Romanorum. Diss. Bonn (1869); Höfler, Ruprecht von der Pfalz gen. Clem., röm. K. 1400—1410. (1861); Palacky III., 1.; Löher, das Rechtsverfahren b. K. Wenzel's Absetzung (Münchner hist. Jahrb. 1865); Lindner, Geschichte des deutschen Reiches v. E. des 14. Jahrh., I. Bd. 1875; Dudik, Gesch. des Kl. Raygern I. gen. Wolny, im Arch. f. K. ö. G. VIII. Bd. über die ungar. Verhältnisse, die im vorigen Abschnitte angeführten Hülfsmittel.

Widerlich sind die Eindrücke, welche der Geschichtsfreund von dem Getriebe der großen und kleinen Politik und den Begebenheiten der Jahre 1393—1404 auf dem Boden des böhmischen und ungarischen, beziehungsweise des deutschen Reiches empfängt. Beginnen wir mit Böhmen.

Hier müssen wir etwas zurückgreifen, und da wir im vorletzten Abschnitte vorzugsweise der kirchlichen Verwicklungen gedachten, auf die politischen Ursachen der Bildung des Herrenbundes gegen Wenzel IV. zurückkommen. Der hohe Feudaladel Böhmens war nicht bloß der Cabinetsregierung des Königs an sich abhold, ihn verdroß namentlich Wenzel's berechtigter Versuch, am Prager Landtage (1389) die verpfändeten Krongüter zurückzufordern. Zu Willamov soll dies der König theilweise erzwungen haben und zwar mit blutiger Strenge; doch flößt uns der Bericht des Geschichtsfälschers Hajek wenig Vertrauen für die Glaubwürdigkeit seiner Schaueranekdoten ein. Ein Theil der von den Maßregeln des Königs betroffenen Adeligen lehnt sich offen auf; der König treibt sie mit Erfolg zu Paaren (1390) und mag mit Hinrichtungen eingeschritten sein, wie sehr wir auch da zur Vorsicht gegen den erwähnten Berichterstatter gemahnt werden. Aber jeder Aufwallung des zur Grausamkeit neigenden Machtgefühles Wenzel's pflegte Abspannung, Verzagtheit, unfruchtbare Reue zu folgen und seiner politischen Kurzsichtigkeit entzog sich die Bildung jenes Herrenbundes, dessen erste That, die Znaimer-Einigung 1393, mit den anderen Gegnern Wenzel's, wir bereits erwähnten.

Noch war es Zeit, das Netz zu zerreißen, aber dazu fehlte dem Könige Alles. Am widerlichsten und leichtfertigsten benimmt sich Sigismund; noch den 2. Februar 1394 schließt er mit Wenzel eine „brüderliche Einigung", drei Monate später war das Prager Bündniß (5. Mai) der Gegner fertig, und der König ihr Gefangener (8. Mai), denn er muß Alles thun, was der Bund als Curator des Königthums verlangt. Am meisten will Markgraf



Jodok die Sachlage ausbeuten, denn die Abreise des unstäten Sigismund noch im März nach Ungarn ließ ihm freiere Hand. Er zwingt den eingeschüchterten Wenzel, ihm die „Hauptmannschaft" in Böhmen und die lebenslängliche Vogtei im Elsaß zu übertragen. Gerade diese Haltung des mährischen Luxemburgers scheint den jüngern und charakterfestern Bruder Wenzel's, Johann von Görlitz und Neumark, bewogen zu haben, für Wenzel einzuschreiten. Nun läßt Jodok den König auf das Schloß Wildenberg der österreichischen Stahremberger schaffen (Juli), um in Böhmen besser schalten und walten zu können. Aber mit dieser Maßregel schoß denn doch der Markgraf weit über das Ziel. In Böhmen macht sich bald eine Gegenstimmung kräftig geltend. Wenzel's jüngster Bruder, Johann von Görlitz, sammelt ein Heer zur Befreiung des gefangenen Bruders, die Kurfürsten müssen sich denn doch für das so schmählich behandelte Reichsoberhaupt rühren, und H. Albrecht III. v. Oesterreich, dem die Internirung Wenzel's in seinem Lande gewiß äußerst unwillkommen war, sieht sich bewogen, die baldige Freilassung des Königs bei den Stahrembergern und den Herren von Rothenburg durchzusetzen. Die anekdotenhaften Geschichten von Wenzel's „Flucht" nach Böhmen, dem getreuen Fischer, Barbierer und vor Allem der klugen Bademagd Susanna, müssen wir in Kauf nehmen, ohne genau angeben zu können, was geschichtlich, und was erfunden sei. Jedenfalls war es eine Flucht, nicht ohne Wissen und Willen der Gefangenhüter, die Jost und dem Herrenbunde gegenüber Verpflichtungen eingegangen waren und diese offen nicht brechen konnten, richtiger gesagt, die „Freilassung" Wenzel's nach Budweis in's Lager der Königlichen, wo auch der Pfalzgraf Ruprecht als Vollmachtträger der Kurfürsten erschienen war. — Hier schließt 1. August Johann von Görlitz den Ausgleich Wenzel's mit seinen Gegnern ab; er ist es, der auch als thatsächlicher Reichsverweser die neuen Verwicklungen zu bannen hat. Wir können nicht in Johann's Seele lesen, ob ihn auch der Gedanke an den Thron Böhmens erfüllte, bestimmte Anhaltspunkte hiefür haben wir keine; wohl aber wissen wir, daß Jodok über Johann's Rolle sehr wenig erbaut war, und Sigismund Alles aufbot, um mit den Unzufriedenen Böhmens in Fühlung zu treten. Schon im Januar 1396 macht er sich nach Prag reisefertig; zur Zeit, in welcher der Bruder Johann bereits der Gewalt als Reichsverweser nahezu verlustig geworden, trifft er (Ende Februar) bereits in der Landeshauptstadt Böhmens ein. Johann stirbt (18. März desselben Jahres), und Sigismund setzt seine Bestallung als Reichsverweser durch; dann eilt

er wieder nach Ungarn zurück, denn ihn drängt der große Kreuzzug wider die Türken. Die Versuche Wenzel's, neuerdings den gestrengen Herrn zu zeigen und die unerquicklichen Ausgleichsverhandlungen mit Jodok und dem Herrenbunde (1397, 6. Februar) haben dann die Ermordung der königlichen Günstlinge am Karlstein (1397, 11. Juni) im Gefolge, ein Ereigniß, wobei sich Herzog Hanns von Troppau den Volksnamen „der Henker" verdient und das ebenso den Uebermuth der Herrenpartei, als die beklagenswerthe Schwäche des Königs an den Tag legt.

Diese Posten aus Böhmen konnten jene Fürsten Deutschlands nur aneifern, die längst den Gedanken der Entthronung Wenzel's gefaßt hatten. Mit der Achtung dieses Luxemburgers im Reiche deutscher Nation stand es allerdings schlimm. Sein Vater hatte ihm den leidigen Krieg der Fürsten und Städte im Reiche als schlimme Erbschaft hinterlassen. Karl IV. selbst ließ sich durch dynastische Rücksichten zu bezüglichen Compromissen mit der Fürstenpartei bestimmen; er suchte über die brennende Frage hinwegzukommen. War wohl von seinem, als Politiker unfähigen Sohne eine gedeihliche Lösung zu erwarten? Allerdings schien es, als wolle Anfang 1388 K. Wenzel die Sache der Städte mit ausfechten; er sandte sogar den Wittelsbachern einen Fehdebrief, aber schon 1389 läßt er, schnell eingeschüchtert, die Städtebündnisse fallen, ja er verpönt sie und verschwägert sich neuerdings mit den Wittelsbachern.

Man wußte nun die Charakterschwäche des Reichsoberhauptes sattsam abzuschätzen, und zur Zeit als Wenzel, der Jahre lang in Böhmen saß und die Dinge laufen ließ, wie sie eben liefen, den zehnjährigen Landfrieden vom Januar 1398 vereinbarte, gleich darauf nach Frankreich reiste, um zu Rheims (April) mit K. Karl IV. die Begleichung des päpstlichen Schismas anzubahnen, und hiemit eine unerwartetete Rührigkeit zu erkennen gab, war bereits der Plan seiner Absetzung von seinem Hauptgegner, dem Mainzer Erzbischofe, Johann von Nassau, zu Gunsten Ruprecht's III. von der Pfalz, fertig geschmiedet. Wenzel hatte überdies Papst Bonifaz IX. wider sich, den die Gegnerschaft für ihre Absichten zu gewinnen suchte. Im Reiche galt der „Böhme" als ein sorgloses Haupt, das sich um die Romfahrt und Kaiserkrönung nicht kümmere, die mailändische Herzogswürde an Galeazzo Visconti verkauft habe (11. Mai 1395) — als ein Herrscher, dem es nur darum zu thun sei, unter allerhand Titeln Abgaben bei den [illegible]

schmutzigster Weise herauszuschlagen und mit den Pergamenten der kaiserlichen Kanzlei Geschäfte zu machen. Am Rheine, erzählt eine Chronik, bedauerte man, daß Wenzel das ganze löbliche und berühmte Studium an der hohen Schule zu Prag eingehen lasse und in Böhmen liegen bleibe „as ein swjn in synem stalle". Die arbeitsscheue Stumpfheit, der würdelose Cynismus, der sich in manchen Königsbriefen kundgiebt, waren Wenzel's Regentensünden, und seine Mißgriffe und Erlebnisse auf dem Throne Böhmens Wasser auf die Mühle seiner deutschen Widersacher. Wenn aber die Kurfürsten, im Februar 1400, den Frankfurter Beschluß fassen, einen anderen König zu wählen, mit Ausschluß der Häuser Luxemburg und Oesterreich, wenn dann zu Lahnstein der Mainzer, Kölner, Trierer und Pfälzer K. Wenzel zur Verantwortung ziehen und den 20. August ihn als abgesetzt erklären, „als einen unützen, versaumlichen, unachtbaren Entgliederer und unwürdigen Handhaber des h. römischen Reichs von demselben römischen Reiche und von allen Würden, Ehren und Herrlichkeiten, die dazu gehören," und diesen Schritt durch ein langes politisches und moralisches Sündenregister Wenzel's zu erläutern und zu rechtfertigen suchen, so müssen wir gestehen, daß der ganze Vorgang ein Parteimanöver war, das Absetzungsdecret ein Pamphlet, dessen fünfter Hauptpunkt: vom Unfrieden, Mord und Brand im Reiche, am schwersten den Anklägern selbst zur Last fällt. Und wenn wir die Bedingungen der Wahl Ruprecht's uns vor Augen halten, wie er versprechen muß, „Alles mit dem Rathe der Kurfürsten thun und lassen zu wollen", so erscheint der neugewählte König (21. August zu Rhense) um seine Zukunft nicht zu beneiden. In der That war Ruprecht's Königthum eine Kette von Widerwärtigkeiten, ein Fiasco sondergleichen.

Aber nicht minder widerlich erscheint das Treiben der luxemburgischen Seitenverwandten des abgesetzten deutschen Reichsoberhauptes. Wenn der Betroffene in zorniger Aufwallung schwur, er wolle das rächen, oder darüber sterben, so lag Aufrichtigkeit in diesem Worte der Leidenschaft, die allerdings bald wieder der alten Versunkenheit wich; wenn aber der Bruder und der mährische Vetter Jodok in den Rachechor einstimmen, und letzterer ausruft, „er wolle das rächen, oder kein Haar in seinem Barte behalten", so verhallte dies bald als große Lüge, denn nicht des Hauses Ehre beseelte ihr Handeln, sondern nur der eigenste, greifbarste Vortheil. Es ist richtig, daß Sigismund und die böhmischen Herren im October 1400 zu Kuttemberg ihre „Dienste" gegen Ruprecht antrugen, wenn König Wenzel reichliches Geld aufwende

und nicht minder wahr, daß dieser damit nicht herausrücken wollte. Wenn wir aber sehen, wie unverschämt Sigismund in den weiteren Forderungen ist, gleich Schlesien, die Lausitz und andere an Ungarn grenzende Landschaften verlangt, so darf es uns nicht wundern, daß Wenzel ihm bald den Rücken kehrte und ihn das gerechte Mißtrauen beschlich, man wolle ihn nur ausbeuten. Aufrichtiger mit Wenzel schien es Markgraf Prokop, entzweit mit dem Bruder Jodok, in Wenzel's Sache zu meinen und dieser verwendet ihn auch als Unterhändler mit Ruprecht (Sommer 1401), wenngleich erfolglos. Denn Letzterer war bereits gekrönt (Januar 1401 zu Köln) und durchaus nicht gewillt, die Gegnerschaft aufzugeben. Kannte er doch die wahre Gesinnung des Herrenbundes und Jodok's und hatte schnell mit ihnen und dem Meißner das Bündniß gegen Wenzel fertig.

Bevor dieser neue Zwischenfall eintrat, waren Ereignisse von weittragender Bedeutung in Ungarn vor sich gegangen. Sigmund's Waffengang mit den Türken, der Kreuzzug gen Groß-Nikopolis schloß den 28. Sept. 1396 mit einer furchtbaren Niederlage der Christen; mit Mühe entkam Sigismund dem Tode oder der Gefangenschaft. Als er heimkehrte, trug die (neapolitanische) Gegenpartei ihr Haupt höher als je, denn der König war ein geschlagenes Kriegshaupt und alle kleinen Erfolge des Luxemburgers gegen die Rebellen, die Partei von Laczfi und Simontornya, die Hinrichtungen der Führer, erstickten nicht den wachsenden Brand. Dazu die Allerweltspolitik Sigismund's, das Zerwürfniß mit P. Bonifaz IX., dem Gönner Ladislaus' von Neapel, all dies zeitigte mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts eine gewaltige Krise, die um so bedenklicher werden mußte, da in Dalmatien bereits der Parteikampf für und gegen den Neapolitaner begonnen hatte und Venedig entschlossen war, mit diesem Prätendenten auf befreundeten Fuß zu treten.

Der Ofener Aprillandtag d. J. 1401 wird zur stürmischen Anklage der Stände gegen Sigismund; sein Leben selbst scheint bedroht; doch kommt es nur den 28. d. M. zur Gefangensetzung Sigismund's. Er verkostet nun das Loos, welches er dem Bruder in Böhmen bereiten half. Er wird den Gara's auf Burg Siklós in Verwahrung gegeben. Es scheint dies auffällig, denn das Haus Gara zählte zu dem Kreise der Günstlinge Sigismund's, an deren Spitze Graf Hermann II. von Cilli und der Pole Stibor von Stiborzsicze zu stellen sind. Entweder maskirten die Gara's ihre wahre Gesinnung, oder waren sie entschlossen, die Sachlage mit auszubeuten und für den Augenblick in das Horn

der allgemeinen Stimmung zu blasen. Für Letzteres scheint die Thatsache zu sprechen, daß Graf Hermann von Cilli mit den Gara's die Freilassung Sigismund's unterhandelte und Wenzel von Böhmen zu demselben Endzwecke einen Jahresgehalt von tausend Gulden dem ältern Gara zusprach.

Sigismund erlangt die Freiheit und schwört den 27. Oct. zu Pápa Amnestie für das Erlittene; seine Partei spannt die äußersten Kräfte an, um sein Königthum gegen die Sache Ladislaus von Neapel aufrecht zu halten. Dieser Prätendent sendet in der zweiten Hälfte des Jahres seinen Admiral Ludowico Aldemarisco als „Vicar" nach Zara, Trau, Spalato und Sebenico, deren Thore sich ihm zwangslos öffnen. Im Frühjahre 1403 erscheint er selbst in Zara, um hier in Gegenwart des Legaten Bonifaz IX. vom Graner Erzbischofe den 5. April, als König Ungarns, Croatiens und Dalmatiens gekrönt zu werden. Seine mächtigsten Bundesgenossen, abgerechnet das vorschauende Venedig, sind der bosnische „König" Ostoja, der Prior von Vrana, Emerich Bebek, dessen Bestallung durch Sigismund ein Nachtheil für die königliche Sache wurde und der bosnische Wojwode Hervoja, ein kühner Emporkömmling, den Ladislaus von Neapel alsbald zum „Generalvicar" bestallte und der sich bald auch „Herzog von Spalato" schrieb. Sigismund's Lage ist bedenklich, denn nicht bloß in Dalmatien — Croatien überwog im Augenblick die Gegenpartei – auch in Ungarn erhoben die Gegner ihr Haupt; der Faction Bebek (Bubek) stand da der Anhang der im Hegyallyagebiete besitzreichen Debrö, die Kanizsai, darunter der Primas Ungarns, zur Seite und, begünstigt von der Parteigängerschaft des Klerus, konnte Ladislaus, ohne eigentlichen Widerstand zu finden, bis Raab vordringen. Allein das war auch der Höhepunkt des neapolitanischen Parteierfolges; die Getreuen Sigmund's, Gara, der sich um Unterstützung an Wenzel gewendet, und Stibor vor Allen, dann Sigismund selbst, erringen vor Raab und Gran entscheidende Erfolge. Der getreue Magnat Peter Perenyi räumt mit der Bebek-Debrö'schen Faction im Osten auf.

So sieht sich Ladislaus und sein Feldhauptmann Sanseverino bald zum Rückzuge gezwungen und der Herbst 1404 klärt die Sachlage in Ungarn zum Vortheile des Luxemburgers; seine Amnestieverkündigung v. 8. Oct. war ein glücklicher Griff und nunmehr steht Sigismund's Königthum wieder gesichert und allgemein anerkannt da.

Aber auch in Croatien-Dalmatien wankt bald die nea-

politanische Herrschaft. Da standen Iwan, der „Fürst" (Knez) von Sign und Modrusch, Niklas Frangepani (Frankepan) und Andere auf Seiten Sigismund's und begannen sich mit Erfolg zu rühren. Der schneidige Ban von Macsó, Maróthy, bändigte den Prior von Vrana und führte bereits den von Tvartko Schura vertriebenen Ostoja mit ungarischen Waffen nach Bosnien wieder zurück. Das Erscheinen des Herzogs von Lusignan mit einer Flotille von Bari aus änderte nicht viel die Sachlage zu Gunsten Ladislaus, und Hervoja selbst fühlte endlich die Nothwendigkeit, sich mit Sigismund auszugleichen, was den 7. Febr. 1409 geschieht. Schon im Sommer 1408 nahm Ladislaus die Unterstützung Venedigs in Anspruch; aber die Signoria kannte zu gut die Hoffnungslosigkeit der Sache des Neapolitaners, um nicht gewiß zu sein, daß er sich bald beeilen werde, alle seine dalmatinischen Besitzrechte an die Republik des h. Markus zu veräußern. Dies geschah auch den 9. August 1409. Für 100,000 Dukaten entsagt Ladislaus dem Besitze von Zara, Vrana, Novigrad und der Insel Pago und allen sonstigen „Rechten, Handlungen und Titeln auf Dalmatien, jetzt und für alle Zukunft." So war also auch hier die Seifenblase der neapolitanischen Erfolge geplatzt; an den leergewordenen Tisch setzt sich Venedig, fest entschlossen, den ungarischen König in der dalmatinischen Frage bald in die Ecke zu drücken. Mahnend beginnt wieder die Türkengefahr an Ungarns Pforten zu pochen, welche zum Glücke des Reiches und des Luxemburgers gerade im entscheidenden Augenblicke ruhte, denn Timur's Mongolenfluth warf für eine Zeit die Türkenmacht zu Boden und diese bedurfte einiger Muße zur Sammlung (1402—1409).

Wir haben so die ungarländischen Ereignisse bis in das entscheidende Jahr 1404 und die der Nachbarschaft noch darüber hinaus, des Zusammenhanges willen verfolgt. Eilen wir nun einige Jahre wieder zurück, um uns den böhmischen Verhältnissen zuzuwenden. Seitdem die Mission Prokop's an Ruprecht, wonach Wenzel Kaiser werden und der Pfälzer König Deutschlands bleiben sollte, gescheitert war und andererseits Ruprecht mit den mährischen Markgrafen, mit dem Prager Erzbischofe Wolfram, dem Herrenbunde, insbesondere mit den Rosenbergern in Unterhandlungen sich einließ und schon im Sommer 1401 den Krieg wider Wenzel rüstete, ja schon auf den 18. Juli die Heeressammlung anberaumte, waren die Verwicklungen auf's Höchste gestiegen; Wenzel schien ganz isolirt, ein neuer Anlauf zu Unterhandlungen blieb wieder erfolglos und der Markgraf von Meißen, Jodok's Schwager, [illegible]

Rupprecht's versuchte einen Einfall in Böhmen. Ruprecht selbst mußte aber eilen, um die für ihn so verhängnißvolle Heerfahrt nach Italien gegen den Visconti zu unternehmen.

Es schien nun ein neuer Umschwung im Hause der Luxemburger im Zuge, denn zu Anfang 1402 gewahren wir den vielgeschäftigen Sigismund, seit October der ungarischen Haft wieder ledig geworden, in Böhmen, seinem kurzsichtigen Bruder Wenzel zur Seite in scheinbar brüderlichster Haltung. Es wird den 4. Februar 1402 in Königgrätz die Romfahrt Wenzel's beschlossen (zu welchem Behufe die Görzer und Ortenburger, unter Vermittlung des Grafen Hermann's II. von Cilli ihre Pässe des oberen Welschlands offen halten sollen), Sigismund wird Reichsverweser Böhmens, ja auch das Vicariat in Deutschland erscheint ihm zugesprochen und der Prager Landtag trifft Verordnungen wider Alle, welche gegen Böhmens Krone Dienste leisten würden. Auch sucht Wenzel die beiden mährischen Vettern, Jodok und Prokop, zu vergleichen; es schien, als wolle das Haus Luxemburg einmüthig werden. Doch trat der Widerstreit der eigennützigen Beweggründe bald zu Tage. Worauf es gemünzt war, zeigt am besten die plötzliche Gefangensetzung des unbeholfenen Böhmenkönigs durch den ränkevollen Bruder (6. März 1402). Man bringt Wenzel einige Monate später zuvor auf die oberösterreichische Schaumburg, damals in vormundschaftlicher Gewalt des Cilliers und dann nach Wien, unter die Obhut eines verläßlichen Bundesgenossen Sigismund's, des Herzogs Albert IV. von Oesterreich. Gleiches Loos trifft Wenzel's Vetter Prokop. Auch ihn läßt Sigismund den 3. Juni zu Bösig verhaften und will durch Bedrohung seines Lebens die Burgen seines Besitzes zur Uebergabe bringen. Dann läßt er auch ihn in Gesellschaft Wenzel's nach Oesterreich schaffen, und während Wenzel in der Landeshauptstadt Nieder-Oesterreichs einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen muß, verbringt Prokop seine Haft in Preßburg und vertreibt sich die Langeweile mit lateinischen Knittelversen, worin er seinem Grolle wider die Ungarn und wider Sigismund Luft macht.

Die Gewißheit, daß der Ungarnkönig die böhmische Sachlage für sich allein ausbeuten wolle, verdroß Niemanden mehr als Jodok, und sein Bündniß mit dem aus Italien schmachbedeckt heimkehrenden Ruprecht (1402, 30. August) war in seiner Spitze sicherlich wider Sigismund gerichtet. Andererseits erklärte der Ungar den zu Preßburg versammelten Ständen (14. September), er sei gesonnen, an Stelle des Markgrafen von Mähren den Herzog von Oesterreich als eventuellen Nachfolger zu ernennen. Um jeden Preis will aber

Sigismund Böhmen festhalten. Der Verkauf der brandenburgischen Neumark an den deutschen Orden (für 632,000 Goldgulden) soll Geld beschaffen, eifrig wird gerüstet und während im feindlichen Ungarlande die neapolitanische Partei mehr als je die Hände rührt und bald der Thron Sigismund's auf dem Spiele steht, verfolgt er hitzig eine unsichere Beute, die Herrschaft in Böhmen. Die Demüthigung der widerspenstigen Kuttemberger war der einzige Erfolg seines Heereszuges. Den 15. April 1403 schließt er einen Vergleich mit Jobok und dessen Partei; dann aber muß er sich nach Ungarn sputen, denn die Gefahr tritt ihm da zu Häupten. Auch fühlt er sich veranlaßt, den 9. August 1403 offen gegen den ihm und dem Luxemburger Feind gewordenen Papst Bonifaz IX. aufzutreten.

Während Sigismund in fieberhafter Vielgeschäftigkeit aufgeht und endlich den Entscheidungskampf wider die ungarische Gegenpartei aufzunehmen gezwungen wird, verbringt Wenzel Monat um Monat in der Wiener Haft. Zuerst in der Hofburg untergebracht, dann in das Haus Herzogs Wilhelm am Kienmarkt übersiedelt, genoß er alle ihm gebührenden Rücksichten. Ja als er, wie es heißt, mit Hülfe des Johanniters Bohusch den 11. November 1403, nach mehr als einjährigem Aufenthalte in Wiens Mauern, seine Flucht bewerkstelligt und von Stadlau mit dem Geleite des Liechtensteiners heimwärts eilt, gab es wohl nicht Wenige, die in der Sache die Mitwissenschaft des Hauses Oesterreich vermutheten. Jedenfalls theilte K. Sigismund den Verdacht, als er zu seinem größten Verdrusse des Entweichens seines Bruders inne wurde, und es kostete dann die Habsburger einige Mühe, diesen Argwohn und Groll Sigismund's zu beschwichtigen.

Unleugbar war ein Stück der mehrjährigen Lebensarbeit des Ungarnkönigs vereitelt; Wenzel sah sich daheim vom Bürger und Bauer, ja selbst vom Adel freudig begrüßt, denn Alles war der Herrenlosigkeit und fremden Einmischung müde und seine 1404 wider seinen Bruder gerichtete Anklageschrift überströmt von gerechter Bitterkeit. Es ist ein Sündenregister Sigismund's für die Jahre 1394—1402, dem nicht leicht widersprochen werden kann, und die Doppelzüngigkeit des Ungarnkönigs in's grellste Licht stellt. „Wenn er (Sigmund) spricht", heißt es darin als 9. Punkt, „wir stunden nicht nach dem kaiserlichen Reiche, so sagen wir, daß wir dies längst gerne gethan hätten, wenn er uns nicht allzeit daran gehindert hätte und nicht mit uns freventlich umgegangen wäre, wie er es jetzt offenbar gezeigt hat". . . . Es bezieht sich dies [illegible]

1400, 1402 geplante Romfahrt Wenzel's. Daß Sigismund seinen Bruder im Ernste zur Kaiserkrone verhelfen wollte, ja diesen als Gefangenen von Böhmen nach Italien hinüberzuschaffen Willens gewesen sei, bevor er ihn dann nach Wien schaffte, scheint denn doch zu abenteuerlich und dürfte höchstens als Kniff dieses Luxemburgers aufzufassen sein. Wenzel hatte allen Grund, seinen Bruder als Ränkeschmied und Hauptgegner aufzufassen und sein Bündniß mit dem Jagellonen Wladislaw (1404) war ein deutlicher Wink für Sigismund. Markgraf Prokop fand dann, der Preßburger Haft ledig, 1405 (Herbst) abermals Gefangener Sigismuud's, den Tod.

---

6. Die Habsburger in den Jahren 1395—1411.

Literatur: Vergl. die vorhergehenden Abschnitte. Kurz, Gesch. Oesterreichs unter H. Albrecht IV. (1830); von demselben, Gesch. Oesterreichs unter K. Albrecht II. (Herzog Albrecht V). (1835); Keiblinger, Gesch. d. St. Melk I.; G. E. Frieß, die Herren von Kuenring. Sep.-A. a. d. B. f. Landeskunde N.-Oesterr., (Wien 1874) (247. CX. 41 SS.); Muchar, Gesch. des H. Steiermark, 7. Bd.; Krones im II. und Luschin im IX. Bde. der Beitr. z. Kunde steierm. Geschichtsquellen, über die steiermärkischen Landtage und Landhandvesten; O. W. Graf zu Brandis, Tirol unter Friedrich von Oesterreich (1823); Lichnowski, V. und VI. Bd.; J. Egger, Gesch. Tirols I.; Deutinger's Beitr. z. Gesch., Topogr. und Stat. des Erzb. München-Freising, III. (1851); Meichelbeck, hist. Frising., II. Bd.; Gesch. Wien's v. Hormayr; Weiß.

Als Herzog Albrecht III. den 29. August 1395 aus dem Leben schied, stand sein einziger Sohn Albrecht IV. im Alter von 18 Jahren und sah sich den leopoldinischen Vettern gegenüber in einer schwierigen Lage. Unstreitig strebte Wilhelm, der älteste von ihnen, die senioratsmäßige Vorherrschaft auch im Lande Oesterreich an und glaubte das Recht darauf überdies aus dem Hausvertrage vom 10. October 1386 herleiten zu dürfen. Es drohte Angesichts dieser entschiedenen Forderungen Wilhelm's und des begreiflichen Widerstrebens Albrecht's IV., welcher auf seine Vogtbarkeit und das eigene landesherrliche Recht pochen durfte, ein Bürgerkrieg, denn die Adelsschaft Nieder- und Oberösterreichs stellte sich auf Albrecht's IV. Seite, während die Wiener den Forderungen Wilhelm's günstig waren. Da jedoch die Nachgiebigkeit des Vaters auch Erbtheil des Sohnes geworden, so bequemte sich bald der Herzog von Oesterreich zur Holenburger Abmachung (22. No-

vember 1395). Sie ist insofern wichtig, als durch sie das Princip der Einheit habsburgischer Hausmacht eine neue Anerkennung erhält. In nächster Beziehung bot sie jedoch einen Gewinn für die Leopoldiner, indem H. Wilhelm als Mitregent in Oesterreich anerkannt ward. Der düster ernste, weltscheue, wenig unternehmungslustige Sinn des Herzogs wurde in etwas durch die *Pilgerfahrt nach Jerusalem* 1398 aufgerüttelt. Albrecht IV. machte die Reise über Venedig, wo ihm der Doge und die Signoria eine glänzende Aufnahme bereiteten, empfing den Ritterschlag am heiligen Grabe und kehrte wohlbehalten, trotz feindlicher Nachstellungen, in die Heimath. Die Unternehmung, im Geiste jener Zeit unternommen, hatte empfindliche Ausgaben des Kammersäckels im Gefolge. In Oesterreich selbst war die Sachlage ernster als je geworden. In der böhmisch-mährischen Nachbarschaft blühte nicht bloß das Faustrecht in gröbster Form, sondern das *adelige Wegelagererthum* und der Grenzraub in grellster Rücksichtslosigkeit.

Schwer litt Oesterreich durch die böhmischen Herren von Neuhaus, Lippa, insbesondere aber durch die mährischen Leuchtenburger, Albert, und Leutold auf Vöttau, den Radatizer, die Besitzer von Latein, und zwei Strolche, die zur wahren Landplage und Geisel für Bauer und Bürger wurden, Heinrich von Kunstadt auf Jeispitz, genannt „Zuckenscheidt" oder „Dürrteufel", und Ritter Hanns Sockol von Lamberg, dessen Spießgesellen („der Schekel" im Munde der Leute). Die Schaaren der Herren von Meissau, Walsee, Chuenring lagen mit den Neuhausern und Kunstatern in Fehde und das Schlimmste war, daß die frechen Gewaltthaten unter dem Banner politischer Parteistellung vor sich gingen. Denn man wußte, daß Markgraf Prokop, Gegner seines Bruders, Jodok, des Herrenbundes und der Herzoge von Oesterrreich, — den Dürrteufel, den Vöttauer und andere Raubritter gegen Oesterreich förmlich in Sold nahm. Wie es aber die adeligen Herren in Oesterreich selbst mit dem Landfrieden hielten, lehrt am besten das Zeugniß des Chronisten *Hagen*: „All die edel sollten sein", heißt es hier, „Ritter, Knechte, Knappen und etliche Herren, gesessen auf dem Marchfeld bis herauf an den Hunsruck, waren alle Diebe und Verräther und hatten gleichen Theil mit den Böhmen" und nicht anders lautet die Schilderung der Wirthschaft im Lande bei *Thomas Ebendorfer* von Haselbach, dessen Jugend auch in diese trübe Zeit fällt. Allerdings suchten die Herzoge Albrecht und Wilhelm mit dem Standrechte unter den keckſten Freibeutern aufzuräumen, aber die wichtigsten von ihnen waren schwer zu erreichen, noch schwerer zu bewältigen und wider die [illegible]

Raubherren vermochten auch die Aufgebote der Herzoge nichts Sonderliches auszurichten.

Indem wir die Sachlage in Oesterreich für die Zeit von 1395 bis 1400 im Allgemeinen zeichneten, gingen wir über die politischen Verhältnisse, die dynastische Staatsraison des Hauses Habsburg beider Linien hinweg und müssen nun diesen Dingen unser Augenmerk zuwenden. Herzog Albrecht IV. stand mit K. Sigismund im engsten Bundes- und Freundschaftsverhältniß. Schon Albrecht's Vater zählte schließlich zu Wenzel's Gegnern, ja auch Leopold III. stand in gegnerischen Beziehungen zu diesem Luxemburger. Am entschiedensten hielt Albrecht IV. zur Parteifahne. Als aber Wenzel des deutschen Thrones entsetzt und Ruprecht gewählt ward und zunächst das Gesammtinteresse der Luxemburger wider diese Gegenwahl ankämpfte, erkannten auch Albrecht IV. und seine Vettern Wilhelm und Ernst den neuen Parteikönig nicht an, bloß Wilhelm's nächstälterer Bruder, Leopold III., der „Stolze" oder „Prächtige", Verwalter Tirols und der Vorlande, ließ sich für den Pfälzer und dessen Zug wider Galeazzo Visconti gewinnen. Die Uebereinkunft zwischen Beiden vom 22. Juli 1401 zeigt allerdings, wie kostspielig diese Bundesgenossenschaft für Ruprecht ausschlug, da sich Leopold für die Oeffnung der Straße nach „Lamparten" 100,000 gute Gulden, für tausend Reisige monatlich 25,000 Gulden verschreiben ließ und als Mitgift der Königstochter Elisabeth, als Verlobten seines jüngsten von ihm bevormundeten Bruders H. Friedrich (IV.) 40,000 Gulden festgestellt erscheinen. Aber der Kriegserklärung an den „mailändischen Ritter" Johann Galeazzo, der Trienter Heerschau vom 14. October 1401, folgte bald eine klägliche Entscheidung. Denn von der Niederlage, welche des Königs Heer und die verbündeten Carraresen bei Brescia (21. October) erlitten, wobei H. Leopold IV. von dem Malatesta aus dem Sattel gehoben und gefangen fortgeschafft wurde, konnte sich Ruprecht nimmer erholen.

Seine Rolle war in Italien ausgespielt; bald löst sich das Heer auf, an einen Winterfeldzug läßt sich nicht weiter denken. In der Freilassung Leopold's IV. durch den Visconti, und dem raschen Aufbruche des Habsburgers mit seinen Schaaren heimwärts einen Verrath an Ruprecht's Sache zu erblicken. ist ebenso unbegründet, als die Behauptung italienischer Chronisten, Leopold IV. habe den Francesco (II.) Carrara gefangen nehmen und an den Visconti überliefern wollen. Leopold's Trachten ging dahin, aus dem bösen Handel so schnell als möglich loszukommen und daß Ruprecht ihm keinen schwerwiegenden Vorwurf machen konnte, beweist auch das

spätere gute Einvernehmen zwischen Beiden; aber in der werkthätigen Theilnahme für Ruprecht's Sache war der Habsburger gründlich abgekühlt.

Zwischen Albrecht IV. und Sigismund währte das beste Einvernehmen fort. 1401 gab der Herzog diesem Luxemburger das Geleite mit Kriegsvolk nach Böhmen, bei der Gefangennehmung und Uebersiedelung Wenzel's von Böhmen nach Oesterreich (1402) war Albrecht IV. thätig; seiner Obhut zunächst wurde der König anvertraut. So begreifen wir denn auch, daß Sigismund mit Urkunde vom 17. September 1402 die Erklärung abgab, er habe im Einvernehmen mit den Reichsständen Ungarns Albrecht IV. zum Statthalter, zum Vormunde allfälliger männlicher Erben und beim Mangel solcher zum Thronfolger bestellt. Als dann Wenzel der Wiener Haft entwich, vermochte der Herzog in Gesellschaft seiner Vettern, Leopold und Ernst, den Ungarnkönig zu Ofen in seinem Grolle und Mißtrauen bald zu beschwichtigen, so weit es seine Person betraf. Mit Herzog Wilhelm blieb Sigismund auf gespanntem Fuße und die Entfremdung steigerte sich, als K. Sigismund in der Ueberzeugung gefestigt wurde, daß dieser Habsburger entschieden gegen ihn Partei nehme.

Inzwischen hatten die böhmisch-mährischen Raubbarone als „Verfechter" der Sache Wenzel's und Prokop's im Lande Oesterreich fürchterlich gehaust, insbesondere als sich der „Zuckenscheidt" und der „Schekel" der benachbarten Znaimer Burg bemächtigten und daran einen günstigen Stützpunkt für Ihr Treiben gewannen. Zu dieser Landplage gesellten sich Streitigkeiten im Hause der Habsburger. H. Albrecht IV. zerfiel mit seinem Vetter Wilhelm, dieser wieder gerieth mit den Brüdern in Zerwürfniß, daß sich nur einseitig ausglich (Februar—März 1404). Den 21. April verbünden sich Albrecht IV. und Leopold IV. gegen Wilhelm und Ernst. Wilhelm steht mit Wenzel von Böhmen in offener Verbindung, er erhält von diesem Zahlungen aus dem Kuttemberger Silbergewinne als Dienstgeld, seine neapolitanische Gattin, Johanna, Tochter des ermordeten Königs Neapel-Ungarns, Karl's des Kurzen, Ladislaus' Schwester, schreibt sich „Königin von Ungarn".

Ein allseitiger Krieg droht; ihn lenkt das brennendste Bedürfniß ab, die Nothwendigkeit, die mährischen Freibeuterbanden zu züchtigen, welche auch österreichische Plätze am Marchfelde, wie Aspern und Zistersdorf eingenommen hatten. Albrecht IV. hat nur diesen Zweck; Sigismund will damit noch einen Handstreich gegen Kuttemberg verbinden. Die Verbündeten erscheinen mit starker Heeresmacht

vor der Znaimer Burg. Der Versuch Sigismund's wider die reiche böhmische Bergstadt mißlingt, aber ebenso schlagen alle Versuche gegen die Znaimer Belagerten fehl, denn diese wehren sich mit dem Muthe der Verzweiflung, vernichten die Werkzeuge der Belagerung, machen kühne Einfälle, und nöthigen die beiden Fürsten an den Abzug zu denken. Beschleunigt wurde derselbe durch die Vergiftung Beider. Der von Herzog Wilhelm entsendete Wiener Arzt, „ein grober Schwab", wie der Zeitgenosse Eberhard Windeck schreibt, „aber ein guter Arzt" verordnete das Kopfabwärtshängen der Vergifteten, damit sich das Gift auf dem gleichen Wege entfernen könne. Sigismund's kräftiger Körper widerstand der Gewaltcur, der schwächlichere Albrecht IV. ward durch sie noch mehr gebrochen. Auf der Heimfahrt von der unglücklichen Kriegsfahrt sah der Chronist Ebendorfer, damals noch Knabe, den todeskranken Fürsten in einer Sänfte des Weges ziehen und hörte die Worte, mit denen der Herzog das traurige Geschick des verwüsteten Eigenlandes beklagte. Noch vor dem Eintritte in's reifere Mannesalter, mit 27 Jahren, schied der Albrechtiner aus dem Leben, der Freund der Karthäuser, ein strenggläubiger Verfolger des Ketzerthums, „schlank gewachsen, schön von Antlitz, mit hochgerötheten Wangen, schwarzhaarig, und schwarzbärtig, der nie das Brenneisen brauchte; ein ehrbarer Mann" schreibt der Ebendorfer. Den Beinamen „Wunder der Welt" (mirabilia mundi) verdankt er der vielfach ausgeschmückten Pilgerfahrt in's gelobte Land und der mönchischen Auffassung dieses Abenteuers. Aus der Verbindung mit Johanna, Tochter des Herzogs Albert von Bayern, Grafen von Holland, Seeland und Hennegau war eine Tochter und ein unmündiger Thronerbe, Albrecht V., entsprossen. Auf diesem ruhte nun die Zukunft des Landes Oesterreich, und auf dem Senior der Leopoldiner, H. Wilhelm, die vormundschaftliche Gewalt über den herzoglichen Knaben.

Sein Beschützer blieb aber der Freund des Vaters, K. Sigismund, und bald lesen wir von den Beschwerden der Wittwe und Regentinmutter bei dem Ungarnkönige über Eigenmächtigkeiten des Vormundes. Dieser, mit den Gegnern Sigismund's, den Markgrafen Jobok und Prokop und mit König Wenzel „gegen jedermann, der sie angriffe", deutlich somit wider den Ungarnkönig, verbündet (1405, 10. Februar), wogegen K. Sigismund ein Bündniß mit H. Leopold IV. (7. Februar) abgeschlossen hatte, versuchte allerdings den drohenden Zusammenstoß zu vertagen, dessen unmittelbarer Anlaß in den Grenzräubereien ungarischer Adeligen, deren Begünstigung durch Sigismund, andererseits in dem strengen

Ahnden solcher Landesschäden durch H. Wilhelm gelegen war. Die Sendung H. Ernst's nach Ofen (15. März) war erfolglos, ja der Ungarnkönig rüstete nicht bloß, sondern sichert urkundlich (11. Mai) der Mutter Albrecht's V. seinen Beistand zu Gunsten des jungen Herzogs wider Jedermann zu.

In der letzten Stunde, Angesichts des ungarischen Einbruches, begab sich eine glänzende Botschaft der Stände Oesterreichs mit Vollmacht vom 27. Mai an das Hoflager Sigismund's, der sie mit Kälte und Drohen empfing. Aber das kühne Wort Reinprecht's von Walsee, des Landeshauptmannes von Oesterreich, er selbst wolle dann 1000 Bewaffnete für ein ganzes Jahr in Sold halten, blieb doch nicht ohne Eindruck auf den Ungarnkönig; denn er gab die Heerfahrt nach Oesterreich auf und bequemte sich bald zur Taidung und zum Frieden. — Mitte Juli 1406 scheidet H. Wilhelm aus dem Leben, in den besten Jahren, kinderlos, ein stattlicher Herr, dessen vergebliche Brautfahrt nach Polen eine Quelle anekdotenhafter Ueberlieferungen wurde; auch das Histörchen von seinem treuen Löwen, der sich an der Leiche seines Herrn zu Tode härmte, macht ihn populär. Der Beiname, der „Freundliche", stimmt dazu; er war ein ritterlicher, und wenn es Noth that, schneidiger Mann, wie seine standrechtliche Behandlung der Landesfriedensbrecher (das „Greinen") beweist. In dieser Richtung sollte auch die von ihm gestiftete Adelsgenossenschaft vom „silbernen Haftel" thätig sein.

Sein Tod war die Losung für die völlige Scheidung des Besitzes der Leopoldiner, zugleich aber auch das Signal eines bedauerlichen Kampfes um das vormundschaftliche Regiment in Oesterreich, der einen entsetzlichen Bürgerkrieg und äußere Einmischung zur Folge hatte.

Bis zum Beginne des 15. Jahrhunderts scheint H. Leopold IV. mit dem Senior seiner Linie, H. Wilhelm, die Regierung der österreichischen Länder ausschließlich getheilt zu haben. Von den beiden jüngeren Brüdern beginnt erst um 1401 Herzog Ernst in der Steiermark selbständig aufzutreten, während der jüngste Bruder, H. Friedrich IV. bis zum Tode H. Wilhelm's unter der Curatel Leopold's IV., des eigentlichen Regenten Tirols und der Vorlande, blieb. Die schwebenden Fragen des Herrscherhauses und des Landes Oesterreich sollte nun die wichtige Taidung vom 6. August 1406 ordnen, welche am Wiener Ständetage unter dem Vorsitze der Bischofe von Freising und Passau, möglichst viel der ständischen Autonomie einräumt, unter dem Vorwande, die Rechte des Mündels gegen den leopoldinischen Vormund zu sichern. Der end-

gültige Schiedspruch, dem sich die H. Leopold und Ernst unterwarfen, überließ es den beiden Herzogen, sich selbst über die Person des Vormundes zu einigen, doch sollte der Gewählte in Allem und Jedem an den Beirath der Stände gebunden sein. Würde der Eine Vormund werden, so müßte dem Andern die Verwaltung der Steiermark zufallen und diese vier Jahre währen. Der Streitpunkt, ob Wiener-Neustadt und Neukirchen, das Gebiet der alten Püttner Mark, zu Oesterreich oder Steiermark zähle, blieb unentschieden und führte dann zu weiteren Differenzen, welche K. Sigismund und dessen Schwiegervater Graf Hermann II. von Cilli als Schiedsrichter schlichten sollten. H. Friedrich IV., der förmlich Klage über die Zurücksetzungen durch H. Leopold IV. erhoben hatte, erhielt nun durch Vermittlung H. Ernst's das Land Tirol endgültig zugewiesen.

Zwischen dem Vormunde Albrecht's V., Leopold IV., und H. Ernst war schon 1407 ein Krieg schier unvermeidlich. Beiderseits wird eifrig gerüstet, Leopold IV. erneuerte (17. December 1406) das Bündniß mit Jobst von Mähren. Der Wiener-Neustädter Schiedsspruch des Altgrafen von Cilli (23. Februar), offenbar dem Steiermärker günstiger, ist ein fauler Vergleich; Ernst verbündet sich mit seinem Bruder Friedrich (12. August), und bald ergreift die Parteiwuth den Adel Oesterreichs und die Städte, Wien vor Allem. Die Walseer Friedrich und Reinprecht, noch vor Kurzem bei Leopold in Gunst, die mächtigsten Häupter des Landes und ein starker Kern des Hochadels erscheinen auf Seiten Ernst's; ihm neigen auch die Patricier Wiens, der Rath, Bürgermeister Konrad Vorlauff, der Rampersdorfer, der Flußhart, der Niklas „unter dem Himmel", der Rockh, der Angerfelder, Moosbrunner, der alte Stichel u. A. zu. Auch Krems und Stein halten fest an H. Ernst. Man ist besonders dem vertrauten Günstlinge Leopold's Berthold von Wähing, Inhaber des Bisthums Freising (seit 1381) und seit 1383 als Kanzler und Rath Albrecht's III., dann als Diplomat in der neapolitanischen Brautwerbung H. Wilhelm's bei dem Hause Habsburg bedienstet, einem ehrgeizigen und scharfen Minister, von Herzen abgeneigt. Die Sache ist um so schlimmer, da der Freisinger mit dem Sprengelbischofe Oesterreichs sich arg verfeindet. Auf Seiten Leopold's IV. steht der kleine Adel und die Stimmung der Gemeinde, der Zünfte Wiens. Durch Ernst's Unersättlichkeit und starke Rüstungen gedrängt, greift Leopold IV. zu dem verderblichsten Mittel, er nimmt die österreichischen, mährisch-böhmischen Stegreifritter in Sold. Und da sich auch Heinrich,

Niederbayerns Herzog und Stibor, Sigmund's mächtiger Günstling, von Ungarn her als Bundesgenossen Ernst's einmischen, Stibor Wien bedroht, Bruck a. d. Leitha belagert und K. Sigismund selbst ein Heer am Neusiedlersee zu sammeln beginnt, Leopold dagegen mit den Schaaren des Sokol, Seydlitz und des „Hechtl", verrufener Freibeuter, sich zur Wehre setzt, so droht ein förmlicher Hexensabbat in Oesterreich zu entstehen.

Der gemeine Mann in Wien hungert und empört sich gegen den hohen Rath, der bei Leopold's Abwesenheit fünf Rädelsführer hinrichten läßt; die Verwirrung wird immer ärger. Der Passauer Bischof spricht den Bannfluch über die Störer des Landfriedens aus; die Vergleichsversuche im Frühjahre 1408 scheitern. Das tragische Ereigniß der Pulverexplosion vom Februar 1409, wodurch Friedrich von Walsee den Tod fand, machte tiefen Eindruck. Es kommt bald zum Ueberfall und zur Gefangenschaft der Wiener Patricier, welche mit herzoglichem Geleite von St. Pölten nach Wien heimzogen, durch Leopold's verrufene Miethlinge; sie müssen sich mit 2000 Gulden lösen. Wieder wird verhandelt, und endlich scheint der Austrag vom 22. Mai (2. Juni) 1408 Frieden zu schaffen, denn H. Ernst erreicht in der Mitvormundschaft und gleichen Theilung der bezüglichen Einkünfte sein Ziel und schlägt bald seine Residenz, statt wie bisher in Graz, zu Wien auf. H. Leopold IV. glaubt jedoch, gestützt auf die Klagen der Gemeinde Wiens und erbittert durch deren Parteihaltung, drein fahren zu sollen, und die Leidenschaft, der Rath des Freisingers, reißen ihn hin, sechs Patricier, den muthvollen Bürgermeister Vorlauff an der Spitze, unter das Beil des Henkers zu liefern. Sie sterben gefaßt. Dies Blut ist wie Oel in der Flamme der Zwietracht.

Von den böhmischen Rosenbergern, Parteigenossen der Walseer und von bayerischer Seite drohen Feindseligkeiten. Der Haltung des Bayernherzogs und des K. Sigismund ward bereits gedacht, auch der Passauer, der Salzburger, die Cillier und Ortenburger waren Ernst's Bundesgenossen. Endlich übernimmt der in Wiener Stadthaft befindliche Bischof von Trient, Georg, aus dem Hause der Liechtensteiner, die Weiterführung des Friedenshandels. Ein Schiedsgericht, unter der Obmannschaft K. Sigismund's und des Burggrafen von Nürnberg mit 16 Richtern, soll den endgültigen Austrag finden; Leopold den verhaßten Bischof-Minister entfernen. Ernst's Kriegslust war zu offenkundig; mit Bayern schloß er ein Waffenbündniß und sein Eintritt in den Drachenorden, eine Stiftung Sigismund's vom Jahre 1408, in Gesellschaft

der Walseer und der österreichischen Herren von Meissau, Potendorf, Puchheim, Stahremberg und der Steierer Hanns Stubenberg, der Polheimer, des Pernecker's und Plankensteiner's läßt uns am besten seinen wichtigsten Anhang überblicken (Urkunden vom 16. Februar 1409). Der Schiedsspruch K. Sigismund's vom 13. März 1409 schafft wieder nur einen faulen Frieden; man murrt besonders, daß H. Leopold IV. den Freisinger und seinen Forstmeister Schenk im Amte und Vertrauen beläßt. Schwül bleibt die politische Luft im Lande. Im Juli findet sich auch Herzog Friedrich IV. von Tirol ein, vom bittern Mangel getrieben; er hatte seine kostbarsten Kleider verpfänden müssen, um den Kosten des Hofhaltes aufzukommen. Er und Ernst schließen einen gegenseitigen Erbvertrag, und im August vollziehen alle drei Leopoldiner die Theilung des Hausschatzes und zwar zum Schaden des jungen Landeserben Oesterreichs in vier Beträge, da doch Albrecht V. die Hälfte, und den drei Vettern ebenso viel zusammen nach gutem Rechte gebührte.

Die treibende Kraft in Allem war Herzog Ernst. Zu Ofen aber, den 30. September, erneuert K. Sigismund die luxemburgisch-habsburgische Erbverbrüderung vom 26. März 1366 (vergleiche 1364). Das Jahr 1410 schien dem Wiederausbruche der beklagenswerthen Fehde einen festen Riegel vorzuschieben. Im August 1410 stirbt der verhaßte Freisinger im Bannfluche, nur die Facultät der freien Künste giebt dem Leichenzuge mit brennenden Kerzen das Geleite. Eine furchtbare Seuche bricht los und heischt unersättlich ihre Opfer. Den jungen Herzog Albrecht V. schafft man aus der Wiener Pestluft mit Zustimmung des Vormundes, H. Leopold's IV., auf Schloß Stahremberg; es war dies der beste Anlaß, den Mündel den Augen Leopold's IV. zu entziehen; H. Ernst weilte im Steierlande. Der 24. April 1411 verstreicht; es war dies die schiedsrichterlich ausgesprochene Frist der gemeinsamen Vormundschaft über den jungen Herzog. Die Führer der Autonomistenpartei Oesterreichs, Reinprecht von Walsee und Leopold von Eckartsau bringen die Feste Stahremberg und den jungen Herzog in ihre Gewalt, fest entschlossen den Leopoldinern die Vormundschaft zu kündigen. Zu Eggenburg versammeln sich die Stände Niederösterreichs und übertragen dem Sohne Albrecht's IV. die Herrschaft des Landes. Dem wahrscheinlichen Wiederausbruche eines Krieges um die Vormundschaft wehrte H. Leopold's IV. plötzlicher Tod. Ob eine Schenkelwunde, ein zufälliger Schlagfluß, oder der Zorn über diese Wendung der Dinge ihn dahinraffte, ist nicht ganz

sichergestellt. Er hinterließ nur eine Tochter, Gattin des Burgunderherzogs Philipp. Der Chronist Ebendorfer ist ihm nicht sonderlich geneigt, bemerkt jedoch, daß man von gegnerischer Seite Leopold's Charakter über Gebühr verunglimpft habe. Jedenfalls hatte Ernst dem ältern Bruder nichts vorzuwerfen.

1411, 6. Juni, begrüßen die Wiener den jungen Landesherrn mit lautem Jubel. Auch die Herzoge Ernst und Friedrich eilen herbei und zeigen ihren lebhaften Verdruß über den unwillkommenen Ausgang des Handels; denn gerne hätten die beiden Leopoldiner, Erben des ältern Bruders, die Vormundschaft über Albrecht V. festgehalten. Grollend ziehen sie sich von Wien nach Hintberg (Himberg) zurück und lassen die Stadt ihren Unmuth durch Gewaltmaßregeln fühlen. Reinprecht von Walsee und H. Ernst erscheinen nun als erbitterte Gegner. Endlich erklärt sich H. Ernst (14. September) bereit, seine Ansprüche vor das Schiedsgericht K. Sigismund's zu bringen, der vor Kurzem (21. Juli) die Anerkennung als deutscher Wahlkönig erlangt hatte. In dieser Eigenschaft fällt er zu Ofen (30. October) den Ausspruch, Albrecht, vollkommen reifen Geistes, sei ausnahmsweise mit vierzehn Jahren als volljährig zu betrachten, obschon das österreichische Landrecht in dieser Richtung das zurückgelegte 15. Lebensjahr fordere. So war die österreichische Vormundschaftsfrage mit Hülfe des Luxemburgers im Sinne der allgemeinen Stimmung gelöst und Albrecht V. eines unwandelbaren Gönners und festen Verbündeten sicher; denn schon am 7. October desselben Jahres ward er der Verlobte der einzigen Tochter Sigismund's, der zweijährigen Elisabeth.

7. Die Entwicklung des Hussitismus und das Constanzer Concil.

Literatur: (vgl. Abschn. 3, 5) Palacky, Gesch. Böhmens III. 2. Abth.; Aschbach, G. K. Sigismund's. II. Bd.; C. Höfler, Einl. z. d. scrr. rer. hussit. (vgl. w. u.). Dagegen Palacky, Die Gesch. d. Huss. und Prof. C. Höfler. 1868.

a. K. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und in den Niederlanden. 2 Bde. (1841. 1842); (n. Titel-A., 1866); J. Jordan, die Vorläufer des Hussitenthums in Böhmen (1846); J. A. Helfert, Huß und Hieronymus (1853); Böhringer, über die deutschen Mystiker des 14., 15. Jahrh. als 2. Thl. der Kirche Christi und ihre Zeugen

(1855); Becker, die böhmischen Reformatoren u. Märtyrer Huß und Hieronymus v. Prag (1858); C. Höfler, Magister Johannes Huß und der Auszug der deutschen Professoren aus Prag (1864) (Vgl. dag. Palacky); O. Zöckler, Hieronymus (1865); L. Krummel, Gesch. der böhmischen Reformation (1866). Nachtrag zu S. 195: Reimann, J. v. Nep. — Hist. Zeitschr. 27. Bd.

b. K. Sigismund's deutsche Königswahl; Köler, diss. sistens vindicias electionis dubiae Jodoci contra Sigismundum imperatorem. (Altdorf 1726); Janssen, Frankf. R. Corresp. v. 1376—1519 (2 Bde.) 1. (1863—1873); O. Franklin, Die deutsche Politik Friedrich's I., Kurfürsten von Brandenburg (1851); Droysen, Gesch. d. preuß. Politik, I. Bd. (2 A.); Riedel, Gesch. d. preuß. Königshauses, II. Bd. (1861); Schroller, Die Wahl Sigismund's zum römischen Könige, 1. Thl., Bresl. Inaug.-Diss., (Glatz 1875)

c. Das Costnitzer Concil: K. Sigismund und J. Huß; v. d. Hardt, Magnum conc. Constant., 6 T., 1708—1702; 7. Thl.: Inder von Bohnstedt (1742); die älteren Arbeiten von Lenfant (1714) und Bougois de Chasteret (1718); v. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des 15. u. 16. Jahrhunderts (1840); F. Raumer, Die Kirchenversammlungen zu Pisa, Constanz und Basel, hist. Taschenbuch (1849), 1—164; Tosti, Storia del concilio di Costanza . . . . (1855), deutsche Bearb. v. Arnold (1860): Marmor, Gesch. Topographie der Stadt Constanz (1860); E. Hübler, Die Constanzer Reformation und die Concordate v. 1418. (Leipz. 1867); Siebeking, Die Organisation und Geschäftsordnung des Costnitzer Concils. Leipz. Inaug.-Diss. (o. J.); K. Hunger, Z. Gesch. P. Johann's XXIII.; Bonner Inaug.-Diss. (1876); Mikowec, Briefe des Johannes Huß, geschr. zu Constanz, aus d. Böhm. übs. u. herausg. (1849); Berger, J. Huß und K. Sigismund (1871); M. Lenz, Das Bündniß von Canterbury u. s. Bedeut. f. d. engl.-franz. Krieg u. d. Concil v. Constanz, I. Thl.: Quellenübersicht, Greifswalder Inaug.-Diss. (1874).

Zeigt schon der Schluß des 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts durch die Bildung zahlreicher „Ketzersecten" — man denke nur an die Bizoken oder Fratricellen, an die Apostoliker, Begharden und Beghinen, an Arnold von Villanueva, an Heinrich von Ceva und Gauthier, an die „armen Brüder", vor Allem jedoch an den zähen Bestand und die weite Verbreitung der Waldenser oder Picarditen — wie sehr die moralische Allgewalt der orthodoxen Kirche gelitten haben muß, so spiegelt sich in der wachsenden Geltung der Mystik, so vor Allem auf deutschem Boden, eines Meister Eckart, seiner Schüler Tauler und Heinrich des Seuse (Suso), eines Nicolaus (Cläusli) von Straßburg und der Gottesfreunde allda u. s. w. der unabweisliche Drang des tief religiösen Gemüthes, über die Verderbniß der Welt und Kirche hinauszukommen, die Verweltlichung der letzteren mit scharfen Waffen des Predigtstuhles und der Feder unnachsichtlich zu bekämpfen.

In den Zeiten Karl's IV. kündigt sich immer mehr der Ruf nach Verbesserung der Kirche an und unter dem Eindrucke entsetzlicher Naturereignisse, wie des schwarzen Todes und Erdbebens von 1348, klammert sich die geschreckte Menschheit immer mehr an den Gedanken allgemeiner Bußübungen, die den Zorn der Gottheit versöhnen sollen, bevor es zu spät sei, denn Alles, die Kirche voran, liege im Argen und das Ende der Welt, des tausendjährigen Reiches, sei nahe. Die großen Geißler- oder Flagellantenfahrten sind der Ausfluß dieser Zeitempfindungen. Es mehren sich die Männer geistlichen Standes, welche laut und immer lauter Angesichts der Zustände in Avignon und Rom, Angesichts der Selbsterniedrigung des Papstthums und der herrschenden Versumpfung des Klosterlebens, der prunkenden Hoffahrt des Weltclerus, die Kirche zur Umkehr auffordern, und im Geiste der Laien keimt Verachtung gegen den zünftigen Kirchenmann, ein tiefer Groll gegen alles hierarchische Wesen. Wie Wetterleuchten zuckt es allüberall; jenseits der Nordsee, am brittischen Eilande, gewinnen die Lehren eines Wykleff Aufnahme, wirken auf's Festland hinüber, und eine der größten geistigen Krisen kündigt sich an, die Reformationsepoche, ein Gewittersturm von Klagen, die alle der Abhülfe harren.

Der Geist des böhmisch-mährischen Volkes, vor Allem der der slawischen Nationalität, dem Grübeln in religiösen Dingen geneigt, gleichwie dem leidenschaftlichen Erfassen und zähen Festhalten bezüglicher Anschauungen, Ideen, Ueberzeugungen, mußte doppelt empfänglich sein für solche Anschauungen von der damaligen Welt und Kirche. Denn gerade hier zeigt sich in der nachkarolinischen Zeit ein bedenklicher sittlicher und Bildungs-Verfall des Clerus, namentlich der Ordensgeistlichkeit, und stand mit dem großen Wohlstande der meisten Klöster in um so grellerem Gegensatze. Nichts ist gefährlicher für die Kirche, einer in weltlichen Verhältnissen wurzelnden Macht, als der Neid des ärmeren Mannes, Hand in Hand mit der Geringschätzung, ja Verachtung der Würdenträger der Kirche. Am geistlichen Gewande tritt jeder Makel doppelt grell zu Tage und das Urtheil der Menge verallgemeinert gern den Frevel, das Laster des Einzelnen; es verschärft sich, je mehr der große Haufen inne wird, daß der Clerus in den Augen des Hofes und der Vornehmen keiner günstigeren Auffassung theilhaftig werde. Nun wissen wir aber, daß K. Wenzel IV. dem Clerus, namentlich den Mönchen, abgeneigt war, und seine Günstlinge in derben Aeußerungen über die Geistlichkeit den rücksichtslosen König übertrafen.

Wollen wir vollkommen unbefangen urtheilen, so müssen wir allerdings einen gewaltigen kirchlichen Verfall und den schlechten Leumund der Hierarchie Böhmen-Mährens als Thatsache hinnehmen, auf welche wir noch einmal zurückkommen.

Drei Männer sind es nun, welche nach einander diesem Verfall entgegenzutreten sich mühten, die sogenannten „Vorläufer Hussen's": Konrad von Waldhausen, in Oesterreich gebürtig, in Böhmen auch „Konrad von Stiekna" genannt und geschrieben, der Mährer Milič von Kremsier und der czechische Rittersohn Mathias von Janow.

Den erstgenannten Konrad, einen sittenstrengen, tüchtigen Prediger weltgeistlichen Standes, gewann Karl IV. 1360 für Böhmen. Als Pfarrer von Leitmeritz erschien er zu Prag und verkündigte das Gotteswort unter großem Zulauf. 1364 kam er an die vornehmste Stadtpfarre des vorzugsweise deutschen Prags, an die Teynkirche. Seine deutschen und lateinischen Predigten in ihrer erstaunlichen Wirkung auf Sittenlose, mit ihren furchtlosen Ausfällen wider die Zuchtlosigkeit der Mönche, rühmen die Zeitgenossen Benesch von Weitmil und Thomas von Stitne, der ihm so manche Predigt nachschrieb, und den Waldhausen „einen ehrbaren, treuen und wackeren Verkündiger des göttlichen Wortes" nennt. Der Groll, die Anklage der Mönche konnte ihn nicht zum Falle bringen. Er starb, hochgeachtet, den 8. December 1369.

Dem Oesterreicher Konrad folgte der mährische Hannake Milič in seinem Wirken. Um 1350 bereits als Secretär K. Karl's IV. genannt, galt er 1360—1362 als einer der ersten Beamten der kaiserlichen Kanzlei, reich an Würden und Einkünften. Aber über sein tiefgläubiges Gemüth kam der Geist schwärmerischer Ascese. 1363 legte er trotz der Einsprache des würdigen Erzbischofs von Prag, Arnest, alle Aemter und Würden nieder, wurde Caplan am Lande, dann Prediger in Prag, schließlich bei St. Egid in der Altstadt, und mühte sich mit der Erlernung der deutschen Sprache, da sein hannakisches Böhmisch dem Spotte ausgesetzt war. Bald hatte er als einer der feurigsten und ideenreichsten Verkündiger des Wortes Gottes vielen Zuspruch und die Anerkennung gewiegter Persönlichkeiten, wie die eines Rankonis von Ericio, eines Thomas von Stitne. In seinem rücksichtslosen Feuereifer, der sich nie mit der Macht der Verhältnisse auseinandersetzen konnte, nannte er einmal Karl IV. selbst den Antichrist; er wurde verhaftet, aber auf Geheiß des Kaisers wieder freigelassen (1364). Der nagende Zweifel an der Kirche und an sich selbst bewog Milič zur Reise nach Rom.

Hier wollte man den sonderbaren Schwärmer gefänglich festhalten; Karl IV. veranlaßte wieder die Lösung der Haft im Herbste 1368. Als Konrad von Waldhausen starb, wurde Milič Pfarrer am Teyn und wirkte hier zündend durch deutsche Bußpredigten, welche ein anderer Geistlicher an der Egidienkirche böhmisch vortrug. Aus eigenen Mitteln — er verkaufte all' seine Habe, scheute sich nicht, allerwärts zu borgen und zu betteln — gründete er eine weibliche Besserungsanstalt. Sein Wirken, sein rastloses Ankämpfen gegen die Verweltlichung der Kirche, die Aussage, er habe einen Geistlichen-Verein gestiftet, der den Grundsatz zu verwirklichen habe: Der Priester soll kein persönliches Eigen haben, solle Alles gemeinsam besitzen, veranlaßte die Anklage beim päpstlichen Stuhle zu Avignon (1374) auf Ketzerei, von der er sich jedoch (1374) persönlich rechtfertigte und bald darauf aus dem Leben schied (29. Juni desselben Jahres).

Wirkten die beiden Vorgenannten als Bußprediger vorzugsweise durch das lebendige Wort, so handhabte der Schüler Milič's der böhmische Rittersohn Mathias von Janow, an der Prager und Pariser Universität, und durch Reisen in Italien und Deutschland gebildet, seit 1381 Prager Canonicus und als solcher 1394, 30. November, gestorben, besonders die Feder als Verfechter der kirchlichen Neuerung. Es ist mit Rücksicht auf den spätern Hussitismus nicht bedeutungslos, daß Janow beschuldigt wurde, er habe gegen die Bilderverehrung und für das Abendmahl unter beiden Gestalten gesprochen, und ebenso wenig läßt sich in seinen Schriften ein kirchlicher Puritanismus verkennen. Die Kirche müsse zur alten Einfachheit, zum apostolischen Wesen zurückkehren, sie müsse die vielen menschlichen Satzungen und Zuthaten abstreifen, sie bedürfe der Wiedergeburt durch den Glauben und aus dem h. Geiste; in diesem Glauben Aller ruhe die wahre Kirche und nicht in der zünftigen Priesterschaft.

So standen die Dinge, als der Mann auftrat, welcher einem ganzen Zeitraum Gepräge und Namen verleihen sollte. 1369 (oder 1373) den 6. Juli erblickte Johannes Huß zu Husinec, bei Prachatic im Prachiner Kreise, das Licht, der Sohn bemittelter Bauersleute. Die Legenden von seinem Leben — die Wiege eines jeden bedeutenden Menschen, umgeben solche — lassen auf die schwärmerische Gluth im Innern des Knaben und Jünglings schließen. An der Prager Universität taucht er um 1393 als Baccalaureus der freien Künste, ein Jahr darauf als solcher der Theologie und 1396 als Magister der freien Künste auf. An Scharfsinn und

außergewöhnlichen Geistesgaben war ihm so Mancher überlegen; so sein Freund, Berufs- und Schicksalsgenosse Hieronymus von Prag. Diesen, den Sohn einer Zemanenfamilie, führte das Geschick nach England, zur Zeit als die böhmische Prinzessin Anna Gattin des Königs Richard II. geworden. Er studirte auch zu Oxford und machte Bekanntschaft mit dem Wykleffitismus, dessen entschiedener Verfechter er blieb. 1398 Baccalaureus der freien Künste geworden, stand er dem älteren Johannes Huß nahe genug, um von ihm beeinflußt werden zu können und selbst auf ihn zu wirken. Beide wurden mit den Lehrsätzen Wykleff's befreundet, ohne daß wir der Genesis des Wykleffitismus an der Prager Hochschule auf den Grund sehen können, und begegneten sich in dem Streben einer durchgreifenden kirchlichen Neuerung. Hieronymus nahm bald nach der Erlangung des Baccalaureats Urlaub für zwei Jahre, um die Hochschulen zu Köln, Heidelberg und Paris zu besuchen, allwo er die Magisterwürde erwarb. Daran schloß sich 1403 die Reise nach dem gelobten Lande.

Ohne Frage war Hieronymus der schärfere, vielseitigere Kopf, der weitgereiste, weltkundige Mann; aber ungleich überlegen war ihm Meister Johannes Huß in zwei Dingen, welche sich weder lernen, noch erfahren lassen; in der Kraft der religiösen und nationalen Ueberzeugung und in dem Feuer volksthümlicher Beredsamkeit, das die Massen bezwingt und fortreißt. Denn nicht auf dem Magisterstuhle, nicht als Decan (1401), nicht als Rector der Hochschule (1402—1403) wurde Meister Johannes ein berühmter Mann, ihm mochten seine Stammgenossen, Lehrer, und spätere Collegen, ein Stanislaus von Znaim, ein Stephan Paleč, seine Freunde Jessenic, Jakob der Kleine (Jacobellus) von Mies u. a. als sattelfestere Theologen, gelehrtere Redner und Schriftsteller überlegen sein, — in der Thätigkeit als Bußprediger des Betlehemskirchleins wurde er zum weitberühmten, zum mächtigen Manne. Denn nachdem er früh genug die Hoffart der Jugend, die Liebe zu schönen Kleidern, für das Schachspiel, wie er selbst gesteht, abgestreift, war sein Lebenswandel streng und lauter und für sein persönliches Ansehen und die Geltung bei Hofe spricht am besten die Thatsache, daß er bald der Beichtvater Sophiens, der zweiten Gattin Wenzel's, wurde und nachmals einen wachsenden Einfluß auf den König selbst übte.

Die Zeit seines Wirkens war auch wie geschaffen für einen Bußprediger. Wenn sein älterer Zeitgenosse, der edle, gebildete Ritter Thomas von Stitne (geb. 1325 und gest. 1401)

trotz seines hohen Alters die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Kirche einsieht, wenn er schreibt, als Entgegnung auf gewisse Drohungen: „Mag mich die Schlange beißen, ich trage Spähne zu gutem Feuer zusammen, um mich mit euch zu erwärmen und hoffe zu Gott, daß ich geheilt werde, wie Andere Heilung fanden", so spricht dies deutlich genug für den unwiderstehlichen Drang der besseren Geister und für das Vorhandensein unleugbarer Mißbräuche. Heißt es doch in dem Fortsetzer des Chronisten Pulkawa: „Damals hat der Geiz der Priesterschaft gar sehr zugenommen, damals sprach man große Sünder um's Geld von Allem los. Damals legte man Geldbußen auf. Hierdurch wurden die Räuber, Diebe, Mörder und andere große Missethäter zum Sündigen geneigter gemacht. Und damals fing man an, die Priester und die Macht der Kirche gering zu schätzen und zu verachten." Bricht ja selbst ein späterer Hauptankläger Hussens, Stephan Palec, vor dem Constanzer Concil in der bittersten Weise den Stab über die schlechten und unfähigen Vermehrer des „geistlichen Hirtenamtes".

Schon die Persönlichkeiten, die das höchste geistliche Amt Böhmens, das Prager Erzbisthum, bekleideten, leisten, seitdem der erste Träger dieser Würde, Arnest von Pardubic, der geistvolle Freund und Correspondent Petrarca's, die Augen geschlossen, keine Bürgschaft für ein kräftiges und zielgerechtes Handhaben des kirchlichen Regiments. Johann von Jenstein wurde aus einem Lebemann ein überspannter Zelot. Erzbischof Očko von Wlaschim verstand die Zeit und seine Aufgabe nicht, sein Nachfolger Zbynek von Hasenburg soll erst als Erzbischof elementare Bildung sich angeeignet haben. Und doch war der Prager Metropolit Kanzler der Universität.

Und wie sah es an der Prager Hochschule, diesem kostbarsten „Kleinode" Karl's IV. aus? Noch war sie eine Bildungsstätte von continentaler Bedeutung, noch umfaßte sie mindestens an 7000 Studenten (wenn auch nicht 20—24,000), noch bestanden ihre stiftungsmäßigen Freiheiten, — aber eine tiefgehende Parteiung störte den wissenschaftlichen Frieden und noch mehr die Lebenseinheit dieser Körperschaft. Die Böhmen klagten über die Vorrechte und fetten Pfründen der deutschen Collegen, hingen meist dem Realismus an, wie man die eine zünftige Anschauung der philosophirenden Theologie oder Scholastik nannte und zeigten sich bald wykleffitischen Anschauungen befreundet, während die Deutschen als Nominalisten und strenge Orthodoxe über die wachsende Streitlust der Böhmen und ihre ketzerischen Anwandlungen sich ausließen.

Huß und seine czechischen Gesinnungsgenossen betrachteten die karolinische Verfassung der Prager Hochschule als eine Begünstigung der Ausländer auf Kosten der Eingeborenen, als eine störende Anomalie. In dem Gezänke der Theologen, in den immer heftigeren Disputationen zwischen Deutschen und Czechen, erstarkt schon der leidige Nationalhaß, und die Abneigung gegen Deutschland empfängt seit Wenzel's Thronentsetzung einen Bundesgenossen an der Gesinnung des Königs. Als dann die Haltung der deutschen Universitätsnation in der Papstfrage der königlichen Anschauung widerstrebte, ging die Hochschule einer verhängnißvollen Katastrophe entgegen. Drängen wir nun die maßgebenden Ereignisse bis dahin (1409) zusammen.

Noch i. J. 1403, als bereits an der Universität der Wykleffitismus die Gemüther für und wider stärker zu erhitzen begann, ernannte Erzbischof Zbynek den Meister Huß und den Führer der Wykleffisten, Stanislaus von Znaim, zu Synodalpredigern. Huß erlangte nun immer größeres Ansehen. Die Mahnungen des P. Innocenz VII. an den Erzbischof in Hinsicht der wykleffitischen Ketzerei machten den Erzbischof ängstlicher, und er begann mit bezüglichen Verboten. Dazu kamen bald die Klagen der Stadtgeistlichkeit über Hussens schonungslose Ausfälle, die des Königs Wohlgefallen erregten, denn nun sei auch an sie die Reihe gekommen. Huß mußte nun sein Amt als Synodalprediger aufgeben, und ein erzbischöfliches Verbot (1408, Mai) erfloß als Verdammung einer Reihe wykleffitischer Lehrsätze, nicht ohne lebhafte Einsprache Hussens und der andern Gesinnungsgenossen böhmischer Nationalität.

Die deutsche Reichsfrage und das päpstliche Schisma war der letztern Partei ungemein günstig. Ruprecht war nach dem schmählichen Ausgange des italischen Heerzuges ein wenig geachteter König, dessen Bemühungen zu Gunsten des Land- und Kirchenfriedens erfolglos blieben. Ja, derselbe Kurfürst von Mainz, dessen Stimme Ruprecht so theuer entlohnt hatte, wandte sich von ihm ab, zog den Kölner zu sich herüber, und den 15. September 1405 stellte sich das Marbacher Bündniß dem Könige Ruprecht förmlich in den Weg, ohne daß ihm die Sprengung desselben gelingen konnte. Neue Hoffnungen, wieder zur Gewalt im Reiche zu gelangen, beleben nun K. Wenzel, der den Verlust der deutschen Krone nimmer verschmerzt hatte. Markgraf Jodok, der Pfandinhaber der Kurmark Brandenburg, und seit 1404 aus Groll wider Sigismund auf leiblichem Fuße mit Wenzel, und Herzog Rudolph von Sachsen neigten zur Sache des Böhmenkönigs. Wenzel will den

Marbacher Bund gewinnen und, um Geld zur Verfügung zu haben, Breslau und Schweidnitz verpfänden. Doch bald sank Wenzel wieder in die alte Schlaffheit zurück; nur noch zur Zeit des Pisaner Concils entwickelt er eine größere Rührigkeit, um die Obedienz dem Papste seiner Wahl zuzuwenden und dessen geistliches Ansehen seiner eigenen Sache zu Gute kommen zu lassen.

Seit 1394 gab es zwei Päpste der Kirche, einen Italiener, und einen Spanier, Bonifaz IX. (Tomacelli) und den Gegenpapst Benedict XIII. (de Luna). 1404, 1. October, starb der Erstgenannte und fand an Innocenz VII. (Coseno Migliorati) einen Nachfolger. Als dieser schon den 6. November 1406 aus dem Leben schied, trat Gregor XII. (Angelo Cornari) an seine Stelle. Da der Versuch, zu Savona und Lucca (1408) zwischen Benedict XIII. und Gregor XII. eine Uebereinkunft zu erzielen, gescheitert und das Aergerniß über die Kirchenspaltung so hoch gestiegen war, daß Frankreich ganz offen die Obedienz aufkündigte, sollte die Versammlung der unzufriedenen Cardinäle zu Pisa (1409, 25. März ausgeschrieben, später eröffnet) der Kirche den Frieden und ein neues Oberhaupt geben. Der schlaue, planreiche Cardinallegat Balthasar Cossa, von Hause aus ein rühriger Krieger und scrupelloser Lebemann, wird zum Vicar der römischen Kirche bestellt. Während K. Ruprecht an Gregor XII. festhält, ist Wenzel dem Pisaner Concile begreiflicherweise zugethan. In Anwesenheit seiner Gesandtschaft werden den 5. Juni die Gegenpäpste Gregor XII. und Benedict XIII. mit dem Banne belegt, Wenzel als römischer König anerkannt, und den 15. d. M. ein neuer Papst, Alexander V. (Philargus von Candia), gewählt, dem ein Theil Italiens, Frankreich, England, Polen und vor Allem der böhmische Hof die Obedienz in Aussicht stellen.

Benedict XIII. hatte ein Concil nach Perpignan berufen, Gregor XII. wünschte nun ein solches auf venetianischem Grund und Boden abzuhalten. Aber die vorsichtige Signoria weigert sich; so kommt es in Cividale, im Friaulischen, wo sich nun zwei Parteien, Patriarch Anton II. Panziera (aus Portogruaro), Gegner Gregor's XII., und der von diesem ernannte Kirchenfürst Aquileja's, also Gegenpatriarch, der Venetianer Anton de Ponte, bisher Bischof von Concordia, gegenüber standen (6. Juni), zur gregorianischen Kirchenversammlung, die sich für die einzig berechtigte erklärt. Gregor XII. spricht von seiner bedingten Geneigtheit, abzudanken, doch war dies kein ernstes Wollen. Er flüchtet dann förmlich vor Panziera und den Udinesen. K. Ruprecht's Schreiben zu sei-

nen Gunsten (19. Juni, 1409), bot zu wenig Bürgschaft für seine persönliche Sicherheit.

Als nun aber bereits am 3. Mai 1410 Papst Alexander V. vom Tode überrascht wurde, kam es zur Wahl Balthasar Cossa's durch die Pisaner Cardinalpartei.

Als Johann XXIII. steht er den beiden anderen Päpsten, Gregor XII. und Benedict XIII. gegenüber und fand an dem Mainzer Erzbischofe Johann, der bereits für Alexander V. eingetreten war, einen wahrscheinlichen Verfechter. Bald darauf (18. Mai) starb der gründlich verbitterte Pfälzer K. Ruprecht, und die deutsche Thronfrage meldet sich wieder an.

Bevor wir jedoch deren Gang und Lösung andeuten, müssen wir dem Rückschlage des Schisma's auf Böhmen und auf die Universität Prag unser Augenmerk zuwenden. Erzbischof Zbynek, der von ihm abhängige Clerus und die drei nichtböhmischen oder „deutschen" Nationen der Hochschule, den Rector Henning von Boltenhagen (seit 1408) an der Spitze, standen für die Obedienz an Gregor XII. ein. Meister Huß und Hieronymus, jedenfalls die bedeutendsten Chorführer der böhmischen Nation, kannten Wenzel's Gesinnung, man solle vorderhand neutral bleiben, und so waren die Böhmen an der Universität antigregorianisch, — zum größten Gefallen des Königs. Daß die böhmische Partei diese günstige Sachlage, den entschiedenen Groll des Königs über die kirchliche Haltung der „deutschen" Nationen der Universität, und deren Sympathien für Ruprecht, ausnützen und zu einem entscheidenden Schlage ausholen will, liegt auf der Hand, mag man nun über Einzelheiten und chronologische Schwierigkeiten dabei noch so zweifelhaft bleiben. Daß Magister Huß und seine Partei beim Könige um die Abänderung des Stimmenverhältnisses, die Zuweisung von drei Stimmen an die Böhmen und der einen Stimme an die drei anderen Nationen förmlich und eindringlich warben, ist unbestreitbar; ebenso unbestreitbar als die Thatsache, daß K. Wenzel bei all' seiner fliegenden Hitze, Angesichts der denuncirten „Ketzereien" Hussens, im nächsten Augenblicke es nicht ungern sah, wie dieser dem Erzbischofe, Clerus und den unbotmäßigen Deutschen warm mache.

Ein Jahrzehnt seit dem Edicte Wenzel's (1399, 31. Januar), worin er der großen Vortheile gedenkt, welche seiner königlichen Ehre und dem Nutzen des Landes durch die Ausländer an der Hochschule erwachsen, und einem „gewissen", sich anmeldenden Verfalle entgegenzuwirken bestrebt erscheint, den 18. Januar 1409, erfließt das verhängnißvolle Kuttemberger Edict, worin die

Grundverfassung Karl's IV., das ursprüngliche Stimmenverhältniß zu Gunsten der böhmischen Nation umgestoßen wird. Es war ein Donnerschlag für die Ausländer. Sie versuchen den 6. Februar eine Gegenvorstellung an den König, aber ohne Erfolg. Zehn Tage später verbinden sie sich eidlich, lieber auszuwandern, als sich die Verletzung ihrer Rechte gefallen zu lassen. Allein der König nimmt den Erlaß nicht zurück. Während der Zeit giebt es blutige Händel zwischen Böhmen und Ausländern an der Universität, „so daß sie sich stachen und schlugen", erzählt eine Chronik. Am 9. Mai liefert Henning von Boltenhagen die Insignien der Rectorswürde aus, und bald beginnt die **Auswanderung der Deutschen von der Universität**. Die böhmische Nation hat das Spiel gewonnen, die Prager Universität sinkt aber bald zur Landeshochschule herab und schwer trifft der Wechsel der Dinge den Wohlstand Prags. Denn wenn auch übertrieben klingt, an 20,000 Studenten und Lehrer hätten die Hauptstadt Böhmens verlassen, so erscheint doch andererseits die Zahl von 5000 etwas niedrig gegriffen und der Umstand, daß noch bis zum Ausbruche der Hussitenkriege Studirende der bayerischen, sächsischen und polnischen Nation in Prag zu finden waren, beweist nur, daß jene Auswanderung nicht mit Einem Schlage erfolgte. K. Wenzel besetzt nun, doppelt ergrimmt über die „undankbaren, eidbrüchigen, ungehorsamen Verschwörer", alle erledigten Pfründen mit Böhmen; den 27. September erfolgt die endgültige Neugestaltung der Universität und ihr erster Rector in der neuen Aera wird Meister Johannes Huß. Die Prager Hochschule wird nun der Mittelpunkt der kirchlichen Neuerungspläne, der Heerd des „Hussitismus". Damals hatte sich bereits Erzbischof Zbynek zur Anerkennung Papst Alexander's V. bequemt und den frühern Standpunkt verlassen. Es war nun dahin gekommen, daß die böhmische Universitätspartei den Erzbischof bei diesem Papste verklagt hatte, und Zbynek für den 8. December 1409 nach Rom zur Verantwortung entboten ward. Bald jedoch über die Sachlage eines Bessern belehrt, ertheilt Alexander V. (20. December 1409) dem Metropoliten die Vollmacht zum Processe gegen den der Heterodoxie beinzichtigten Magister Huß und zur Ausrottung der böhmischen Ketzerei. Die päpstliche Bulle wider die Irrglaubigen wurde zu Prag den 9. März 1410 verkündigt, die Auslieferung der ketzerischen Bücher und deren Verbrennung anberaumt. Vergebens waren Hussens und der Universität Proteste und Appellationen an den römischen Stuhl (Juni); es war dies zur Zeit, in welcher der Wyklessitismus

Prags durch Niklas „Faulfisch" aus Oxford mit Hülfe einer angeblichen Rechtfertigungsurkunde der dortigen Hochschule zu Gunsten Wykleff's (vom 5. October 1406), eine neue moralische Stütze gewann, obschon dann der Erzbischof von Canterbury durch eine officielle Zuschrift die Unechtheit jener Urkunde nachwies. Inzwischen war bereits Papst Alexander V. gestorben und Johann XXIII. an seine Stelle getreten.

K. Wenzel war über die päpstliche Bulle und das Vorgehen Zbynek's, wodurch Böhmen der Welt als ketzerisch verschrieen wurde, nicht wenig erbittert, denn noch immer hielt er den deutschen Königstitel und die Wiederherstellung seines Ansehens im Reiche fest. Der schriftkundige Markgraf und Kurfürst Jodok, Wenzel's Vetter, wird als Schiedsrichter in dem bösen Handel angerufen und die Vollziehung der päpstlichen Bulle aufgeschoben; Meister Huß predigte dawider im Bethlehems-Kirchlein mit großem Erfolge. Eine bedenkliche Gährung erfaßt die Gemüther; denn in der That galt schon Huß bei seinem großen Anhange als das, was sein damaliger Anhänger, Johann Eliä, 1409 aussprach, als „Meister und Heerführer in Israel", als „König und Mittler Böhmens".

Die Geistlichkeit geräth in Furcht, denn der Pöbel spricht Drohungen aus, ja Thätlichkeiten fallen vor. Böhmische Studenten verhöhnen die päpstlichen Bullen; man singt Spottlieder auf den Erzbischof, den „ABC-Schützen, der Bücher verbrennen lasse, ohne zu wissen, was sie enthalten". — Huß wird nun (15. August 1410) vom Papste Johann XXIII. nach Rom vorgeladen. K. Wenzel nimmt dies übel; beide senden nach Rom Verwahrungen; der König will die erzbischöfliche Banndrohung vom 24. September gegen Huß und dessen Anhang und jede päpstliche Maßregel dieser Art hintanhalten; denn die deutsche Thronfrage nimmt ihn sehr in Anspruch.

Nach K. Ruprecht's Tode standen im deutschen Reiche drei Parteien einander gegenüber, die des Pfälzers Ludwig, des 34jährigen Sohnes Ruprecht's, die des Mainzer Kurfürsten und die Partei Wenzel's. Die erstere hielt es mit dem Papste Gregor XII., den auch Neapel, Polen und die nordischen Reiche anerkannten; die beiden anderen mit Johann XXIII. — Benedict XIII. hatte in Deutschland gar keinen Anhang. Der zweitgenannte Papst hatte den größten Obedienzkreis; im Jahre 1410 trat auch K. Sigismund zu ihm hinüber und gewann an diesem Papste einen rührigen Förderer seiner Wahl auf den deutschen Thron. Es war dies zur Zeit, als auch Frankreich den Blick dahin gerichtet hielt

und nur durch innere Wirren an einer entscheidenden That in dieser Richtung gehindert wurde; denn Köln, Bayern, Geldern, Baden, ja selbst Mainz und die Pfalz standen in engen Beziehungen zum französischen Hofe.

Dem Ungarnkönige trat jedoch ein anderer Thronbewerber in den Weg, sein Vetter Jodok oder Jobst von Mähren, der schon um 1400 in dieser Richtung einen Versuch gemacht; ein schlauer, habsüchtiger und bis zum Rufe der Gelehrsamkeit belesener Fürst, der „Bärtige" genannt. 1388, 22. Mai, hatte ihm und dem Bruder Prokop der geldbedürftige Sigismund, wie anderorten bereits gesagt wurde, die Mark Brandenburg (Altmark und Prignitz) verpfändet. Die Wiedereinlösung fand nicht statt, so nahm denn Jobst sofort den Titel „Kurfürst" von Brandenburg an, den aber auch Sigismund fortführte. 1397, 3. April, ließ sich der mährische Markgraf von Wenzel, als deutschem Könige, zu Prag mit der Mark und Kur förmlich belehnen, und Sigismund selbst erkannte dies (1400, 27. April) urkundlich an. 1402 verkaufte Sigismund auch die, (1396) von Brudersseite ererbte Neumark an den deutschen Orden und damit den letzten Anspruch auf Führung brandenburglicher Kurrechte, welche Jobst unbestritten besaß. Als die Kurfürsten von Mainz und Köln, gleich nach Ruprecht's Tode, sich an Sigismund wandten, um ihn dem Wunsche Papst Johann's XXIII. gemäß ihre allerdings wohl zu bezahlenden Dienste für die Königswahl antrugen, wich Sigismund diesem Geschäfte aus. Nun klopften sie bei Jodok an und dieser sagte zu. In Sigismund's Diensten befand sich damals der Hohenzoller Friedrch, Burggraf von Nürnberg, ein rühriger Mann, für eine größere Zukunft aufgespart. Dieser arbeitete auf die Wahl seines Freundes und Dienstherrn los. Es gelang ihm, den Pfälzer und Trierer zu gewinnen, während er selbst sich als Vollmachtträger Sigismund's, des „Kurfürsten" der Mark, geberdete.

So kam es, da Böhmen (Wenzel) und Sachsen sich der Wahl begreiflicherweise enthielten, zu einer Doppelkur, nach 20tägiger erfolgloser Unterhandlung am Frankfurter Wahlorte. Den 20. September 1410 wählten Trier, Pfalz und „Brandenburg" den Luxemburger Sigismund; den 1. October desselben Jahres Mainz, Köln und „Brandenburg" in zweiter Auflage den Luxemburger Jost. Da aber auch Wenzel den Titel und die Ansprüche eines deutschen Königs festhielt, so wurde die Welt von dem Gegenstucke zu den drei Päpsten, von drei Königen Deutschlands, sämmtlich Luxemburgern, überrascht.

Das Geschick legte sich jedoch bald in's Mittel. Jodok, der eine Parteikönig, der in den Bann der Kirche gefallen, starb bereits den 17. Januar 1411. Mit ihm erlosch die ganze Mährerlinie der Luxemburger. Das Marchland fiel nun, so gut wie die Niederlausitz (Jodok's Pfandschaft) an die böhmische Hauptlinie, und Sigismund kam wieder in den Besitz der heimfallendeu Kurmark Brandenburg und beeilte sich, zwei wichtige Angelegenheiten zu ordnen; die abermalige Verpfändung wiedergewonnenen Landes für 100,000 Goldgulden an seinen Getreuen Friedrich von Hohenzollern, den Burggrafen von Nürnberg (8. Juli, Ofen), der dann sechs Jahre später (18. April 1417) die Belehnung mit diesem Kurfürstenthume ohne Vorbehalt erlangte, und die Reihe der brandenburgischen Hohenzollern beginnt; andererseits die Verzichtleistung Wenzel's auf den deutschen Thron. Es schien dies nicht so leicht, da der Böhmenkönig seit 1409 sich wieder als deutsches Reichsoberhaupt geberdet, den Grafen Friedrich von Ortenburg als Reichsverweser in Friaul bestellt und die schwäbisch-fränkischen Reichsstädte mit ihrer Steuer an sich oder seinen Bevollmächtigten weist u. s. w. Schon im Juni 1411 versuchten der Mainzer und Kölner einen Ausweg; Wenzel solle römischer König bleiben, oder Kaiser werden, aber die erneuerte, möglichst einstimmige Königswahl Sigismund's nicht hindern, sondern dem Bruder die böhmische Kurstimme geben. Unter solchen Bedingungen stimmte Wenzel zu, und so kam es zu der Abmachung zwischen beiden vom 9. Juli desselben Jahres. Ihr Inhalt besagte: Sigismund werde die Kaiserwürde, so lange Wenzel lebe, nicht suchen, sondern sie dem Bruder wahren, und den Papst vereint mit den Kurfürsten zur Kaiserkröuung Wenzel's bewegen. So räumte sich der Ungarnkönig das letzte Hinderniß zur einhelligen Wiederwahl als deutscher König aus dem Wege. Sie fand den 21. Juli statt, und K. Wenzel fand bald Gelegenheit zur abermaligen Erkenntniß, daß man ihn überlistet habe. An sich aber war es ein Gewinn für das Reich, daß es nunmehr thatsächlich Ein Haupt besaß. — Blicken wir aber nun nach Böhmen zurück.

In Prag gingen die Ereignisse ihren beschleunigten Gang. Gewaltig beginnt die kirchliche Richtung des Meister Huß und seiner Genossen unter allen Ständen um sich zu greifen; bis nach Mähren verbreitet sie ihre Schwingungen. 1411, den 15. März erfolgt Hussens Excommunication durch den Erzbischof. Wenzel, darüber sehr erbittert, zwingt den Metropoliten zur Nachgiebigkeit,

und die Kurfürsten, die damals zwischen den beiden luxemburgischen Brüdern vermitteln, stiften (6. Juli) einen Vergleich. Zbynek solle sich vor dem König fügen, alle Kirchenstrafen aufheben, an den Papst schreiben, in Böhmen gebe es keine Ketzerei, die Streitigkeiten mit Huß seien erledigt. Fortan solle aber der König alle Irrlehren ahnden und Huß durch ein öffentliches Glaubensbekenntniß seine Rechtgläubigkeit darthun. Es waren dies starke Zumuthungen an den Erzbischof, doch er hätte sich gefügt und in die Abmachungen eingewilligt. Vielleicht hätte er auch den Vertrag gehalten, wenn nicht eine feste Säule des Katholicismus, der kirchliche Eiferer Johann, Bischof von Leitomischl, nicht umsonst später der „eiserne" Bischof genannt, seine kirchliche Gewissenspflicht aufgerüttelt hätte. Vier Tage nach der Ablegung des öffentlichen Glaubensbekenntnisses durch Meister Johannes, den 5. September, schrieb Zbynek an den König, er könne jenen, durch die Umstände erzwungenen Austrag mit seinem Gewissen nicht vereinbaren. Bangend vor dem Zorne Wenzel's ging er aus dem Lande, nach Ungarn an das Preßburger Hoflager Sigismund's, um dessen Vermittlung anzusuchen. Hier starb er gramvoll den 28. September. Sein Nachfolger wurde Albicus von Uničow, Doctor der Rechte und der Heilkunde, Meister der freien Künste, ein bereits hochbejahrter Mann, dem die böse Welt nachsagte, er habe sich seine Würde erkauft, und dessen schwankende Haltung im Zeitsturme bewies, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei.

Die hussitische Richtung fand einen entscheidenden Anlaß, gegen die herrschende Kirche mit einer geräuschvollen That vorzugehen. Dies war die unselige Ablaß- und Kreuzzugsbulle Papst Johann's XXIII. im Sommer 1412. Huß trat ihrer Tendenz öffentlich entgegen; insbesondere heftig kämpfte Hieronymus, neben Jessenic, dem Heißsporn des Hussitismus, dawider an (7. Juni). Es kommt zur öffentlichen Verhöhnung des päpstlichen Mandates, zur Verbrennung der Ablaßbulle unter ungeheurem Zudrange des Volkes. Wenzel selbst, aus seiner passiven, ja hussitenfreundlichen Haltung aufgescheucht, ergreift halbe Maßregeln; es fließt Blut, aber es nährt nur die gewaltige Gährung, und die drei Gefallenen gelten als die „ersten Blutzeugen" als die „Märtyrer" der bessern Sache, denn der große Haufen nicht bloß, auch Bürger, die Zemanen und das Baronat, ergreifen schon in der Mehrheit Partei gegen die „verderbte papistische Kirche". Schon meldet sich eine beklagenswerthe Thatsache an, der **Racenhaß der hußfreundlichen Czechen wider die altkirchlich gesinnten Deutschen**

der Altstadt; es naht die Zeit, wo Czeche und Hussite, Deutscher und Katholik einheitliche Begriffe werden.

Im Schoße der katholischen Facultät geht es stürmisch zu; denn hier tritt Angesichts der letzten Ereignisse eine Spaltung ein. Während Hieronymus, Christian von Prachatic, Jakobell, Johann Jessenic, Simon von Tischnow, Mladenowic, Niclas von Pelhřimow und Andere entschieden mit Huß Stellung nahmen, schlugen den „Krebsgang“ ein und wurden nun seine Gegner: Andreas von Deutschbrod, Eliä, Naso, vor Allen jedoch der rede- und federfertige Stephan Paleč und der sattelfeste Stanislaus von Znaim. Sein entschiedenster Widersacher war jedoch Michael von Deutschbrod, meistentheils de Causis genannt, als Proceßführer der katholischen Kirche. Als nun aber Peter, Cardinal von S. Angelo, den Meister Huß als kirchlichen Störenfried und Irrlehrer in den Bann that, mußte sich K. Wenzel bequemen, den Gebannten aus Prag zu entfernen, um weiterem Aergerniß und Aufruhr vorzubeugen. Aber gerade der Abgang des Meisters Johannes Huß auf das Land (December 1412), von wo er wiederholt heimlich nach Prag sich zurückbegab, schließlich auf die Burg seines Gönners, Heinrich Lefl von Lažan, nach Krakowec im Rakonitzer Kreise, förderte ungemein das Emporkommen seiner Sache. Denn hier verfaßte er die zündendsten und einflußreichsten Arbeiten zu Gunsten seiner kirchlichen Neuerung, die böhmische Postille, die reformatorischen Tractate und das Hauptwerk „von der Kirche“ (de ecclesia) aus dem Jahre 1413, in welchem er den eigentlichen Bruch mit der herrschenden Kirche durchführt, indem er die päpstliche Autorität und Allgewalt bekämpft. Damit hingen eine Reihe polemischer Tractate zusammen, deren einer über die Messe, Glauben, Sündenvergebung, Gehorsam, Bannfluch und Simonie den 21. Juni 1413 an den Wänden der Bethlehemskirche angeschlagen wurde. Dieses Kirchlein mit seinem schmucklosen Predigtstuhle aus Fichtenholz wurde allgemach in den Augen der Hussiten ein Heiligthum. Wie Reliquien wurden Splitter und Spähne aus dem Predigtstuhle geschnitten, als Huß den Feuertod für seine Ueberzeugung gestorben.

Auch Hieronymus hatte Prag geräumt und eine Reise nach Süden, dann nach Osten angetreten. In Wien wäre es ihm bald als „picarditischem Ketzer“ schlecht ergangen. Sein Weg nach Polen, Lithauen und Rußland hatte die Aufgabe, die kirchliche Stimmung der nordkarpathischen Länder auszukundschaften.

Die Prager Synode vom 6. Februar 1413 zeigte aber

auch deutlich genug, wie erfolglos das Ankämpfen der orthodoxen Kirche wider die immer mächtigere Gegenströmung sei, und die Verbannung der vier widerspänstigen katholischen Professoren (Stanislaus und Peter von Znaim, Palec und des vom Hussitenthum rückfällig gewordenen Johann Eliä) bewies, daß der König selbst über die Haltung des Prager Katholicismus erbittert wurde. Er war halb und halb Hussit und mit Deutschland, mit seinem Bruder, neuerdings zerfallen. Die Czechisirung des Altstädter Magistrats durch Wenzel's Maßregeln hängt mit diesen Antipathien zusammen und leistete der nationalen Tendenz des Hussitismus wesentlichen Vorschub.

So trieb denn die religiöse Bewegung Böhmens in wachsendem Wirbelstrome Volk und König, letzteren ahnungslos, weiter. Um dieselbe Zeit war jedoch auch der Concilgedanke, der Plan einer großen allgemeinen Kirchenversammlung zur „Besserung der Kirche in Haupt und Gliedern", zur Behebung des päpstlichen Schisma's und zur Wiederherstellung der Einheit des Glaubens und der Kirche der Verwirklichung nahe. Dem neuen deutschen Reichsoberhaupte lag sehr viel daran, und Papst Johann XXIII., wenn auch nicht ohne Bedenken, glaubte doch endlich durch Willfährigkeit seine Rechnung dabei zu finden, im Gegensatze zu den beiden Nebenbuhlern, Gregor XII. und Benedict XIII. Nur die Oertlichkeit, Constanz am Bodensee, auf allemannischem Reichsboden, in der Südwestecke Deutschlands, mußte Sigismund dem Papste abringen. Im November 1413 erhielt er die bindende Zusage des Papstes und am 9. December vollzog dieser die Einladungsbulle. Das Jahr darauf, für den 5. November 1414, war die Eröffnung des Concils festgestellt und der ganzen katholischen Christenheit, so auch der griechischen Kirche, angekündigt, mit welcher man über die Union schon längst, wenngleich erfolglos, in Verhandlung war.

Die glänzendste Kirchenversammlung des Mittelalters fand sich am Gestade des Bodensee's zusammen, wie uns unter anderen Quellen das Tagebuch des Domherrn Ulrich von Reichenthal nachweist. Ein Papst, ein König, 5 Patriarchen, 33 Cardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, an 200 andere Prälaten, über 2000 Doctoren und Magister, 81 Botschafter von Königen, 4 Kurfürsten, 20 Herzoge, 131 Grafen, 171 Freiherren, an 1500 Ritter, 62 Botschafter von Reichsstädten, 351 Botschafter von Herrenstädten, im Ganzen an 50,000 Fremde fanden sich hier zusammen, eine Welt im Kleinen; darunter die Leuchten theologischer Gelehrsamkeit

der germanischen und romanischen Welt. Die Mauern der alten Reichsstadt schienen zu enge, um diese glänzende Versammlung zu beherbergen, in der sich Männer der Kirche und Laien mischen, Geistliches und Weltliches, Heiligsprechung und Ritterschlag, Procession und Turnier, Glockenton und Trompetengeschmetter sich bunt durchdrang.

K. Sigismund gebührt das unbestreitbare Verdienst, das Costnitzer Concil möglich gemacht und so großartig verwirklicht zu haben.

In Hinsicht Böhmens leitete ihn der Gedanke, durch Vorladung des Meisters Huß in die Schranken der großen Kirchenversammlung, unter dem mächtigen Eindrucke derselben, seinen Ausgleich mit der herrschenden Kirche, beziehungsweise Hussens Widerruf heterodoxer Behauptungen, herbeizuführen. Er ließ daher Huß durch Heinrich Lefl von Lažan zur Reise nach Constanz auffordern. Der Genannte hatte sich den 26. August wieder in Prag eingefunden, um sich vor dem neuen Erzbischofe Konrad zu rechtfertigen. Dieser ließ ihn nicht vor, wich aber einer bestimmten Interpellation über seine Meinung von Hussens Ketzerthum aus, indem er erklärte, Huß habe es nur mit dem Papste zu thun. Meister Johannes erklärte nun mit Schreiben vom 1. September 1414 dem K. Sigismund seine Bereitwilligkeit, zu kommen „unter dem Geleitsbriefe seines Schutzes".

Wir stehen vor der bekannten Frage des Geleitsbriefes, die so viel Staub bereits aufgewirbelt. Daß Huß auf einen Geleitsbrief als feste Zusicherung rechnete und Wenzel seinen Landesunterthan auch nur unter dieser Voraussetzung ziehen ließ, erscheint unbestreitbar. Denn noch vor Hussens Abreise schrieb der königliche Notar Michael von Priest an Huß (8. October), er habe den König um den Geleitsbrief angegangen. Bevor dieser Brief ankam, verließ Meister Johannes unter jener Voraussetzung, aber noch ohne den ausgefertigten Geleitsbrief, seine Heimath, gewiß in ernster, sorgenvoller Stimmung, begleitet von den, durch die beiden königlichen Brüder bestimmten, ihm ergebenen Adelsherren Johann und Heinrich von Chlum und Wenzel von Duba, und noch anderen böhmisch-mährischen Edlen, am 11. October, nachdem er Tags zuvor ein tief bewegtes Abschiedsschreiben an seine Partei in Böhmen erlassen und seinen letzten Willen aufgesetzt hatte. Auch sein Gegner Stephan Paleč und drei andere Doctoren waren auf dem Wege an den Bodensee begriffen. Eine Tagreise Vorsprung vor Huß hatte ein Bischof, mit der Aufgabe, das Volk vor dem böhmischen Ketzer zu warnen.

Den 20. October trennte sich der Duba von der Gesellschaft und eilte an den Rhein, woselbst K. Sigismund verweilte, um den Geleitsbrief einzuholen. Derselbe wurde den 18. October in Speier ausgefertigt und kam erst den 5. November, zwei Tage nach Hussens Eintreffen in Constanz, zur Stelle. Seine Fassung war die übliche eines königlichen Geleitsbriefes; er sicherte dem Inhaber die Sicherheit der Person nach, in und von Constanz zu. Papst Johann XXIII. war bereits den 28. October in Constanz eingetroffen und hatte am 3. November den Herren Johann und Heinrich von Chlum erklärt, Huß solle hier aller Sicherheit genießen, er wolle ihm in keiner Weise hinderlich sein oder ihn zu hindern gestatten.

Dies Alles, Geleitsbrief, päpstliche Zusage und der Glaube an die dem Geleitsbriefe entsprechende Gesinnung des königlichen Concilprotectors wiegten die Begleiter und Freunde Hussens in ein täuschendes Gefühl der Sicherheit, aus dem sie die Thatsache der Verhaftung ihres Meisters durch die Cardinäle bald aufrütteln sollte. Man beschuldigte Hussen, der bis dahin bei der Wittwe Fides beherbergt war, eines Entweichungsversuches, der aber unerweislich ist, ferner des Messelesens, Predigens und anderer geistlichen Handlungen, die ihm, dem angeklagten Ketzer, nicht zuständen. Huß war nun vom 28. November 1414 ab, durch die Wohldienerei Johann's XXIII., der die Sache einfädelte, um seine schwanke Stellung zu verbessern, „Gefangener" des Concils und am 6. December wandert er in den Kerker bei den Dominicanern, dessen entsetzliche Luft den Gefangenen bald siech macht.

Seine Begleiter lassen es nicht an entschiedenen Protesten fehlen, sehnsüchtig blicken sie der Ankunft des Königs entgegen, die Alles anders gestalten würde. Endlich, den 25. December, zur Weihnachtszeit, erscheint Sigismund mit seiner Gemahlin Barbara und mit glänzendem Fürstengefolge. Die Behandlung Hussens kann ihm nicht gleichgültig sein; es kommt zu heftigen Auftritten zwischen ihm und den Cardinälen. Sigismund droht das Concil zu verlassen, die Gegenpartei ein Gleiches; endlich nöthigt der Krankheitszustand des Eingekerkerten mindestens zur Anweisung eines bessern Kerkers (15. Januar 1415). Inzwischen arbeiten Michael von Deutschbrod und Stephan Paleč an einem Auszuge der Hauptketzereien aus dem weitschichtigen Schriftenmateriale Hussens für den Anklageact.

Die schwerfällige Organisation und mangelhafte Disciplin der Kirchenversammlung hängt wie ein Bleige-

wicht an ihrer Arbeitsleistung und die Flucht Papst Johann's XXIII. aus Costnitz, gegen den Plan des Concils gerichtet, auch ihn zur Abdankung zu bewegen, erregt eine solche allgemeine Erschütterung, die Furcht des Volkes, das Concil ginge nun in die Brüche, daß K. Sigismund persönlich die Menge beschwichtigen und den ungestörten Fortgang der Synodalarbeit ankündigen mußte. Den 29. Mai ward der gedemüthigte Papst förmlich abgesetzt.

Bevor dies eintrat, gab es zwischen den Begleitern Hussens und dem Concile schweren Streit, wie uns der ausführliche Bericht des Baccalaureus Peter Mladenowic, Schreibers bei den Herren von Chlum, darthut. Die böhmischen und auch die polnischen Herren, K. Wladislaus' Abgeordnete, treten für das Verhör Hussens und gegen dessen Kerkerhaft auf. Der Concilsausschuß ließ ihnen durch den Bischof von Carcassone antworten, Huß habe den Geleitsbrief des Königs erst zwei Wochen nach seiner Verhaftung empfangen, was allerdings eine unhaltbare Behauptung war und als solche von den böhmischen Herren auch entschieden zurückgewiesen wurde. Von einer Stellung Hussens, des Erzketzers, auf freien Fuß wollte der Concilausschuß nichts hören, doch solle bald das Verhör Hussens seinen Anfang nehmen. Sigismund mußte daran Alles gelegen sein, denn die Sachlage, Hussens Haft, die Stellung des Concils zum königlichen Geleitsbriefe, waren ihm ebenso peinlich, als die Zuschriften böhmisch-mährischer Herren, welche sich an ihn mit bitteren Vorwürfen über die Behandlung des Meisters Johannes wandten. Der König überlieferte Huß in Vereinbarung mit dem Concil zur Obhut dem Bischofe von Constanz. Dieser läßt ihn über den See auf die Inselburg Gottlieben abführen. Hier sperrt man ihn in einen starken, vollkommen isolirten Thurm, schlägt ihn in Fessel und läßt ihn überdies an die Wand ketten.

Den 5. Juni beginnt das erste Verhör des zur Leidensgestalt herabgekommenen Meisters Johannes. Er bestand es muthig, aber um so häufiger von den Gegnern seiner Behauptungen unterbrochen. Das zweite Verhör fand den 7. Juni statt, in Anwesenheit des Königs, und war sehr bewegt, da Huß die Freiwilligkeit seiner Entschließung mit königlichem Geleitsbriefe nach Constanz abzureisen, und der eine Herr von Chlum das Gleiche in erregtester Weise mit dem Zusatze betonte, hätte Huß Böhmen nicht verlassen wollen, so würde er Beschützer gefunden haben, mächtig genug, ihn wider die vereinigten Heere Böhmens und Deutschland's zu vertheidigen. K. Sigismund fand sich veranlaßt, seine Einladung an

Huß und den Geleitsbrief zu rechtfertigen, obschon man ihm, wie er bedeutsam hinzufügte, verargt habe, einen Ketzer in Schutz zu nehmen, aber andererseits Huß zu ermahnen, jede Halsstarrigkeit fahren zu lassen, sonst könne ihn nichts vor dem Ketzertod am Scheiterhaufen retten.

Noch rechnete Sigismund auf Hussens Widerruf; das dritte Verhör vom 8. Juni benahm ihm jede Hoffnung, und als er in vertraulicher, aber von den Böhmen ohne sein Wissen gehörter Besprechung mit einem Theile der Concilväter sein Herz ausschüttend, Huß vollkommen preisgab, wenn er nicht widerriefe, gab er auch den Geleitsbrief preis, dessen absolute Wirksamkeit oder Gültigkeit in der vorliegenden Frage nicht bloß das Concil, sondern auch weltliche Stimmen, zum Beispiel die des Königs von Arragon, in seiner Zuschrift an Sigismund vom 25. April 1415 bestritten. Durch diese vertrauliche Enthüllung seiner eigenen Anschauung erweckte er den bittersten Groll bei den böhmischen Geleitsherren des Angeklagten; er war nun in ihren Augen weit mehr als das Concil belastet, als wortbrüchiger Feind Böhmens und ihres Meisters.

Alle Versuche, Huß zum Widerrufe zu bewegen, scheitern; mag man es Hartnäckigkeit, Starrsinn nennen, es liegt was Erhebendes in dieser Ueberzeugungstreue und Festigkeit einer durch harten Kerker leiblich gebrochenen, aber geistig ungeschwächten Menschennatur. So entscheidet der 6. Juli über Hussens Verurtheilung und Tod. Gefaßten Muthes besteigt er den Scheiterhaufen, um an den Pfahl gebunden zu werden, die Ketzermütze am Haupte. Kurz ist Hussens Todeskampf, aber er hat bald lange, blutige Glaubens- und Völkerkriege im Gefolge. Die Legende späterer, protestantischer Zeiten, hat manchen Zug erfunden und die naheliegende Verwandtschaft des reformatorischen Wirkens Hussens und Luther's in den prophetischen Mund des Sterbenden gelegt.

Wohl streut man die Asche des Gerichteten in den Rhein, aber das Andenken an den „Märtyrer“ kann man dem böhmischen Volke seines Anhanges nicht rauben, und dieses Andenken wird zur Brandfackel für Böhmen.

Hussens Lebensgenosse Hieronymus war den 4. April ungekannt nach Constanz gekommen, um das Schicksal des Freundes auszuspähen; dann erkannt, entwich er und ließ durch öffentlichen Anschlag einen Geleitsbrief fordern. Den 25. April ward er zu Hirschau angehalten und in Fesseln eingeliefert. Vom 23. Juni

ab befand er sich in der Gewalt des Concils. Das Schicksal Hussens, Schrecken der Haft und des Todes, zwangen ihm den 11. September den Widerruf seiner „Irrlehren" ab. Dann aber gewann der Ueberzeugungsmuth die Oberhand; er nahm den Widerruf zurück, wurde nach langer Haft den 30. Mai 1416 verurtheilt und starb den Feuertod. Der Augenzeuge, Poggio von Mirandola, der bekannte italienische Humanist, nahm nicht Anstand, ihn bezüglich des bewiesenen Muthes in letzter, schwerer Stunde mit Mutius (Scävola) und mit Sokrates zu vergleichen.

Das Constanzer Trauerspiel war zu Ende. Das reinmenschliche Gefühl aller Zeiten, kräftiger in seiner Wirkung als kirchenrechtliche und politische Argumente, macht dem Concile den schweren Vorwurf, daß es auf zwei Scheiterhaufen den Glauben an seine segensreiche Wirksamkeit gründlich zerstörte, daß es der Kirche den Krieg gab statt des Friedens, und findet in der leidigen Thatsache, daß die größte aller Kirchenversammlungen fünf Monate nach der Neuwahl eines rechtmäßigen Papstes, Martin's V. (Kardinal Otto von Colonna), 11. November 1417, auseinanderging (1418, 22. April), ohne ihre Hauptaufgabe, die Reform, im entferntesten gelöst zu haben, den Fluch des Geschickes, der ihr dafür anhing.

---

8. Die Rückwirkungen des Constanzer Concils auf die Habsburger. Der „Friedel mit der leeren Tasche". 9. Herzog Ernst der Eiserne. Das Haus der Cillier.

Literatur: Die Werke von J. Egger, Brandis (s. o. Abschn. 6); Lichnowski, 5. Bd.; Aschbach, a. a. O.; Beda Weber, Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. (1850); Sinnacher, Beiträge zur Gesch. der bischöflichen Kirche Säben-Brixen in Tirol, 6. Bd.; Zeitschr. des Ferdinandeums, 4. Bd. (1828); (Röggl, über die Greifensteiner) 9. Bd., (Ladurner über den angeblichen Bundesbrief von 1323, der zu 1423 gehöre). Vergl. auch Tiroler Almanach (1803), S. 85—125; Oswald von Wolkenstein und sein Geschlecht und Rapp's: Über vaterländisches Statutenwesen· Ztschr. des Ferd., 3. Bd.; Stampfer, Chronik von Meran. — Die Arbeiten über Gesch. Vorderösterreichs s. oben Abschnitt 1, II, S. 188. — Für die Gesch. Churrhätiens: die Chroniken v. Sprenger († 1617) a. d. J. 1617 u. 1629; C. Mohr's Regg. z. G. des Bündnerlandes; A. Jäger, Abh. über die Verhältnisse Tirols z. d. Bisch. von Chur im 10. Bd. d. Sitz.-Ber. d. Wiener akadem.-hist.-S. (1853); Ildefons v. Arx, Gesch. des Kantons v. St. Gallen, I. Bd.

P. Kaiser, Gesch. des Fürstenthums Liechtenstein (1847); Laburner, über die Vögte von Matsch, in d. Ztschr. des Ferdinandeums, 1872.

J. A. Cäsar, Ann. ducatus Styriae, III. Bd.; Muchar, Gesch. des H. Steiermark, VII. Bd.; Herrmann, Gesch. Kärntens I.; Chmel, Gesch. K. Friedrich's IV. u. s. w. I. (über die inneren Verhältnisse, insbesondere die Cillier); Erasmus Fröhlich, Genealogia Sounekiorum comitum Celejae et comitum de Heunburg spec. Viennae (1755); Primisser's Erläut. z. s. A. Suchenwirt's (s. o.); Ign. Orožen, Celska kronika (Chronik von Cilli in sloven. Sprache) Cilli (1853); K. Tangl, Die Freien von Suneck, Ahnen der Grafen v. Cilli, Mitth. des hist. V. f. Stmk., X—XIII. Heft; ders., die Grafen v. Heunburg, Arch. f. K. österr. Gesch., XIX.—XXV. Bd.; Krones, die zeitgenössischen Quellen z. Gesch. der Grafen v. Cilli, Beitr. z. K. steierm. Gesch. 2. VIII. Jahrgang (1871); von dems., die Cillier, Chronik, Arch. f. K. österr. Gesch., 50. Bd. u. Sep.-Abdr. (1873); Dimitz, Gesch. Krains I. Th.

8. Lenken wir wieder unsern Blick der Geschichte Habsburgs zu. Seit d. J. 1402 scheint dem jüngsten Leopoldiner H. Friedrich IV. einiger Antheil an der Verwaltung Tirols zuerkannt; 1404 im April vereinbarten die drei älteren Brüder die ausdrückliche Zuweisung Tirols an H. Leopold IV., der seinen jüngsten Bruder Friedrich angemessen bedenken sollte; den 6. Juni geschah dies durch Zuweisung der Regentschaft in den Vorlanden an Friedrich IV.; wozu sich 1406 nach H. Wilhelm's Tode in Folge Leopold's IV. Vormundschaft über Oesterreich und Ernst's Dazwischentreten (im Herbste 1406) auch Tirol gesellte. Allerdings besaß damals H. Friedrich IV. Tirol nicht als ausgeantwortetes Eigen, sondern nur als Verwaltungsgebiet, wenngleich die Urkunden H. Leopold's IV. als Regenten Tirols nicht über den Februar 1406 hinausgehen. Immerhin drehen sich die Ereignisse seit 1404 stets ausschließlicher um Friedrich's IV. Person, und diese Ereignisse hängen mit bedeutsamen Vorgängen in den für die politische Stellung Habsburgs hochwichtigen nachbarlichen Westgebieten, jenseits des Arlberges, in Rhätien und in der alemannischen Schweiz zusammen, deren kurze Betrachtung uns obliegt.

Den 21. Oct. 1396 hatte sich zu Chur, zu Nutz und Frommen der Unterthanschaft des fehdelustigen Bischofs Grafen Hartmann von Werdenberg, der sogenannte „Gotteshausbund" (La lia sur oder grischa) oder die Einigung der Churer Gotteshausleute gebildet. Die Thäler Avens, Oberhalbstein, Bergüns, Schams, Domleschg, Obervatz, alle Unterthanen des Grafen Johann von Werdenberg und Herren von Sargans zählten dazu. Die Erklärung, der Bund solle weder die Gerechtsamen des Bischofs von

Chur, noch die Bündnisse mit Oesterreich verletzen, spricht deutlich genug aus, daß sich auf der andern Seite der Bund freie Hand hierhin und dorthin wahren wolle. — Den 24. Mai des J. 1400 kam es zu einer Verbindung des Abtes von Disentis und seiner Gemeinden, des Freiherrn von Rhäzüns und dessen Söhne, der Herren von Sax und Misox, ihrer Leute und der Bewohner des Rheinwaldes auf der einen, und den Glarnern auf der andern Seite zum Schutz- und Trutzbündniß; ja, am S. Ulrichstage 1402 einigten sich zu Wallenstedt Bischof Hartmann von Chur und seine Gotteshausleute mit den Glarnern und Schwyzern und mit den Männern von Agria und Entlibuch auf Frieden und gute Nachbarschaft.

Es waren dies deutliche Anzeichen der Auflehnung gegen die Uebermacht und Vorherrschaft Habsburgs am Bodensee und in Churrhätien; hier seit H. Rudolph IV., auf Unkosten der Churer Bischöfe, begründet; Regungen, die seit H. Leopold's III. vorderösterreichischen Erwerbungen, seit der königlichen Urkunde Wenzel's von 1379 leicht erklärbar werden, indem hierin dem Hause Habsburg das Recht ertheilt wurde, alle Verpfändungen von Reichsgütern und Rechten in Churwalhen, im Thurgau und Rheinthal an sich zu lösen. Sie fanden an Oesterreichs Niederlagen bei Sempach und Näfels Nahrung und am Gedeihen der Eidgenossenschft Festigung und wirkten endlich auch auf Vorarlberg, ja selbst auf die Stadt Feldkirch ein, dessen Bürger doch 1390 nach dem Tode des Grafen Rudolph V., des letzten Montfort der Feldkirchner Linie, „Oesterreichs Gnadenhand freudig küßten", wie die städtische Chronik besagt.

In Fluß geriethen die Dinge durch den Appenzeller-Aufstand und die Fehde zwischen dem Bischofe von Chur und dem Hause Habsburg.

1401 hatte sich das kräftige Hirtenvolk der Appenzeller (Abten-Zeller) vom Gotteshause St. Gallen freigemacht und das Jahr darauf mit den Schwyzern verbunden. Der Sieg der „Bauern" über St. Gallen und dessen Waffengenossen (15. Mai, am Bögelinseck) brachte die Bürger von St. Gallen selbst zum Anschlusse an die Appenzeller; ja Graf Rudolph von Werdenberg-Heiligenstadt zu Rheinegg machte sogar den Hauptmann des kühnen Völkchens und kleidete sich appenzellisch. Nun rüsteten die österreichischen Orte „am See", seit 1404 förmlich in Einigung, und der angrenzende schwäbische Adel, und endlich schlug Herzog Friedrich V. selbst los, erlitt aber nach erfolglosem Abzug von St. Gallen

auf den regenfeuchten Berghalden am Stooß (1405, 17. Juni) seine empfindliche Schlappe. Nun wandten sich die Dinge gar merklich. Jetzt schloß sich Feldkirchen an Appenzell und die Leute von St. Gallen (1405, 15. September), bald folgen die Leute „innerhalb und äußerhalb der Klaus zu Gözis", die zum „Panner von Rankweil" gehörten, der Walgau, Pludenz, Montafun. Im November erscheint der Bund „ob dem See" erweitert, er umfaßt St. Gallen, Appenzell, das ganze Rheinthal bis Sargans und Vaduz und das ganze Illthal bis auf die Höhe des Arlberges. Später (1406) treten auch Dornbirn und der Bregenzerwald hinzu; nur die Stadt Bregenz verweigert standhaft den Beitritt. Zu Feldkirch wird Ende 1405 der Bund endgültig geordnet. Diese Stadt und St. Gallen haben als Vororte die Bundesführung. Auch mit dem Bischofe Hartmann von Chur, einem Gegner Oesterreichs, wird unterhandelt. Denn dieser streitlustige, aber seine Mittel überschätzende Kirchenfürst konnte es nicht ruhig hinnehmen, daß Habsburg als Graf Tirols die Oberherrlichkeit über den ganzen Vintschgau, den Engadin bis Pontalt und das Münsterthal beanspruchte, und seine Verwandten, die Werdenberg-Rheinegger, als Genossen der St. Georgen-Ritterschaft, der Schweizer und des grauen Bundes in ihrem Streite mit Oesterreich um Rheinegg und Feldkirch in's Gedränge kamen. 1404, den 18. October, wurde der Bischof von den Oesterreichischen gefangen und blieb, wieder freigeworden, dem Hause Oesterreich begreiflicher Weise abgeneigt.

Heftig wurde im Vorarlberg'schen gestritten, dessen mächtigster Adelsherr, Wilhelm von Montfort-Bregenz, österreichisch gesinnt blieb und förmlich in Habsburgs Dienste trat, wofür ihm auf Lebenszeit der Bregenzerwald und Dornbirn verliehen wurden (1406, 17. März). Die Feldkirchner erobern nach langem Streite die Schattenburg, brechen Altmontfort; die Wallgauer sind nicht müßig; man belagert Bregenz, aber es erwehrt sich des Sturmes. Im Mai ziehen die Bündler von Feldkirch über den Arlberg in's Innthal und die Tiroler Söldner hielten den Andrang der geschmähten „Bauernkerl" nicht aus. Alles Volk bis Landeck schwor zum Bunde, dem die Stanzer und Paznauner Thalleute auch wirklich zufielen; bald zog man wieder heim. K. Ruprecht, Leopold IV. befreundet, und die Reichsstädte der Nachbarschaft vermitteln am 6. Juli 1406 einen zweijährigen Stillstand. Er wird jedoch von dem Montfort und der schwäbischen Ritterschaft bald gestört; wieder bricht 1407 der Kampf los und gipfelt (October 1407 bis 13. Januar 1408) in der Belagerung von Bregenz.

Da entschied sich der schwäbische Ritterbund mit den Bischöfen von Augsburg und Constanz zum Entsatze, da ihm die „Geburen (Bauern) von Appenzell" und deren Helfershelfer über den Kopf zu wachsen drohten. Die Bündtnischen werden zum Abzuge von Bregenz genöthigt und 1408, den 11. April, stiftet K. Ruprecht den endgültigen Ausgleich. Der Bund ob dem See löst sich auf, und die österreichischen Vorarlberger werden ruhig. Herzog Friedrich IV., der in wachsender Geldnoth dem klugen und reichen Grafen Friedrich von Toggenburg (1405—1409), Gaster und Wesen, Sargans, Windegg, Freudenberg, Ridberg, Rheinegg und Rheinthal, den Zürchern Rapperschwyl, Regensberg und Bielach verpfänden mußte, beeilt sich, mit den Eidgenossen einen möglichst dauerhaften Frieden abzumachen (1409, 13. October).

Auch im Süden Tirols setzte es böse Händel ab. Hier walteten verwickelte Machtverhältnisse. Innerhalb der Landesmark suchte der unternehmende, launenhafte Bischof von Trient, Georg von Liechtenstein, im Bunde mit Franz II. (Francesco Novello) von Carrara, dem Usurpator Verona's (1404, 25. Mai), die unruhigen Vasallen des Hochstiftes, die von Arco, Caldonazzo zu bändigen und die an Verona seit 1359 verpfändeten Bisthumsgründe, z. B. Riva, Tenno wieder einzulösen. Bald aber vollzog sich das Geschick des letzten Carraresen, des grausamen Francesco Novello. Schon 1404 hatten die von ihm vergewaltigten Scala's all' ihren Besitz in der veronesischen Mark an die Signoria abgetreten; im Juni 1405 waren die Venetianer Herren Verona's, im November fiel Padua. So furchtbar und unversöhnlich zeigt sich der Haß des Löwen von San Marco gegen die Carraresen, daß man den gefangenen Herzog mit seinen Söhnen zu Venedig erdrosseln läßt und jedes Papierstück zu Padua vernichtet, das an die ausgerottete Dynastie erinnern könnte.

So waren die Venetianer Gewaltherren des ganzen linken Mincioufers, abgerechnet den kargen Rest des friaul'schen Besitzes der Kirche Aglai. Tirol sollte diese neue, gefährliche Nachbarschaft bald verspüren. Venedig zeigte sich gegen Trient spröde, besonders als sein Bischof die nach Deutschland geflüchteten della Scala aufnahm und diese gewissermaßen auf der Lauer lagen, um im geeigneten Augenblicke Verona's neuerdings habhaft zu werden. Verbündet mit Sicco von Caldonazzo brachen 3000 Söldner der Republik in's Tridentinische ein. Herzog Leopold IV. zog dem Bischofe zu Hülfe; endlich wandten sich die Feinde in's Veronesische zurück.

Seit dem Herbste 1406 ruhete die Last der Herrscherpflichten

ausschließlich auf den Schultern H. Friedrich's IV. und so trat er denn in den Kreis der südlichen Landesverhältnisse. Kurz zuvor hatte er den bisherigen Günstling der Habsburger, Bischof Ulrich von Brixen auf dessen Botschafterreise nach Burgund aus Verdachtsgründen gefangen gesetzt und seine gesammten Tischgüter bis 1406 zu eigener Hand genommen, wenngleich schon im Herbste 1405 Ulrich wieder frei und begnadigt erscheint.

In weit ernstere Zerwürfnisse sollte der Herzog mit dem Trienter gerathen. Als nämlich die Fremdbürtigkeit, der Abgabenzwang und die Günstlingswirthschaft Bischofs Georg, die stets empörungslustigen Trientiner zum Aufstande des 2. Februar 1407, unter Führung des Rudolph von Bellinzona veranlaßte, wollte der Herzog als Helfer des Kirchenfürsten seine Landeshoheit im Tridentinischen fühlbar machen. Dem wich jedoch der Liechtensteiner in der Besprechung mit dem Herzoge, zu Bozen, beharrlich aus; er werde selbst mit seinen rebellischen Unterthanen fertig werden. Als er nun aber die Söldnerbanden des Ottobon von Torcii gegen die Trienter und ihre Genossen in Miethe nahm, brachten die geängstigten Aufständischen den Bischof durch List in ihre Hände, verübten Gewaltthaten an seinem Besitz, an seinen Günstlingen und nahmen dann zum Herzoge Friedrich ihre Zuflucht. Dieser rückte nun vor Trient und nach 13 Tagen fand sich Bischof Georg veranlaßt, den weltlichen Besitz in Friedrich's Hände zu legen und dem Aufstande Amnestie zu gewähren. Der Herzog machte nun den Bischof frei und verlieh den Trientinern, Sulz- und Nonsbergern die Bestätigung ihrer Freiheiten. Als Bischof Georg den erzwungenen Vertrag umgehen wollte, nahm ihn Friedrich gefangen und ließ ihn nach Bruneden in strenge Haft führen, verband sich auf fünf Jahre mit Venedig und geberdete sich dem Tridentinischen Clerus gegenüber als Landesherr. Bischof Georg begehrte, die Vermittlung H. Ernst's, kam gegen Auslieferung von Riva, Tenno, Ledro und Pergine auf freien Fuß und eilte nach Wien, wo er einst in den Tagen H. Albrecht's III. das Amt des Universitätskanzlers versehen hatte.

Hier ließ ihn aber H. Leopold IV. durch den Pedell verhaften. Endlich vermittelte die Universität seine Freilassung. Er blieb vorderhand in Wien internirt und spielt in den Hausverträgen der Leopoldiner eine Rolle. Endlich sollte auch zwischen ihm und dem Herzoge Friedrich der Schwazer Schiedspruch vom 19. October 1409 den Ausgleich herbeiführen. Aber das abmahnende Wort des Rottenburgers, seines Gesinnungsverwandten, bestimmte ihn,

die Verhandlungen abzubrechen. Er pochte auf den Beistand des mächtigen Rottenburgers, der mit Bayern im Bunde gegen den Herzog zu den Waffen griff. Das Fehlschlagen des Aufstandes nöthigte ihn nun 1410 (9. December), in die endgültige Abtretung der weltlichen Macht des Bisthums an den Herzog gegen eine Jahresrente von 1000 Ducaten zu willigen. Nun zog er sich nach Mähren zu seinen Verwandten, nahm seinen Sitz in Nikolsburg und harrte besserer Tage. Herzog Friedrich hatte es in dem ganzen Handel nicht an Eigenmächtigkeit, der Bischof nicht an Unverläßlichkeit und Ränken fehlen lassen.

So stand der Herzog mit den drei Sprengelbischöfen Tirols auf gespanntem Fuße. Der Brixner vergaß seine Verhaftung nicht, der Trienter, aus seinem Bisthum verbannt, stand auf der Lauer, der Churer war gleichfalls ein unversöhnlicher Gegner. Aber auch im Landesadel regte sich wachsendes Mißvergnügen und mit dem deutschen Reichsoberhaupte sollte Friedrich bald zu seinem großen Nachtheile in bittere Feindschaft gerathen. Diese Verhältnisse müssen erörtert werden.

Als Herzog Friedrich IV. die Verwaltung Tirols in eigene Hände nahm, war er an 24 Jahre alt, ein schöner, stattlicher Jungherr mit wohlgepflegtem Barte, frohen, leichtlebigen, zu sinnlichen Freuden neigenden Muthes, ein Neuling erst in den Herrscherpflichten. Er stand einem Adel gegenüber, dessen Häupter durchaus nicht botmäßige Landesunterthanen abzugeben gewillt waren. Da war zunächst sein Jugendfreund, der Liederdichter Oswald von Wolkenstein, Waffengenosse Herzog Leopold's IV. und König Ruprecht's gegen den Visconti vor Brescia, kühn genug, mit Spottliedern die ersten Regierungsmaßregeln und das gesellige Leben des jungen Herzogs durch die Hechel zu ziehen und für die Standesvorrechte einzutreten; die reichen Vögte Ulrich von Matsch der ältere und jüngere, Grafen von Kirchberg, der mächtige Peter von Spaur, Niclas Vintler, seit langem Generalsteuereinnehmer und bald der Krösus im Lande, Michel von Wolkenstein das Haupt des gleichnamigen Hauses, die Gufidauner, die Liechtensteiner zu Karneid und Tschengls, die Starkenberger, Christoph Fuchs auf Fuchsberg, die von Schlandersberg, Annenberg und Montani, die Frundsberger und der stolzeste Aller, Herr Heinrich von Rottenburg, weit reicher als der Herzog selbst, mit eigenem großen Lehenshofe und über 20,000 Ducaten Rente.

H. Leopold IV. war bei allen seinen Schattenseiten in Tirol nicht unbeliebt gewesen. Man sprach gerne von seinem klugen, den

Landesbedürfnissen ersprießlichen Regimente, und wie sehr er die Wissenschaft geachtet, jeden Schüler, der ihm begegnete, höflich gegrüßt habe. Dem Abgehenden im Amte pflegt gemeinhin mehr Lob als Tadel zu folgen, und man vergleicht um so kritischer die Thätigkeit des Nachfolgers mit der des Vorgängers zu Gunsten des Letzteren. Vor Allem aber war ihm der Adel geneigt, da er einem Zusammenstoße mit dessen Standesvorrechten und persönlichen Stellungen auswich.

Er hinterließ eine kräftige, festgeschlossene Oligarchie dem jüngern Bruder als Erbe, und sie säumte nicht, ihre Geltung dem neuen, und in ihren Augen unerfahrenen Herzoge gegenüber noch fühlbarer zu machen. So entstand Ende August 1406 zu Bozen der Adelsbund mit dem silbernen Elephanten auf der Brust, der „Elephantenbund", auf fünf Jahre, der wahrscheinlich bereits im März 1407 ebenfalls zu Bozen auf Anregung Heinrich's von Rottenburg in den „Bund an der Etsch" aufging. Die „Snaidholzer" bezeichnet allem Anscheine nach eine engere Adelsverbindung. Mit den Vögten von Matsch und dem Wolkensteiner Oswald an der Spitze, umfaßte der Bund an der Etsch — in ein allgemeineres Adelsbündniß, (den „Falkenbund"?) umgewandelt — allgemach 135 Köpfe, und die Führung nahm der Rottenburger in die Hand. Daß diese adeligen Bündler unter dem Aushängschilde: das gute Landrecht Tirols und ihre Sicherheit zu vertreten, gegen die herzogliche Gewalt gerichtet war, verräth die genauere Erwägung der Bundesartikel, die Sachlage und die Persönlichkeit der maßgebenden Bundesglieder. Friedrich beeilte sich, der drohenden Einigung die Spitze dadurch abzubrechen, daß er sich in Brixen selbst in den Elephanten-Bund aufnehmen ließ und denselben somit zu einem Schutz- und Trutzbündniß der Grafschaft Tirol im Interesse des Landfriedens stempelte. Er begründete dies nachmals selbst in der Beschwerdeschrift an seinen Bruder Herzog Ernst. Dieser Beitritt erfolgt den 15. März: dreizehn Tage später lesen wir urkundlich vom Bündniß der Landesherren, Ritter, Knechte, Landleute Tirols und der Trienter Gemeinden u. s. w. wider alle Landesfeinde unter Mitfertigung des Herzogs. In den so erweiterten „Landschadenbund", wie man ihn nun schlechtweg nennen kann, trat der Brixner Bischof und auch der Trienter, dessen „Schutzhauptmann" der Rottenburger war. Auch der Genossenschaft der „Snaidholzer" trat Friedrich bei.

Das Jahr 1407 führte schon zu Verwicklungen mit den

maßgebendsten Vertretern des adeligen Ständethums. Niklas Vintler, 1370—1407 Amtsmann im Innthale und an der Etsch, Finanzrath oder Generalreferendarius in allen Geldangelegenheiten des Landesfürsten, der sich 1392 förmlich ein Privilegium der Nichtverantwortlichkeit für seine gewinnsüchtige Geldgebahrung beim H. Leopold IV. zu verschaffen wußte und als erste Geldmacht im Lande die wachsende Geldnoth H. Friedrich's im Pfandschaftswege gründlich auszubeuten nicht unterließ, macht den Anfang. Um nun in diese Finanzwirthschaft des Vintlers Klarheit zu bringen und dem Ansehen des Landesfürsten Vorschub zu leisten, entbot Friedrich den Generalreferendarius zur Rechenschaftslegung nach Bozen. Pochend auf sein Privilegium, verschloß sich der Vintler trotzig in seine stattliche Feste Rungelstein und Heinrich von Rottenburg fuhr dazwischen, indem er mit einer, vom Vintler verbürgten Schuld H. Leopold's IV. den Herzog Friedrich in die Enge trieb und sich gleich einiger Schlösser Vintler's als Pfandschaft gegen spätere Zustimmung des Genannten unterwand. Nun aber erklärte sich der Landesfürst zur Zahlung der Schuld bereit, beschied nun neuerdings den Vintler zur Verantwortung, erklärte den Nichterscheinenden als sachfällig, ließ Rungelstein berennen und nöthigte den Gebeugten, alle landesfürstlichen Pfänder auszuliefern. Auch der alte mächtige Peter von Spaur (Sporo) verspürte den Ernst des Herzogs (1408).

Nun sollte an den Rottenburger die Reihe kommen, der allüberall im Lande, im Innthal, Etschland, im Vintschgau und Nonsberg gütergewaltig war und als Hauptmann des Landes an der Etsch, Bundesführer, Vogt von Trient, Augsburg und Chiemsee, durch bedeutende Eigenschaften großes Ansehen bei den Standesgenossen im Lande erwarb. Der Rottenburger war nicht das verkörperte „alte Landrecht" Tirols, sondern der übermüthigste Träger des adeligen Privilegiums, das Haupt einer Ständerepublik, die dem Lande nicht frommen konnte. Prunkvoller als der Herzog in seinem Auftreten, rief er diesem zu, als Friedrich geflissentlich in das Gefolge des Rottenburgers sich mischte: „Friedel, Friedel, wann wilt Du witzig werden", — worauf der Herzog gefaßt entgegnet haben soll: „Wann Du ein Narre wirst, will ich weise werden". Und in der That trieb die Großmannsucht den Rottenburger bald zum tollen Frevel und offenen Landesverrath. Zahlreiche Klagen über den Gewaltigen geben dem Landesfürsten Gelegenheit zur Vorladung des Rottenburgers. Dieser will seine Sache der Entscheidung des Adelsbundes überantworten (1410,

25. März), um Zeit zu gewinnen. Furchtbar haust er nun im Lande gegen die Herzoglichen, gegen die Trienter, deren Führer, Rudolph von Bellinzona, er hinrichten läßt; ja selbst die harmlosen Kaufleute Venedigs und anderer welscher Städte wurden von seinen Soldknechten vergewaltigt. Er wendet sich, landesflüchtig, zur Söldnerwerbung an den Visconti; will dann den Görzer Heinrich, den Herzog Ernst, Friedrich's Bruder, auf seine Seite ziehen und findet endlich an den bayerischen Fürsten der Münchner und Ingolstädter Linie Verbündete. Sie schließen den 31. Juli 1410 ein Waffenbündniß, um den alten Plan des Hauses Wittelsbach (seit 1363), Tirols Eroberung, zu verwirklichen. Aber er gelang nicht, trotz des verdeckten, urplötzlichen Einfalls in's Innthal; denn der Frundsberg hielt sich in Matzen tapfer, Herzog Ernst eilte seinem Bruder Friedrich zu Hülfe und die Bürger von Innsbruck und Hall senden Reisige unter das Banner des Herzogs bei Trazberg. Doch kommt es zur Waffenruhe; die Bayern räumen das Land. Die Festen des Rottenburgers sind gefallen, er selbst wird im November 1410 gefangen und nach Innsbruck geschafft. Endlich muß er, nachdem er Urfehde geschworen hat, den Zusammenbruch seines großen Besitzstandes als Strafe hinnehmen. Kurz darauf starb der Gebrochene zu Kaltern, indem er am Todtenbette Gattin und Tochter der Gnade des Herzogs empfahl. Mit ihm erlosch sein klangvoller Name.

Ein gewaltiger Schreck fuhr durch den Adelsbund, aber noch fühlte er sich stark genug, zu günstiger Stunde sein Gewicht einzusetzen. Dagegen blickten Bürger und Bauer in Ergebenheit zum Herzoge empor, der in den niederen Ständen bald seinen Bundesgenossen schätzen sollte. Das Verhältniß Friedrich's IV. zum neuen Oberhaupte des deutschen Reiches, K. Sigmund, war, wie überhaupt das aller Leopoldiner zu diesem Luxemburger ein widerspruchvolles. Friedrich ging da mit seinem Bruder Ernst Hand in Hand. Seit 1411—1412 war es entschieden feindselig; zunächst wegen der Einmischung Sigismund's in die österreichische Vormundschaftsfrage, sodann zufolge des Strebens beider Herzoge, den Krieg des Luxemburgers mit Venedig durch ein Bündniß mit der Signoria vom Anfang des Jahres 1411 (?) zur Erweiterung der Habsburgermacht im Süden auszunutzen. Diese Beziehungen zu Venedig bleiben aber unfruchtbar; dagegen versuchte Friedrich als Landesherr und Verweser im Tridentinischen die Grenzen des tirolischen Valsugans zu erweitern. Schon im Juli 1412 hatte überdies ein Umschwung der politischen Sachlage stattgefunden;

Ernst und Friedrich sahen sich bewogen, durch K. Wladislaw von Polen einen Stillstand und Ausgleich mit K. Sigismund vermitteln zu lassen; und 1413 gewahren wir beide auf Seiten des früheren Gegners. Ja, zwischen Sigismund und Friedrich, die in Feltre (April 1413) zusammentrafen, zwei lebenslustigen Verehrern des Frauengeschlechts, kam es zur förmlichen Freundschaft. Sigismund weilte dann in Innsbruck, Friedrich gab dem Luxemburger das Geleite nach Salzburg, und beide kehrten dann nach Innsbruck zurück, wo es in allerhand Lustbarkeiten hoch herging. Aber die Entehrung eines schönen Bürgermädchens am Hofballe, die, als die Sache aufkam, ein Fürst dem andern zuschob, ward Ursache eines tiefen Grolles Sigismund's gegen Friedrich, der der wahrscheinlichere Schuldige ist. Man schied in Bitterkeit, und schon die Urkunden Sigismund's vom Ende Juli 1413 zu Gunsten des Brixners und des Grafen von Arco athmen die Abneigung des Königs wider den Herzog.

Die Constanzer Kirchenversammlung sollte die verhängnißvollste Klippe im Leben Friedrich's werden und dem Luxemburger reichlichen Anlaß zur Demüthigung des Herzogs bieten.

Als Johann XXIII. die sorgenvolle Reise zur Kirchenversammlung antrat, kam er mit dem Herzoge in Meran zusammen (15. October 1414). Friedrich glaubte Angesichts seiner Händel mit den Bischöfen Trient, Chur und selbst Brixen der päpstlichen Freundschaft zu bedürfen; überdies war ihm die Zusage eines Jahresgehaltes von 6000 Goldgulden und der klangvolle Titel eines „Generalvicars der römischen Kirche" willkommen. Dafür sicherte er dem Papste sein Geleite zum und vom Concile und die Fortschaffung aus der Stadt am Bodensee zu, wann immer sie Johann XXIII. für räthlich finde. Es war wie ein Vorzeichen, eine Ahnung, daß der Papst, auf der Fahrt vom Arlberge, bei Klösterli, umgeworfen und aus dem Schnee herausgezogen, zu seiner Begleitung lachend sagte, indem er gegen Constanz wies: „So fängt man Füchse" (sic capiuntur vulpes).

Bald fühlte er sich thatsächlich in der Falle, wie seine Haltung im Frühjahre 1415 an den Tag legt. Seine bedingte Zusage des Rücktrittes vom Papstthum (Ende Februar) war ein Schritt, den er binnen Kurzem nur allzu sehr bereute, da er rasch die Ueberzeugung von der starken Abneigung der großen Mehrheit gegen seine Wiederwahl gewann. Auch merkte man, er wolle aus Constanz entweichen und traf diesbezüglich alle möglichen Vorsichtsmaßregeln. Ja, den 19. März warnte K. Sigismund gleichzeitig den

Herzog von Tirol, seine Geleitzusage zu Gunsten einer etwaigen Flucht des Papstes zu verwirklichen.

Herzog Friedrich war den 4. Febr. 1414 in Constanz, mit wenigen Hochadeligen Tirols im Gefolge, eingeritten. Nur Oswald von Wolkenstein blieb von ihnen in der Concilstadt als Sachwalter und Späher der Tiroler Bündler und als entschiedener Verfechter der „Reichsunmittelbarkeit Tirols" bei K. Sigismund. Papst Johann XXIII. wollte nun auf's schleunigste von Constanz entweichen und bewerkstelligte dies am 21. März mit Hülfe Friedrich's, der zur Ablenkung der allgemeinen Aufmerksamkeit ein Turnier mit den Cilliern veranstaltet hatte, dann aber nach Empfang der Nachricht, Johann sei aus der Stadt als Reitbote verkleidet entwichen, das Waffenspiel bald abbrach und dem Flüchtlinge nach dem damals habsburgischen Schaffhausen folgte, um selbst in Sicherheit zu kommen. In der Nacht entfernten sich seine Begleiter, die Päpstlichen und mehrere ihm ergebene Cardinäle.

Allein nun verkosteten Beide, Papst und Herzog, nur zu bald die schlimmen Nachwehen ihres Beginnens. Den 22. März entschied die Rede Johann's Gerson, des Pariser Universitätskanzlers, die Suprematie des Concils über den Papst, der von Schaffhausen nach Laufenburg sich begeben. Sodann wurden die Vorladungsbriefe an Johann XXIII. und an Friedrich öffentlich angeschlagen, Boten an beide abgesendet, und als sie wegblieben, die weiteren Strafmaßregeln eingeleitet. Der Herzog ward den 1. April vom Könige in die Acht, vom Concil in den Bann gethan. Sigismund zeigt sich entschlossen, den Tirolerherzog zu verderben.

Schon am 28. März bricht das Reichsheer, 40,000 Mann stark, unter Führung des Burggrafen von Nürnberg, wider den Geächteten auf, indem es zunächst Schaffhausen und bald den ganzen Thurgau dem Hause Habsburg entreißt. Dann sollen die Eidgenossen über den Westbesitz des Hauses Oesterreich herfallen; so will es Sigismund. Obschon nun in der Tagsatzung zu Luzern und dann zu Beckenried die Eidgenossen dem widerstrebten als einem Bruche des 50jährigen Friedens mit Herzog Friedrich, der überdies im Unglück sei, zeigten sich doch bald die Berner nach dem Aargau lüstern, und da wollten auch die Zürcher nicht zurückbleiben und ließen ihr Gewissen durch einen Ausspruch des deutschen Königs, der Fürsten und der Kirchenversammlung beschwichtigen. Ueberdies erklärte später die Urkunde vom 24. Juli 1415, alle von den Eidgenossen eroberten habsburgischen Besitzungen als ihnen vom Reiche verpfändet.

Diese Botschaft vom Aufbruche der Schweizer empfing H. Friedrich zu Freiburg i. Br., und sie brach seinen Muth weit mehr, als die 400 Fehdebriefe adeliger Herren und Städte, mit denen man den Geächteten überschwemmte, und das Reichsaufgebot ihn zu schrecken vermochten. Alles stand auf dem Spiele; denn alle Nachbarn hetzte Sigismund gegen den Herzog als Aechter des Reichs und Gebannten der Kirche. Die Bischöfe von Augsburg, Chur, die Metropoliten von Aquileja und Salzburg rüsteten wider ihn; wie Bayern und sein eigener Bruder Ernst im Herzen dachten, werden wir bald sehen. Jedenfalls konnte er nicht sonderlich auf Hülfe von dieser Seite rechnen. Burgund und Mailand dagegen waren wenig handsame Bundesgenossen. Im Tiroler Lande jubelten die vom Wolkensteiner über die Sachlage wohlunterrichteten Bündler dem Untergange der Herzogsmacht entgegen; der vertriebene Trienter Bischof blieb mit der leidenschaftlichen Anklage Friedrich's vor dem Concile nicht hinter dem Berge, der Churer klagte da, und der Brixner war kein Freund des Habsburgers. So ließ sich denn Friedrich von dem bayerischen Herzoge Ludwig für den sauern Gang nach Constanz zur Werbung um die Gnade K. Sigismund's als einzigen rettenden Ausweg gewinnen. Am 6. Mai ritt der Gebeugte mit Ludwig in die Concilstadt ein und sollte am nächsten Tage die volle Schale der Demüthigung leeren. Mit prunkender Absichtlichkeit wies Sigismund vor den Herren aus Italien auf die Macht des deutschen Königthums, dem ein Glied des angesehensten Fürstenhauses Deutschlands sich beugen müsse. Und wenn wir erfahren, daß Friedrich auf alle Bedingungen einging, alle seine Getreuen anwies, dem Könige Lehenseid zu leisten, den Papst Johann in Freiburg von seinen Dienstmannen so lange zurückhalten ließ, bis dieser in der Gewalt des Concils war und seine Suspension (29. Mai) anerkennen mußte, daß er ferner sich und seinen ganzen Besitz in die Gnadenhand des Königs legte, — und dagegen sehen, wie ihn der Luxemburger hinhält, als Gefangenen behandelt, um eine Handvoll Geld werthvolle Schweizer Orte, habsburgisches Eigen, an die noch immer im Aargau und in der Nachbarschaft kriegenden Eidgenossen verschleudert (Sursee, Premgarten, Mellingen, Baden um 4500 fl.; Aarburg, Zofingen, Lenzburg, Bruck um 5000 fl.) und das Concil, in der Sache des Trienters, mit dem Könige um die Wette (21. Nov., vgl. 8. Juli 1415), den Herzog sachfällig erklärt, — so dürfen wir es Angesichts der Sachlage und dieser Gesinnung dem Habsburger nicht verargen, wenn er nach fast zehnmonatlicher Haft den Entschluß zur Flucht faßt und ihn (28. März 1416) ausführt, um, so

gut es geht, seine Sache auf gut Glück und eigene Gefahr auszufechten.

Es war hohe Zeit, daß Friedrich, der „Friedel mit der leeren Tasche", wie ihn die adeligen Gegner genannt haben sollen, der Stadt Constanz den Rücken kehrte, denn innerhalb der Tiroler Berge stand es mit seiner Sache schlimm. Wohl hatte man sich nicht bequemt, ohne Weiteres dem Könige Sigismund zu huldigen, trotzdem Oswald von Wolkenstein ein eifriger Verfechter der Reichsunmittelbarkeit Tirols war, und auch den Luxemburger gedrängt haben soll, einen Zug in's Etschland zu unternehmen; aber mit Herzog Friedrich wollten die Mächtigsten des Bundes nichts weiter zu schaffen haben. Ueberdies beeilte sich Friedrich's ehrgeiziger und habsüchtiger Bruder Ernst, die verworrene Sachlage auszubeuten; allerdings unter dem Vorwande, als Miteigenthümer Tirols für die Interessen des Hauses und zugleich des herrenlosen Landes eintreten zu müssen. Schon im Juni 1415 finden wir ihn zu Botzen, allwo er urkundlich Tirol, „das sein Bruder dem Könige Sigismund abgetreten habe" und ihm gehuldigt hätte, wider Jedermann schirmen zu wollen erklärt. Zu Innsbruck bestätigt er (10. Juli) die Landesfreiheiten und geberdet sich förmlich als Herr Tirols, allen Abmahnungen Friedrich's zum Trotz, obschon auch ihm gegenüber der Adelsbund eine kühle Zurückhaltung bewahrt und ihn dadurch um so mehr nöthigt, möglichst freigebig mit den landesfürstlichen Gütern, Nutzungen und Rechten den Herren gegenüber zu verfahren.

Die Flucht seines Bruders aus Constanz und dessen Erscheinen in Tirol, das eine spätere Zeit mit anmuthigen Legenden ausgeschmückt, konnte weder ihm, noch dem Adelsbunde lange verborgen bleiben; doch war sie beiden Theilen unwillkommen. Peter von Spaur war schon Ende April in Kenntniß davon. Während Friedrich Anfangs Mai sein Heer aus den loyalgebliebenen Elementen, den natürlichen Gegnern übermüthiger Baronenherrschaft, Bauern, Bürgerschaft und niederm Adel bei Meran und Botzen zusammenzog und sich Soldnerschaaren durch seinen treuen Landvogt Thunstein zuführen ließ, tagte die hierdurch beunruhigte „hochadelige Landschaft", vom Brixner und Spauer nach Brixen einberufen (6. Mai), und erklärte, nur jenen der beiden streitenden Brüder als Landesherrn fürder anerkennen zu wollen, der sich dem ständischen Schiedsspruche in Allem und Jedem unterwerfe. Man theilt überdies Tirol in fünf Kreise, denen der Brixner, der Spauer, der Starkenberg, der Frundsberg und Michael der Wolkensteiner vorgesetzt erscheinen. Allerdings erscheinen als Mitfertiger des Bundesbriefes

auch die Vertreter der fünf Städte: Meran, Botzen, Hall, Innsbruck und Trient, und es bedurfte einiger Zeit, ehe Friedrich die vom Hochadel umgarnten Städter unter sein Banner schaaren konnte, aber es gelang denn doch, obschon vor Allem die „Paurschaft" es war, mit deren Hülfe Friedrich die ersten moralischen Erfolge gewann. Dies besagt auch eine Urkunde H. Ernst's von 22. September 1416 für den durch ihn gewonnenen Herzog Ludwig von Bayern, dessen eigene Lüsternheit nach dem Besitze Tirols unbefriedigt blieb.

Die vorgeschlagenen Landtage zu Meran und Innsbruck führten nicht zum gemeinnützigen Ziele, zum friedlichen Ausgleiche. Endlich vermittelten der Pfalzgraf und der Erzbischof von Salzburg die Kropfsberger Einigung vom 29. September 1416, der dann der Innsbrucker Weihnachts-Vergleich folgte. Ihr zufolge sollte Friedrich die Grafschaft Tirol, Ernst die Städte Hall mit den Salinen und die Schlösser Ehrenberg, Thaur und andere behalten überdies eine förmliche Theilung der Länder zwischen den beiden Leopoldinern stattfinden. Doch änderte man dies wieder im Januar 1417 dahin ab, daß die Ländertheilung noch für Jahre aufgeschoben bleibe; Friedrich seinem Bruder Rottenburg und Hartenberg und dieser als Gegengabe Bruck a. d. Lejtha, Stixenstein und Krumbach in Oesterreich darbiete. Nach fünf Jahren habe dann die Theilung, wenn von einem Theile gewünscht, stattzufinden und das Recht gegenseitiger Beerbung gewahrt zu bleiben.

Es schien hohe Zeit, daß sich die herzoglichen Brüder verglichen, denn schon war K. Sigismund von seiner Reise nach Perpignan zum P. Benedict XIII. und durch Frankreich nach England wieder nach Constanz zurückgekehrt (27. Januar 1417), und in der nächsten Zeit zeigen sich neue schwere Schläge für den Tiroler Herzog vorbereitet. Das Concil wiederholte den Bannfluch über ihn als „Meineidigen und Frevler an der Kirche", der der Vorladung des 30. Februar im Trienter Handel nicht nachgekommen sei (4. April); und der Kaiser fügte am 4. April des Reiches Acht und Aberacht hinzu, die Aufforderung an Fürsten, Adel, Städte und des Reiches, über den Herzog von Neuem herzufallen. Die entschiedenste Adelspartei, die der Losung der Wolfensteiner: ein freieigenes reichsunmittelbares Tirol! folgte, harrte des Einbruches Sigismund's durch die Finstermünz, während die Eidgenossenschaft auf Vorarlberg und den Vintschgau, Bayern in's nördliche Innthal, die Görzer und Cillier Grafen in's Pusterthal eindringen sollten. Auch den Kirchenfürsten von Augsburg, Chur und Aquileja, ja selbst

dem Herzoge Albrecht V. von Oesterreich, Sigmund's versprochenem Eidame, war eine Rolle in diesem Kriege Aller gegen Einen zugewiesen. Und während Friedrich von allen Seiten den Feind in's Land bekäme, sollte gleichzeitig der Adelsbund im Lande losschlagen.

Aber dieser Plan rechnete auf Verbündete, von denen die Wenigsten sich zu dieser Rolle ernstlich herbeigelassen haben würden. Selbst die persönliche Werbung K. Sigismund's um das Aufgebot der Eidgenossen in Zürich und Luzern hatte keinen Erfolg. Immer mehr erklärte sich die öffentliche Meinung gegen die maßlosen Angriffe des Königs und Friedrich, der den Süden des Landes festhielt, Venedig bald für sich gewann, mit Kraft gegen einzelne Barone auftrat und wider das Verfahren Sigismund's nach allen Seiten hin Beschwerden erhob, fand an dem Pfälzer, an Ludwig von Bayern, am Salzburger, an den Görzern gutnachbarliche Fürsten. Ja, sein eigener Bruder Ernst begriff das Gebot der Nothwendigkeit, für den Vortheil und die Ehre des Hauses einzutreten, als er erfuhr, daß der König Feldkirch und den ganzen Walgau an den Toggenburger für 3000 Gulden verpfändet habe und trotz der versöhnlichen, dem Herzoge geneigten Stimmung des neuen Papstes Martin V. (gewählt 11. November 1417) und dessen Friedensbotschaft an den Herzog (am 31. Januar 1418), durch ein neues Fürstengericht das frühere Verfahren gegen Friedrich billigen ließ, am 7. Februar die Reichsacht wiederholte und dem neuen Bischofe von Chur die Rechte des Bisthums in Tirol in einem, den gegebenen Verhältnissen ganz widerstreitenden Umfange zu bestätigen vornahm. Nun brach in harter Winterkälte H. Ernst mit 1000 Reitern auf und erschien unvermuthet in Constanz, um dem Könige die ernstlichsten Gegenvorstellungen zu machen. Sein Erscheinen, die Würdigung der öffentlichen Meinung und der Festigkeit der neuen Stellung Friedrich's bewogen Sigismund endlich, auf Unterhandlungen mit dem Herzoge einzugehen, die zunächst den 6. Mai die Abmachung im Kloster zu Münsterlingen zur Folge hatten.

Friedrich erreichte nun die Lösung vom Banne der Kirche durch Papst Martin V. und am 12. Mai den endlichen Frieden. Er kostete das Haus Habsburg bedeutende Opfer, denn er besiegelte den Untergang der Stammherrschaft Oesterreichs im Thur- und Aargau zu Gunsten der Eidgenossen; den Verlust der Städte auf diesem Boden, welche durch Sigismund die Reichsunmittelbarkeit erwarben und 70,000 Goldgulden Kriegskosten zu

Handen Sigismund's, die auf 50,000 ermäßigt wurden. Der Trienter Bischof Georg sollte rehabilitirt werden. Dagegen wahrte er das Besitzthum und Rückeinlösungsrecht Friedrich's auf den Elsaß, den Sund- und Breisgau. Den 16. Mai war das Concil geschlossen; fünf Tage später verließen der Kaiser und auch der Herzog die Stadt am Bodensee, mit gemischten Erinnerungen an die verhängnißvollen Erlebnisse daselbst.

Wohl konnte nun Friedrich freier aufathmen, aber noch harrten seiner landesfürstlichen Gewalt herbe Stürme. Schon das war ein bitterer Nachgeschmack des Friedens, daß er, um die 50,000 Gulden aufzubringen, seinem Vetter, Herzog Albrecht V. von Oesterreich, für ein Darlehen von 36,000 Ducaten, das ganze Unterinnthal und einige Gerichte und Schlösser im Eisack- und Wippthale — unbeschadet der Rechte H. Ernst's — als Pfandschaft zusprechen mußte und nun die noch immer ungebeugten Adelsbündler, nicht bloß die hier begüterten, sondern auch die vom Etschlande, sich von dem Albrechtiner ihre Rechte und Freiheiten bestätigen ließen. Ja, einer der entschlossensten, der Starkenberger Ulrich, las dem nach Wien eilenden H. Friedrich förmlich den Text, erklärte, vor dem kaiserlichen Schiedsgerichte seien sie Beide gleich, und ging dann nach Ungarn an's Hoflager Sigismund's ab. Denn noch immer hoffte die hartnäckige Autonomistenpartei, vor Allem der Wolkensteiner Oswald, auf eine Förderung ihrer Pläne durch den Kaiser, welcher erst 1425 die Inhaber österreichischer Pfandschaften anwies, sie dem Herzoge zur Einlösung bereit zu halten und noch im Juli 1424 den Toggenburger abmahnte, dies bezüglich Feldkirchs und Sargans zu thun. Auch die Wirren in Südtirol, nach der Rückkehr des unversöhnlichen und friedlosen Bischofs Georg, kamen ihnen gelegen, denn dieser, von den Trientinern erst unter der Androhung der Reichsacht eingelassen, schloß alsbald Bündnisse mit Friedrich's Gegnern, Peter von Spaur und dem gefürchteten Söldnerführer Paris von Lodron. Es entspann sich ein neuer Krieg, den zuerst Friedrich selbst, dann die Grafen von Arco in Verbindung mit dem Provveditore von Roveredo (das 1418 die Venetianer in ihre Hände brachten) im Namen des Herzogs führten und schließlich in arges Gedränge kamen. Auch nach dem Tode Bischofs Georg, zu dessen Nachfolger Friedrich den ihm befreundeten Generalvicar Johann von Isny bestellte, ohne daß dieser die pänstliche Bestätigung erhielt, dauerte dieser verheerende Parteikrieg fort, bis ihm der Schiedspruch vom December 1420 ein Ziel setzte und der Herzog die Spaur bedingungs-

weise zu Gnaden aufnahm, den Paris von Lodron jedoch als Landfriedensbrecher vom Frieden ausschloß.

Es war ein Glück, daß die böhmische Frage und der Hussitenkrieg Sigismund's ganze Thätigkeit weitab lenkte, sonst hätte er in dem neuen Wolkensteiner Handel und in der Haltung des Tiroler Adelsbundes (1422—1423) den besten Anlaß zu einer neuen für Friedrich verhängnißvollen Einmischung in die Landesangelegenheiten als deutsches Reichsoberhaupt gefunden. Oswald von Wolkenstein, der entschiedenste Gegner Friedrich's und ohne Frage jener Adelsbündler, der am meisten für Ideen und Principien einzutreten fähig war, wurde, mit Einverständniß des Herzogs (?) durch seine ehemalige Buhle, die Sabina Hausmann, von seiner starken Feste, dem Hauenstein, nach Tramin in die Falle gelockt und hier von dem haßerfüllten Weibe so martervoll in Ketten und Banden gelegt, daß er zeitlebens lahm und siech blieb. Wohl mußte Friedrich den listig gefangenen und ihm überlieferten Wolkensteiner freilassen, denn drohend stand da sein mächtiges Geschlecht, Michael an der Spitze, und ihre Sippe, zum Losschlagen bereit, aber der körperlich gebrochene Mann schien nicht mehr gefährlich. Doch blieb er es noch. Die letzte schwere Prüfung für den Landesfrieden bot das Jahr 1423. Der Adelsbund war nicht gelähmt, im Gegentheile, das Schicksal des Wolkensteiners, die Demüthigung des wilden Lodron, dessen Felsennester Rocca von Bragutz und Castel Romano von den Anhängern Friedrich's, Arco und Thunn, erstürmt worden, und der Kampf des Herzogs mit den trutzigen Starkenbergern, Wilhelm und Ulrich, forderte ihn zum Eintreten in die Sachlage auf, um so mehr, als er noch immer überzeugt war, an K. Sigismund einen Rückhalt zu besitzen

Ein neuer Bundesbrief der Herren, Ritter, Knechte, Städte, Märkte, Gerichte und Thäler der Grafschaft Tirol, der Landschaft an der Etsch und im Innthal, der drei Bisthümer, Trient, Chur Brixen, zur Aufrechthaltung der ständischen Freiheiten wird den 18. Juli unterzeichnet und ist deutlich gegen den Herzog gerichtet, nicht mehr und nicht minder als die Verbindungen der Landschaft seit 1406, — denn nur die Opposition führte darin das entscheidende Wort. Ueberdies ermuthigte Sigismund die Bündler zum Ausharren. Die Wolkensteiner, der Spaur, die Starkenberger, die Schlandersperger, die Trautson und andere Gewaltherren ängstigen die Herzoglichen, den friedlichen Burger und Bauer und machen den „Landfriedensbund" zur Comödie. Aber der vielgeprüfte Herzog verzagt nicht. Der

neue Brixner Bischof Berthold von Bückelsburg aus Schwaben, (Stämpfl's Nachfolger seit 1418) vermittelt den Brixner Ausgleichstag (5. August), den der Herzog, viele Bürger und Bauern, wenig Adelige und keiner von den hohen Friedensstörern besucht. Da wird ein zweiter Ständetag beschlossen; man will ihn nach Botzen legen, aber Friedrich zieht Meran vor, mit richtigem Blick; denn hier war seit 1417 die Hauptstätte seiner Unternehmungen. Der Meraner November-Landtag bricht den Schwall der Verwirrung und Unsicherheit. Die Stimmung der Gemäßigten des Adels, der Bürger, Bauern und der Geistlichkeit giebt den Ausschlag; der Herzog bestätigt die Rechte und Freiheiten des Landes, aber empfängt auch den Eid der Treue, und was der Brixner vorschlägt, die Auslieferung des Bundesbriefes und die Auflösung des Bundes, dringt durch; denn ein solcher führe zum Hochverrath und schwäche die gesetzliche Fürstenmacht. Nur einer von den Bündnern war erschienen und mußte erfahren, daß doch der Kern des Landes hinter dem Herzoge stand und die Mehrheit der Landschaft entschlossen sei, die Wahrung des alten Landrechtes, der Verfassung, aus den selbstsüchtigen Händen der Familie des Hochadels, in die des „Fürsten und der gemeinen Landschaft" zu legen; aus dem, was Monopol der Oligarchie bleiben sollte, ein Prärogativ des Landesherrn und der gesammten Landesvertretung zu machen.

Und so bildet den letzten Act des Kampfes Friedrich's wider die „Herren von Pfauenschwanz", wie der Volkswitz die reichen und trutzigen Burgherren nannte, der Kampf um das unbezwingliche Felsennest der Starkenberger, Greifenstein, zwischen Terlan und Siebeneich (einst den Eppanern gehörig), als Sache des Herzogs und der gemeinen Landschaft. Noch bevor aber die Feste durch Uebereinkunft der Besatzung mit Friedrich in landesfürstliche Hände gerieth, geschah das Wichtigste, die endliche Aussöhnung Friedrich's mit K. Sigismund, welche unter Vermittlung H. Albrecht's V. am 17. Februar 1425 stattfand und die Bündner, Oswald von Wolkenstein an der Spitze, bald aller weiteren Hoffnungen auf die kaiserliche Förderung ihrer noch immer hochfliegenden Erwartungen beraubte. Denn 1424 warb Oswald unermüdlich im Reiche um Sympathien für die Sache seiner Standes- und Gesinnungsgenossen. Eine Säule der Bündnerschaft um die andere bricht zusammen. Die Starkenberger waren nicht mehr zu fürchten, Leonhard von Wolkenstein, dessen Burg Aichach 1424—1436 als Herberge der Unzufriedenen, der Landesfriedens-

störer galt, fügt sich, denn auch Michael von Wolkenstein ließ sich von Friedrich gewinnen. Hans von Villanders wird gefangen und unterwirft sich, Oswald von Wolkenstein flüchtet nach Vorarlberg, wird jedoch am Bodensee erkannt, festgenommen und nach Innsbruck geschafft. Hier muß er (1427, 1. Mai) dem Herzoge Urfehde schwören. Die Rechnung seines Lebens ist durchkreuzt, das, wofür er gekämpft, gefallen; jetzt ist er ein gebrochener Mann. Unter diesen Erlebnissen war der alte Peter Spaur dem Grame erlegen. „Nun habe ich genug gelebt", rief er als Sterbender aus, denn in die neue Zeit des landesfürstlichen Sieges wollte er sich nimmer schicken; die Söhne fügen sich in's Unvermeidliche.

Der „Friedel mit der leeren Tasche" hatte wieder seine Taschen gefüllt; geläutert in seinem Wesen durch herbe Erfahrung, griff er mit glücklicherer Hand als zuvor zum Steuer und wußte es festzuhalten und zu lenken. Die späteren Streitigkeiten mit Trient, Chur, mit den Lodron's und andere Händel rüttelten nicht mehr an dem festen Gefüge seiner landesfürstlichen Macht. Der geldarme Herzog wurde ein wohlhabender Fürst, denn Handel und Wandel blüheten wieder auf und der Bergsegen hob sich wunderbar im Lande. Seit dem Tode seines Bruders Ernst (1424), durch elf Jahre Vormund der beiden Neffen, der Söhne des „eisernen" Herzogs, griff er auch in die Verhältnisse Innerösterreichs ein, wie wir an anderer Stelle sehen werden, und im Tiroler Lande blieb sein Name im Munde des Volkes geläufig, sein Tod (1439, 24. Juni) nicht unbetrauert.

Doch noch einen Blick müssen wir der westlichen Nachbarschaft Tirols zuwenden. Hier bot der Tod des letzten Toggenburgers, Friedrich (30. April 1436), die willkommene Gelegenheit, den jenseits des Arlberges so arg mitgenommenen Besitz des Hauses Oesterreich wieder abzurunden. Gegen Zahlung der ermäßigten Pfandsumme gab seine Wittwe heraus (19. September, Telfs im Innthal) die Gebiete, Orte und Schlösser: Feldkirch, Rankweil, beide Montfort, Jagdberg, Walgau, Ramschwag, die Walserthäler, den hintern Bregenzerwald, Dornbirn, Fussach, Höchst, Rheineck und Altstetten, das Rheinthal, Sargans, Freudenberg, Neidberg, Wallenstädt, Wesen, Windeck und Gastal — also nahezu das gesammte habsburgische Vorarlberg jener Epoche. Es war dies ein neuer Allarmschuß für die Eidgenossenschaft, die es nicht ruhig ertrug, daß ihr Habsburg wieder näher rücke. Doch wurde der losbrechende Krieg mit Zürich bald wieder erstickt

(1437, Sommer). Aber hier blieb die wundeste Stelle der Habsburgermacht, eine stets nur schlummernde Gefahr.

Denn auch sonst zeigten sich damals, dicht an der Flanke Tirols bedenkliche Erscheinungen. Den 16. März des Jahres 1424 schlossen die Oberrheinländer im hohen Rhätien unter der Linde von Truns den „grauen" Bund, dessen Name später die ganze Landschaft (Graubündten) bezeichnen sollte. Der Abt von Disentis, die Rhäzuns, Sachs, Misor, Ilanz, Grub, Lugnitz, Vals, Flims, Werdenberg und die Gemeinden der Gegend errichteten ein Bündniß, das alle zehn Jahre erneuert werden solle, mit zwölf hohen und zweiundzwanzig kleinen Gerichten. Um diese Zeit bildete sich der schon oben (S. 249) erwähnte Gotteshausbund mit elf Hochgerichten und einundzwanzig kleineren aus; seine Hauptbestandtheile waren nun Chur, Pregall, Ober-Engadin, Unter-Engadin, Münsterthal u. s. w. Die Werdenberger, das mächtigste Geschlecht dieser Gegenden, dem grauen Bunde abhold, weil sein Schwerpunkt in den Gemeinden ruhete, schlossen mit den abgefallenen Rhäzuns einen adeligen, den „schwarzen" Bund, der aber keinen langen Bestand hatte, während der graue Bund immer mehr zunahm.

Als der Tod des letzten Toggenburgers eintrat (1436), wurde das Davos und der größere Theil des Prätigau's herrenlos. Nun schlossen die Gemeinden Davos, Klosters, Kastels, Schiers, Seewies, Langwies, das innere Schanfigg und noch andere Gegenden den sogenannten Bund der zehn Gerichte oder den ewigen Bund (1436, 8. Juni).

So erwuchsen im Rhätischen die drei Bünde, welche, bald enger verbunden, Hand in Hand mit der benachbarten Eidgenossenschaft die Zeit wahrnahmen, um sich dem Einflusse der Tirol-Vorarlbergischen Fürstengewalt ganz zu entziehen.

9. Innerösterreich, die Länder Steiermark, Kärnten, Krain, die Marken und österreichisch Istrien, mit Triest und Portenau im Friaulschen mit dem Sitze zu Graz und Laibach erscheint im Vertrage zwischen Leopold IV. und H. Ernst (Wien, 16. September 1406) ausersehen, den Besitzstand des letzteren zu bilden, falls er nicht vorzöge, das Tiroler Land zu wählen; er gilt nunmehr als „Herzog der Steiermark", Kärntens, Graf und Herr der anderen Gebiete. Nach Leopold's IV. Tode festigte sich dies um so mehr, da die Besitzungen Leopold's IV. in diesem Gebiete, vor Allem die wichtige Festung und Schloßherrschaft Gestnik ((Gösting) bei Graz an Ernst fielen. Damals begann er, sich auch „Erzher-

zog" zu schreiben, welchen Titel ihm zunächst der Doge von Venedig im Jahre 1409 gegeben hatte. Der „eiserne" Ernst, von gewaltiger Körper- und Willenskraft, begründet die ältere inner-österreichische oder wie man gemeinhin sagt die steiermärkische Habsburgerlinie, denn das Steierland, welchem damals wieder das Gebiet zwischen dem Semmering und der Wiener Neustadt zugesellt erscheint, war die Hauptprovinz, und Graz der bevorzugte Sitz der Herrschaft.

Ernst besaß starkes Selbstgefühl und etwas von dem berechnenden und gewaltthätigen Wesen Rudolph's IV., aber ungleich derbere Rücksichtslosigkeit, die wir im Streite um die österreichische Vormundschaft zu Tage treten sahen. Ob ihm wissenschaftliche Bildung eigen war — er soll in Bologna studiert haben — läßt sich nicht genauer erkennen. Ende 1411 ließ er sich in der Steiermark huldigen; doch bestätigte er erst drei Jahre später (1414) die Freiheiten des Landes und der Nachbarprovinzen in eigenen Handvesten. Im Bewußtsein der fürstlichen Geltung war er nicht gewillt, seine Rolle in Oesterreich sogleich aufzugeben und entschlossen, die Feindschaft Sigismund's gegen die leopoldinischen Habsburger thunlichst heimzuzahlen. So sehen wir ihn in Gesellschaft Friedrich's von Tirol geraume Zeit als Gegner Wiens und des Walseer, seines ehemaligen Verbündeten. 1412, den 24. Februar, schließen beide ein Waffenbündniß mit Sigismund's Gegnern, dem Jagellonen Wladislaw und dessen Vetter Withold von Lithauen, dem Sigismund's und Albrechts's V. Bündniß begegnen soll. Doch die baldige Aussöhnung des Polenkönigs mit dem Luxemburger ändert die politische Sachlage; die Leopoldiner fühlen sich isolirt, und so spielt Wladislaw den Vermittler zwischen Sigismund und den Leopoldinern, und Ernst begiebt sich selbst nach Ofen, um hier alle Späne auszutragen. Damals muß es gewesen sein, daß Ernst durch sein Auftreten den König Sigismund derart aufbrachte, daß H. Albrecht besänftigend dazwischen treten mußte. Ebendorfer berichtet, daß der Herzog durch eine anzügliche Stickerei auf seinen Pferdedecken Sigismund's Unmuth erweckte; einen weit bezeichnenderen Anlaß erzählt die Chronik des Kärntners Unrest. Der König habe den Herzog in absichtlicher Geringschätzung mit den Worten begrüßt: „Gott grüß' Euch, Habsburg", worauf der hochgemuthe Ernst schlagfertig erwiderte: „Ich danke Euch, Luxemburg."

Daß Ernst auf Feindseligkeiten Sigismund's gefaßt war, beweist unter Anderem sein Brief aus Ungarisch-Altenburg vom 15.

Juni 1412 an den Göstinger Schloßhauptmann Ernst, den Saurer. „Er besorge", heißt es darin, „der König von Ungarn wolle mit ihm seinen Muthwillen treiben und ihn aus seinem väterlichen Erbe drängen, doch hoffe er sich dessen mit Gottes Hülfe zu erwehren." Dürfte man eine Vermuthung aussprechen, so ließe sich vielleicht die vielbesprochene Ritterfahrt Herzog Ernst's in's gelobte Land, an die noch ein altes Verzeichniß des adeligen Gefolges inneröfterreichischer, österreichischer und tiroler Herren (25 an Zahl) erinnert, seiner Werbung um die Hand der schönen, leibesstarken Cimburgis von Masovien, Wladislaw's I. Verwandten, am Krakauer Hofe chronologisch nachstellen und die Werbung A. 1412, die Pilgerfahrt in's Jahr 1413 setzen, da vom 4. Februar bis 8. Juli desselben Jahres keinerlei Urkunde den Aufenthalt Ernst's in seinem Hauptlande oder in der Nachbarschaft bezeugt und andererseits die Streitigkeiten mit Sigismund und den Walseern bereits einen leidlichen Austrag gefunden hatten, also mehr Muße zu solchen Abenteuern vorhanden war. Der Aufenthalt des Herzogs beim K. Wenzel auf dem Karlstein dürfte jedoch eher dem Jahre 1412 zugehören.

Die Vorgänge im Süden Innerösterreichs nahmen das ganze ungetheilte Augenmerk Ernst's in Anspruch. 1398 waren die Herren von Duino oder Tibein erloschen; ihre Erben waren die mit Ernst jetzt verfeindeten Wallseer geworden. 1411 brach der Krieg zwischen Sigismund und Venedig los, in welchem die beiden Leopoldiner, Ernst voran, zunächst als Verbündete der Signoria Stellung zu nehmen gedachten. Auch fanden sie dazu auf dem Boden Friauls einen bestimmten Anlaß; denn während den 14. Mai 1411 alle aquilejischen Lehensträger jenseits des Tagliamento mit der Republik ein zehnjähriges Schutz- und Trutzbündniß schlossen, und das vollständig heruntergekommene Patriarchat durch den Verzicht Panziera's (1411, 6. Juni) herrenlos blieb, bis es zum weltlichen Generalvicariate des Ortenburgers (1412, Februar) kam, wandten sich (November 1411) die Vororte des Friaulischen, Cividale und Udine an die Herzoge Ernst und Friedrich als Schutzherren und diese sandten auch den Ritter Burkhard von Rabenstein nach Udine (Weiden), um ein Abkommen mit der Stadt abzuschließen, wonach die österreichischen Herzoge einen Vicedominus und die Landesbeamten im Friaul'schen zu bestellen hätten. K. Sigismund aber ließ mit einem starken Heere unter Pippos' von Ozora Führung Friaul (Ende November-December 1411) besetzen und Udine vor Allem. Er war Herr der Sachlage, er bestellte den

Generalvicar Aquileja's und bald (6. Juli 1412) den neuen und letzten Patriarchen: Ludwig, Herzog von Teck. Die Habsburger bequemten sich nun zur politischen Schwenkung, nachdem der Polenkönig und H. Albrecht V. das Vermittleramt in die Hände genommen hatten. Das Ergebniß dessen zeigt sich zu Anfang des Jahres 1413 in den Taidungen Sigismund's mit den Habsburgern und in seinem Schiedspruche zwischen Herzog Ernst und Reinprecht von Walsee (1413, 4. Februar); aber diese Fehde ließ sich nicht ganz ersticken.

Die eigenthümliche Rolle H. Ernst's in den Tiroler Angelegenheiten der Jahre 1415—1416 kam an anderer Stelle zur Sprache. An diese, das Hausinteresse Habsburgs tief berührenden Ereignisse knüpft sich zunächst der endgültige Ausgleich mit H. Albrecht V. und dessen Hauptanhänger Reinprecht von Walsee. Der Gegensatz der beiden habsburgischen Linien seit 1411 konnte sich nicht so schnell ausleben, bei den verwickelten Besitz- und Rechtsverhältnissen. Erst im Jahre 1417 kommt es zur friedlichen Begleichung, indem H. Ernst seinen Pfandbesitz in Oesterreich: Bruck a. d. Lejtha, die Häuser in Wien, Gutenstein, Potenstein, Hintberg, Kirchling, Hütteldorf endgültig überliefert und auf die Pfandsumme für die Stadt Steier verzichtet. Dagegen empfängt er 25,000 ungarische Goldgulden zur Lösung. Nicht minder verwickelt waren die Verhältnisse des Hauses Walsee als Gläubiger zu Herzog Ernst Landesherren Inneröstereichs geworden, seit zwischen beiden Theilen Feindschaft bestand. Die Urkunde H. Albrecht's V. vom 12. April 1416 für Reinprecht von Walsee läßt am besten den Umfang der Pfandherrschaften dieses Hauses ermessen, welche ihm die Herzoge Leopold IV. und Ernst auf 28 Jahre überwiesen hatten: ganz Mitterburg (Pisino) mit den Grafschaftsrechten in Krain, Görtschach und Oberstein, in Steiermark, Mahrenberg und Windischgräz und viele Güter in Oesterreich. Die Ausgleichshandlung vom Jahre 1417 belehrt uns, daß Reinprecht auch die steiermärkischen Schloßherrschaften Riegersburg, Gonobitz, Stättenberg und Eibiswald erworben hatte, die ihm wieder sammt Windischgräz, Görtschach und Neuberg an der Kanker zugesprochen werden. Solche verwickelte Pfandschafts- und Lehensverhältnisse mußten ein wahres Füllhorn von Streitigkeiten werden und beweisen am besten den ungemeinen Besitzaufschwung, den vereinzelte Herrengeschlechter nahmen.

Die Türkengefahr Inneröstereichs und H. Ernst's kriegerische Rolle dabei läßt sich nach bewährten Zeugnissen feststellen.

Eine spätere Zeit hat offenbar die ganze Sachlage übertrieben aufgebauscht und entstellt und von einer Türkenschlacht vor Radkersburg (1418, October) kann nicht leicht die Rede sein. Immerhin scheint diesen sehr bedenklichen Angaben kein bestimmter thatsächlicher Anhaltspunkt, sondern die unbestreitbare Nähe der damaligen Türkengefahr Inneröstereichs zu Grunde zu liegen.

An den Hussitenkriegen nahm H. Ernst vereinzelten Antheil (1420, Sommer) und hätte beinahe den Tod durch nächtlichen Ueberfall gefunden, was er dem angesehensten Katholikenführer, Ulrich von Rosenberg, dem Grundherrn seines Rastortes, brieflich mittheilt.

Die Schlußentwicklung der Friauler Ereignisse (1419—1420), die Besitzergreifung Venedigs von Cividale, Belluno, Feltre, Udine, Gemona und endlich Aquileja (1420, 5. August), das Zusammenbrechen der reichsunmittelbaren Herrschaft des Patriarchats, das, mit den Savorgnano's im Kampfe, zuletzt auch von der Hülfe Ungarns, Ortenburgs und der Görzer im Stiche gelassen und nunmehr venetianisches Erzbisthum wird, und Ludwig's von Teck erfolgloser Versuch, das Unabänderliche zu ändern (1422), — all' dies vollzog sich, ohne daß H. Ernst Anlaß fand, ein bewaffnetes Einschreiten in dieser oder jener Richtnng zu versuchen. Er rechnete zu kühl, um eine kostspielige und aussichtslose Politik der Einmischung in Scene zu setzen.

Weniger dornenvoll als das landesfürstliche Amt seines Bruders Friedrich verräth Ernst's herzogliches Gebahren viel Entschiedenheit und strammes Wesen. Vor Allem that es Noth, dem schamlosen Raubritterthum und den endlosen, verwüstenden Geschlechterfehden ein Ende zu machen, an denen auch Inneröstereich keinen Mangel hatte. Schon in der ersten Zeit des landesfürstlichen Regiments war der Hochkirchen auf Kapfenberg ein gefürchteter Wegelagerer, der Lichtenecker im Mürzthal, nicht minder als der Linzer auf Hirnstein, ein Schrecken der Wiener-Neustädter Kaufmannschaft, die dann aufathmete, als der Strolch zu Wien den Tod durch Henkershand erlitt. Auch der Laun zu Pütten war um 1409 sehr gefürchtet. Eigentlich steiermärkische Adelsfehden spielten sich zwischen Stubenberg und Walsee, dem Teufenbacher und der Gurker Probstei ab; eine der gewaltsamsten zwischen dem Herbersteiner und Lobminger, welch' letzterer auch die ganze Strenge Herzogs Ernst zu verkosten bekam. Auch der Pergauer, die Emmerberger, der Liechtensteiner waren un-

ruhige Adelige, die im Zaum gehalten werden müßten. Der Krainer Landeshauptmann Georg von Auersperg, welcher die Laibacher in gröblichster Weise vergewaltigt, wurde abgesetzt und verdankte die Begnadigung vom Tode zum Leben nur der Rücksicht auf seine Verdienste (1423).

Die zerrütteten Finanzverhältnisse des Herzogs aus der Zeit der Kämpfe mit Leopold IV. wirkten nach und bestimmten den geordnete Zustände anstrebenden Habsburger, zugleich Vater einer wachsenden Kinderzahl, die Kirchen und Klöster der eigenen Lande in Mitleidenschaft zu ziehen. Die Klageschrift Erzbischofs Eberhard III. von Salzburg als Metropoliten bei Kaiser und Papst wider diese Eingriffe Ernst's, erörtert ausführlich den Sachverhalt, insbesondere legt sie auf die drückenden Steuern Gewicht; beweist aber auch nur zu deutlich, wie sehr der eigene Vortheil des Hochstifts durch die Maßregeln des Herzogs sich gekränkt fühlte und seinen Vorsteher zu jener Klage trieb. Bann und Interdict blieben nicht aus (1423) und K. Sigismund, damals wieder in ungünstiger Stimmung, leistete diesen Maßregeln Vorschub, die jedoch an der Stellung und Haltung Ernst's wenig änderten.

Ein rascher Tod raffte den 49jährigen Herzog zu Bruck an der Mur aus dem Leben (1424, 10. Juni). Seine erste Ehe mit Margarethe von Stettin war kinderlos, die zweite mit Cimburgis von Masovien gab fünf Söhnen und vier Töchtern das Leben, deren drei das väterliche Haus mit Sachsen, Baden und Werdenberg verschwägerten. Zwei Söhne, Friedrich V. und Albrecht VI., überlebten den Vater als Minderjährige. Die Mit- und Nachwelt erzählte viel und gern von der Stärke des eisernen Herzogs, der Hufeisen spielend zerbrach, von der Schönheit und Korperkraft der zweiten Gattin, um die er als „Graf von Aflenz" (Ort in Ober-Steiermark) ritterlich gefreit hatte.

Das Hausgesetz bestellte zum Vormund der Söhne Herzog Ernst's den tirolischen Ohm H. Friedrich IV., in dessen Händen nun die Verwaltung des ganzen Besitzes der Leopoldiner lag. Wir begreifen, daß er sie möglichst lange festhalten wollte, und als mit dem Jahre 1431 der ältere der Neffen, Friedrich V., mündig geworden, eine weitere Erstreckung der Gerhabschaft bis zur Mündigkeit des jüngern Neffen, Albrecht's VI. (1435), durchzusetzen verstand. Ja, auch dann noch kostete es bedeutende Schwierigkeiten den Tiroler Herzog zur Niederlegung seines liebgewordenen Amtes zu bewegen. H. Albrecht V. fällte (1435, 25. Mai) den Schied-

spruch, welcher bis Weihnachten 1436 die endgültige Ordnung des Handels in Aussicht nahm und das Erbfolgerecht der beiden Söhne H. Ernst's regelte. H. Friedrich der ältere zog sich dann auf seine Ländergruppe zurück, während Friedrich der jüngere den verhängnißvollen Theilungsvertrag mit seinem Bruder H. Albrecht VI. (1436, 13. Mai) abschloß, die Quelle langen Haders, eine Pilgerfahrt in's gelobte Land von Triest aus (9. August 1436) antrat, in Jerusalem, am h. Grabe, den Ritterschlag von der Hand eines seiner Begleiter, Albrecht von Neipperg, empfing und den Weg heimwärts über Cypern und Venedig einschlug. Schwierig waren die Aufgaben des jungen Herrschers, dem nichts von der eisernen Natur, nichts von der ehrgeizigen Unternehmungslust des Vaters innewohnte, und eines der ersten unangenehmen Erlebnisse war die Erhebung seiner „Unterthanen", der Grafen von Cilli, in den Fürstenstand des deutschen Reiches.

Im steierischen Unterlande, an der obern San, mahnen noch heute die Ueberreste von Saneck (Sounek) an ein nicht unangesehenes Geschlecht gleichen Namens. Schon im 12. Jahrhundert begegnen uns die „Freien von Sunek (Sounek)"; sie wachsen an Bedeutung und Gütermacht, führen auch unter Anderm das Prädicat von Lengenburg (Lemberg) und treten als Besitzer von Eigengut, kärntner Herzogslehen, aquilejischer Feudalgüter in Steiermark und Krain in die vordere Reihe des inneröstereichischen Adels. Das Geheimniß ihres raschen Emporkommens, neben dem Hebel des Glückes, lag in ihrem Geschick, zu erwerben, zu bewahren und zu mehren, besser wie viele von Hause aus güterreichere Standesgenossen. Ulrich von Sounek († vor 1318) war mit einer der Erbtöchter Ulrich's II. von Heunburg, des Gatten der kärntner Herzogswittwe Agnes, vermählt. Katharina von Heunburg brachte an das Souneker Haus, dem nun ihr Sohn Friedrich vorstand, ein reiches Erbe, als ihr Bruder Hermann, der letzte seines Geschlechtes, (1322) starb. Denn nun erhielt Friedrich von Sounek, als Neffe des Erblassers, Gelegenheit, sich der seinem Eigenbesitze nächst gelegenen Heunburger Güter im Save- und Schallthale zu bemächtigen. Die Stadt Cilli, damals reich an Resten antiker Zeit, aber ein offener Ort, erscheint zur Hälfte in der Hand Friedrich's von Sounek, während die andere der Miterbe, Ulrich von Pfannberg, festhielt, aber auch den Antheil Friedrich's als den seinigen ansah und denselben an die Aufensteiner (1323) für 250 Mark Silber versetzte. Friedrich mußte

um jeden Preis den Besitz von Cilli anstreben nnd gerieth deshalb in eine heftige und beiderseits verlustreiche Fehde mit den Aufensteinern (seit 1327?). In dieser Fehde hielten es mit dem Aufensteiner, Hauptmanne und Marschalle von Kärnten, der Ortenburger Mainhard, Hauptmann zu Krain und in der Mark; während die Walseer, und zwar Ulrich, Landeshauptmann von Steier, mit Friedrich, ihrem Verwandten, verbündet waren. Erst im Herbste 1331 wurde unter Vermittlung Herzogs Otto die Sache einem Austrage entgegengeführt und seit 1332 erscheint Friedrich im Besitze der Hälfte von Cilli und bringt endlich 1335—1341 die Pfannberger zum Verkaufe der andern. So ist er nun Alleinbesitzer von Cilli, und nimmt hier seinen ständigen Aufenthalt als „Graf von Cilli", zu welchem Titel, an Stelle des ältern Geschlechtsnamens „Sounek", die Gnadenurkunde K. Ludwig's des Bayers vom 11. April 1341 diesen Friedrich I. von Cilli, auch Hauptmann des Krainer Landes, berechtigte.

Von da ab wachsen immer rascher Bedeutung und Macht der Sounek-Cillier. Schon unter Friedrich's I. Söhnen, Ulrich I. und Hermann I., spricht man in Nah und Fern von diesem Geschlechte, denn ihre Kriegsthaten, insbesondere die zahlreichen Waffengänge Ulrich's I. in allen Weltgegenden Europa's, geben auch dem Zeitgenossen Peter Suchenwirt viel zu loben. Aber die Cillier verstehen es auch, ihre Kriegsdienste im Solde Habsburgs, Ungarns und anderer Mächte gut zu verwerthen und erwirken 1372 (nicht 1362) den wichtigen Freibrief Karl's IV., der, mit Zustimmung der Habsburger, Albrecht III. und Leopold III. als Landesoberherren der Cillier, den königlichen Act von 1341 ausführlich erneuert und die Grenzen ihres Besitzes, des umfangreichsten im Unterlande, der „Grafschaft Cilli", feststellt. Oberburg, Schönstein, Hohenegg, Windisch-Feistritz, Rohitsch, Windisch-Landsberg, und Osterwitz (im Savethal) bilden die beiläufigen Hauptpunkte der Umfangslinie. Ulrich's I. Sohn, Wilhelm, erscheint als Waffengenosse K. Sigismund's im Türkenkriege des Jahres 1392 und fördert als Gemahl der Piastin Anna, Tochter K. Kasimir's von Polen, des letzten Piasten, den Glanz des Hauses.

Aber der Begründer der machtgebietenden Stellung der Cillier wird Hermann II., Sohn des gleichnamigen Altgrafen und der Tochter K. Stephan's I. von Bosnien, Schwägerin K. Ludwig's von Ungarn; selbst Gatte der Tochter des reichen Hauses der österreichischen Schaumberger, Elisabeth. Immer enger zeigt sich der Anschluß der Cillier an die Geschicke Ungarns, ihr Eintritt

in die Strömung der Ereignisse an der untern Donau, reich an Gewinn für ihre Zukunft; immer weiter der Kreis ihrer glänzenden Verwandtschaften, immer breiter und fester der Bau ihrer Gütermacht und eine kräftige Langlebigkeit, vorzügliche Oeconomie, die volle Rücksichtslosigkeit weltläufiger Verstandesmenschen verkettet einen Erfolg mit dem andern.

Hermann II. wird ein geschätzter Hofgast K. Sigismund's, er bleibt an der Seite des Königs in und nach der furchtbaren Schlacht bei Nicopolis (1396), und als die unzufriedene Ständepartei den Luxemburger als Gefangenen auf Siklós schaffen läßt (1401), vermittelt Hermann II. die Freilassung des Königs Hand in Hand mit den Gara's, die bald dem Hause Cilli verschwägert werden. Dankgefühl und Schuldnerpflicht bestimmen K. Sigismund, dessen Hand ohnehin überaus offen war, zu Schenkungen und Pfandschaften aller Art. Hermann II. wird Pfandherr der Murinsel mit Tschakathurn (1405), Gebieter von Zagorien oder „im Seger", Ban von Slavonien, seit 1406 bereits als Schwiegervater Sigismund's anerkannt, der die Ehe mit Barbara, der jüngsten Tochter Hermann's II., spätestens 1408 schloß, und demnach, wie die Urkunde des Drachenorden-Bundes Sigismund's (von 1408) zeigt, — der erste in der Reihe der weltlichen Magnaten Ungarns. Von den drei Söhnen war der jüngste, Ludwig, zum Erben des letzten Grafen von Ortenburg, Friedrich, eingesetzt, von den beiden anderen Brüdern überlebt; der Erstgeborne, Friedrich II., seit 1388 mit Gräfin Elisabeth von Modrusch-Veglia (Frangepani), der zweite Sohn, Hermann III.; mit einer vom oberösterreichischen Hause der Abensberger vermählt (spätestens 1407), welcher als zweite Ehefrau Beatrix, Tochter des Wittelsbachers, Pfalzgrafen Ernst (1424), folgte. Die älteste der drei Töchter, Elisabeth, wurde Gattin des Grafen Heinrich IV. von Görz (1400), die zweite, Anna, erhielt den Grafen Niklas II. von Gara zum Gatten (jedenfalls vor August 1405); das glänzende Loos der jüngsten ward bereits zur Sprache gebracht. Nicht minder bestechend hatte sich 1400 die Zukunft der Nichte Hermann's II., Tochter des Grafen Wilhelm, Anna, gestaltet. Eingedenk ihrer piastischen Abstammung von mütterlicher Seite, und durch den letzten Willen seiner ersten Gattin, Hedwig, bestimmt, nahm sie der erste Jagellone, Wladislaw I., zur Frau.

1420 erloschen die güterreichen Ortenburger, seit 1377 mit den Cilliern durch Erbverträge verbunden, und so gewinnen diese viel Gut in Kärnten und Krain. Der Titel „Grafen von

Cilli, Ortenburg und im Seger" wird nun der ständige. Das Familienwappen zeigt das Schildzeichen der Souneker mit dem Heunburgischen verschmolzen; letzteres, drei goldene Sterne im azurblauen Felde, symbolisirte treffend das äußere Glück der Cillier, aber es fehlte der innere Segen. Ehrgeiz, Erwerbungsdrang, rücksichtsloses Handeln, Gefühlshärte kennzeichnen Hermann II. und sein Haus — aber auch ein hoher Gedankenflug; der gegnerischen Feder des Aeneas Sylvius, welche dies Haus als eine Brutstätte atheistischer Freigeisterei, der Gewissen- und Sittenlosigkeit brandmarkte, schwarz in schwarz malt, steht die Familien-Chronik der Cillier, auch von geistlicher Hand, mit günstigerem Urtheile gegenüber.

Eine Familientragödie verdüstert den Lebensabend Hermann's II. Sein Erstgeborner, Friedrich II., entbrennt in Liebe für das croatische Edelfräulein seiner Gattin, Veronica von Desnic (Teschenitz), das eheliche Zerwürfniß wird mit undankbarer Mühe geschlichtet; bald nach der Scheinaussöhnung, wobei Gräfin Elisabeth die bestimmteste Ahnüng ihres Todes ausgesprochen haben soll (1422 ?), findet man sie des Morgens todt im Bette, und das Gerücht beschuldigt den Grafen Friedrich II. mit vielem Grunde des Gattenmords. Zu Ofen, am Hoflager seiner königlichen Schwester, wird Graf Friedrich von seinem Neffen, Hanns von Modrusch, als „Bettmörder" der Gattin beklagt und zum Zweikampfe gefordert. K. Erich von Dänemark, Sigismund's Gast, soll die Sache schlichten. Der Zweikampf unterbleibt, der königliche Schwager sendet jedoch Friedrich als Gefangenen an dessen Vater, Altgrafen Hermann II., der dem Sohne eher den Mord der Gattin, als die heimliche Ehe mit Veronica verzeihen konnte. Friedrich II., damals schon im vorgerückten Mannesalter, wird auf Burg Obercilli eingesperrt, und der Altgraf sucht Veronica, den Hauptgegenstand seines Hasses, in ihrem Versteck aufzuspüren. Endlich ist sie in seiner Gewalt; ein Gericht zu Cilli soll sie als Hexe aburtheilen, die das Herz des Junggrafen mit bösen Zaubertränken vergiftet habe. Die Richter, nicht vom Hasse verblendet, geben ihrem „Vorsprecher" (Vertheidiger) Gehör und machen sie der Anschuldigung ledig. Aber sie muß sterben, das ist des Altgrafen Wille; man ertränkt sie auf Osterwitz im Bade. Junggraf Friedrich wird vor „Herzeleid" im Kerker krank, der Vater bändigt seinen Groll, er läßt den Sohn frei; der Tod seines zweiten Sohnes, Hermann III., durch einen Sturz vom Pferde (1426), beschleunigt die Aussöhnung; Graf Friedrich II. erhält einen geschiedenen Hofhalt zu Gurkfeld an der Save. Auch von

seiner Statthalterschaft im siebenbürgischen Burzenlande war die Rede. Das Andenken Veronica's verewigte er in kirchlicher Stiftung. Vielleicht hing auch seine erste Romfahrt, auf welcher er vom Ferraresen gefangen wurde und durch seinen Görzer Schwager gelöst werden mußte, mit jenen düstern Erinnerungen zusammen. 1435, den 3. October, starb Altgraf Hermann II., vielgenannt in den habsburgischen Streitigkeiten und in den Händeln der Luxemburger, als hoher Greis. Nun war Friedrich II. Haupt des Hauses, doch tritt neben ihm schon der Sohn Ulrich (II.), Gemahl der serbischen Fürstentochter Katharina Brankowič und somit Schwager Sultans Murad II. in den Vordergrund. Ihm war es beschieden, des Hauses letzter Sprößling zu sein.

1436, den 30. November, wurden beide, Vater und Sohn, von Kaiser Sigismund zu Prag in den Fürstenstand des h. römischen Reiches deutscher Nation erhoben, zum Verdrusse ihrer Landesherren, der innerösterreichischen Habsburger, welche diese Reichsunmittelbarkeit als Kränkung der eigenen Rechte bestritten. Aber Sigismund's Antwort auf diese Beschwerde (von 31. Mai 1437) schloß mit der scharfen Weisung an H. Friedrich V., sich ruhig zu fügen, widrigenfalls der Luxemburger in einem weitern Widerstreben den Eingriff in seine kaiserliche Machtvollkommenheit erblicken und ahnden müßte.

---

10. H. Albrecht V. und K. Sigismund. Die Hussitenkriege.
11. Das Basler Concil und der Ausgang der Hussitenkriege.
12. K. Sigismund's Ausgang und die Türkenfrage.

Literatur. Vgl. den 3. 6. u. 7. Abschn., dazu: s. K. G.; Wenck, hist. Alberti II., Rom. Hung. et Bohemiae regis. Lips. (1770): F. Kurz, Oesterreich unter K. Albrecht II. (1835); Lichnowski, 5, 6: Zeibig, des Meissauers Schuld und Strafe. (Aktenstück) 1852. Hussitenkriege: die älteren Werke von Cochläus (kath.) und Theobald; Lenfant, hist. de la guerre de Hussites et du concil de Basle (1731), suppl. v. J. de Beausobre 1745 (bis auf Palacky's bahnbrechende Arbeiten meist benützt); Aschbach; Palacky's Werke (Archiv česky; Urkdl. Btr. z. Gesch. des Hussitenkrieges, I. 1. Gesch. Böhmens, III. 2. 3 u. s. w.); C. Höfler; Schlesinger und die Einzelarbeiten in den Mitth. des Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen (Schlesinger, Lippert, Hallwich . . .); F. v. Bezold, K. Sigismund und die Reichskriege gegen die Hussiten bis z. Ausg. des 3. Kreuzzuges (1872) mit einer guten Uebersicht der Quellen z. Gesch. d. Hussitenkriege); v. dems., zur Geschichte des Hussitenthums,

Culturgesch. Studien (1874); M. Millauer, diplom. histor. Aufs. über Joh. Žižka von Trocznow (1829), (Sep.-A. d. Abh. d. k. böhm. G. der Wiss. u. vaterl. hist. Aufs. ebd. (1832), 8); V. A. Bogišić, Ueber die Ursachen der Niederlagen des deutschen Heeres im hussitischen Kriege, Inaug.-Diss. (Gießen 1862); G. Schmidt, Beitr. z. Gesch. d. hussit. Kr. in den J. 1427—1431 in den Forsch. z. deutschen Gesch.; Grünhagen, die Hussitenkämpfe der Schlesier, 1420—1435 (1872); J. Mark, Herr Ulrich II. v. Rosenberg, mit besonderer Berücksicht. f. Bezieh. zu Krumau. Jahresber. des Staatsrealgymn. zu Krumau (1874).

G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. u. s. Zeitalter. 3 Bde. (1856—1863); A. Kluckhohn, H. Wilhelm III. v. Bayern, der Protector des Basler Concils u. Statth. des K. Sigmund (Forsch. z. deutsch. G. II. 510—615); M. Friebe, Quomodo universitates Germaniae litterariae adversus concilium Basileense se gesserint p. prima. Diss. inaug. (Vratisl. 1869).

Katona, hist. crit. r. Hung. XII. Bd.; Röpell-Caro, Gesch. Polens. 3. Bd. (Ueber die Türkenkriege, die Werke von Aschbach (K. Sigismund), Hammer, Zinkeisen . . .).

10. Albrecht V., mündig gesprochen durch den Willen der vormundschaftsmüden Stände und mit Hülfe seines künftigen Schwiegervaters, des Königs der Ungarn und Deutschen, reifte schnell heran für seinen ernsten Beruf, in stürmischer Zeit ein zerrüttetes Land aufzurichten und zwischen den leopoldinischen Vettern, Ernst und Friedrich, auf der einen, Sigismund auf der andern Seite den Weg einer zielgerechten Politik einzuschlagen. Reinprecht von Walsee, Pfarrer Blank, dann Bischof Georg (Hohenlohe) von Passau, sein Kanzler, Berthold von Mangen, sein Hubmeister, waren gute Räthe, und in Oesterreich sollte es endlich dahin kommen, daß, wie der Chronist Ebendorfer überschwänglich bemerkt, man Gold auf offener Hand ohne alle Furcht vor Räubern durch ganz Oesterreich hätte tragen können. Das Land Oesterreich sammelte sich für die Zeit neuer äußerer Stürme, die nicht lange auf sich warten ließen, und sein Herzog für größere Lebensaufgaben, die bald an ihn herantraten. Die Verschwörung des Meissauers Otto (1428—1430), welche mit dessen Güterverlust schloß, war ein Ereigniß ohne weitreichende Verwicklungen.

Während so Albrecht V. in kleineren Verhältnissen seines Herrscheramtes ruhig pflegt, durchstürmt K. Sigismund rast- und ruhelos die halbe Welt, den Blick bald auf die Kirchenfrage, bald auf Welschland, bald wieder auf Ungarn und das Südufer der Donau, auf die Ostküste der Adria, auf den Nordosten und Westen Europa's, auf Böhmen und das Alpenland gerichtet. Es giebt nicht

leicht ein Itinerar eines zweiten Herrschers, das so weite und sich kreuzende Wege durchlaufen würde. Der Stellung Sigismund's zur Kirchenfrage und zum Hussitenthum gedachten wir bereits; nun mögen die Kriege mit Venedig und das Verhältniß zu Polen kurz erwähnt werden.

Die Sachlage in Dalmatien und auf dem Boden Oberitaliens, westlich vom Mincio, mußte den Zusammenstoß Sigismunds mit der Signoria herbeiführen. Dort war er als König Ungarns, hier als deutsches Reichsoberhaupt und Lehensherr empfindlich berührt und von den Gegnern Venedigs in Friaul, desgleichen der carrarischen Partei unter Jacopo, und von Brunoro della Scala sehnlichst erwartet. Der Heereszug der Ungarn nach Friaul im November 1411 unter Führung des Filippo oder Pippo Scolari, eines Toskanesen, von seiner ungarischen Magnatenherrschaft Ozora auch Pippo von Ozora (von den Italiänern auch Pippo Spano, d. i. Obergespan des Temescher Comitates) genannt, führte allerdings zur Einnahme von Udine (6. December) und zum Siege jenseits des Tagliamento, dem bedeutende Occupationen und i. J. 1412 auch die Belagerung Treviso's folgten; dann aber zog sich Pippo vor Karl Malatesta, dem Venediger Feldherrn, zurück, angeblich von der schlauen Signoria bestochen. Pippo's Siegesbericht stachelte den Luxemburger zu erhöhten Anstrengungen, und da dieselben ungetheilt sein mußten, vor Allem jedoch erhöhte Geldopfer in Anspruch nahmen, entschloß sich Sigismund, sein Verhältniß zu Polen freundlich zu gestalten.

Als deutscher König dem deutschen Orden gegenüber in der Stellung eines Schutzherrn und von dem unternehmenden, aber erfolgarmen Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen — seit der furchtbaren Niederlage der deutschen Herren bei Tannenberg (1410, 15. Juli) gegen Polen — immer dringlicher zum bewaffneten Einschreiten aufgemahnt, schien Sigismund in der That gegen Polen Ernst machen zu wollen (Januar 1411). In Wahrheit jedoch zog er diplomatische Künste vor, er hatte den Plan, den Lithauerfürsten Witold von seinem Vetter, dem Jagellonen Wladislaw I., Sigismund's Schwager, durch Vorspiegelung unabhängiger Königsherrschaft, abzuziehen. Zu Igló (Neudorf) in der Zips wurde am 31. März 1411 eine polnisch-ungarische Friedenstaidung abgemacht; an der Grenze zu Ofalu (Altdorf) und zu Szramowicze (November 1411) kam es dann zum Abschlusse eines Waffenstillstandes. Am Kaschauer Hoflager Sigismund's befand sich jedoch der Lithauer Fürst Witold,

den der redefertige Luxemburger für die Idee eines eigenen katholischen Lithauerstaates zu gewinnen suchte.

Der Krieg mit Venedig drängte Sigismund zum raschen Abschlusse des förmlichen Friedens mit Wladislaw Jagello und zur Vertagung der Lithauer- und Deutschordensfrage. So kam es 1412, den 15. März, über Einladung des Polenkönigs durch Hermann II. von Cilli und den Gara zur Lublauer Zusammenkunft beider Herrscher, wobei die Besitzfrage Rothrußlands und Podoliens einer Regelung für die Zukunft begegnet und ebenso wie die Lehenshoheit über die Moldau zu Gunsten Polens erledigt erscheint; dann folgte die Königsreise über Kaschau, Tokaj, Debreczin, Großwardein nach Ofen, wo um Sigismund, Wladislaw und Witold ein glänzender Fürsten- und Herrenkreis sich schaarte und Tausende von Fremden Tage lang die Freuden verschwenderischer Festlichkeiten mit verkosteten, endlich zur Heimreise der reich beschenkten polnischen Gäste. Bald aber brach Sigismund persönlich in den Venedigerkrieg auf und erschien im December im Lager vor Udine, im Augenblick Herr der Sachlage. Um rasch Geld für den Krieg herauszuschlagen, hatte er die unselige Verpfändung der XIII Zipser Städte an Polen um die geringe Summe von 37,000 Schock böhmischer Groschen (beiläufig 700,000 Fl.) verfügt.

Aber schnell erlahmten die Erfolge des Luxemburgers im Friaulschen und das Kriegsglück Pippo's, der nach Emerich Marczali's Tode wieder allein in den Vordergrund getreten war und sich durch die Anwesenheit des Königs doppelt angeeifert fühlen mußte, hielt der Tüchtigkeit der Brüder Karl und Pandolf Malatesta nicht dauernd Stand, und dies um so weniger, als die Beschwerden des Winterfeldzuges von 1412—1413 unsäglich wurden. Auch die eigene Unternehmung Sigismund's gegen venetianisch Istrien hatte keinen durchgreifenderen Erfolg als die Aufnahme des Genuesischen Flottenführers Doria; die Nothwendigkeit des Friedens lag für den König in dem wachsenden Verlust an Truppen und im Schwinden des Geldes. So kam es durch Vermittlung Hermann's von Cilli und Niklas' von Gara zur fünfjährigen Waffenruhe des 17. Aprils 1413 im Lager von Castelotto bei Flambrazzo, der die Schlußverhandlungen in Triest und Capodistria folgten. Die Republik zahlt 200,000 Ducaten Kriegsentschädigung, läßt Sigismund den Durchzug nach Mailand und Rom frei. Jeder Theil behält das bis zum Stillstande Behauptete, der König die eingenommenen welschen Plätze, Venedig seine dalmatinische Occupation: Zara, Nona, Sebenico (seit Aug. 1412), Scardona und Ostrowizza,

das die Republik dem Banus Sandal Hranič, Gebieter von Saba (Herzegowina), um 5000 Ducaten abgekauft hatte.

Noch zweimal kreuzte Sigismund mit der Signoria die Waffen, denn sie mußte Alles aufbieten, um der letzten ungarischen Besetzung auf der Terra ferma ledig zu werden und die Erwerbungspläne in Dalmatien weiter zu verwirklichen. 1418, nach Ablauf der Waffenruhe, greift Venedig einerseits das dalmatinische Traù, andererseits die von den Ungarn im Friaulschen besetzten Plätze an und nimmt unter anderen auch das habsburgische Pordenone (Portenau) ein, das jedoch dem Hause Oesterreich bis 1508 verblieb.

K. Sigismund sandte allerdings im Herbste 1419 ein bedeutenderes Heer unter dem Ban von Slawonien, Dionys Marczali (Bruder des im Venedigerkriege von 1412 gestorbenen tapfern Emerich), um mit dem Grafen Friedrich von Ortenburg, Heinrich von Görz, ursprünglich „Reichsverweser", dann „Statthalter" Sigismund's, in Belluno, Feltre, Serravalle und Conegliano, (1417) ferner mit Marsilio von Carrara — zu Gunsten des besitzlos gewordenen Patriarchen Ludwig II. (Teck) den Kampf gegen die Feldherren der Signoria, Tristan von Savorgnano, dessen Dolche der allverhaßte Patriarch Johann V. (1394) erlegen war, Taddeo von Este und Filippo Arcelli mit Nachdruck aufzunehmen. Um Venedigs Handel empfindlich zu schädigen, „dessen hohe und weit gespannte Hörner kürzer zu machen", bediente er sich der „Kaperbriefe", wie solche der Zaratiner Venturini und Jakob Chupsi aus Traù erhielten und verbot den Handel der Deutschen mit Venedig, so daß fortan die levantinischen Waaren durch Genua von Constantinopel und Kaffa aus bezogen werden sollten. Das drängte die Venetianer um so erbitterter in den friaulisch-dalmatinischen Krieg und in ein förmliches Bündniß mit den Türken. Der Waffengang Sigismund's im Friaulischen war erfolglos. Selbst Udine, der letzte Hort Friauls, muß dem geflügelten Löwen die Thore öffnen (1420, 6. Juni); bald ist auch das ganze Cadore venetianisch, schließlich auch Gemona und Monfalcone. Vier Tage nach dem Falle Udine's erschien der erste Provveditore (Statthalter) der Republik in der Terra di Friuli, Roberto Morosini, und bald vernahm man von dem Verluste der letzten Plätze des Patriarchats auf dem Boden Istriens (vgl. II. Bd., S. 159). Die Görzer müssen sich bald bequemen, dem Dogen von Venedig, als ihrem Friaulschen Lehensherrn, zu huldigen (1424).

In Dalmatien, wo die Entsetzung des verdächtigen Hervoja als „Grafen von Spalato" durch Sigismund i. J. 1413, seine

und die Beziehungen des bosnischen „Königs" Tvartko II. (Schura) zu den Türken neue Störungen in Aussicht stellten, war auch die unvertilgbare und uralte Rivalität der Küstenstädte, damals Spalato's und Ragusa's um den Besitz der Insel Curzola und anderer Inseln von schlimmern Folgen. Beide Städte bewarben sich wetteifernd um die bezügliche Gunst des Königs. Spalato bot Galeeren, Ragusa, das den Herrscher in den bosnischen Unruhen (1407—1410) wirksam unterstützt hatte, das verlockendere Geld, und so kam es zur königlichen Schenkung der Inseln Curzola (Phara), Lesina, Brazza an die Ragusiner; zum größten Verdrusse der Spalatiner. Diese Gabe wuchs sich jedoch zum Vortheile der Venetianer heraus; denn ein Narentaner (Wladislaw Sachez oder Krosel), am Hofe des Königs von Einfluß, erschlich sich ein Mandat, wonach ihm diese drei Inseln geschenkt seien und verkaufte sie dann der Signoria. Mag die nun auch ein Histörchen sein; Venedig suchte diese Parteiungen auszunützen und brachte 1420 Spalato durch Vertrag (28. Juli), Traù durch Gewalt (22. Juni) zur Anerkennung seiner Hoheit. Loredano leitete mit Geschick die Angelegenheiten der Republik, stellte sich mit den Ragusinern gut, verhandelte erfolgreich mit dem Grafen Johann von Czettina und Clissa, nach Hervoja's Falle, dem mächtigsten „Grafen am Meere", und vermochte den 25. Juli auch Cattaro zur Abschließung des Schutzvertrages. So brach die ungarische Herrschaft an Dalmatiens Küste unwiderbringlich zusammen, und die weiteren Fehden Sigismund's mit Venedig, besonders 1426—1431, konnten daran ebenso wenig ändern, als die Reichsgewalt im westlichen Mincio-lande aufrichten helfen.

Aber all' dies trat an verhängnißvoller Bedeutung für Sigismund hinter die böhmische Frage und den Hussitenkrieg zurück, denen wir uns nun zuwenden müssen.

Noch bevor der Scheiterhaufen Hussens in Constanz emporloderte, hatte die allgemeine Gährung, der religiöse und nationale Zwiespalt in Böhmen, mächtig um sich gegriffen. Es war nicht bloß Aergerniß an den Mißbräuchen der herrschenden Kirche und Begeisterung für Hussens Lehre, welcher dem Meister bis in die Kreise des Hochadels Anhänger gewonnen hatte, auch der mächtige Trieb und Anreiz der Neuerung und der Gedanke an den Ueberfluß des Kirchengutes war dafür wirksam, denn die Macht der Idee wird nur zu

oft von der Gewalt der Interessen überboten. Dazu gesellte sich der durch den Ketzerruf Böhmens verletzte nationale Stolz; und die gerechte Erbitterung über das unverantwortliche Gebahren des Concils mit Huß noch vor seiner Verurtheilung; der Haß gegen Sigmund als Wortbrüchigen am eigenen Geleitsbriefe und endlich die erschütternde Nachricht von dem Märtyrerthum der beiden Helden des neuen Glaubens, als welche nunmehr Huß und Hieronymus galten, zunächst vom Flammentode des Gründers eines neuen Christen- und Kirchenthums. Hatte doch schon der Hussitismus, während sein Gründer im zweiten Kerker lag, ein äußeres Abzeichen, den Kelch als Symbol des Abendmahles unter beiden Gestalten oder des Utraquismus durch Hussens Anhänger und Universitätsgenossen, Jakobell von Mies, erhalten und Huß selbst sich darein gefügt; und über ganz Böhmen und Mähren verbreiteten sich seine czechoslavischen Bekenner. Denn deutsch und katholisch, czechoslavisch und hussitisch begannen, wie bereits gesagt, Wechselbegriffe zu werden. Die Deutschstädte Böhmens und Mährens, wie Kuttemberg, Budweis, Leitmeritz, Aussig, Olmütz, Brünn, Iglau und Znaim und die anderen blieben der neuen Lehre fest verschlossen und von den böhmischen wurden einige nur mit Gewalt in ihrem bewaffneten Widerstande gebrochen, als der furchtbare Glaubens- und Nationalkrieg mit allen seinen Schrecknissen in Gang kam. Noch bevor Huß den Scheiterhaufen bestiegen, lesen wir von der Verbrennung eines hussitisch gesinnten Studenten durch den Rath der mährischen Deutschstadt Olmütz (29. Juni 1415). Denn beiderseits wuchs der Haß bis zur Unerbittlichkeit.

Der Heerd der Bewegung war Prag; die hussitische Universität der geistige Mittelpunkt. Volkstumulte gegen die Mönche (bald wurde der Ruf: „In den Sack Mönche!“ Losungswort) verrathen schon das Streben nach dem Klostergute, dessen diese „Müßiggänger“ und Hauptfeinde des geopferten Meisters nicht bedurften, den beginnenden Krieg wider diese „Nester des verruchten Papismus“. Es fand dies sein Gegenstück an der allerwärts auftauchenden Neigung adeliger Grundherren, die katholischen Pfarrer zu beseitigen und hussitisch gesinnte Priester, sympathischer für die Bevölkerung und abhängiger vom Willen des Patrons, anzustellen. Ueberhaupt dürfen wir in drei Grundanschauungen des Hussitismus, im Laienpriesterthum, das die privilegirte Hierarchie, das zünftige Kirchenthum ausschließen soll aber dennoch wieder in eine Form desselben gerieth, sodann im Aufsichts- und Strafrechte der Laien über den Klerus und endlich in dem Eintreten für die apostolische Einfachheit und Besitzlosigkeit der Kirche mäch-

tige Impulse für das Hussitenthum so mancher Hochadeligen erblicken, denen die größere Geltung und die Gelegenheit zu Säcularisation der überaus zahlreichen und wohl dotirten Klöster überaus stark in die Augen sprang. Dazu tritt Hussens Idee von der nationalen Kirche. Vor Allem aber zeigte sich die Unwiderstehlichkeit der Tagesströmung, der Richtung des aufgeregten Gemeingeistes, und ein Schrei der Entrüstung hallte durch Prag, durch Böhmen und Mähren, als die Kunde eintraf, was in Constanz geschehen. Das Sendschreiben der Kirchenversammlung vom 26. Juli 1415 an die Böhmen goß nur Oel in's Feuer; denn man sah darin nur eine neue Kränkung, ausgegangen von einer Körperschaft, welche den „Mord eines Unschuldigen" und die Nichteinhaltung ihres Hauptversprechens, der Kirchenverbesserung, auf dem Gewissen habe. Gleiches Schicksal mußte die Sendung des im Processe gegen Huß stark betheiligten Johann von Leitomischl haben (25. August), der, als Bischof von Olmütz, der „eiserne" Gegner der Hussiten blieb.

Die Antwort der Stände Böhmens und Mährens nach Constanz ließ nicht lange auf sich warten. Sie war vom 2. September datirt und verwahrte sich schroff wider den Vorwurf der Ketzerei; 452 Unterschriften verliehen ihr Gewicht. Drei Tage später (5. September) wird ein Bündniß böhmisch-mährischer Herren auf sechs Jahre zu Gunsten der Prager Hochschule als oberster Schiedsmacht in Glaubenssachen und gegen das unberufene, nichtige Concil beschlossen, und eine Botschaft noch Constanz in Anregung gebracht. Häupter der Versammlung waren der erste Landeswürdenträger Böhmens, Herr Cenek von Wartenberg, Vormund des reichsten Landeserben, Herrn Ulrich's von Rosenberg auf Krumau und Wittingau, und der vornehmste und begütertste Baron Mährens, Herr Lacek von Krawař. Herr Cenek war es, der als rosenbergischer Vormund 1417 (Juni) den Befehl gab, daß alle Pfarrer, welche nicht utraquistisch communiciren würden, binnen sechs Wochen ihre Pfründen räumen müßten.

Auch lesen wir von einem katholischen Herrenbunde, der am 1. October zu Böhmisch-Brod tagte. Die Parteispaltung kündigt sich an.

K. Wenzel hatte mit Ingrimm Hussens Tod aufgenommen und mit bitterer Genugthuung die Verwünschungen der Böhmen gegen seinen Bruder gehört, dem er die früheren Ränke, zuletzt in der deutschen Thronfrage, und die Verketzerung Böhmens nicht verzeihen konnte. Nun ward, den 24. November 1416, der nicht

sonderlich zeitgemäße Beschluß seitens der Kirchenversammlung gefaßt, die 452 böhmisch-mährischen Herren, als der Ketzerei verdächtig, vorzuladen. Ja, als im September desselben Jahres der Olmützer Bischof Wenzel starb, und der König einen seiner Günstlinge zum Nachfolger bestellte, traf das Concil seine Gegenmaßregeln zu Gunsten Johann's von Leitomischl und beschloß endlich sogar gegen Wenzel und dessen Gattin einen Rechtgläubigkeitsproceß anzustrengen, dem Sigismund begreiflicherweise aus Klugheits- und Anstandsrücksichten steuern mußte. Nun entbrannte der immer tiefer in Leidenschaft und Trunksucht verfallende König von hellem Zorne. Hußfreunde sind des Königs Freunde, der katholische Clerus ängstigt sich immer mehr, denn Wenzel sieht in ihm den Mitschuldigen der Kirchenversammlung und behandelt ihn rücksichtslos. Er sendet, wie die czechischen Chroniken erzählen, den Raceck Kobyla nach Kuttemberg, und dieser nimmt hier bei der wohlhabenden Geistlichkeit „Schätzungen" vor. Die gutkatholischen Berghäuer erschlagen ihn sammt zwölf Dienstleuten in der Herberge. Der Grimm des Königs wird durch Silbergeschenke und durch Hinrichtung zweier Schuldigen beschwichtigt. Es wirft das ein Streiflicht eigenthümlicher Art auf die öffentlichen Zustände.

Die Bullen des neuen P. Martin's V. an die Böhmen fruchteten ebenso wenig, als die kategorischen Forderungen der Kirchenversammlung an K. Wenzel, er solle die Hussiten ausrotten, die Prager Universität reformiren, die Hussitenlehrer vor den päpstlichen Stuhl weisen, die hussitischen Schriften dem Feuer überantworten u. s. w. Der König beantwortete dies im Hinblick auf Huß und die späteren Citationen mit dem Gesetze, daß fortan kein Böhme vor ein auswärtiges Gericht zu berufen sei (1418, 9. Juni).

Am meisten Erbitterung weckte in den Kreisen der Hussiten das unselige, offene Mahn- und Drohschreiben K. Sigismund's an seinen Bruder den Böhmenkönig, das am Schlusse folgenden Zusatz zeigte: „So sprach K. Sigismund: „Wisse jeder Böhme, Deutsche, Lateiner, (Italiener), daß ich kaum die Freude und die Zeit erwarten kann, bis ich ertränken werde die Wiklefiten und Hussiten." Aber der Passauer Bischof stand vor dem Könige und sprach: „Sollen wir sie verbrennen, wie Ketzer?" Da antwortete K. Sigismund: „Nicht, nicht so, denn die Böhmen sind noch nicht wahre Ketzer, nur daß sie im Glauben fehlten. Daher sollen die Wiklefiten und hussitischen Priester ertränkt werden; aber den weltlichen Herren, Bürgern und Bauern soll man mildherzig begegnen; denn sie vermeinten, die

Hussiten würden sie zum Guten anleiten." — Diese Sprache mußte Wind säen, dem der Sturm als Ernte folgte.

Allerdings blieb nicht Alles ohne Wirkung auf Wenzel; der Vorwurf der Ketzerfreundlichkeit konnte ihm nicht gleichgültig sein, und die Gährung und Bewegung um ihn herum begann ihm selbst immer unheimlicher zu werden. Den 19. Januar 1419 geht eine böhmische Gesellschaft an K. Sigismund nach Linz ab, um hier für die Rechtgläubigkeit Böhmens einzutreten; zu Skalic an Ungarns und Mährens Grenze soll dann eine Besprechung stattfinden. Wenzel will der Bewegung entschiedener Schranken setzen; die Aufhebung des vierjährigen bischöflichen Interdictes, das auf Prag lastete (26. Februar 1419) durch den neuen gefügigen Erzbischof Konrad, der später sogar als Bischof und Deutscher den vier Prager Artikeln beitritt (1422), sollte gewissermaßen der Landeshauptstadt ein gutes Leumundszeugniß in den Augen der katholischen Welt ausstellen.

Aber der Hussitismus verstand besser, daß der König doch eigentlich von Herzen der herrschenden Kirche abhold sei; es wußten es die beiden vertrauten Hofgenossen Wenzel's, Niklas Pištna oder von Husinec, der königliche Burggraf auf Husinec und Prachatic, ein entschiedener Hussite und gewandter Parteiführer, und Johann Žižka von Trocnow, der Zeman, von dem wir nur wissen, daß er mit Sokol von Lamberg und anderen Söldnern unter polnischer Fahne wider den deutschen Orden bei Tannenberg focht und heimgekehrt, mit unversöhnlichem Hasse gegen „Papst und Pfaffenthum", die Leidenschaft für die neue Lehre des böhmischen Märtyrers verband; der Mann, für den Volkskrieg geboren, ohne Furcht, ohne Bildung und Erbarmen, die Seele voll der Ahnung, daß es ihm beschieden sei, die „Freunde Gottes" gegen die „Feinde des Gesetzes" und verhaßten Deutschen in den entscheidenden Kampf zu führen. Diesem hatte Wenzel in traulichem Wechselgespräche sein Innerstes entdeckt, als Žižka seinen finstern Unmuth zu erkennen gab. Niklas von Husinec und Žižka von Trocnow sind die eigentlichen Pathen der großen hussitischen Bewegung, der religiösen, politischen und socialen Revolution, die nach Wenzel's Tode Böhmen und Mähren überfluthet.

Auf der Anhöhe bei Austie, der man den Namen des Berges der Verklärung „Tabor" giebt, beginnt das große Werk. Schon 1415 hatten sich religiöse Eiferer nach Austie, als Hort des neuen Glaubens, begeben und an dem reichen Tuchmacher Pytel ein Haupt

gefunden. Den 22. Juli 1419 finden wir an 40,000 Personen, Männer und Frauen in Lagergezelten versammelt. Kein Gesang, kein froher Laut ertönt, nur Bußgebete, glühende Anrufungen der Gottheit zum Schutze der Gläubigen und zur Strafe der Verstockten, steigen auf zum Himmel; da und dort erhebt sich einer, und entzündet, vom innern Geiste getrieben, mit flammender Rede die Herzen der „Brüder und Schwestern". Die Idee der Gleichheit, das Verschwinden der Standesunterschiede vor der Aufgabe des Glaubenskampfes, kündigt sich an, mit ihr verbündet sich bald die Idee der Gemeinschaft der Güter, wie sie einst im apostolischen Zeitalter bestand. Und das Buch der Bücher, die Bibel, mit ihrer Kraftsprache und Bilderfülle wird zur einzigen Nahrung des Geistes, zur Fundgrube des Wortschatzes der Genossen des neuen Gottesreiches und zum Rüstzeug für die Vertheidigung des Glaubens mit den Waffen des Geistes. Es ist der streng puritanische Grundzug des Hussitenthums in seiner wichtigsten Gestaltung, im „Taboritismus". Aber auch in Prag äußert er sich bis zur Verzerrung, wenn man lies't, wie man dort (1420) die Bärte schor, den Jungfrauen die Zöpfe und den Eheweibern die Schleppen abschnitt. Seine Stärke ruht im Bauernstande und im Kleinbürgerthum der Landstädte, ferner im Bereiche des kleinen Adels, der Zemanen. Aber auch hohe Herren gesellen sich ihm bei, denn bald steht er übermächtig da, wie jede solche Bewegung in ihrer ersten, ungetheilten Kraft.

Immer ängstlicher fühlt sich der König auf dem Throne; er will nun eingreifen, als ahne er, daß die wachsende Bewegung in Prag und draußen am Lande alle gesetzliche Ordnung und sein Königthum fortschwemmen könne. Den 26. Juli läßt er den Rath der Neustadt mit lauter Antihussiten besetzen, aber was soll das in der zwölften Stunde fruchten? Schon ist in der Person des Predigers zu Maria Schnee, Johann von Seelau, der dem Kloster entwichen sein soll, der schwärmerisch heftige Priester und Ordner des neuen Gottesreiches in Prag gefunden und es fehlt Žižka nicht, das Schwert des neuen Glaubens. Der Stein, welcher aus dem Altstädter Rathhause auf die hussitische Procession des 30. Juli herabgeschleudert wurde, entfesselt in furchtbarer Weise den langverhaltenen Grimm. Die Stürmung des Rathhauses unter Žižka's Führung ist die Geburtsstunde des Hussitenkrieges, denn unter diesen Eindrücken brach die zerrüttete Natur des Königs zusammen. Als er am 16. August 1419 den Geist aufgab, in schwerem Todeskampfe, „brüllend wie ein Löwe", war es mit der

Monarchie in Böhmen vorbei und mit dem letzten Halte der früheren Ordnung.

Jetzt geht es über die Mönche und Deutschen in Prag her; sie flüchten, mit Hab und Gut, das man ihnen gewaltsam abnimmt. Leider nur zu bald kündigt sich die rohe Zerstörungslust gegen die herrlichen Kirchenbauten einer früheren Zeit, als „Brutnester des Papismus", an, der beklagenswerthe Vandalismus des Hussitenthums und der Terrorismus, der für die Herrschaft der Bewegungspartei unerläßliche Zwang zur Parteinahme für den neuen Glauben; der Glaubens- und Racenkrieg selbst, als ein Kampf auf's Messer. Denn die Prager Universität, nunmehr die Schleppträgerin des Hussitenthums, erklärt durch Jakobell, auf die Anfrage des Niklas von Husinec und Žižka's, ob der Krieg für das Wort Gottes erlaubt sei, dies sei die äußerste, aber erlaubte Nothwehr. Aber einer solchen Entscheidung bedarf es nicht erst. Die „Gottesstreiter", die „Brüder vom Kelche", „Taboriten" und „Prager" sind, wie es die Bibel nennt, das erwählte Volk Gottes, und seinem Willen gemäß haben sie zu bekämpfen die Feinde Gottes, wie Israel einst die Edomiter, Kanaaniter und andere Götzendiener schlug und austilgte, mögen sie nun fremdbürtig sein, oder im Lande heimisch. Das war Žižka's furchtbare Logik.

Es kann die Aufgabe dieses Werkes nicht sein, eine förmliche Geschichte des fünfzehnjährigen Hussitenkrieges (1420—1434) in seinen Rahmen zu stellen. Wohl aber müssen hier die Hauptphasen dieser weltgeschichtlichen Erscheinung skizzirt werden.

Die Hussitenkriege umfassen auf der einen Seite die rastlosen, aber unglücklichen Versuche K. Sigismund's als Erben seines kinderlos verstorbenen Bruders, Böhmens Krone und Herrschaft mit Waffengewalt zu gewinnen, und die damit zusammenhängenden Maßregeln des deutschen Reichs und der herrschenden Kirche zur Austilgung der böhmischen Ketzerei: die fünf Kreuzzüge der Jahre 1420, 1422, 1426, 1427, 1431 und ihren schmählichen Ausgang; auf der andern Seite das wetteifernde Ringen der Prager (Calixtiner) und der Taboriten um die Vorherrschaft im Lande, die Bezwingung der gegnerischen Städte, die Parteibildung im Hussitismus, die kriegerische Herrschaft eines Žižka und Prokop des „Großen", und die Unternehmungen gegen das katholische Ausland. Das Ganze durchzieht als Episode das Eingreifen Polen-Lithauen's und die diplomatische Thätigkeit Sigismund's. Der Schluß der Epoche 1431—1434 fällt mit den

Anfängen des Basler Concils, der zweiten großen Kirchenversammlung des 15. Jahrhunderts, zusammen und zeigt den Sieg der gemäßigt utraquistischen Partei im Bunde mit der katholischen über das Taboritenthum. Arm ist der ganze Zeitraum, kleine Chroniken ausgenommen, an bedeutenden historischen Denkmälern des Landes. Es wird viel geschrieben, aber Alles schlägt in theologisches Gezänke, in Tractate, Pamphlete um. Der utraquistische Laurentius Březina (Březowa) ist der einzige bedeutende Chronist, während z. B. die Taboritenchronik des Niklas von Pilgram arm an eigentlicher Geschichtserzählung genannt werden muß.

Scheiden wir den Zeitraum der Hussitenkriege bis 1431 in einzelne Perioden, so läßt sich die erste vom Tode Wenzel's (1419, 16. August) beginnen und mit dem Czaslauer Landtage (1421, April) schließen. Die Regentschaft der Königswittwe Sophie ist mehr Schein als Wahrheit, die eigentliche Gewalt liegt in der Hand des damals noch hußfreundlichen Cenek von Wartenberg, der auch sein gewesenes Mündel, Ulrich von Rosenberg, mit sich zieht. Zur Zeit des böhmischen Landtags, der von Sigismund bestimmte Bürgschaften zu Gunsten des Hussitismus anstrebt, gewahren wir die Scheidung der Parteien: der Prager, an deren Universität insbesondere der Engländer Payne das Wort als Eiferer führte, während der große Haufe immer mehr in den geistigen Bann des Priesters Johann von Selau trat; der Taboriten, Niklas von Husinec († 24. December 1420), Johann Žižka und seinen aufstrebenden Genossen, Prokop, den „Großen" oder „Geschornen" an der Spitze, mit den geistlichen Führern, Niklas von Pilgram oder Pelhřimow (Biskupek = Bischöflein), Koranda, Pfarrer Ambros, Stifter der „Orebiten-Secte" bei Hohenbruck im Königgrätzer Kreise und Hauska, gemeinhin Loquis genannt, welcher der immer wiederkehrenden Schwärmerei vom tausendjährigen Reiche (Chiliasmus) stark huldigte, und endlich der Katholischen, zugleich Anhänger des legitimen Königthums Sigismund's, denen die hochadeligen Häuser Duba, Hasenburg, Schwanberg, Lobkowic und andere zugehörten. Auch in Mähren begegnen wir eifrigen und gemäßigten Hussiten und Katholischen. Zu den eifrigsten Hussiten zählten hier die Kunstate.

Vom December 1419 ab, als Sophie die nichtssagende Regentschaft niederlegte und K. Sigismund von Mähren aus strenge Befehle wider die böhmischen Vorgänge erließ, beginnt eine entscheidende Uebergangszeit. Žižka, der Prag geräumt hatte, erprobt die Tüchtigkeit seines jungen „Bauernheeres" mit schlechten Waffen

wider die „Königlichen" bei Sudoměř, während Johann von Selau zu Prag in der Altstadt gegen die päpstliche Kreuzbulle (1. März 1420) wider die römische Kirche, als „wüthende, giftige Schlange" und gegen Sigismund, den „apokalyptischen Drachen", die Gemüther erhitzt und ein eigenes Bürgerreich nach dem Willen Gottes, Angesichts des nahenden Weltuntergangs und zum Trutz der Feinde Gottes, in's Leben ruft.

Bevor das große Kreuzheer unter Sigismund's Führung einrückt, lassen Cenek von Wartenberg und der Rosenberger Ulrich die Sache des Hussitenthums im Stich, sie fallen wieder der herrschenden Kirche und dem legitimen Königthum zu. Dagegen vereinigen sich nun die Prager mit den Taboriten. Das mehr als 100,000 (70,000 ?) Mann starke Kreuzheer, aus den Miethlingen verschiedenster Stammesart zusammengesetzt, ohne höheres Bewußtsein, ohne Einheitsgefühl, nur vom Gedanken an Sold und Beute gelenkt, erliegt den 14. Juli dem Hussitenheere, dort, am Witkowberge, vor Prag, welcher seither der „Žižkaberg" heißt.

Unter dem Eindrucke dieses Erfolges kommt es zur Verkündigung des hussitischen Glaubensbekenntnisses oder der sogenannten vier Prager Artikel, deren erster die Freiheit der Verkündigung des reinen Wortes Gottes, der zweite das Abendmahl unter beiden Gestalten fordert, während der dritte die Entsetzung ordnungswidrig lebender Priester, der vierte und letzte die Bestrafung aller Todsünden und die Hebung des nationalen Gemeinwohles vorschreibt.

Sigismund's Krönung auf der Prager Burg vom 28. Juli war die Folge des Dazwischentretens der Legitimisten oder königlichen Partei, welche den König veranlaßte, den deutschen Hauptteil des allerdings geschlagenen, aber noch immer starken Kreuzheeres und dessen fürstliche Häupter bei Seite zu lassen, und zum Abzuge zu bringen und der nothwendige Schritt zur Sanctionirung seines Erbrechts. In Prag konnte er sich jedoch nicht halten. Seine beiden Stützpunkte waren Czaslau und das deutsche Kuttemberg, letztere Bergstadt, damals noch Sigismund's reiche Geldquelle und die erbittertste Gegnerin der Hussiten, deren so Mancher, gefangen, in die Schachte geworfen wurde.

Die zweite Niederlage Sigismund's vom 1. November 1420 bei Pankraz oder vor dem Vyssegrad durch die „Dreschflegel" der verachteten „Bauern" erzwingt im Februar 1421 den Abzug des Königs, des „Antichrist", wie ihn die hussitischen Schwärmer nannten, und der Czaslauer Landtag sagt dem glaubens- und

nationalfeindlichen Könige jeden Gehorsam auf und stellt das Land unter die Regierung von zwanzig ständischen Directoren; unter denen wir auch den bald „königlichen“, bald „nationalen“ Politikern des „Vortheils“, Cenek von Wartenberg und Ulrich von Rosenberg, begegnen.

In der zweiten Periode, die sich mit dem Tode Žižka's (1424, 11. October vor Přibislaw), abschließen läßt, gewahren wir das Eingreifen des Großfürsten Witold von Lithauen, der, nachdem Wladislaw I., der Polenkönig, die ihm von der nationalen Hussitenpartei angetragene Krone Böhmens abgelehnt, ohne einer Einmischung in dessen Angelegenheiten ganz zu entsagen, Böhmens Herrschaft annimmt und den Prinzen Sigismund Korybut, seinen Neffen, als „Statthalter“ nach Böhmen sendet (1422, Mai). Inzwischen räumt Žižka, der eigentliche Herr der Sachlage und Schöpfer eines bald unwiderstehlichen Brüderheeres, mit dem der „Glaubenseinheit“ gefährlichen Sectenwesen, den chiliastischen „Pikarditen“ und mit den „Adamiten“ auf, welche die Idee der Gütergemeinschaft und des primitiven Lebens durch Einführung der Weibergemeinschaft und Verwerfung der ehelichen Fessel, in's Widerliche verzerren. Der Nürnberger Reichsfürstenbund, der zweite Kreuzzug, der Einfall der Schlesier, des Sachsen, die Niederlage der Prager bei Brüx (5. August) und die völlige Blendung des einäugigen Žižka's durch einen Pfeilschuß vor Rabi, sind schlimme Prüfungen für die Hussitensache; aber der blinde Taboritenführer versteht seine Krieger und die gefürchteten Wagenburg, mit unwandelbarem Schlachtenglück zu leiten. Das erfährt K. Sigismund im furchtbaren Winterfeldzuge, der mit seiner vernichtenden Niederlage vor Deutschbrod (1422, Frühjahr) endigt.

Die Auflösung des dritten, uneinigen Kreuzheeres vor dem Karlstein (October 1422), die Stimmung im Fürstenrathe Deutschland's, so daß allerwärts Gerüchte von Sigismund's Absetzung anftauchten (da er mit den Ketzern pactiren wolle), die Verbindung des Brandenburgers, Friedrich's von Hohenzollern, des gewesenen Günstlings, jetzt Antagonisten Sigismund's, mit dem polnischen Königshofe, all' dies bereitet dem König schwere Sorgen. Korybut und der anfänglich dem Lithauer abgeneigte Žižka verständigen sich und tauschen die Titel „Vater und Sohn“.

Die Taboriten haben nun (1423) frei den Weg nach Mähren, allwo Sigismund's Schwiegersohn H. Albrecht V. von Oesterreich als „Markgraf“ und mannhafter Gegner des Kelches

auftritt, nach Oesterreich und Ungarn. Die Zeit der Verheerungen im Nachbarlande beginnt. Johann von Selau hat in Prag bereits seinen Sturz erlebt; das Reich des Schwärmers zerfällt, er bezahlt mit seinem Kopfe das Wagniß. Zižka's blutigstes Jahr (1424) ist auch sein Todesjahr († 11. October). Als er bei Přibislaw der Seuche erlag, herrschte tiefe Trauer unter den Taboriten um ihren „Vater", dem sie blind gehorchten, der eine neue Streitweise schuf, die Bewaffnung verbesserte, und die Kriegstüchtigkeit der Hussiten für einen ganzen Zeitraum weltberühmt zu machen verstand. Stets gedachten sie seiner, wenn ihr allbekanntes Schlachtenlied: „Wer sei't ihr Gottesstreiter . . ." erscholl. Blutströme und Brandstätten bezeichnen die Pfade dieses nationalen Glaubensfanatikers, der, allem spitzfindigen Theologisiren, allem radicalen Sectenwesen abhold, jeder gemeinen Selbstsucht fremd, die Einheit des Taboritenthums mit sich in's Grab nahm.

Denn sein bedeutendster Kriegsgenosse, der derbe, nicht ungebildete, in Glaubenssachen sattelgerechte Prokop „der Große" konnte nur den größten Haufen unter seiner Führung behalten, während ein anderer Theil der Taboriten Niemanden für würdig ansah, dem alten Schlachtenmeister im Amte zu folgen und sich den Titel „Waisen" (sirotky, Orphaniten) beilegte. Der bedeutendste Häuptling der Waisen, welche als der „kleine Tabor" angesehen werden können, blieb Prokop „der Kleine" (Prokupek); ihm zur Seite die geistlichen Führer: Niklas von Pelhřimow und Peter Payne.

Taboriten und Waisen, die „Brüder", bilden zusammen die radicale Partei des Hussitenthums, mit Tabor und Königgrätz als Hauptstützpunkten. Ihr gegenüber stellen sich als gemäßigtere, oder utraquistische, die Prager, welche die Hegemonie über die anderen Städte festzuhalten bestrebt sind, und die Mehrzahl der adeligen Kelchner, denen die Tendenzen der radicalen Hussiten immer bedrohlicher für Besitz und Grundherrlichkeit, für das Standesprivilegium, zu werden beginnen. Den Gegensatz dieser Parteien spiegeln schon die Kämpfe Zižka's mit den Pragern von 1423 ab, in welchen die Letzteren unterlagen.

Die dritte Periode der Hussitenkriege fällt zwischen den Tod Zižka's und das Schicksal des letzten Kreuzheeres (1431). Die Hoffnungen Sigismund's auf das Durchdringen der Legitimistenpartei, oder der Königlichen, sollten sich ebenso erfolglos zeigen, wie die Erwartungen, welche er an die Kreuzheere geknüpft hatte. Der Zditzer, so wie der Kauřimer Tag (1424, 16. October und

1425, 15. März), über deren Ergebniß der Hauptcorrespondent und wichtigste Unterhändler Sigismund's, Herr Ulrich von Rosenberg, nicht zu berichten unterließ, führten nicht zum Landesfrieden, noch weniger zur Anerkennung Sigismund's. Ebenso war der Wiener Tag ein erfolgloses Project. Ein neues Kreuzheer, an 70,000 Mann stark, überschwemmt, dem Beschlusse des Nürnberger Reichstages zufolge, das Böhmenland, es soll die Niederlage des sächsischen Kurfürsten vor Brüx (1425) sühnen, erleidet aber bei Aussig (16. Juni 1426) eine Niederlage, der seine Auflösung folgt. Auch im Mährerlande wird verheerend der Parteikampf geführt. Hier streitet H. Albrecht V. von Oesterreich, Sigismund's Eidam, für den Katholicismus, nicht minder schonungslos, als die ihn hierzu herausfordernden Kelchner. Prinz Korybut, den der polnische Hof, Sigismund zu Gefallen, schon Ende 1423 aus Böhmen abrief, und auch der Großfürst Witold, anderen politischen Entwürfen ergeben, sich selbst überließ, mag immerhin gehofft haben, eine gebietende Stellung über den Parteien einzunehmen. Als ihn die Gewalt des inneren Kampfes nicht zu Athem kommen ließ, machte er den heimlichen Versuch, mit dem päpstlichen Stuhle zu unterhandeln und von dieser Seite unterstützt zu werden, um so mehr, als Rom gegen den des „Ketzerkriegs" müde gewordenen Luxemburger bereits übellaunig war und seinem Plane, nach Auflösung des Concils von Siena, binnen sieben Jahren, ein neues in Basel zusammenzuberufen, nicht sonderlich geneigt sich zeigte. Sobald dies jedoch ruchbar wurde, nahm man Korybut gefangen. Papst Martin V. fordert nun den polnischen Hof zur Vermittlung auf, und als der Prinz die Freiheit erhielt und nach ausgespielter Rolle heimzog (1427), regte sich Sigismund's nie erloschenes Mißtrauen gegen den Jagellonenhof, trotz der damaligen Waffenbrüderschaft Polens und Ungarns gegen den drohenden Türken. Ja, der Luxemburger beschuldigte Polen, an dem verheerenden Einbruche der Hussiten in's Schlesier-Land, der auch die Lausitz verheerend heimsuchte, einige Schuld zu tragen. Es war die Zeit der Blüthe des Taboritismus, die Epoche seiner zerstörenden Beutezüge in die Nachbarschaft. Auch Niederösterreich, insbesondere das Gebiet von Retz und Zwettl (1425, 1426, 1427), verspürte ihre Schrecken, und bis Tirol drang derselbe, womit die dortige Bezeichnung eines bestimmeten Glockensignals mit „Hußleuten" zusammenhängen mag.

Da sollte denn der Frankfurter Reichsbeschluß (1427) einen neuen Kreuzzug, den fünften, in Scene setzen. Er schloß, wie

die früheren, mit der schmählichen Flucht der Kreuzschaaren bei Mies (23. Juli) und Tachau (4. August), und nun ergossen sich rächende Hussitenhaufen nach Schlesien, Ungarn, Oesterreich und Bayern. Da sollten die Preßburger Friedensunterhandlungen den Ausgleich des hussitischen Böhmens mit Sigismund bewirken. Sie waren ebenso vergeblich, als die Besprechungen des Prager Landtages (März 1429), auf welchem Mainhard von Neuhaus die Rolle des Vermittlers übernimmt. Das ist der Führer der gemäßigten Kelchner vom Hochadel, deren Parteifärbung sie zu Příbramisten macht. Denn der Theologe N. von Příbram bildet eine Partei, welche schon die Brücke zum Katholicismus hinüberschlägt, während die bei den vier Prager Artikeln fest beharrenden Kelchner, sonst geneigt zum Ausgleiche, zur Friedenseinigung des furchtbar zerrütteten Böhmens, den geistig bedeutenden, in Wort und Feder gewandten Magister Johann von Rokyczan oder Rokyczana anerkennen. Aber noch herrscht der Taborite, und seine Kriegswuth empfinden (1430) Meißen, Sachsen, Franken, Bayern, Ungarn und Schlesien, woselbst das Jahr darauf Prokop Schlappen erleidet. Polen gilt immer noch als befreundeter Staat, und das Krakauer Colloquium soll eine Verständigung in Glaubensdingen herbeiführen.

Schon war jedoch die neue große Kirchenversammlung in Basel zu Stande gekommen, das Verdienst der Thätigkeit Sigismund's und des schwungvollen Kirchenmannes Cardinals Julian Cesarini. Dieser bemüht sich, das hussitische Böhmen für die Anerkennung des Concils zu gewinnen; durch dasselbe solle die Wiedervereinigung des Elbelandes mit der katholischen Kirche bewirkt werden. Sein Manifest an die Böhmen (1431, 3. Juli) blieb jedoch ebenso erfolglos, wie der Tag zu Eger (24. Mai), den auch Prokop der Große besuchte; der Hussitismus gedachte noch immer der Flammen des Constanzer Scheiterhaufens, und wollten auch die gemäßigten Parteien beider Richtungen, Příbramisten und Rokyczanisten, den Ausgleich versuchen, den Taboriten war er ein Gräuel, denn er bedeutete das Ende ihrer Gewaltherrschaft. So sollte es denn nochmals ein Kreuzheer, das sechste, unter Julian's persönlicher Führung versuchen, aber als man, den 14. August 1431, bei Tauß, dem uralt wichtigen Grenzorte, auf die Taboriten stieß, zerstob alsbald das größte aller Heere, die in Böhmen das Kreuz trugen. Die Hussiten erbeuteten Rock und Mantel des fliehenden Cardinals.

11. Die Gewalt der auswärtigen Waffen hatte sich, wie so

oft bereits, dem Hussitismus gegenüber ohnmächtig erwiesen, in den letzten Schlachten scheuchte schon der Klang des Kriegsgesanges der Taboriten und Waisen die aus allen Ländern um Sold zusammengetriebenen Söldner, welche durch rohe Grausamkeiten ganz Böhmen erbitterten. Sigismund's Hoffnungen knüpften sich immer mehr an die tiefer greifende Zersetzung des Hussitenthums, an die ihm gewiß nicht unbekannte Thatsache, daß die Utraquistenpartei, müde der landesfeindlichen Gewaltherrschaft der Taboriten und Waisen, nach dem Ausgleiche, ja auch nach der Rückkehr monarchischer Zustände verlange. Daher fand die Einladung des Concils an die Böhmen, bei katholisirenden und streng utraquistischen Kelchnern keinen ernstlichen Widerstand, und Rokyczana wird der Träger des Ausgleichsgedankens. Selbst die Waisen neigen der Beschickung des Concils zu. Nur die Taboriten erlassen ein ungeberdiges Manifest, worin sie die katholischen Priester mit dem Satan vergleichen, „der dem Heilande die ganze Welt verhieß, ohne daß sie ihm gehörte; so verhießen sie auch Anderen, was sie nicht besäßen".

Zwischen dem Prager und dem Kuttemberger Landtage liegt eine Zeit großer Spannungen, neuer Hussitenzüge nach Schlesien, Brandenburg, Ungarn; es dauern fort die Kämpfe in Mähren, und das Rüsten Polens wider den deutschen Orden und „die ganze deutsche Nation" bringt ein Bündniß des vierundachtzigjährigen Jagellonen mit dem hussitischen Böhmen zu Stande, welches der Ofener Ständeversammlung förmlich angekündigt wird (1432, 10. August). Wie so oft, schlug die Stellung Polens nach außen um, zu nicht geringer Entrüstung des Baseler Concils. Denn Taboriten und Waisen, voran Prokop der Große, Capek von San und Kostka von Postupic mußten durch eine solche Allianz sich um so gehobener fühlen, und man sprach laut von dem polnischen Project, einen jagellonischen Prinzen auf den böhmischen Thron zu bringen. Hatte doch schon Prinz Korybut, nach seiner Lebenswandlung in Böhmen wieder hussitenfreundlich und mit Prokop dem Großen im Verkehre, als Vollmachtträger dieser Partei, im April 1431 mit Swidrighello (Swidrigal), K. Wladislaw's Bruder, und Nachfolger des 1430 gestorbenen Witold am Lithauerthrone, einem Freunde des griechisch-russischen Ritus, über ein Bündniß gehandelt.

Es schien, als sei das im Zuge, was einst Hieronymus von Prag, Hussens Genosse, geplant hatte, als er auf seiner Reise nach

Polen in Krakau anklopfte, hier abgewiesen ward und zunächst nur bei den griechischen Christen Lithauens und Russiniens religiöse Sympathien fand. Doch hörte man vom Abmarsche der von Polen gemietheten Taboritenschaaren unter Pardus von Horka und dem Priester Bedřich von Stražnic, denen ein zweiter Haufe unter Capek von San folgte. Nur dieser griff eigentlich in den Ordenskrieg ein. Doch erzählte man böse Dinge von den Ausschreitungen der wilden Schaaren, deren erste von Wieliczka aus über die Tátra nach Käsmark in der Zips vordrang, die arme Stadt furchtbar plünderte, und nicht minder schonungslos das Gebiet der westungarischen Bergstädte (Kremnitz) mitnahm.

Der Kuttemberger Landtag (31. August bis 6. September), entschied endlich doch, auf das zweite Einladungsschreiben des Baseler Concils einzugehen, und den 4. Januar 1433 wurde die Stadt am Thore Deutschlands und der Schweiz von dem Eintreffen der „Böhmen", der vielberufenen Kelchner, überrascht. Bis auf die Dächer aber drängte sich das Volk von Basel, um vor Allem den gefürchteten Taboriten Prokop, den Erzhussiten und Kinderschrecken, zu schauen. An fünfzig Berittene waren es, die hier einritten. Die Taboritenfahne mit dem Kelche und der Losung darauf: Veritas omnia vincit (die Wahrheit überwindet Alles), hatte man, um die allgemeine Aufregung zu vermeiden, schon auf der Reise eingezogen, und ebenso war man absichtlich, ohne Tag und Stunde anzumelden, unvermuthet nach Basel gekommen. Außer dem Gefolge, fünfunddreißig Mann, waren als Priester aus dem Kreise der Waisen: Payne, Biskupek; der Taborit Markold und die Prager Kelchner Lupač und Rokyczana erschienen, die Seele des Ausgleichs. Das Tagebuch des Peter von Saaz beleuchtet am besten ihre Thätigkeit. Auch Prokop, in Gemeinschaft mit Herrn Kostka von Postupic, der Anführer des stattlichen Zuges, darf zu den hussitischen Theologen zählen.

Für die „Disputation" mit den Böhmen über den Glauben, waren von den Concilsvätern der Ragusiner Johann Stojkovič (Johannes de Ragusio), der Franzose Aegidius Carlier, der Deutsche Heinrich Kalteisen und der Spanier Palomar ausersehen. Es galt, den Kampf für, gegen die Prager Artikel, und in diesem Kampfe zeigte sich, wie immer, die Langathmigkeit und Unnachgiebigkeit theologischer Disputation, deren Ermüdendes nur manchmal von der treffenden Ironie, dem schlagfertigen Witze Rokyczana's oder von dem derben Dreinfahren Prokop's, als hussitischem Lehrmeister der, nach seiner Ueberzeugung verstockten

Papisten, unterbrochen wurde. So, wenn Rokyczana seinem Gegner Stojkovič auf die hochmüthige Bemerkung, er als Doctor sei eigentlich nicht bemüßigt, ihm, dem bloßen Magister, Rede und Antwort zu stehen, erwidert: „Ihr seid doch nicht besser als Christus, und ich nicht ärger als der Teufel, und Christus würdigte selbst den Teufel einer Antwort", oder wenn Prokop wider die Mönchsorden in seiner unverblümten Weise poltert: „da weder Christus, noch die Apostel diese unützen Brodzehrer haben wollten, die sich nur dem Müssiggange hingeben, während sie als robuste Leute recht wohl arbeiten könnten, woher rühren sie denn sonst als vom Teufel?" und Rokyczana, um den Eindruck dieser Grobheit zu mildern, dem Kalteisen lächelnd zuruft: „Herr Doctor, wählt Euch doch Herrn Prokop zu Eurem Provinzial".

Es schien wenig Aussicht zur Verständigung vorhanden; Prokop und Kostka blieben regelmäßig von den Sitzungen weg, wenn der orthodoxe Eiferer Johannes de Ragusio sprach. Cardinal Julian's Vermittlungen, die Ausgleichsvorschläge des Concilpräsidenten Herzogs Wilhelm von Bayern und des damals mit großen Reformgedanken für Kirche und Reich sich tragenden Niklas von Cues (Cusanus) schienen wenig Erfolg zu bieten. Jeder Theil beharrte auf seinem Scheine, das Concil auf der realen und formalen Einheit des Kirchenthums, die Böhmen auf den vier Artikeln in ihrer ursprünglichen Fassung. Ja, Prokop ermahnte in seiner Abschiedsrede das Concil, die Kirche auf den Boden des Taboritismus zu stellen und alles historische Machwerk aus ihr zu entfernen.

Endlich suchte man darin Ausweg, daß zehn Abgeordnete des Concils, darunter die beiden Bischöfe, Philibert von Coutances und Peter von Augsburg, der Wiener Professor und österreichische Geschichtschreiber Thomas Ebendorfer von Haselbach und der bei den Böhmen beliebte Mönch von Maulbronn, Johann von Geilnhausen, die Böhmen heimbegleiten sollten, um in Prag die Verhandlungen weiter zu führen. Rokyczana, der das Ausgleichsgeschäft von utraquistischer Seite immer entschiedener in die Hand zu nehmen beschloß und als Lohn die Anerkennung als Erzbischof seines Glaubenstheiles im Auge behielt, hoffte, daß der eigene Augenschein in der Sachlage die Concilmänner nachgiebiger stimmen werde, und diese erwarteten wieder persönliche Einflüsse mit Erfolg geltend zu machen.

1433, den 1. Mai, traf man in Prag ein, zu einer Zeit, in welcher K. Sigismund, nach schlechten Erfolgen in Italien, gegen

Venedig und Ferrara, den Frieden zu Ferrara (7. April 1433) geschlossen, die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes Eugen IV. (eines Venetianers) empfangen hatte, des Papstes, der bald in der Annatenfrage mit dem Concil sich überwarf und von diesem endlich suspendirt wurde. Sigismund hatte durch seine Sendboten dem Papste Obedienz und Hülfe gegen alle Widersacher versprechen lassen; es reimte sich dies nun schlecht mit seiner Rolle als Concilprotector. Sein Brief vom 6. Juni 1433 an die Böhmen überfloß allerdings von den besten Hoffnungen auf den Ausgleich; um so ungeduldiger wurde er im Zuwarten, wie das sich besonders zeigte, als er den 11. October desselben Jahres in Basel eintraf.

Die Baseler Sendboten konnten die vom Concile abgeänderten vier Prager Artikel im böhmischen Landtage nicht durchbringen, bei welcher Gelegenheit Prokop die Berechtigung der Hussitenkriege vertheidigte. Doch hatten sie Mainhard von Neuhaus, einige Prager Magister, ja sogar den Taboriten Pribik von Klenau, gegen Zusicherung des Kelches, für die römische Kirche gewonnen. Mit ihnen begeben sich wieder drei böhmische Vollmachtträger (Lupač, Prokop von Pilsen und Lauda) nach Basel. Hier entschloß man sich denn doch, den Faden des Ausgleichs weiter zu spinnen und bestimmte vier Abgeordnete (Philibert, Palomar, Toke und Berruer) zur Reise nach Prag, wo diese den 22. October 1433 eintrafen.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse für die Ausgleichspartei günstiger gestaltet. Der Taboritismus wurde der utraquistisch-katholischen Partei, Pribramisten und Rokyczanisten, immer unerträglicher; das wüste, verheerte Böhmen und Mähren, das Niederliegen von Ackerbau, Handel und Wandel sprechen zu laut gegen das Privilegium der Brüderrotten: immer im Felde und vom Kriege zu leben. Im Lager Prokop's war eine gefährliche Meuterei, infolge der Niederlagen seiner zwei Unterfeldherren ausgebrochen, die sie in Bayern (September) durch Heinrich Pflug erlitten. Ein Meuterer hatte den dazwischen fahrenden Oberfeldherrn blutig geschlagen; man nahm Prokop sogar fest und trotz späterer Abbitte hielt er sich einige Zeit dem Lager fern. Capek von San, aus Polen heimgekehrt, kein verläßlicher Charakter, übernahm inzwischen den Befehl. Den 1. December 1433 wählt man Herrn Alesch von Riesenburg zum Landesverweser; Mainhard von Neuhaus beherrscht immer mehr die Sachlage, die Altstadt wird das Lager der Barone, die Neustadt, das der „Radikalen", Taboriten und Waisen.

Die Baseler reisen nach langen, stürmischen Debatten wieder

ab (1434, Januar), Lupač begleitet sie. Unmuthig blickt Sigismund der Entscheidung entgegen. Nicht im Concil liegt sie, eine blutige Schlacht auf böhmischem Boden muß sie bringen, nur so ist der Ausgleich möglich, daß die gemäßigte Partei das Feld behauptet; mit ihr kann endgültig unterhandelt werden. Als diese Partei durch den Reichsverweser das Gebot zu Gunsten des Landfriedens erläßt, wonach die Brüderrotten sich auflösen sollen, weiß Prokop und sein Anhang, daß dies den tödtlichen Streich für den Taboritismus bedeute. Er flieht aus Prag, das nun ganz in der Hand der Barone liegt, und bald kommt es in der Nähe von Kaurim, bei Lipan, den 30. Mai 1434 zum Schlußacte des Bürgerkriegs.. Das Heer der Barone und Städter überfällt das Lager der Taboriten und Waisen, und nach einem mörderischen Kampfe, der Nacht und Tag währt, bedecken 13,000 Hussiten das Schlachtfeld; Tausende (?) erzählt Aeneas Silvius, habe man unter dem Scheinversprechen des Soldes in Scheunen gelockt, dort eingesperrt und elend darin verbrennen lassen. Jedenfalls kühlte die Baronen- und Städtepartei, als Sieger, in maßloser Weise die Gluth ihrer Rache, wie es der leidige Bürgerkrieg mit sich zu bringen pflegt. Man zieht dann vor Kolin, wohin sich mit einem Reste der Taboriten Capek von San geworfen, und bringt es zur Uebergabe.

Die Jahre 1434—1436 sind das Nachspiel der großen böhmischen Tragödie. Sigismund, der um jeden Preis zur Anerkennung seines böhmischen Königthums gelangen will, drängt das Concil und läßt die Böhmen durch seine Parteigänger, den Rosenberger, als den vornehmsten, bearbeiten. Ende August 1434 erscheint er in Regensburg. Dort wird unterhandelt, sodann von Ende Mai 1435 ab in Brünn, wo er sich (1. Juli) eingefunden; früher schon sein Eidam, H. Albrecht V. von Oesterreich. Der wichtigste Mann auf utraquistischer Seite war damals unstreitig Rokyczana, der möglichst seine Stellung den Přibramisten gegenüber zu wahren sucht. Auf Seiten der siegenden katholisirenden Adelspartei ist es Mainhard von Neuhaus, während die utraquistischen Adeligen von Rokyczana's Gesinnung den leitenden Einfluß des klugen Heinrich Ptaček (Ptarsko) von Pirkstein, Oberſthofmeister Böhmens, anzuerkennen beginnen, desselben Mannes, der vor Kurzem gut katholisch, jetzt um so eifriger utraquistisch war. Ihm an die Seite stellt sich Georg von Kunštat auf Podiebrad, der Mann einer größeren Zukunft. Von kaiserlicher Seite führt am Septemberlandtage zu Prag, sein gewandter Kanzler, Caspar Schlick, das Wort. Er setzt die

Brünner Abmachungen durch, es kommt zum Abschlusse der neuen Prager Artikel oder „Compactaten."

Sie lauten nun folgendermaßen: 1) Das heil. Abendmahl wird Jedem, der es verlangt, unter beiden Gestalten gereicht, aber die Priester müssen dabei lehren, daß es ebenso gut und vollständig unter einer Gestalt dargereicht werden könne; 2) Todsünden und öffentliche Verbrechen sollen nach dem Gesetze Gottes bestraft werden, aber nur von der hiezu bestellten Obrigkeit; 3) das Wort Gottes soll frei und ungehindert gepredigt werden, aber nur von dem hiezu verordneten Priester; 4) die Geistlichen sollen keine weltliche Herrschaft ausüben, sondern nur die Kirchengüter treu verwalten; die Weltlichen sollen sich nicht anmaßen, sie wegzunehmen, sonst begehen sie einen Kirchenraub. Ein Blick auf diese Compactaten zeigt deutlich genug, wie wesentlich umgewandelt im Sinne der herrschenden Kirche und ihrer Lebensordnung die ursprünglichen Prager Artikel zur Geltung gelangen und die nächste Zukunft lehrt, wie zweifelhaft diese Errungenschaften des Utraquismus sich gestalteten. Die Wahl Rokyczana's zum Erzbischofe, der nie die Bestätigung erhielt, war noch mehr ein bloßer Scheinerfolg.

In Stuhlweißenburg kam es im December (1435) zu der letzten Feuerprobe der Unterhandlung; Sigismund stand da zwischen den Wünschen des utraquistischen Böhmens und der herrschenden Kirche, durch das Concil vertreten, und überdies war auch sein Blick dem grollenden Papstthum zugewendet. Zur Herrschaft in Böhmen zu gelangen, war sein Hauptzweck; mit Versprechungen nach allen Seiten hin nahm er es nie genau; das Zögern des Concils mit der endgültigen Annahme der Compactaten erbitterte ihn nicht wenig. Endlich löste man das schwierigste Stück der Aufgabe; wo der Gebrauch des Kelches bisher galt, hat es dabei zu bleiben, wo dies nicht der Fall war, bleibt es beim katholischen Ritus. Die Wahl des Erzbischofs erfolgt gemeinschaftlich durch das Volk und die Priesterschaft, und den Gewählten empfiehlt man dem Concil und dem römischen Stuhle zur Bestätigung.

Im Mai des nächsten Jahres (1436) erhob sich Sigismund aus dem Alföld (Csanád) und trifft in Wien bei seinem Schwiegersohne ein. Anfangs Juni hält er mit seiner Gattin den Einzug in Iglau. Hier, in feierlicher Ständeversammlung Mährens und Böhmens, kommt es endlich (5. Juli 1436) zur Krönung des Ausgleichwerkes, zum urkundlichen Abschlusse des Friedens zwischen Böhmen und dem letzten Luxemburger. Die kaiserliche Urkunde sichert dem Utraquismus seine staatsrechtliche Geltung, dem böhmischen Reiche seine verfassungs-



mäßige Freiheit und die Besetzung seiner Aemter mit Eingebornen. Alle Unbilden seien vergeben und vergessen. Der allgemeine Jubel erquoll aus dem Bewußtsein des endlichen, theuer erkauften Friedens und verschleierte die Prüfungen naher Zeiten. Den 23. August 1436 zieht der Kaiser in Prag ein, drei Tage später nimmt er die Huldigung entgegen. Aber schon jetzt begann sich der bittere Nachgeschmack des Ausgleichs fühlbar zu machen. Die beiden Religionsparteien beginnen mit gegenseitigen Beschwerden, Philibert von Coutance, der Legat des Concils, spielt den Erzbischof; Rokyczana fühlt sich zurückgesetzt, und bald mochte er erfahren, daß Sigismund gegen Philibert sich äußerte, wenn er gezwungen würde, den hussitischen Erzbischof als Gewählten der Bestätigung des Concils zu empfehlen, so möge man es eben als Zwang der Verhältnisse auffassen und nicht viel darum sorgen, denn die Böhmen würden ihn ohnehin selbst bald umbringen. Es erscheint dies als eine der vielen Unaufrichtigkeiten, deren auch als Greis der letzte Luxemburger sich schuldig machte. Er war an's Ziel gekommen und der Augenblick für ihn bestimmend. Mit dem Kern der Taboritenpartei, zu Tabor und Kolin, die ohnehin seit der Lipaner Schlacht an die Wand gedrückt erscheint, vergleicht er sich zur Noth; die Hartnäckigeren, wie Ambrosch, der „Orebiten"-Führer, trotzte noch in Königgrätz. Den kühnen Wegelagerer Johann Roháč auf seinem Burgneste „Sion" bei Kuttemberg, ereilte mit 52 Genossen der Tod am Galgen (9. September 1437).

Aber noch ein anderes wichtiges Lebenswerk wollte Sigismund zum gedeihlichen Ende führen, die Thronfolge der einzigen Tochter, Elisabeth, seines Schwiegersohnes Albrecht's V., des entschiedenen Hussitengegners, der wiederholt mit ihnen die Waffen gekreuzt hatte. Es bedurfte dies mancher Vorbereitungen, denn die Stimmung der entschiedenen Utraquisten und Nationalen diesfalls mochte ihm nicht unbekannt sein. Er entbot daher, von schwerem Siechthum beschlichen, den Eidam und die Tochter zu sich nach Prag, durch seinen Günstling und Kanzler Caspar Schlick. Deren Sträuben gegen das „schwere Joch", Angesichts der Sachlage in Böhmen, mag aufrichtig gewesen sein. Der Kaiser bestand jedoch auf seinem Willen, und so erklärte das Paar, den 6. December in Prag erscheinen zu wollen. Aber gegen diesen Plan des letzten Luxemburgers arbeitete insgeheim die eigene Gattin, Barbara, die gemüthleere, starkgeistige, ehrgeizige und heirathslustige Frau, die ohne Rücksicht für die eigene Tochter und abgeneigt dem Schwiegersohne, ganz andere Pläne hegte, sobald der Gatte, mit dem

sie meist in ehelichen Zerwürfnissen gelebt, die Augen geschlossen haben würde. Es gelüstete sie nach der Ehe mit dem jungen Polenkönige Wladislaw II. (Wladislaw's I., † 1434, Erstgebornen), der mit ihr den böhmischen Königsthron theilen sollte. In vertraulicher Besprechung mit den Führern der nationalen Utraquistenpartei, Heinrich von Pirkstein, Georg von Kunstat auf Podiebrad und Andere, lenkte sie deren Blick auf den Jagellonen, und ihre Verwandten, die Cillier, sollen in der Sache mitgewirkt haben.

Als K. Sigismund davon Wind bekam, beeilte er sich, Prag zu verlassen; nicht ohne Besorgnisse vor Nachstellungen der Gegenpartei. Den 11. November 1437 verließ er Prag, wie die böhmischen Jahrbücher erzählen, von großer Menschenmenge geleitet, deren Viele dies aus Trauer thaten, Viele aus Freude, sagend, „er möge nimmer wieder kommen, mit tausend Reisigen und Haufen Fußvolkes, und die „schönen" Frauen (öffentlichen Dirnen) unter einer Fahne, und mit ihnen andere „Gaukler", die in Prag nicht zurückbleiben durften". Den 24. November traf er in Znaim ein, wo seiner Tochter und Eidam und ungarische Magnaten harrten. Hier setzte er seine Gattin in Haft. Ulrich von Cilli, gewarnt, entfloh. Den 30. November sandte Sigismund dann an die böhmischen Stände ein Schreiben, worin ein Landtag anberaumt und die Sendung Caspar's von Schlick und Hartung's von Klux angekündigt wurde. Die Botschafter sollten für seinen Plan wirken. In Znaim aber empfahl er den böhmischen und ungarischen Herren die Thronfolge seines Schwiegersohnes. Auch an die Lausitzer ging die bezügliche Werbung (7. December). Zwei Tage später hatte der letzte Luxemburger ausgelebt. Die Leiche Sigismund's machte den Weg nach Ungarn, in den Großwardeiner Dom, in die Gruft des h. Ladislaus, dessen Verehrer er war.

12. Wir gedachten der Geschicke Ungarns in den letzten dreißig Jahren der Luxemburgerherrschaft nur da und dort und haben einen wichtigen Punkt, die Türkenfrage, noch kurz zu erörtern. Sie trat nach Sigismund's Siege über die Osmanen bei Nicopolis (4. October 1419), seit Ende 1423, in eine neue Strömung und berührt sich mit der Stellung Sigismund's zu Polen. Ende 1423 erschien als Gast des Königs der Griechenkaiser Manuel Paläologus; er warb um Hülfe wider die drohende Türkenmacht. Wieder taucht die Idee einer christlichen Liga auf, doch zerschlägt sich Alles, und der Hussitenkrieg erlaubt dem Luxemburger keine neue, gefahrvolle Kriegsarbeit. Ungarn erneuert den

Waffenstillstand mit den Türken. Mit Polen ist seit der Herrscherbegegnung von 1423 äußerlich gutes Einvernehmen. 1426 kommt es zu wichtigen Ereignissen, welche den Türkenkrieg einleiten. Im September erscheinen der Serbenfürst Stephan Lazarević und sein Neffe, der adoptirte Thronfolger, Georg Branković, in Táta und leisten aus Türkenfurcht den Huldigungseid. Sigismund anerkennt das erbliche Despotat des Branković und wahrt sich das Heimfallsrecht Ungarns auf Belgrad, Macsó, Szokol, Szomszédvár, Galambócz und anderer festen Plätze, im Ganzen siebenzehn an der Zahl. Sie werden als ungarische Reichsfestungen erklärt, Rascien (Serbien) als Schutzprovinz Ungarns. Noch vor Ablauf der Waffenruhe mit den Türken zog dann Sigismund in die Walachei und setzte hier den von seinem Bruder Radul mit Türkenhülfe vertriebenen Dan wieder ein. So hob sich wieder das geknickte Ansehen Ungarns an der untern Donau. Während im Jahre 1427 der Ban Maróthy gegen Radul und die Türken in der Walachei ficht, steht Sigismund im Burzenlande zum Kriegszuge bereit.

Den 19. Juni 1427 war der Serbenfürst Lazarević gestorben; nun handelte es sich um den Anfall jener siebenzehn festen Plätze. Mit Ausnahme von Galambócz, das den Türken verrätherisch um Gold überlassen wurde, gelangten auch die anderen Festungen in Sigismund's Hand und er schuf aus ihnen zwei Grenzwehren, den Belgrader und den Macsóer Bezirk. Dem Serbendespoten Branković wurden dafür als glänzende Entschädigung die Schlösser Slankamen (Szalamkemen), Kulpun (Kölpény), Becse, Világosvár im Süden; die Alfölder Städte Böszörmény, Tur, Várjány und Debreczin; im nordöstlichen Ungarn Tokaj und Munkács überwiesen. Die Entscheidung vor Galambócz im Mai 1428, wo auch Witold's und Wladislaw's Hülfsschaar unter dem „schwarzen Zawisch" von Grabow mitfocht, vernichtet wieder alle früheren Errungenschaften. Der Türke bleibt Sieger. Serbien und die Walachei werden ihm zinspflichtig. Auch die ihm Jahre 1426 begründete Ansiedlung deutscher Ordensleute im Szörényer oder Zeuriner Comitate konnte unter solchen Verhältnissen keinen Bestand haben. Nicht glücklicher war Sigismund's Politik in der Moldauer Frage. Alexander, Despot der Moldau, nahm an dem unglücklichen Feldzuge nicht Theil. Die Haltung Polens dabei und das frühere Mißtrauen über Wladislaw's I. Haltung zu dem hussitischen Böhmen, führte zu Spannungen und Sigismund griff wieder auf einen alten politischen Gedanken zurück, auf

die Trennung Lithauens von Polen durch die Vorspiegelung, dem Großfürsten Witold die Königskrone zu verschaffen. Witold's Tod (1430, October) zerriß diese politischen Gewebe; Polen jedoch versuchte 1432 (10. August) am Ofener Tage eine directe Verbindung mit den ungarischen Ständen, allerdings ohne Erfolg.

Nicht glücklicher war Sigismund's Glaubenseifer im Ungarnreiche, zur Wiedervereinigung der Patarener und griechischen Schismatiker mit der römischen Kirche in Bosnien und Ostungarn-Siebenbürgen. Die Thätigkeit des Minoriten Jakob de Monte-Brandono oder Marchina führte in Siebenbürgen einen Aufstand der nicht unirten walachischen Bauern hervor, der dann den Anlaß zum Bunde der drei politischen Nationen Transsylvaniens: Ungarn, Szekler und Sachsen, (1439) abgab.

Es ist ein reiches, vielbewegtes Herrscherleben, das mit Sigismund zu Grabe ging. Schwere Gebrechen haften an dem Manne, die wir sattsam kennen. Sein Familienleben war nicht glücklich; die zweite Gattin, Barbara, verbitterte ihm manche Stunde; „denn ein in der Ehe ungetreuer Mann macht auch das Weib oft untreu", sagt der Zeitgenosse Aeneas Sylvius von dem Ehepaare. Sigismund verbannte auch einmal seine Gattin sammt ihrer unschuldigen Tochter Elisabeth auf eine Landöde (Pußta) bei Großwardein, und es kostete viel Zusprechens und fremder Vermittlung, bevor er sie wieder in Gnaden aufnahm (1419—1420?).

„Der Kaiser war all sein Tag ein bodenloser Herr", sagt ein Chronist, „denn Geld half ihm nicht; wieviel dessen er auch erwarb, er mochte beim Gelde keine Ruhe haben und war allerweg bedürftig und arm an Baarschaft und stellte doch fest danach, denn er zog um und um, und nahm Schenkungen und Schatzung, und wo ihm Geld nur immer werden mochte und bewahrte doch keines". Seine fürstliche Prunkliebe und Freigebigkeit, insbesondere gegen die Günstlinge, kannte keine Grenzen. Als er einmal, berichtet eine andere Chronik, einen bedeutenden Geldschatz zusammengebracht, ließ er ihm des Nachts keine Ruhe. Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager. Da ließ er seine Höflinge berufen und gab ihnen Erlaubniß, von dem Goldhaufen zu nehmen, was jedem beliebte. Nun füllten sie die Taschen, und bald schwand der Schatz. Er entließ sie mit den Worten: „Ihr habt mir das Gold genommen, aber

den Schlaf gebracht.“ Diese Anekdote kennzeichnet das leichtlebige Wesen einer freigebig und lebensfroh angelegten Natur. Dem Papste Eugen IV. soll er zu Rom gesagt haben: „In drei Dingen bist Du mir unähnlich und in ebenso vielen ähnlich: Du schläfst lange, ich liebe das Frühaufstehen; Du trinkst Wasser, ich liebe den Wein; Du meidest die Frauen, ich verfolge sie; Du verschwendest die Gnadenschätze der Kirche, ich erübrige nichts; Du leidest an Händen, ich an den Füßen; Du richtest die Kirche, ich das Reich zu Grunde.“

Der gewinnende Zauber der Liebenswürdigkeit war dieser hochbegabten, sinnlichen und wandelbaren Herrscherpersönlichkeit eigen, welche Aeneas Sylvius, der sie gut kannte, „edel von Gestalt, glänzenden Auges, von hoher Stirn, zart gerötheten Wangen, langem und dichtem Barte“ nennt, „umfassenden Geistes, vielbegehrend, aber unbeständig; witzig im Gespräche“ . . . . Leicht versöhnlich und freigebig, zählte er Viele, die ihm ihre Zukunft verdankten; aber Wenige, die ihn achteten und ihm selbstlos zu dienen bestrebt waren. Mit ihm erlosch ein stolzes Fürstengeschlecht, und nicht unwürdig, denn Sigismund trug drei Kronen, und die wichtigsten Fragen Europa's liefen durch seine vielgeschäftigen Hände. Ueber ein halbes Jahrhundert hatte er in Ungarn, achtzehn Jahre dem Namen nach in Böhmen und achtundzwanzig im deutschen Reiche geherrscht.

Zehntes Buch.

Die vorübergehende Personalunion des Landes Oesterreich, Böhmens und Ungarns. Die Zeiten Friedrich's V. (III.) von Habsburg und der Wahlkönige Böhmens und Ungarns. Die Geschichte der Jahre 1437—1493.

Literatur.

Quellenübersicht: Vgl. H. A. Erhard, Gesch. des Wiederaufbl. wiss. Bildung . . . . . bis z. A. der Reform. (1827—32); Ranke, Z. Kritik neuerer Geschichtschr. (1824) als Beil. z. s. Geschichte der roman. und german. Völker (1824). — Für die österr. Historiogr.: O. Lorenz in dem bek. Werke Mittelalterl. Gesch.-Quellen; und Aschbach, Gesch. der Wiener Univ. i. ersten Jahrh. i. Bestandes (1865).

I. **Gemeindeutsche und österreichische.** Aeneas Sylvius (Enea Silvio de Piccolomini, starb als Papst Pius II., 1464) a) Commentarii de concilio Basileensi A. III.; b) de rebus Basileae gestis); c) de rebus et gestis Friderici III. od. historia Friderici imperatoris oder: historia Australis (vollständige Ausgabe bei Kollar: Analecta omnis aevi Vindobon. II. Bd.) — fortges. von Johann Hinderbach, († als Bischof von Trient) 1462; d) historia Bohemiae (beide Werke — 1458); e) commentarii rerum memorabilium, quae suis temporibus contigerunt (— 1463); f) Europa, s. de situ Europae v. de statu Europae sub Friderico III. imperatore; g) de viris sua aetate claris, s. de viris illustribus; h) epistolae ad familiares et familiarium; i) Orationes; k) de ritu, situ, moribus et conditione Germaniae descriptio (vgl. darüber die Schrift von Gengler (1860). Vgl. i. Allg. ü. die Werke des Enea S. Piccolomini G. Voigt i. a. W. (1856—1863), 3 Bde. (II. Bd. 1862, S. 277 ff., 310 ff.). Ueber die hist. Friderici die Diss. v. Bayer, (Prag 1872). Ueber die hist. Bohemiae: Palacky, Würd. d. ält. böhm. Gesch., 1830, S. 257. Ueber die Epistolae s. G. Voigt: Die Briefe des Aeneas Sylvius, geschrieben vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Arch. für österr. Gesch. XVI. Bd., S. 311—424. 558 Briefe sind chronologisch geordnet und 46 bisher ungedruckte eingefügt.

Werner Rolevinck, fasciculus temporum — 1474; (Elssner, diss. de

vita et scrr. hist. Werneri R. (Breslau 1872); Joh. Vergen (Nauclerus) Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chron. commentarii, mit e. Einl. v. Reuchlin (—1500), fortg. m. Basellius —1516 . . .: Vgl. die Diss. v. Joachim, (Gött. 1874); Hartmann Schedel, Chronicon ab anno 1439—1490 (b. Oefele scrr. rer. boic. I. 392 f.) und d. Chronicon univers. —1492; die deutsche Ausgabe v. Alt a. u. d. T. Nürnberger Chronik. Vgl. Wattenbach i. den Forsch. z. deutsch. Gesch., XI., S. 349—375; Joh. v. Trithem (Trithemius), Annales Hirsaugienses (—1513). Vgl. H. Müller, De Trithemii abb. vita et ingenio. Halle, Diss. (1863); L. v. Eyb, Denkwürdigkeiten brandenb. Fürsten. h. v. Höfler i. d. Quellensamml. f. fränk. Gesch., I. 1849.

Oesterreichische. Appendix ad Chron. G. s. M. de Hagen (—1433; 1493); Kleine Chronik v. Oesterreich (—1458) s. o. IX. Buch; Annales Austriae, h. v. Wattenbach i. XI. Bde. d. Mon. Germ.; insbes. Mellic. u. Contin. Claustroneob. V.; Itinerar. Wolfg. de Styra; Niklas Lanckmann v. Valckenstein, hist. despons. et coronat. Frid. III. imper.; Chron. Salisburg. ab anno 1404—1493 (1494), h. v. Duellius in s. Miscell. u. v. Pez; Thomas Ebendorfer von Haselbach, Chronicon Austriae (—1463). Vgl. über ihn Voigt, Birk i. d. praefat. ad scrr. rer. concil. Basil. I.; Zeißberg in d. österr. Wochenschrift (1864); Aschbach, Gesch. d. Wien. Univ., I. S. 493 . .; Oesterreich. Chronik eines Ungenannten v. 1454—1467 (von Senckenberg in den Selecta juris, V. Bd., und selbständig von Rauch herausgegeben); Michel Behaim, kleine histor. Gedichte, h. v. Karajan in den Quellen u. Forsch. z. vaterl. Gesch. (1849) und sein Buch von den Wienern h. v. Karajan (1844, 2. A. 1867); Die Cillier Chronik oder: Chronik der edeln Grafen von Cilli. (Ueber ihre Handschriften, die verschiedenen Redactionen, Gehalt und Werth, s. Krones, „Die zeitgenöss. Quellen z. Gesch. der Grafen von Cilli"; Beitr. z. K. steierm. Geschichtsquellen., 8. Jahrg. (1871) und die „Cillier Chronik" im Arch. f. K. ö. Gesch.-Qu., 50. Bd., auch im Sep.-A., 1873); Veit Arenpeck, Chronicon Austriacum —1488 (besonders f. die tirolischen Verhältnisse); Jakob Unrest, Oesterreich. Chronik —1499. (Ueber diesen wichtigen inneröstерr. Chronisten s. Krones, im 7. Hefte der Beiträge z. K. steierm. Gesch. 1870 und die ausführliche Abhandlung im 48. Bde. des Arch. f. K. ö. Gesch.-Qu. u. i. Sep.-A. Vgl. auch Lorenz, Mittelalterl. Gesch.-Qu., 2. A.); Joh. Tichtl, Tagebuch v. 1477—1495 in den fontes rer. austr. I. Abth., 1. Bd.; J. Grünbeck, hist. Friderici III. et Maxim. I. —1508 (h. v. Chmel im österr. Geschichtsforscher I. — die deutsche Uebers. v. Moser, Tübingen 1872); H. J. Fugger, Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich — Die Handschrift, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wurde von dem bekannten Pegnitzschäfer Birken (Betulejus) mit vielen Willkürlichkeiten herausgegeben (1668); Ueber die Unterschiede zwischen dem echten Fugger und Birken s. Aretin, Beitr. z. Liter. (1805), I. 4. Stück, und Ranke in s. Abh. z. Kritik neuerer Geschichte; Gerh. van Roo, Annales rerum ab Austriacis Habsburg. gentis principibus a Rudolpho I. u. a. Carolum V. gestarum. (1592). Eine inhaltreiche Specialität ist Wilwolt's von Schaumburg Geschichten

u. Thaten, h. v. Keller i. d. Bibl. des Stuttg. litt. Ver. (1859). Einiges bieten die Denkw. d. Andreas v. Lapiz (Caesar ann. ducatus Styriae III. Bd.); die St. Pauler Klosterannalen (excerpirt v. Ankershofen i. Arch. f. Gesch. u. Topogr. Kärntens, III. Jahrg.). Einschlägiges bietet noch (Christallnig)-Megiser, Annales Carinthiae, in deutscher Sprache, 1612 h. (aus älteren Quellen des 15. Jahrh. Einiges geschöpft).

Von den bayerischen Chronogr.: Veit Arenpeck, Chronicon Bojoariae vel Bojoariorum —1495; Georg Schambocher, breve chronicon rerum sub Friderico III. gestarum ab anno 1440—1479. (b. Oefele, scrr. rer. boic.)

II. **Böhmische Geschichtsquellen.** Die kleineren czechischen Annalen —1526, h. v. Palacky i. III. Bde. der scrr. rer. bohem., urspr. h. v. Pelzel und Dobrowsky: Eschenloer, historia Vratislaviensis, her. v. Markgraf in den scrr. rer. Siles. VII. (1872); Die deutsche Bearbeitung: Denkwürdigkeiten der Stadt Breslau, 1440—1472, wurde schon früher von Kunisch (1827, 1828) edirt. Ueber den wichtigen Chronisten s. d. Diss. von Markgraf. Bresl. Progr. (1857); Brezan Chronik des Rosenberger Hauses s. Palacky i. d. Zeitschr. des böhm. Mus. (1828), IV., u. Höfler, böhm. Studien. Arch. f. K. ö. G.-Qu. XIII. Bd.; Dubravius, Chron. Bohemiae.

III. **Ungarische Geschichtsquellen.** Joh. v. Thuróczy, Chron. Hung. —1465. (Incunabel-Ausgabe. Brünn 1488). Deutsche Auszüge daraus machte ein gewisser Haug, (gedr. 1536); Joh. Vitéz v. Zredna (Großw. Bischof, dann Graner Primas, † 1472); Epistolae für die Zeit des Corvinen Johann Hunyadi wichtig, 1445—1451; erhalten und erläutert von dem Protonotar des Reichsverwesers J. H. Paul Ivanich (Schwandtner scrr. r. hung. II.); Anton Bonfin von Ascoli: rerum hungaricarum decades, s. 1541 durch den Druck bekannt (Verdienste um dies Werk erwarben sich i. 16. Jahrh. Zsámboky o. Sambucus und Helth oder Heltay); es reicht bis 1495. Vgl. die preisgekr. Schr. v. A. Helmar in magyar. Sprache: Charakteristik und Quellennachweis des Geschichtschreibers Bonfinius. (Pest-Ofen 1876); Ranzano (Ranianus, Ranzano) g. 1420, † 1492: Epitome rerum hungar. b. Schwandtner I.; Galeoto Marzio: de dictis et factis Mathiae regis Hung. (Anekdotensammlung). — Vgl. i. Allg. Flegler, Z. Würd. d. ung. Geschichtschr.; Hist. Ztschr. v. Sybel, 17. Bd.; Lorenz a. a. O.

IV. **Polnische Geschichtschreibung.** Dlugosz (Longinus), historia Poloniae A. XIII. u. a. a. 1480 († c. 1480); insbes. das XIII. Buch. Vgl. ü. ihn die Diss. von Herda (1865), Zirgensohn (1872), insbes. das Hauptwerk über poln. Geschichtschreibung des Mittelalters von Zeißberg; Phil. Buonacorsi oder Callimachus (Experiens) aus Florenz, Erzieher und Sekretär am Hofe Kasimir's III., † 1496, de rebus Vladislai regis († 1444); Johann von Komorowo, tractatus cronice fratrum minorum observantie a tempore Constanc. concilii (1414) et spec. de prov. Poloniae — 1503, her. von Zeißberg i. 48. Bde., 2. H. des Arch. f. K. ö. G. (1872). (Vgl. s. Abh. i. d. österr. Gymn.-Ztschr.: und daselbst J. 1871 Analecten).

Ueber die romanische Geschichtschreibung der Zeit vom Schlusse des Mittelalters vgl. Ranke's o. cit. Arbeit.

Urkundensammlungen. a) Gemeindeutsche-österreichische. Lünig, Georgisch, Datt, J. J. Müller: Reichstagstheatrum, wie selbiges unter Keyser Friedrich's V. (III.) allerhöchster Regierung von 1440—1493 gestanden (1713) (vgl. Großmann: Ueber die Glaubwürdigkeit des Müller'schen Reichstagstheaters unter K. Friedrich III., Forsch. z. d. G., X. Bd. u. f.); König von Königsthal (1759); J. Chmel, Regesten z. Gesch. K. Friedrich's III. Wien (1840); vgl. s. Materialien z. österr. Gesch., 2. H. (1832. 1837—38), s. österr. Geschichtsforscher, 2 Bde. Urkunden, Briefe und Actenstücke z. Gesch. der habsb. Fürsten Ladislaus, Albrecht VI. u. H. Sigismund (1443—1473); fontes rer. austr. II. A., II. Bd.; die von ihm h. Monumenta habsburgica i. d. Publ. d. Wiener Akad.; Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles 1440—1470, h. v. Höfler (1850); 2. A., 1470—1486 (kurfürstliche Epoche), h. v. Minutoli (1850); Corr. u. Zusätze von Burckhardt (1857); Klüpfel, Urk. z. Gesch. d. schwäb. Bundes 1488—1533, (1846. 1853.); Janssen, Frankf. Reichscorrespondenz (vgl. o.).

b) Böhmische Ländergruppe. Palacky, Archiv česky, ferner: Urkundl. Beitrg. z. Gesch. Böhmens u. s. Nachbarl. i. Za. Georg Podiebrad's († 1471) (1860); (fontes rer. austr., 2. Abth. 20. Bd.); f. Schlesien, abgesehen von den älteren Sammlung. d. Sommersberg, die Specialnachweise der bezüglichen Lit. in Grünhagen, Wegw. durch die schles. Geschichtsquellen bis z. J. 1550. (h. 1876).

c) Ungarisches Reich. Die Materialien in Katona, hist. crit. Hung. XII. ff.; Fejér, Cod. dipl. r. H., X. Bd. Die Urkunden in den Schlußbänden von Teleki, Hunyadiak kora Magyarországon (Zeitalter der Hunyadi's in Ungarn); Theiner, Monum. eccl. regni Hung., 2. Bd.; die epistolae regis Mathiae Corvini; i. Ausg. des 17., 18. Jahrh.

Inhaltsübersicht.

1. Die Zeiten K. Albrecht's II. (1438—1439). Die Personalunion Oesterreichs, Böhmens und Ungarns. Kaspar Schlick. 2. Die ersten Zeiten K. Friedrich's III. Die Weltlage und die deutschen Reichsverhältnisse. Die Minderjährigkeit Sigismund's von Tirol und Ladislaus Posthumus, des letzten Albrechtiners, und K. Friedrich's III. (IV.) Vormundschaft. Ungarn und Böhmen (1439—1452). 3. K. Ladislaus Posthumus und Graf Ulrich VI. von Cilli. Podiebrad und Johannes Hunyadi. Johann Capistran. Ermordung des Cilliers. Der Streit um die cillische Erbschaft. Ladislaus' Tod. (1452–1457). Die Lösung der Personalunion Oesterreichs, Böhmens und Ungarns. 4. Der Streit um die Herrschaft in Oesterreich (1458—1463) und der cusanische Handel in Tirol. 5. Die Wahlkönige Georg von Böhmen; Mathias von Ungarn und Kaiser Friedrich III. (1458—1471). 6. Der Triestiner Krieg. — Die Baumkircherfehde (1469–1471). 7. K. Georg Podiebrad's Tod, die böhmische Frage (1471—1479). 8. Die Parteiung im deutschen Reiche; Burgund und Kaiser Friedrich. 9. K. Friedrich und Mathias Corvinus. Die Türkengefahr und die magyarische Invasion. Der Fall Wiens (1471—1485). 10. Tirol (1464—1490). 11. Die deutsche Königswahl und die Ereignisse in den Niederlanden (1486—1488). 12. K. Mathias' Tod (1490) und dessen Folgen. 13. K. Friedrich's III. Persönlichkeit und Ausgang (1493). Umschau.



1. Die Zeiten K. Albrecht's II., 1437—1439. Die Personalunion Oesterreichs, Böhmens und Ungarns. Kaspar Schlick.

Literatur vgl. IX. Buch, 11. Abschnitt. Kurz; Lichnowski, 7. Bd.; Voigt a. a. O.; W. Pückert, die kurfürstliche Neutralität während des Basler Concils (1858); Aschbach, a. a. O.; Chmel, zur Kritik österr. Gesch., Beiträge zur Beleuchtung der kirchl. Zustände Oesterreichs im XV. Jahrh. (1439—1451), Denkschr. d. Wiener Akad., hist.-phil. C., II. (1851). Vgl. Zeibig's Aufs. in den Wiener akad. Sitzungsber., VIII. Bd., über die Wirks. des Basler Concils in Oesterreich (sehr ausführlich), ferner Chmel's kleinere Mitth. z. Gesch. Albrecht's II., im Arch. f. K. österr. Gesch., III. Bd.

Die ältere Literatur über den niederbayerischen Erbstreit Albrecht's V. mit den Wittelsbachern s. in Schmit-Tavera's Bibliogr., S. 59—60; Ueber die Schlick's: Wacek, in der böhm. Museal-Zeitschrift (1828); Legis-Glückselig, Chronik von Böhmen II.; Pröckl, Eger und das Egerland; Palacky III., 3; Teleki I.; Droysen, Gesch. d. preuß. Politik, I. Bd.; Caro, Gesch. Polens, 4 Bd. (1875).

Bewegten sich bereits im vorigen Zeitraume die Geschicke der drei Ländergruppen und Reichsbildungen: Habsburg-Oesterreich, Böhmen und Ungarn, auf Geleisen, die theils in gleicher Richtung liefen, theils sich kreuzten, so tritt nun eine förmliche Vereinigung des dreifachen Reichslebens, in dynastischem Sinne, die Personalunion Oesterreichs, Böhmens und Ungarns, in Wirksamkeit. Es war ein bedeutungsvoller Augenblick, als der letzte Luxemburger die Augen schloß und sein habsburgischer Eidam sein Nachfolger in zwei bedeutenden Reichen werden sollte. Jener Erbvertrag, den einst der Vater Sigismund's und der Großoheim des Herzogs von Oesterreich (1364) auf die gegenseitige Beerbung beider Häuser abschlossen, ging seiner Verwirklichung entgegen und die enge Freundschaft, welche den zweitgeborenen Sohn Karl's IV. mit den beiden Albrechtinern verband, bethätigte sich an H. Albrecht V. in folgenreichster Weise. Denn nicht bloß kommt es zur Personalunion dreier Staatsgebiete, welche sich in stets innigeren Wechselbeziehungen befinden, auch die deutsche Königskrone, seit mehr als drei Menschenaltern dem Hause Habsburg entzogen, kehrt wieder — und für lange — an dasselbe zurück.

Den Reigen eröffnet die Königswahl in Ungarn. Man

wählt den 18. December zu Preßburg, um dem „Erbrechte" Genüge zu thun — Elisabeth, und im Sinne der Vertragsrechte (1402, August, s. IX. Buch) ihren Gatten Albrecht, Herzog von Oesterreich, seit 1411 mit ihr verlobt, seit 1422 (26. April) vermählt, als Königspaar. Am Neujahrstage 1438 krönte Beide der Graner Primas in Stuhlweißenburg. Herrscher und Herrscherin nahmen nun ihren Sitz in Ofen, wo es zwischen der deutschen Bürgerschaft und den Magyaren zu einem blutigen Zusammenstoße kam, den der muthige Franziskanermönch Jakob Marchiai mit dem Kreuze nicht zu bannen vermochte; die Reiter des Banus von Croatien zersprengten endlich die tobenden Menschenhaufen.

Schwieriger gestalteten sich die Dinge in Böhmen. Wohl gab es da eine starke katholische und eine katholisirende Utraquistenpartei, das Lager der Legitimisten, die Herren Mainhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg an der Spitze; aber der Widerpart, unter Führung des Herrn „Ptarsko" (Heinrich Ptacek von Pirkstein), Aleich von Sternberg und Georg von Podiebrad, war fest entschlossen, der Wahl des Habsburgers die Stirn zu bieten.

Denn nicht grundlos war die Abneigung gegen denselben in den deutschfeindlichen Utraquistenkreisen. Vom Vater hatte der strenggläubige Albrecht V. den unbezwinglichen Haß gegen das Ketzerthum geerbt und als gerade, offene Natur nie verschleiert. Seit 1420 blieb er der beharrlichste Gegner des Hussitismus und warb unermüdlich eigene und fremde Heeresmacht gegen die böhmischen Glaubensfeinde und Aufrührer, selbst bei dem Burgunderherzoge, Philipp dem Gütigen. Seit 1423 insbesondere, in welchem Jahre (3. u. 4. Oktober) ihm der königliche Schwäher zu Ofen das Mährerland als Lehen auftrug, kam es zu den erbittertsten und schonungslosesten Kämpfen zwischen beiden Theilen und noch im letzten, sechsten Kreuzzuge gewahren wir den Herzog wider den Todfeind in Waffen.

Die antihabsburgische Partei verließ den 27. December 1437, weil in der Minderheit, den Wahlsaal. Es schien wohl, als wäre trotzdem eine Einigung der Parteien möglich und zwar auf Grundlage der von beiden Theilen den 30. December vereinbarten Wahlkapitulation, deren Artikel allerdings Bürgschaften für den Utraquismus und die Autonomie Böhmens darboten. Aber die Partei des Pirksteiners wollte nur Zeit gewinnen, denn unter den sechs gewählten Landesverwesern waren der von Neuhaus, Rosenberg, Kolowrat, Hasenburg und Wartenberg entschiedene Legitimisten, die bis zur Krönung des Wahlkönigs das Heft in den Händen hatten. Herr Ptacek und Aleich von Sternberg scheinen ergeben der von Albrecht V.

internirten Schwiegermutter und Kaiserwittwe Barbara und ihrem polnischen Projecte. Erstgenannter trat mit den Resten der Taboriten und Waisenpartei in Verbindung, und im Januar 1438 fiel zu Kuttemberg und Chrudim in diesem Kreise die Loosung, einen jagellonischen Prinzen nach Böhmen einzuladen. Um so schwerer fiel es dem Sternberger, den officiellen Boten des böhmischen Landtages und Ueberbringer der Wahlcapitulation an K. Albrecht abzugeben; jedenfalls glaubte er auf einen herben Empfang gefaßt sein zu müssen.

Während vier Männer der nationalhussitischen Partei, darunter der übel berufene Taborit Bedřich von Stražnic, im März die Straße nach Polen zogen, von einer gleichzeitigen deutschen Dichtung als böse „Vögel" gegeiselt und von dem polnischen Geschichtschreiber Dlugosch eine „leichtfertige und magere Botschaft" genannt, war der Sternberger auch schon am Wege nach Oesterreich und harrte zu Wien der Rückkunft Albrecht's aus Ungarn. Dieser nahm ihn bestens auf, beruhigte in kluger Weise den ständischen Botschafter über das Schicksal Barbara's und ihres Leibgedinges und nahm alle Wahlbedingungen an, die Eine ausgenommen, welche den Anschluß Oesterreichs als Landes der Krone Böhmens heischte. Es war dies im April verhandelt, zur Zeit, als auch die Botschaft aus dem deutschen Reiche kam, die Kurfürsten hätten am 18. März Albrecht zum Könige gewählt. Dies konnte auf Böhmens Legitimisten, ohnehin die herrschende Mehrheit, nur ermuthigend wirken; schmeichelte es denn doch auch den Ungarn, welchen der Habsburger das Versprechen abgegeben, nicht ohne ihre Zustimmung die deutsche Krone anzunehmen. Die Concilgesandten in Wien, Bart. von Novara und Enea Silvio Piccolomini, kostete es keine sonderliche Mühe, den Translejthaniern diese Zustimmung abzugewinnen.

Am 8. Juni finden wir schon den Habsburger in der Mährerstadt Iglau, am Wege nach Böhmen, während die böhmische Partei, welche den dreizehnjährigen Jagellonen-Prinzen Kasimir am Melniker Tage (29. Mai) förmlich zum Gegenkönige gewählt hatte, Alles aufbot, um Albrecht's V. Ankunft zu verzögern. Nichts desto weniger setzte mit seinem stärkeren Anhange der Habsburger seine Krönung in Prag durch (29. Juni), und hatte sein Zug nach Böhmen das Gepräge der Sicherheit, so fehlte auch der Krönungsfeier die Weihe eines durchschlagenden Erfolges nicht. Aber schon waren auch die Polen, die Wojwoden von Posen und Krakau mit 9000 Söldnern eingebrochen und man beschuldigte bald den jagellonischen Hof nicht ohne Grund, daß er mit dem

Türken in Beziehungen getreten sei, um Ungarn lahm legen zu lassen.

Im August beginnen vor Tabor die Kämpfe zwischen Albrecht und dem jagellonischen Herrn und Anhange, meist aus althussitischen Rotten zusammengesetzt, ein langathmiger, ziemlich unblutiger Kleinkrieg, aus den beiderseitigen „Wagenburgen" geführt. In Albrecht's Lager sah man den Kurfürsten von Sachsen, den jungen Brandenburger Albrecht, nachmals Achilles genannt, und den Bayernherzog Christoph. Die Sache Polens vertraten in Böhmen schließlich nur die „Brüder" und ein paar Städte, darunter auch die Bürger von Klattau, Saaz und Laun. Doch schon den 25. August beginnen auch die Unterhandlungen, bei denen die jagellonisch-hussitische Seite die Vermählung des 13jährigen Kasimir mit einer der beiden Töchter Albrecht's in Vorschlag bringt. Die Polen zogen dann, ohne daß ein förmlicher Ausgleich abgemacht, heimwärts; Tabor behauptete sich, und Albrecht rückte nach Prag zurück.

Polen, woselbst die Kaiserwittwe Barbara auf der Flucht aus ungarischer Haft Unterkunft gefunden, versuchte einen, aber erfolglosen Einbruch in Ungarn, ließ Schlesien verheeren, nahm aber schließlich die Breslauer Taidungen auf, zu denen sich Albrecht im November 1438 begab, während er seinen Vetter, Grafen Ulrich II. von Cilli als Reichsverweser, unter Mitwirkung Mainhard's von Neuhaus und Ulrich's von Rosenberg, der vornehmsten Regierungsräthe, zurückließ. In dem Vororte Schlesiens trat Albrecht II. mit großer Entschiedenheit gegen das friedensbrüchige Polen auf. So kam es unter päpstlicher Vermittelung und in Folge des Ungewitters, das sich über dem Süden des Ungarnreiches sammelte, zu einem zweifelhaften Stillstande der Waffen; doch spann sich der Faden der Verlobungsangelegenheit weiter. Böhmen sollte Albrecht nicht wieder sehen. Im März 1439 eilt er nach Ungarn, dann nach Wien und wieder jenseits die Leitha (25. April 1439), doch blieb ihm die Unannehmlichkeit nicht erspart, seinen Vetter und Statthalter, Grafen Ulrich von Cilli seines Amtes zu entheben (10. Mai). Waren es Ränke der ständischen Mitverweser, Sympathien für Polen, oder, wie Aeneas Silvius, der unverdrossene Ankläger der Cillier, will, Absichten auf den Thron Böhmens — was sicherlich am unglaubwürdigsten erscheint —, wir besitzen keinen sichern Schlüssel zu diesem politischen Geheimniß.

In Ungarn aber war die Reichsgefahr in vollem Wellenschlage begriffen. Im Gegensatze zum Jahre 1437, in welchem das Ungarnheer und in dessen Mitte der Mann der Zukunft, Johann

Corvinus, die Osmanen vor Szendrö zurückschlugen, brachten die beiden nächsten nur Unheil. Siebenbürgen läßt (1438) Sultan Murad II., im Bunde mit dem Walachen, Wlad Drakul, durch den Paß des eisernen Thores, von türkischen Rennern und Brennern überschwemmen; 1439 steht der Padischah vor Semendria (Smederowo); Georg Brankovich flüchtet hülferufend nach Ungarn; seine tapferen Söhne harrten des Entsatzes. Seine ganze Thatkraft bietet der tapfere Habsburger auf, aber der kriegerische Geist scheint von den ungarischen Banderien gewichen. Unter dem Geschrei: „Der Wolf, der Wolf!" (farkas kiáltani, den Wolf ausrufen, blieb sprichwörtlich) meiden sie den ernstlichen Kampf mit dem Türken. Die Lagerseuche vollendete den trüben Ausgang des Feldzugs. Semendria fällt, Serbien ist so gut wie türkisch, und Georg Brankovich, dessen Söhne, geblendet, in die Hände des Großherrn fielen, gewöhnt sich, so gut wie sein Nachbar, der bosnische Tvartko II., an die osmanische Botmäßigkeit, indem er es den Ungarn nimmer vergaß, in seinen Erwartungen des Jahres 1439 so bitter enttäuscht worden zu sein.

Mit dem Bewußtsein schweren Siechthums, das Lagerfieber im Leibe, eilt Albrecht II. heimwärts, um in seinem Stammlande zu gesunden. Er sollte Oesterreich nicht betreten. Zu Neßmély, nicht weit von der Grenze, wirft ihn das Uebel mit tödtlicher Gewalt nieder.

Doch noch müssen wir der deutschen Reichsverhältnisse gedenken. Hier tritt der Habsburger, vollauf mit Böhmen, Polen und Ungarn beschäftigt, und vom neidigen Geschicke verhindert, sich der Krönungsfeier zu unterziehen, mehr in den Hintergrund. Die Hauptperson, deren Thätigkeit auch in den anderen Angelegenheiten verspürbar ist und auf diesem Boden hauptsächlich arbeitet, übernahm Albrecht II. aus den Diensten seines Schwähers, den Deutschböhmen Kaspar Schlick.

Die Schlicks haben als reiches Rathsmannengeschlecht der Stadt Eger und Besitzer vielen Gutes im gleichnamigen Ländchen, seit Heinrich Schlick einen raschen Aufschwung genommen. Der Egerer Patrizier, um 1416 Hauptmann von Breslau, durfte um die Hand einer Collalto, aus dem stolzen Hause der einstigen Markgrafen von Treviso, werben. Unter mehreren Kindern ward ihm auch Kaspar, jedenfalls vor 1400, geboren, der eigentliche Begründer der Blüthe seines Geschlechtes. 1415 taucht er in Constanz auf; im Gefolge Sigismund's macht er die Reise nach Perpignan, an den Hof P. Benedict's XIII. Von da ab gehört er der großen

Welt immer mehr an, lernt sie abschätzen, durchschauen und raschen Berechnungsgeistes ausnutzen und bald dem Luxemburger unentbehrlich werden. Von Perpignan geht es nach Narbonne, dann wieder nach Constanz; bald (1416) nach Paris, London, und hier erläßt schon die Gnadenhand des Königs einen Wappenbrief für Kaspar. Dann geht es zur See nach Calais und weiter zu Wasser nach Holland, an den Niederrhein und zurück nach Constanz. Jetzt war er schon in der königlichen Kanzlei und mußte als stattlicher junger Mann, von seinem Wesen und Talent zum Lebensgenusse, dem sinnesverwandten Luxemburger immer näher rücken. 1421 erhob ihn Sigismund zum Freiherrn. Bei der Preßburger Verhandlung mit Witold (1422 bis 1423, Februar), bei der Käsmarker Zusammenkunft Sigismund's mit dem Jagellonenkönige (1423, März), war auch Schlick anwesend. Noch liefen die großen Geschäfte nicht durch seine Hand. Im September 1423 starb Sigismund's vielbeschäftigter und altgedienter Kanzler, Bischof Georg von Passau; ihm folgt der Agramer Kirchenfürst Johann; aber als Protonotar wurde Schlick ein Haupthebel der Geschäfte, der sich überdies vortrefflich auf die galanten Bedürfnisse seines Herrn und vor Allem auf das Beschaffen dessen verstand, was dem Luxemburger immerdar fehlte, des Geldes. Nicht lange währt es, so erlangt Schlick die Kanzlerschaft.

Immer mehr erweitert sich sein Geschäftskreis. Die Werbung an den Hochmeister des deutschen Ordens um Hülfe gegen die Türken (1427) war ihm aufgetragen. Auch dem Kriege mit den Osmanen wohnt er bei. Besonders nahmen ihn jedoch die hussitischen Händel in Anspruch, die Correspondenz mit den böhmischen Legitimisten. 1430 erscheint er mit dem Luxemburger in Nürnberg, wo er die Belehnung mit der Reichsherrschaft Bassano empfängt. Ende 1431 geleitet er Sigismund nach Italien zur lombardischen (25. November 1431) und römischen Krönung (1433, 31. Mai). Der Aufenthalt Beider in Siena (Herbst 1432—1433, April) und Schlick's Liebesabenteuer finden in dem reizenden erotischen Romane des Enea Silvio Piccolomini, nachmals P. Pius II., — u. d. T. „Euryalus (Schlick) und Lucretia" (vollendet um 1444) — eine lebendige Schilderung. Bei der schwierigen Anerkennung des Basler Concils durch P. Eugen IV. scheint Schlick intervenirt zu haben. Sammt seinen Brüdern Matthias und Heinrich zur Würde lateranensischer Pfalzgrafen erhoben, verließ Schlick Italien. Die kaiserlichen Verhandlungen mit dem Concile und den Hussiten liefen bis zum Prager und Iglauer Austrage durch seine Hände. — Sein Besitz

und Ansehen wuchsen ungemein rasch; denn er war nicht unbestechlich und äußerst berechnend. Als Gläubiger Sigismund's erwarb er für 12000 Goldgulden die Pfandschaften Eger, Ellbogen, Schlaggenwalde u. A. 1437 erwarb er dem Titel nach die Toggenburger Erbschaft durch kaiserlichen Gewaltbrief (Januar); doch bewog ihn dann K. Albrecht II., davon abzustehen. Seine vier Brüder waren auch schon in den Freiherrenstand erhoben. Er selbst, 1436, zu Prag mit der Tochter des schlesischen Piasten, Herzogs von Oels, Agnes, verbunden, erlangte, kaum ein Jahr nach Erhebung der Cillier, die Reichsfürstenwürde (1437, 30. October). Auch die letzten Geschäfte Sigismund's liefen durch seine erprobte Hand.

Dieser vielerfahrene Kanzler diente Albrecht in den deutschen Reichsangelegenheiten. Die Landfriedensentwürfe, das damit verbundene Project der Eintheilung Deutschlands in sechs Kreise, — flossen aus seiner Feder. Vorzugsweise aber war es die Stellung des Reiches zum Concil und zum Papste, welcher Herr Kaspar Schlick Maß und Richtung gab. Doch verstand er es auch, um 1438 am k. Hoflager den Uebermuth der Ungarn zu dämpfen, welche in Albrecht II. ausschließlich ihren König erblickten und alle deutschen Amtleute entfernt wissen wollten.

Der neue deutsche König hatte bis dahin nur einmal einen bedeutenderen Rechtshandel auszufechten gehabt, noch als Herzog von Oesterreich. Er war der Sohn der niederbayerischen Johanna Sophie, Schwägerin K. Wenzel's IV. von Böhmen, einer der vier Töchter Albrecht's I. von Bayern-Straubing († 1394) und Schwester des dritten Sohnes des Genannten, Johanns, Bischofs von Lüttich, des wieder weltlich gewordenen Regenten von Straubing († 1425, 5. Januar), mit welchem diese niederbayerische Wittelsbacherlinie im Mannsstamme erlosch. Obschon nun den alten Hausverträgen zufolge das nähere Erbrecht den drei oberbayerischen Linien, München, Ingolstadt und Landshut zustand, erhob Albrecht V. dennoch Erbansprüche auf Niederbayern und erlangte 1426, den 10. März, von seinem Schwiegervater, Könige Sigismund, einen Lehensbrief zu Gunsten dieses Anspruches, und zwar für den Alleinbesitz; während anfänglich nur sein Mitbesitz, gemeinsam mit den Fürsten Oberbayerns, durch den Luxemburger war anerkannt worden. Endlich überzeugte sich jedoch Sigismund selbst von der Unhaltbarkeit und dem Undurchführbaren dieser habsburgischen Anwartschaft und fällte 1429, den 26. September, zu Preßburg, den Schiedspruch zu Gunsten der oberbayerischen Wittelsbacher und einer Entschädigung Albrecht's V., der zwei Monate

später (30. November 1429) die Verzichturkunde ausstellte. Auch ein angeblicher Entsagungsbrief Albrecht's V., bereits v. J. 1425, wurde von bayerischer Seite entgegengehalten, als im 18. Jahrhunderte die bayerische Erbfrage in anderer Gestalt wieder auftauchte.

Weit größer und ernster waren die Fragen, die nun an den Herrscher herantraten und deren andeutungsweise bereits gedacht wurde. Sie setzen die fruchtlose Danaïdenarbeit aus den Tagen K. Wenzel's IV. fort, in denen auch dem Reichsfrieden dauernde Grundlagen geschaffen werden sollten.

Wir wollen nur der Kirchenangelegenheit gedenken. Seit dem Concilbeschlusse vom 3. November 1435, der die Nichtigkeit aller Berufungen von der Kirchenversammlung an den Papst aussprach, bis zur Vorladung des Papstes und seiner Kardinäle (31. Juli 1437), zur Berufung eines papistischen Gegenconcils nach Ferrara und zur Erklärung der Basler Kirchenversammlung (1. October), der Papst sei halsstarrig und unverbesserlich, seine Bulle gegen das Concil nichtig (12. October), — ging es Schlag auf Schlag einer neuen, verhängnißvollen Krise entgegen. Schon am 24. Januar 1438 wurde der Papst suspendirt, das Concil verwarf Eugen's IV. Papat, „denn er wandelte die Wege Martinus' V." und gab den Gegnern Anlaß genug zur bittern Klage über Pfründenhandel und unersättlichem Begehren nach dem „Almusen" — wie eine gleichzeitige Volksdichtung den weltbeherrschenden Mammon benamset. Aber die Absetzung Eugen's V. durch das Concil (1439, 25. Juni) und die Gegenwahl des Papstes Felix V., in der Person des Savoyerherzogs Amadeus (1440, 5. Januar), war und blieb nur ein Fechterstück, wenn es den Baslern nicht gelang, ihr großes Versprechen: Reform der Kirche! einzulösen und durch glückliche Schritte die harrende Welt der Gläubigen mit sich fortzureißen. Sonst war der Sieg mehr als zweifelhaft, und mit der Parteibildung im Schoße der Kirchenversammlung, dem Haschen nach greifbaren Vortheilen ging die Disciplin in Stücke, die Zahl der Flüchtlinge in's Lager des lateranensischen Papstes wuchs und die über die moralische Gewalt und Lebensthätigkeit des Concils enttäuschte Welt gab es dem kläglichen Verfalle preis.

So weit war es allerdings in Albrecht's II. Tagen noch nicht gekommen. Noch galten die Basler als Macht, auch in den Donaualpenländern, in Oesterreich, in Wien, an der Universität waren die Eugenianer nicht tonangebend, und wenn auch das deutsche Reich zunächst nur die Neutralität Angesichts des Concils und der beiden Päpste beschloß (1438, 17. März, am Frankfurtertage), so

schien doch die öffentliche Meinung dem Kampfe gegen Rom geneigt und Herzog Albrecht II., unbeschadet seiner tiefen Gläubigkeit, der Mann, jene Neutralität, der er selbst beitrat, unverbrüchlich zu halten und bis zum Austrage des schwebenden Handels keinerlei Schwenkung anzutreten.

Nun aber lag er im Spätherbste 1439 auf dem Krankenlager, das er nimmer verlassen sollte, voll Zukunftssorgen um die Erhaltung seiner dynastischen Macht. Denn nur zwei Töchter hatte ihm die Gattin geschenkt; jetzt war sie wieder gesegneten Leibes und er sollte nicht die Frucht ihres Schoßes erleben. Genas sie einer Tochter, so fiel Alles auseinander. Oesterreich gedieh den Hausverträgen zufolge an die steirisch-tirolschen Leopoldiner, Friedrich V., Albrecht VI. und den unmündigen Sohn Friedrich's IV., Sigismund; Böhmen und Ungarn gingen eigene Wege. Kam jedoch ein Sohn zur Welt, so konnte dieser Nachgeborne mit dem Besitze Oesterreichs auch die Personalunion Böhmens und Ungarns festhalten. Damit beschäftigte sich nun der letzte Wille K. Albrecht's; er ordnete die drei ständischen Regentschaften an, die in solchem Falle der Wittwe und Mutter des Erben und in erster Linie dem habsburgischen Vormunde des Knaben an der Seite stehen sollten. Ob dieses Testament des Albrechtiners in seinem Inhalte unverfälscht blieb, oder wie man dann im Kampfe der Parteien behauptete, von einem ihm nahestehenden Manne, Hand in Hand mit Kaspar Schlick, Abänderungen erlebte, darf wohl eher nach der ersten als nach der zweiten Seite hin bejaht werden. Jedenfalls war der Erblasser für die Erhaltung und Regelung der Personalunion bemüht.

Erst zweiundvierzig Jahre alt, schied er aus dem Leben. Kräftigen Leibes, ohne Anmuth und Leutseligkeit, mehr im Kampfe als in der Bildung groß geworden, hatte dieser Habsburger nichts Gewinnendes. Das ernste, wenig bewegliche, vom starken Schwarzbarte eingerahmte Gesicht, lachte nie; die Haltung war immer die eines Mannes, der weiß, daß er das Schwert an der Seite führt, und nie sah man ihn ohne dasselbe. Er war kein glänzender, redegewandter Lebemann, vom Schlage seines Schwähers, des letzten Luxemburgers, — aber ein Herrscher von strengen, hausbackenen Sitten, der das Seinige zu Rathe hielt und eben so offen darein sah als sprach, ohne schön gewundene Worte und aufgestutzte Ränke zu kennen. Wenn ihn Enea Silvio lobt, so fällt dies weniger in's Gewicht, als das Wort des Ungarn Thuróczy, der ihn „von sanften Sitten und den Seinen zugänglich" nennt, oder der Ausspruch des Böhmen Bartosch: „er war gut, obschon ein Deutscher, kühn und mildherzig".

Seinen Verlust zu beklagen fanden Oesterreich, Ungarn und Böhmen noch Anlaß genug und auch die Fürsten des deutschen Reiches, allwo derselbe König wurde. Albrecht II. ward „also sehr beklagt von Edeln und Gemeinen, von Reich und Armen, als kein König von Christus beklaget ward" — heißt es in einer alter Chronik.

---

2. Die ersten Zeiten K. Friedrich's III. Die Weltlage und die deutschen Reichsverhältnisse. Die Minderjährigkeit Sigmund's von Tirol und Ladislaus', des letzten Albrechtiners. K. Friedrich's III. tirolisch-österreichische Vormundschaft. Ungarn und Böhmen 1440–1452.

Literatur. F. Kurz, Oesterreich unter Friedrich IV. (1815); Lichnowski, 7. u. 8. Bd.; J. Chmel, Gesch. K. Friedrich's IV. u. s. Sohnes Maximilian (I. 1. 2. unvoll. bis 1452) (1840—1843); G. Voigt, Enea Silvio a. a. O.; Pückert (s. o.); Droysen, Gesch. d. preuß. Pol., I.; Barthold, der Armegeckenkrieg v. 1444—1445 (Raumer's hist. Taschenb., Jahrg. 1842); A. Brockhaus, Gregor v. Heimburg (1861); A. Jäger, der Streit der Tiroler Landschaft mit K. Friedrich III. wegen der Vormundschaft über Herzog Sigmund von Oesterreich, 1431—1446. Wiener Akad. Arch. f. K. österr. Gesch. 49. Bd., 1. Hft. u. Sep.-A. (1873); Birk, Beiträge z. Gesch. der Königin Elisabeth von Ungarn und Ladislaus P., 1440—1457, in den Quellen u. Forsch. z. vaterl. Gesch. u. Kunst, (1848); St. Endlicher, Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin, 1846, (mit Anmerk.). Vergl. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1. Thl., 3. A. (1861) (57—82); Chmel, Urkundl. über die Eyczinger, im Arch. f. K. österr. Gesch., I. (1848). 1. 2., und im Notizenbl. v. 1857; „Beschuldigungen gegen Herrn Ulrich von Eyzing i. J. 1457", v. einem Ungen.; Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, (1836—1846); Hormayr, Gesch. Wiens; Weiß, Gesch. Wiens, Muchar, Hermann; Dimitz; Egger (Stmk., Kärn., Krain, Tirol); Z. Gesch. d. Cillier s. o. IX. Buch. 9. Abschn.; — Böhmen: Palacky IV. (Zeitalter Greg. Podiebrads); Ungarn: Teleki (s. o.) 1; Horváth 2, Szalay 2, Feßler-Klein 2; Schmidt, die Stammburg der Hunyade (1865); Krones, die böhm. Söldnerrotten in Ungarn. Grazer Gymn.-Progr. (1861); Caro, Gesch. Polens. 4. Bd.; Zinkeisen 1, 2; Z. Gesch. Italiens: Muratori, Annali d'Italia; Leo; Th. Sickel, Die ambrosianische Republik und das Haus Savoyen. Beitrag z. Gesch. Mailands im XV. Jahrh. Sitzungsb. der Wiener Akad. hist. phil. S., XX. Bd.; von dems., das Vicariat, ebdas., XXX. Bd.; die Detaillitteratur im Archivio storico ital. und in Reumont's Bibliografia.

Es ist ein bewegter Zeitraum, der an der Schwelle der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts steht; so recht die Epoche ausgelebter



und keimkräftiger Verhältnisse auf allen Gebieten des Staats- und Völkerlebens. Das Stück Weltgeschichte, das man Mittelalter zu nennen beliebt, setzt sich allgemach in die Neuzeit um, denn nirgends giebt es einen unvermittelten Sprung aus dem Alten in's Neue.

Versuchen wir eine Umschau in Europa, um den Rahmen für die Thatsachen des Geschichtslebens jener drei Gebiete zu gewinnen, die einander immer näher gerückt, schließlich dynastisch verbunden, zu Grundbestandtheilen des Staates Oesterreich werden sollten.

Nimmer ist das deutsche Reich der anerkannte Regulator des mittelalterlichen Staatslebens Europa's. Die rastlose Vielgeschäftigkeit des letzten Luxemburgers ließ wohl das römisch-deutsche Kaiserthum in allen großen Zeitfragen tonangebend auftreten, aber in keiner Richtung wirkte die deutsche Reichsmacht entscheidend. Dies bewies der fruchtlose Kampf mit dem böhmischen Hussitenthum, das Preisgeben des deutschen Ordens Polen gegenüber — gerade im entscheidenden Augenblick — und das immer tiefere Niedergehen des deutschen Einflusses in Italien. Die territoriale Zersetzung Deutschlands wächst. Vier Häuser insbesondere greifen entscheidend in den Gang der vielräderigen und immer schwerfälligeren Reichsmaschine: die pfälzischen Wittelsbacher, Bayern-Wittelsbach, Sachsen und Hohenzollern-Brandenburg. Während die beiden letzteren die alte spröde Gesinnung gegen Habsburg-Oesterreich zur Schau tragen, zeigen die beiden letztgenannten politischen Anschluß an Habsburg, als Träger der Reichskrone. Seit der Königswahl Albrecht's II. zeigt das aufstrebende Haus Hohenzollern-Brandenburg diese wachsende Annäherung. Es erneuern sich so, durch Rücksichten auf den politischen Vortheil geboten, die ursprünglichen Beziehungen zwischen Hohenzollern und Habsburg, die über K. Rudolph I. und Friedrich III. von Zollern hinaufreichen und in der zweiten Heirath H. Albrecht's III. mit Beatrix von Hohenzollern aufgefrischt wurden. Seit Rudolph's I. Tode, der, wie Ludwig von Eyb will, dem Fritz von Zollern „ein ledig wendisches Fürstenthum" versprochen habe, — waren die Burggrafen von Nürnberg bald von Habsburg gewichen; sie hielten es mit der wittelsbachischen und luxemburgischen Partei und die Beziehungen zum Hause Karl's IV., klug und vorschauend gepflegt, erschlossen Friedrich VI. von Zollern den Weg zur epochemachenden Erwerbung der Kurmark. Jetzt zählte sein Haus in die Familie der Fürsten des Reichs ersten Ranges. Sein Blick und der seines Nachfolgers, des Kurfürsten Friedrich II. (1440—1471), bleiben der

sichern Erwerbung der Neumark zugewendet, welche sich 1454—1457 vollzieht. Der enge Anschluß dieses Kurfürsten und seines Bruders Albrecht Achilles an das Haus Oesterreich findet in dessen deutscher Königs- und Kaiserwürde, andererseits im politischen Gegensatze zu Wittelsbach seine Erklärung. Denn wenn auch das deutsche Reich der wirksamen Großmachtstellung entbehrt, begehrenswerth und hochangesehen bleibt doch noch seine Krone, die erste und höchste der Christenheit und mancher vortheilbringende Einfluß knüpft sich an dieselbe.

Von der Nachbarschaft des deutschen Reichs greift die skandinavische noch nicht entscheidend in die Angelegenheiten des europäischen Continents ein. Dagegen ist der polnische Jagellonenstaat zur östlichen Großmacht geworden. Ungarn scheidet das deutsche Reich von dem osmanischen Erobererreiche, dem bald die ganze Balkanhalbinsel zur Beute fallen soll und das deutsche Alpenland als Tummelplatz seiner wilden Raubschaaren sich erschließen muß; daher erscheint Ungarn als ein wichtiger Nachbarboden des deutschen Reichs, denn an seiner Pforte spielt sich eine der größten europäischen Fragen, die orientalische, ab. Frankreich, unter Karl III. durch den Krieg mit England auf's Aeußerste gebracht, beginnt sich wieder zu sammeln. Noch stellt des Burgunders Macht die der Valois auf dem französischen Throne in Schatten, ja, sie soll noch mehr triumphiren. Nichts desto weniger winkt dem Königthum Ludwig's XI. dereinst der Sieg, und Frankreich beginnt bald im Abendlande das große Wort zu führen, wie es seine reformfreundlichen Theologen in der katholischen Welt hören lassen. Die nationale Kirche, der Gallicanismus, knüpft sich an die pragmatische Sanction von Bourges (1438, 13. Juli).

Im Süden der Alpen ist Venedig zur Hauptmacht Italiens geworden und hält den ganzen südlichen Länderbesitz des Hauses Oesterreich, die Pässe nach Italien, umklammert. Es hat die ganze Terra ferma im Osten des Mincio verschlungen, die dalmatinische Küste an sich gerissen und mußte nun zu wiederholten Waffengängen mit dem ehrgeizigen und gefährlichen Nachbar, dem letzten Visconti, Philipp Maria, Herzog zu Mailand (1412 — 1447), in welchen (1424—1437) der Erfolg hin und her schwankte, aber doch die größeren Mittel der Signoria zu Tage traten, sich entschließen. Das Aussterben der Visconti bringt 1448 seinen natürlichen Eidam, Francesco Sforza, den einstigen Condottenführer, vom Schlage des (1432) hingerichteten Carmagnola, den Grafen von Tricarico, an's Ruder, als Generalcapitän Mailands. Da tritt Mailands Macht in die

zweite und letzte Blüthe und macht sich den Venetianern unangenehm fühlbar, da diese gern Brescia und Cremona festgehalten hätten.

Die Anerkennung des Sforza'schen Herzogthums durch das deutsche Reich war eben so nur Frage der Zeit, wie dies bei den Visconti's der Fall gewesen. Theilt sich somit zwischen Venedig und Mailand die Gewalt Oberitaliens, so hat Genua seine große Rolle bereits ausgespielt und das Haus Savoyen den Aufschwung erst durch die Erwerbung der Herzogswürde (1416), des ganzen piemontesischen Landes (1418) und Vercelli's (1427) begonnen, unter demselben Amadeus VIII. („dem Seligen"), welcher sechs Jahre nach seiner Thronentsagung die Würde eines Concilpapstes zu tragen anfing. In Mittelitalien ist Florenz oben an, seit 1420 in den Händen der klugen Geldkönige Medici, welche mit Johann tonangebend werden. Mit Venedig und Lucca hat es zu schaffen. Cosmo von Medici, verbannt, gelangt seit 1434 wieder zur Herrschaft. In seinen Zeiten spielt Francesco Sforza, als Condottiere, eine wichtige Rolle. Der Kirchenstaat erscheint in einer vorübergehenden Zwangslage (1438—1445) durch diesen kühnen Söldnerführer. In Neapel führt die Adoption des arragonesischen Königs und Fürsten Siciliens, Alfons V., durch Johanna II. (1415) seit 1421 und 1423 den Krieg zwischen Arragon und Ludwig II. von Anjou herbei, den Johann II., äußerst launenhaft, auch adoptirte. Die Sachlage verwickelt sich immer mehr, als Johanna II. stirbt (1435). Endlich gelingt Alfonsen die Eroberung Neapels (1442) und die Begründung einer Dynastie, mit Zustimmung des Papstes Eugen IV. (1443). So kommt es zur Gründung des Reiches beider Sicilien, wie fortan Neapel und Sicilien in ihrer Vereinigung durch Arragon heißen, dem seit 1296 durch päpstliche Schenkung auch Sardinien und Corsica gehören.

Spanien ist noch Decennien von seiner Erstarkung als Einheitsstaat entfernt, während Portugal unter K. Alfonso V. (1438 bis 1481) das Zeitalter der großen Entdeckungen anbahnt. Auch hier erscheint der Papst als Geschenkgeber aller von den Portugiesen gemachten und noch zu erwartenden Entdeckungen (1438). England geht dem Kampfe der beiden Rosen entgegen und büßt den Haupttheil der Besitzungen der Plantagenets auf dem Boden Frankreichs ein.

Ehe wir wieder zum deutschen Reiche als Ausgangspunkte der historischen Erzählung zurückkehren, sei noch der Eidgenossenschaft gedacht. Hier bildet die Toggenburger Erbschaft (s. IX. Buch) den Erisapfel in der Eidgenossenschaft. Zürich wird isolirt und in

ein Bündniß mit Habsburg-Oesterreich gegen die anderen Eidgenossen, insbesondere Schwyz und Glarus, gedrängt.

Wir wollen uns den Zusammenhang des Weitern wahren und zunächst der deutschen Reichsverhältnisse im gedrängten Ueberblicke gedenken, wie sie in den ersten zwölf Jahren des Königthums Friedrich's III. vor seiner Kaiserkrönung einherliefen. Von dem Albrechtiner war die höchste Würde im Reiche an den oben genannten leopoldinischen Vetter übergegangen. Die Wahl des zweiten Februars 1440, ohne sonderliche Schwierigkeiten und Wahlbedingnisse, schwankte nur einen Augenblick zwischen dem Habsburger und dem Landgrafen Ludwig von Hessen. Wie viel sie gekostet — wissen wir nicht. Auch ist der freiwillige Rücktritt des Hessen, für den Heinrich von Plauen als Führer der böhmischen Kur und der alte brandenburgische Kurfürst zuerst eingenommen waren, zweifelhaft. So wurde der zwanzigjährige Sohn Ernst des Eisernen, Friedrich der „Friedsame", mit seinem durchaus schwunglosen und zögernd bedächtigen, früh greisenhaften Wesen, Oberhaupt eines Reichs, das längst den kräftigen Herzschlag verloren hatte und doch desselben in so kritischer Zeit doppelt bedurfte.

Zwei Jahre ließ sich der schwer bewegliche, daheim überdies in Vormundschaften verwickelte Habsburger Zeit, ehe er seine deutsche Krönungsfahrt antrat. Die weiteren deutschen Geschäfte liefen durch Schlick's erprobte Hand, der sich dabei auch nicht vergaß. Vom Januar 1443 erscheint er urkundlich als Kanzler Friedrich's. Zunächst war es die Kirchenfrage — die weitere Stellung des Reiches zum Papste und Concile, — welche sich klären sollte. Schlick's Sendung an den Papst Eugen IV. mit Weisungen des Königs und der Fürsten vom Frankfurter Tage (August 1442) eröffnet die Aussicht auf ein diplomatisches Spiel der Reichskanzlei, welches Deutschland immer mehr von der Bahn stricter Neutralität abdrängt und zur Preisgebung der Basler endlich ein Concordat mit dem römischen Stuhle gesellt. In der That war die Zahl der unerschütterlichen Concilanhänger nicht allzu groß. Zu ihnen zählte vor Allen der schneidige Gregor von Heimburg, der Humanist in derb deutscher Ausgabe, dem sein Zeitgenosse Enea Silvio noch (1447—1451) die schmeichelhaftesten Complimente, als den Cicero der Deutschen, macht und zur Zeit, als er selbst noch gut baslisch war, einen von den drei Leuchten des Concils nennt. Der „Retractanten" oder „Rückzugsleute", welchen bessere Lebensaussichten auf dem Wege des Ausgleichs mit Rom winkten, oder an dem Gedeihen des Concils verzweifelnd — die entgegengesetzte Straße zu

betreten anfingen, gab es ungleich mehr. Die glänzendsten Erscheinungen darunter sind der Hauptreformer Niklas Chrypffz (Creffz=Krebs) von Kues an der Mosel, der bekannte Cusanus, schon 1446, neben dem Spanier Caravajal, Legat Eugen's IV., und der geistvolle Mann, in welchem Gelehrsamkeit, Genußsucht und Weltklugheit harmonisch sich mengen, Enea Silvio de Piccolomini (Aeneas Sylvius), dessen neue Heimat seit 1443 bereits die Kanzlei und das Hoflager Friedrich's werden sollte.

Aus seiner klassischen Feder lernen wir die wichtigsten Leute um die Person des Habsburgers kennen; zunächst die eigentlichen Günstlinge, den Kammermeister Hanns Ungnad, den Hofmeister Hanns Neiperg und den Marschall Walter Zobinger, das Triumvirat der „steiermärkischen Weisheit", wie der feine Italiener etwas anzüglich bemerkt. Im Rathe sitzen dann von Geistlichen der Freisinger Bischof Nicodemo della Scala, der von Chiemsee und der Passauer, Leonhard von Leyming. Unter den Weltlichen steht voran der Kanzler Schlick, der um jeden Preis seinen Bruder Heinrich nach dem Tode des Freisingers († 1443) zum erledigten Bisthum bringen will, sodann die Juristen Ulrich Riederer, Ulrich Sonnenberg, Ulrich und Hartung von Kappel. Auch die Genossen vertraulichen Verkehrs und froher Stunden des Mannes von Corsignano: die Böhmen Wenzel von Bochow, Prokop von Rabstein, der Schwabe Michel von Fullendorf, der Nürnberger Hanns Freund, erscheinen genannt.

Bevor der Handel zwischen Rom und Basel den entscheidenden Ausgang fand, zogen die Schweizer Verhältnisse Friedrich als deutsches Reichsoberhaupt und Habsburger, insbesondere als Vormund des tirolischen Sigmund in ihre Kreise. Zürich, unter Stüssi's Führung, verbindet sich wider die anderen Eidgenossen mit dem Hause Oesterreich. Allein die Ereignisse von 1443 bringen den Vorort der Nordschweiz in's ärgste Gedränge und die wilden Gräuel der rachedurstigen Eidgenossen zeitigen bald den förmlichen Reichskrieg. Es war ein entschiedener Mißgriff, daß der König in seiner Verlegenheit den Franzosenherrscher zur Hülfeleistung anrief und ihm so den Weg dorthin zeigte, wo sich bald die Politik der Valois heimisch fand. Denn die rohen Söldnerhaufen des Grafen Armagnac, die „armen Gecken" des bittern Volkswitzes, unter dem Dauphin Ludwig XI., erprobten bald die heldenmüthige Tapferkeit der Eidgenossen bei S. Jacob (1444, 26. August) und Frankreich beeilt sich schon, den 28. October ein „Freundschaftsbündniß" mit den sieben Schweizer Bundesorten einzugehen, den Vorboten der

späteren Soldverträge mit den vom Geldverdienste immer mehr verblendeten Eidgenossen. Bei diesen aber war das Mißtrauen und der Groll wider die Habsburger in aller Stärke wieder lebendig geworden, und immer nachdrücklicher begann sich ihr Streben, vom Reiche ganz loszukommen, geltend zu machen.

Blicken wir wieder zur deutschen Kirchenfrage hinüber. Der Widerstand der Kurfürsten am Frankfurter Tage, vom März 1446, gegen die Machtsprüche der Kurie, Eugen's Absetzungsdecret für die Erzbischöfe von Köln und Trier, gleichwie die Botschaft an Friedrich und den Papst, wo sich der entschieden päpstlich gewordene Aeneas Sylvius, der einstige Anwalt des Concils und der papstfeindliche Gregor von Heimburg. trafen, ist die letzte Thatsache eines solchen Entgegentretens. Denn schon begannen die römischen Legaten Caravajal und Cusanus mit Erfolg bei den Fürsten, so beim Mainzer voran, für die Obedienz an den Papst zu arbeiten. Bald ist (1447) der Kurfürstenbund gesprengt, vor Allem aber die Curie des deutschen Reichsoberhaupts, und bereits 1445 sicher geworden. — Friedrich war eine kühl berechnende Natur. Die Basler hatte er aufgegeben, aber er war nicht gewillt, dem Papstthum ohne praktische Vortheile die Schleppe zu tragen. Caravajal bot ihm gewichtige Zugeständnisse, die dem in landesfürstlichen Dingen sehr genauen Habsburger willkommen sein mußten: das Recht der Vergabung von hundert Pfründen in seinen Erbländern, das Recht der Ernennung der Bischöfe von Trient, Brixen, Gurk, Triest, Piben (Pedena). Auch das nachbarliche Chur, seit langem von den Habsburgern bevormundet, erscheint genannt. Ein weiteres Zugeständniß war ferner die Befugniß, die Klostervisitatoren zu ernennen. In der That — Zugeständnisse von nicht zu unterschätzender Bedeutung! Dazu gesellte sich Eugen's Einladung an Friedrich, die Kaiserkrönung in Rom, Bologna, oder, wenn es ihm beliebte, in Padua oder Treviso zu empfangen und die Zusage, auch Geld beizusteuern; eine Zusage, die dem allzeit geldbedürftigen und kargen Habsburger doppelt willkommen sein mußte. Friedrich verstand seine Obedienzerklarung gut zu verkaufen und auch einzelne Kurfürsten gingen nicht leer aus. Eugen IV. erlebte noch seinen Triumph über die kurfürstliche und königliche Neutralität Deutschlands und die Basler. Als er starb (1447, 23. Februar) waren die Dinge zum Concordate zwischen dem deutschen Reiche und dem Papstthum reif und sein Nachfolger Nicolaus V. (Parentucelli) bevollmächtigt den Cardinal Caravajal, den wichtigen Act zu Ende zu führen. B

Aschaffenburg (1447, 12. Juli) erfolgen die Punctationen, und ein halb Jahr später (17. Februar 1448) erscheint in Wien das Concordat fertig gebracht. Vielen Antheil daran hatte Enea Silvio, dessen Gestirn im Steigen war. Seit April 1447 Bischof von Triest, steht er dem Habsburger immer näher und einflußreicher. Es ist die Zeit seiner völligen Umkehr. Das Concil von Basel, völlig an die Luft gesetzt und in Lausanne ein Scheinleben fristend, ist ihm ebenso gleichgültig geworden, als der Gegenpapst, Felix V., der 1449 abdankt. Er will, daß man den alten, weltlich gesinnten Enea Silvio vergesse und nur den bekehrten Mann der Hierarchie vor Augen habe. Die Geschichtschreibung des mehr geistreichen als charakterstarken Kirchenfürsten ist eine wichtige Quelle der weitern Zeitgeschichte Oesterreichs.

Das wichtige Jahr 1448, mit welchem die alte Hoffnung auf Wiedergeburt der Kirche abermals zu Grabe geht, ist auch das Jahr des Sturzes für Kaspar Schlick, den eigennützigen Unterhändler mit Rom. Die „Steiererpartei“ am Hofe arbeitet gegen den vielgeschäftigen Mann. Sogar seinen Briefwechsel will man zur Beschleunigung seines Falles ausnutzen. Der Habsburger Friedrich besaß aber neben dem Bewußtsein der fürstlichen Hoheit, das ihm nie abhanden kam, lebendiges Rechtsgefühl, und ehrenwerth sind die Worte, mit denen er den Antrag abfertigte, die Briefe des Kanzlers aus Ungarn in dessen Abwesenheit zu erbrechen: „Ich halte Kaspar Schlick für einen rechtlichen Mann; irre ich, so ist es mir lieber, daß sich der Irrthum von selbst aufkläre, als daß er durch meine Neugierde aufgedeckt werde.“ Schlick hielt in seinem Geschäfte die Hände nicht rein, der Freisinger Bisthumshandel entschied seinen Sturz. Das Anliegen des Herzogs Philipp von Burgund, durch K. Friedrich die Königskrone zu erlangen, war eine der letzten Angelegenheiten, die er zu gutem Ende führen sollte. Es gelang ihm nicht. Als gestürzte Größe und als Wittwer von seinem frühern Günstlinge Enea Silvio auf die himmlischen Tröstungen verwiesen, starb er bereits den 16. Juli 1449. Seiner diplomatischen Verdienste um Friedrich auf anderm Felde werden wir noch gedenken.

Es ist der Boden habsburgischer und nachbarlicher Interessen, den wir nun betreten; die Thätigkeit K. Friedrich's als Vormunds in Tirol und Oesterreich und der verhängnißvolle Gang der Ereignisse daselbst, gleichwie in Böhmen und Ungarn hat uns zu beschäftigen.

Beginnen wir, der Zeitfolge gemäß, mit den Angelegenheiten

Tirols. Als H. Friedrich IV. den 24. Juli 1439 auf dem Innsbrucker Schlosse starb, hinterließ er einen zwölfjährigen Sohn, der den Namen seines kaiserlichen Taufpathen Sigismund führte; einen kräftig angelegten, auch geistig vielversprechenden Knaben. Bis zur Großjährigkeit, mit sechzehn Jahren, also bis zum 29. Juni 1443, hatte die ordnungsmäßige Vormundschaft zu dauern, und die Gerhabschaft gebührte dem steiermärkischen Friedrich, seit 1440 Oberhaupt des deutschen Reichs. Als aber diese von dem Lande Tirol mit wachsender Ungeduld begleitete Frist ablief, war Friedrich, von dem einflußreichsten Günstlinge, dem Hanns Ungnad, berathen, zu dem Entschlusse gekommen, die Vormundschaft im Interesse einer möglichst lange geeinigten Hausmacht noch weitere sechs Jahre zu führen. Es waren dies Anschauungen, welche schon den Leopoldiner Wilhelm, Friedrich's Oheim, Oesterreich gegenüber beherrscht hatten. Doch sollte dies als eine mit Sigismund's Willen vereinbarte Abmachung erscheinen, und in der That verstand sich der Jüngling dazu, von dem schlauen Enea Silvio, als königlichem Rathe, gegängelt. In einer langen, ihm gewidmeten Schrift entwickelte der feine Italiener die herrlichen Geistesgaben Sigismund's, die Nothwendigkeit ihrer unbeirrten Ausbildung und den mit Citaten aus der Geschichte Roms, des Judenthums und der Papsthistorie reich belegten Erfahrungssatz, wonach eine größere Reife des Alters dem künftigen Herrscher durchaus ersprießlich sei. Sigismund fügte sich und stellte thatsächlich Urkunden zu Gunsten der längern Vormundschaft Friedrich's aus, die somit bis 1449 währen sollte. — Auf Tirol wirkte dies politische Reihenstück höchst verstimmend. Das zeigten die Meraner Landtagsbeschlüsse vom November 1443, welche darin gipfelten, daß, im Falle H. Sigismund nicht in das Land entlassen würde, eine förmliche Sperre aller landesfürstlichen Einkünfte Platz zu greifen hätte und den Beamten Friedrich's keinerlei Gehorsam weiter gebühre. Die Botschaft an Friedrich sollte kurz und bündig erklären: man verlange nur Ja oder Nein auf die Frage, „ob man unsern gnädigen Herrn, Herzog Sigmunden, auf solche Forderung zu Land lassen wolle oder nicht, nach Ausweis der Verschreibung". Aber die eigentliche Drohung stak in der „Einigung der Landleute Tirols", zur bewaffneten Wehrung des Landfriedens, denn diese Einigung machte die entschlossene Haltung der Grafschaft für alle Fälle offenkundig; sie betrachtete sich im Rechte, gegen die Verlängerung der Vormundschaftsdauer, als Vertragsbruch, einzuschreiten. Am königlichen Hofe war man Angesichts dieser Vorgänge sehr unruhig, denn Friedrich war kein Gewaltmensch, aber auch kein

Mann der That; er versuchte es zunächst mit einer Gegenbotschaft; denn eigentlich war ein Entschluß nicht so leicht gefaßt. Dies beklagt Enea Silvio in einem Briefe an Kaspar Schlick vom 28. December 1443. Der König gehe Tag für Tag mit demselben Marmorgesichte aus und ein, obwohl die Wogen des Sturmes schon hoch gingen. Man habe seine Gesandten gar nicht in's Land gelassen. . . In Tirol stünde das ganze Bauernvolk in Waffen und bewache die Pässe, wie das Grab des Herrn. . . Allenthalben höre man nur Einen Ausspruch, entweder müßten sie Sigismunden erobern oder sich frei kämpfen, wie es ihnen die Schweizer ohnehin in den Kopf setzten und erbötig seien, dazu zu helfen. Das bedeute schlimme Aussichten. In Oesterreich tage jetzt der Landtag, aber allgemein fürchte man die üble Wirkung des Beispiels Tirols, denn nie komme ein Unglück allein . . . u. s. w.

Friedrich schwankte zwischen persönlicher Beschwichtigung der Tiroler und Gewaltanwendung. Er zögerte und tastete unsicher herum. Inzwischen wurde der Brixner Bischofsstuhl ledig (18. December 1443); das Domcapitel wählte, trotz des königlichen Verbots, den Johann Rottel und dieser schloß gleich seine Einigung mit der Landschaft. Ja, die letztere zwang auch die Trienter, „da nach uraltem Herkommen Stadt und Bisthum Trient Theile der Grafschaft Tirol seien", trotz ihres vom K. Friedrich belobten und aufgemunterten Widerstrebens, mit Waffengewalt zum Eintritt in das Landesbündniß (1444, 5. April, Trient). Dies Ereigniß machte den Vormund des Tiroler Landeserben doppelt unruhig; er wußte nun nicht, wie den widerspenstigen Leuten am Inn und an der Etsch beizukommen. Da sollte der Nürnberger Reichstag (1444, 21. Mai) neben der Kirchenfrage auch die tirolische erledigen helfen. Aber als im August die Botschaft der Landleute in der Stadt an der Pegnitz eintraf, war sie nicht gewillt, auf den Gedankengang des Königs einzugehen, um so weniger, als sie aus vertraulichem Briefwechsel H. Sigismund's mit irolischen Edelleuten die Gewißheit schöpfte, der junge Landesfürst trage nur mit Unmuth aufgezwungene Vormundschaft und der König Frankreichs, Karl VII., in einem Schreiben an Friedrich denselben zur Entlassung des „geliebtesten Sohnes" Sigismund nahezu kategorisch mahnte; ja, der Dauphin Ludwig (XI.), an der Spitze seiner 40,000 Armegecken, Bundesgenossen Friedrich's gegen die Schweizer, deren er so gern gleich wieder los geworden wäre, das gleiche Ansinnen in entschiedenster Weise stellte.

Wenn nun Friedrich zu Gewaltmaßregeln griff und seinem

Bruder, Herzog Albrecht VI., damals äußerlich in gutem Einvernehmen mit dem Könige, bald aber wieder seinem geschworensten Widersacher, den Krieg wider die Eidgenossen als „Reichsfeldhauptmann" und zugleich die Verwaltung Tirols, die Bändigung der widerspenstigen Gebirgssöhne „entweder mittelst Unterhandlung oder mit Gewalt" . . . übertrug (30. August 1445); neben der förmlichen Zuweisung der habsburgischen Vorlande (31. August); ja, diesem Albrecht sogar die Vollmacht ertheilte, das „in seine und Friedrich's Gewalt gebrachte Tirol" — in seinem, in Friedrich's und in Sigismund's Namen bis 1448 (!) zu verwalten, — so schien dies ebenso zur Einschüchterung der Tiroler geeignet, als sein Bündniß mit dem zu Gnaden aufgenommenen Bayernherzoge, Ludwig dem Jüngern, gegen Tirol. Die Tiroler Landschaft sandte nun wieder ihre Boten an Friedrich; es wurde dann in Salzburg unfruchtbar getaidingt und Tirol durch die W.-Neustädter Abmachung vom 28. Februar 1445 überrascht, worin H. Sigismund seinem alleinigen Erbrechte auf Tirol entsagte und die Erklärung abgab, K. Friedrich sei zugleich mit ihm Erbe der Grafschaft, so zwar, daß, so lange er sich im Besitze jener Länder, die auf einige Zeit seinem Vater zugewiesen waren und jetzt ihm zugewiesen werden sollen, befände — keinerlei Veräußerungen ohne Wissen und Willen König Friedrich's, als des „ältesten Fürsten von Oesterreich und ungetheilten Erben" — verfügen dürfe. Auch füge er sich einer künftigen Ländervertheilung anderer Art, wie sie Friedrich und H. Albrecht treffen würden. Selbst seine Heirath, Krieg und Frieden mache er von der Zustimmung Friedrich's abhängig. Dieser Vertrag erschien den Tirolern noch erzwungener und gemeinschädlicher als die früheren, und Angesichts neuerdings besorgter Gewaltmaßregeln suchten sie nun ihren Gegenvorstellungen durch ein bewaffnetes Bündniß mehr Gewicht zu verleihen. — Dies Bündniß schlossen sie (1446, 23. Januar, zu Bruneccken) mit dem Grafen Heinrich IV. von Görz, der nicht gut auf K. Friedrich zu sprechen war. Das machte den Habsburger nachdenklich, denn nichts scheute er mehr als den Krieg; mit Gewalt wollte er eben nur drohen. Er entschloß sich nun, nachzugeben, ohne seinen Vortheil dabei ganz aus den Augen zu verlieren. Das zeigt sich in den Entschädigungsforderungen Friedrich's — 2000 Mark Silber jährlich auf unbestimmte Zeit und 30,000 ungarische Goldgulden ein- für allemal — und noch mehr in der wichtigen Urkunde vom 2. April 1446, worin er beweist, wie zähe sein Sinn an der allerdings politisch zu rechtfertigenden Untheilbarkeit und Gemeinerblich-

keit der sämmtlichen Länder der leopoldinischen Linie festhielt und erstere durch sechs Jahre Bestand haben sollte. Die Grafschaft Tirol mit dem Lande an der Etsch und das Innthal mit allem Zubehör sei H. Sigismunden für diese nächsten sechs Jahre ausgewiesen. Und überdies sicherten sich Friedrich und Albrecht VI. in einem besondern Vertrage den gegenseitigen Beistand für den Fall zu, daß nach diesen sechs Jahren von Seiten Sigismund's oder der Tiroler gegen die eventuelle Ländertheilung Schwierigkeiten erhoben würden. — So ward endlich nach drei Jahren diplomatischen Hin- und Herzerrens die Sache ausgetragen und den Tirolern ihr Landesfürst ausgeliefert (9. April 1446). Da Friedrich seiner Verzichtleistung auf jene 30,000 Goldgulden gleich wieder ihre Einforderung anreihte, so verdroß dies Alles die Tiroler derart, daß sie von keiner weitern Huldigung an Friedrich und Albrecht etwas wissen wollten. Und vom Zwange konnte nicht die Rede sein, wie die Sachen lagen.

Schlimmere Erfahrungen trug Friedrich von der Vormundschaft über den nachgebornen Albrechtiner heim, und es ist unverkennbar, daß in dieser Frage, wo der genannte Habsburger ganz im Rechte war, die Landschaft Oesterreich ihre Haltung durch die Besorgniß nicht wenig beeinflussen ließ, Friedrich gedenke es mit Ladislaus P. so zu halten, wie mit dem Sohne des Tiroler Friedrich's. Im tirolischen Handel säete er Wind, im österreichischen sollte er Sturm erndten.

Noch war der genannte Sohn K. Albrecht's II. nicht geboren, als drei Wochen nach dem Tode des Letzteren die Stände Oesterreichs zu Bertholdsdorf (Petersdorf) tagten (1439, 13. November). Hier erwog man die Zukunft des Landes. Genese die Königswittwe einer Tochter, so falle das Erbrecht auf Oesterreich, zunächst an das Haupt der Leopoldiner, H. Friedrich V. Käme ein Sohn zur Welt, so sei der genannte Herzog Vormund des Knaben bis zu dessen 16. Lebensjahre, unter Mitregentschaft eines Zwölferrathes aus dem Mittel der Stände.

Der bedeutendste Kopf, der damals schon im Schoße der Ständeschaft das große Wort zu führen pflegte, war Herr Ulrich von Eiczing, oder der Eiczinger. Wir besitzen aus der scharfen Feder eines spätern politischen Gegners dieses begabten Emporkömmlings beiläufig aus dem Jahre 1457 ein „Vermerkt des Herkommen und Handlung Herrn Ulrichs", ein Sündenregister Eiczingers, das, wie tendenziös auch dies Pamphlet gelten muß, zusammengehalten mit der Strömung geschichtlicher Thatsachen und der trockenen

Sprache der Urkunden, Eines außer Zweifel stellt, den rücksichtslosen Ehrgeiz und das Talent des Eiczingers, sich um jeden Preis Geltung und auf welche Weise immer Besitz zu verschaffen. Wir wissen über die Herkunft dieses Mannes nur so viel, daß er, seine Brüder und Vettern, aus Bayern stammen und, von Hause aus schwerlich wohlhabend, sämmtlich in Oesterreich ihr Glück suchten und fanden. Als „Knappe", erzählt jene Anklageschrift, sei Ulrich zuerst an den Hof Herzogs Ernst des Eisernen gekommen, habe sich bald „Raubgut" erbeutet, um davon Roß und Harnisch zu beschaffen und als Dienstmann des Walseers Reinprecht wider den „Schecken" und andere Wegelagerer zu kämpfen. Aus dieser Epoche (1406--1411) tritt der Eiczinger in das rechte Fahrwasser seines Lebens. Der Walseer rüstet ihn für den Hof des jungen Albrecht V. aus. Hier blüht ihm Glück, und nach dem Ableben der früheren Hubmeister oder Finanzminister des Herzogs, Berthold von Mangen und Oswald, gelangt er, damals schon begütert, als gewinnsüchtiger Gläubiger seines Herrn, zu diesem Amte, dem einträglichsten für einen findigen und rücksichtslosen Kopf. Die hohen Herren in Oesterreich, die Walseer, Puchheim, Eckartsau, Liechtenstein, Schaumburg grollten dem Emporkömmlinge, der so viel beim Herzoge galt und, wie man ihm zugemuthet, denselben gegen jene hetzte, ja einmal sich geäußert haben soll, er möchte sie schon an K. Albrecht's Stelle so gehorsam machen, daß sie auf den Wink des Fingers sehen müßten. Enea Silvio, kein Freund Eiczingers, nennt ihn den Mann, der alle anderen Barone an Einsicht übertroffen; K. Albrecht II. habe geäußert, Eiczinger sei ihm, wie ein „Orakel der Götter"; gewiß ein Zeugniß von Gewicht. Das war der Mann, welchen K. Albrecht II. wegen seiner „treuen Dienste", insbesondere bei den Krönungen und Heereszügen dieses Habsburgers, sammt seinen Brüdern Oswald und Stephan (1439, 22. Februar, Breslau) in den Freiherrenstand erhob und der dem K. Friedrich seine Vormundschaft oft in Oesterreich sauer machen sollte.

Blicken wir nun nach Ungarn hinüber. Die Königswittwe Elisabeth, damals im 30. Lebensjahre, und, so lange ihr Gatte lebte, im Hintergrunde der Ereignisse, tritt nun als Hauptperson an die Spitze derselben. Mit banger Sorge blickt sie ihrer neuen Mutterschaft entgegen. Denn der Ofener Januarlandtag (1440) besagte deutlich den Entschluß der maßgebenden Ständepartei, Angesichts der Türkengefahr, die Personalunion der beiden Karpathenreiche durch die Wahl K. Wladislaw II. von Polen auf den Thron Ungarns zu erneuern. Das Ansinnen, sich mit diesem jungen Herr-

scher zu vermählen und so die Sachlage aus der Schwebe zu bringen, wies Elisabeth als Wittwe und Frau, die vielleicht den legitimen Thronerben unter dem Herzen trug, mit weiblicher Würde und sicherm Takte zurück. Doch mußte sie insoweit nachgeben, daß sie die Botschaft nach Polen zuließ, ja, sich auch endlich der politischen Nothwendigkeit der angeregten Heirath nach langem Sträuben fügte; doch unter drei Bedingungen — soll sie ihrem Hofgesinde gegenüber sich geäußert haben —, welche weder dem Polenkönige, noch den Ungarn gefallen würden. Sicher aber ist es, daß sie an Einer Bedingung mit starkem Herzen hing; daß, wenn sie einen Sohn gebäre, diesem allein der Thron gehören und jede Abmachung null und nichtig werden sollte.

Daß der jagellonische Hof, weder der sechzehnjährige Wladislaw II. und sein allmächtiger Kanzler Olesznicki, noch die Eingeweihteren, von der stattlichen Werbung der ungarischen Heere überrascht sein konnten, als diese Ende Januar 1440 in Krakau eingetroffen waren, ist nicht minder sicher. Die geheimen Fäden waren schon früher gesponnen, bevor sie officiell in einander geschlagen wurden.

Die bedeutendsten Führer der Unionspartei Ungarns, fest entschlossen, auch über die Geburt eines habsburgischen Thronerben hinweg die Wahl des Jagellonen festzuhalten, waren der Palatin Lad. Hedervary, der Erbauer Bischof Rozgonyi, spinnefeind der Königin, weil ihm der Primasstuhl entgangen war, und der bedeutendste der damaligen Ständeschaft: Johannes Hunyady, der Corvine.

Wie über die Anfänge so manches bedeutenden Menschen sind wir auch über Herkunft, Geburtsort, Geburtjahr und Vorleben dieser populärsten Persönlichkeit des mittelalterlichen Ungarns, allen Forschungen zum Trotz, ziemlich karg unterrichtet. Daß er rumänischer Herkunft, verwandt mit dem walachischen Bojarenhause Dan und mit den Eltern des spätern Primas Oláh, und nur von der Volkssage zum Sprößlinge K. Sigismund's und der reizenden Kath. Morzsinai gemacht wurde, daß er schon um 1387—1390 zur Welt gekommen sein mochte und der Beiname: Hunyady auf den siebenbürgischen Familiensitz zurückzuführen sind, — scheint ziemlich zweifellos. Dürften wir dem gleichzeitigen byzantinischen Chronisten Chalkokondylas unbedenklich folgen, der aber stark anekdotenhaft in's Zeug geht, so müßten wir seine Jugend am serbischen Hofe suchen und dann annehmen, daß er in die Wallachei heimzog und von da als Page Sigismund's an den ungarischen Hof kam. Nicht minder schwierig ist die Deutung des Beinamen Corvin, was magyarisch:

Hollós (Holóssy) übersetzt wurde. Er selbst führte nicht officiell diesen Beinamen, den man auf den wallachischen Ort Piatra da Corvo (Rabenfels, Hollókö) als Heimathsort verwiesen findet und auch mit dem Familienwappen — dem Raben mit dem Ringe im Schnabel — in Zusammenhang bringt; denn in den Urkunden von 1434—1437 erscheint er als „Johannes, der Wallache (Olah), Sohn des Voyk von Hunyad"; aber nichts desto weniger wurde gerade dieser Beiname für das Ausland maßgebend. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat es, daß er im rumänischen Siebenbürgen, zu Hunyad, geboren war. War er nun aber auch nicht Ungarländer, nicht Magyare, durch Herkunft, sein ganzes Thatenleben ist mit Ungarns Geschichte eng verwachsen, sein Name ein Liebling im Andenken der Magyaren geblieben; und suchte in ihm die Volkssage den natürlichen Königssohn, so hatte sie in einer Beziehung Recht, denn ein hohes Streben erfüllte sein Dasein und endlich ward nahezu königliche Gewalt ihm eigen; Johannes Corvinus, der Reichsverweser, wurde Vater des bedeutendsten Wahlkönigs Ungarns. Daß er am Hofe Sigismund's beliebt war, in den letzten Türkenkämpfen jener Epoche auftritt, — ist nicht unverbürgt; doch auch von seinen Diensten bei dem Wojwoden Niklas Ujlaky, dem reichsten Magnaten, seinem spätern Nebenbuhler, und den beiden Grafen von Cilli, nachmals Todfeinden der Hunyadi's, haben wir Kunde. Genau erwiesen ist sein Antheil am Türkenzuge von 1437 vor Belgrad nicht. Dagegen läßt sich seine Theilnahme am böhmischen Kriege Albrecht's II., sein Zug in's Unterland wider die Osmanen und seine Ernennung zum Ban von Zeurin belegen. Ein bedeutender Mann war er bereits im Kreise der Ständeschaft, als das ereignißreiche Jahr 1440 anbrach.

Die Partei der Königin oder die Legitimistenpartei war nicht schwach zu nennen. Zu ihr gehörten unter Anderen der Primas Dionys Széczy, der „Wajda" H. Ujlaky, der mächtige Ladislaus Gara und dessen Schwäger, die Grafen Friedrich II. und Ulrich II. von Cilli, Vater und Sohn. Der Letztere, dem wir schon in Böhmen in bedeutender Lebensstellung begegneten, ist damals Hauptstütze und wichtigster Rathgeber seiner königlichen Muhme. Diese, je näher die Zeit der Entbindung rückt und die Nachrichten von den Unterhandlungen in Polen bedenklicher lauten, will alle Vorsorgnisse treffen. Ihre getreue Kammerfrau, Helene Kottaner, deren Tagebuch eine ebenso wichtige, als in der naivfrischen Darstellung genußreiche Geschichtslektüre abgiebt, vollzieht mit einem ungarischen Edelmanne und dessen Diener, im Februar, die eben so schlau geplante als geistesgegenwärtig vollbrachte Entführung der

unter der Obhut ihres Vetters Gara befindlichen Reichskrone aus den bewachten Gewölben der Plintenburg (Vyssegrad). Den 22. Februar 1440 genas Elisabeth des ersehnten Knaben, jubelnd begrüßt von seinem Anhange, und in der Taufe Ladislaus benannt; der nachgeborne, letzte Albrechtiner, vom Geschick ausersehen, in freudenleerer Jugend frühreif zu werden und ein kurzes Herrscherleben hinter sich zu bringen.

Nun war der Thronerbe da und Eilboten der glücklichen Mutter sprengen nach Polen, um die ungarischen Sendboten vom Hofe des Jagellonen heimzurufen und allen Abmachungen ein Halt zu gebieten. Das war aber fruchtlos, und Elisabeth konnte nur den Groll darüber an den heimkehrenden Botschaftern kühlen. Erscheint nun die polnische Nebenbuhlerschaft unabwendbar, so will sich die Königin um so mehr mit der Krönung ihres Knaben sputen. Krone und Breilöffel geben dem Fürstenkinde das Geleite nach Stuhlweißenburg, zur Feier des 15. Mai. Niklas Ujlaky und vor Allem Graf Ulrich II. von Cilli, der den König zu vertreten hat, spielen da die Hauptrolle. Er ist es, der alsbald die Reste des alten Hussitismus, die verfügbaren, Sold und Leute suchenden „Brüderrotten" Böhmen-Mährens als kostspieliges Waffenvolk seiner königlichen Muhme zuführt und von ihnen Oberungarn, vor Allem die Bergstädte des Westens, die Deutschorte in den Comitaten Abauj und Sáros, das Zipser Land, überschwemmen und besetzen läßt. Es waren unheimliche Gäste, diese stahlharten, wettergebräunten Gesellen, die, im Taboritenlager aufgewachsen, am Kelche und am wilden Kriegsleben festhielten und die gleichen Wege der Söldnerei einschlugen, wie ihre Genossen in polnischen und anderen Landen, wo sie als das beste Fußvolk galten. An ihrer Spitze steht ein Mann von bedeutenderem Wesen, ein Kriegsmeister, der über die anderen an Geist und Entwürfen hervorragt und eine politische Rolle ersten Ranges im Ungarlande spielen durfte, Jan Jiskra von Brandeis, mit seinen Unterhauptleuten, Talafus von Ostrow, Aramit, Walgata, Uberski, Ribald und die anderen „Kriegsgurgeln", die, wenn der Krieg nimmer nährte, die Landplage des Bauers und Bürgers wurden. Bald hören wir von Jiskra, als „Feldhauptmanne" der Königin und Statthalter des jungen Thronerben im obern Lande und noch heute gewahrt man in der Kaschauer Domkirche die von ihm gesetzte Denktafel, worin die Geburt des rechtmäßigen Ungarnkönigs gefeiert wird. Im Süden Ungarns sollen seine Landsleute und Waffenbrüder Smikouski von Saar und Cecko von Putomiric für die Sache der Königin fechten, während

Prokop's des Großen Kriegsgenosse, Jan Capek von San, auf polnischer Seite zu finden ist. So stand das hussitische Söldnerthum unter verschiedenen Fahnen.

Der Nebenbuhler des gekrönten Kindes war von polnischem auf ungarischen Reichsboden hinübergekommen. Denn die letzten endgültigen Abmachungen mit seiner Wahlpartei hatten schon am 8. März stattgefunden. Man macht in Käsmark, auf Zipser Erde, Halt, dann geht es weiter. Schon am 21. Mai befand sich der Jagellone auf der Burg zu Ofen; den 27. Juli wird er zu Stuhlweißenburg gekrönt, aber nicht mit der Krone des hl. Stephan. Diese befand sich in den Händen Elisabeth's, wie die Gegenpartei zur zornigen Ueberraschung an dem leeren Kronbehältniß gewahr wurde. Mit Mühe entging der Kronhüter Gara dem angedrohten Tode.

Allein schwer lastet die Sorge für die Zukunft ihres Kindes auf der Königswittwe. Zunächst sind die Mittel Elisabeth's für den kostspieligen Söldnerkrieg bald aufgebraucht, und der Vormund ihres Sohnes, K. Friedrich III., hatte keine offene Hand. Es waren herbe Demüthigungen, wenn sich Elisabeth an den reichen Eiczinger um Darlehen von 4000 Schock böhmischer Groschen, 2500 Gulden, 815 Gulden; ja selbst 400 Gulden (1440, Mai, Juni) wenden muß, wenn sie ihm dafür unter Vermittlung des Ofener Bürgers Nadler viele Kleinodien und eine goldene Hauskrone verpfändet. Am bittersten traf sie jedoch der Zwang der Verhältnisse, wonach sie ihr Kind und die ungarische Reichskrone an den Vormund ausliefern sollte, ohne irgend eine ausgiebige Unterstützung von demselben erlangen zu können.

Herzog Albrecht VI. war bemüht gewesen, seinem Bruder in der Vormundschaftsfrage den Rang abzulaufen, um sich einen größern Wirkungskreis zu erobern, nach dem seine ehrgeizige Seele, sein vielgeschäftiger Sinn brannte. So kam es zu den Uebereinkünften dieses Herzogs mit der Königin (1440, 10. April und 31. Mai). Sie sprachen jedoch so lebhaft gegen das hausordnungsmäßige Recht des ältern Vetters, und die damalige Anschauung der Stände Oesterreich's, daß Elisabeth am 23. August den Haimburger Vertrag mit Friedrich abzumachen sie bewogen fand, der den Sohn und die Reichskrone in die Hände dieses Habsburgers legt und dagegen dessen Pflicht der zweckmäßigen Erziehung und Unterstützung des Mündels verbürgt. Die Anlehen, welche Elisabeth bei Friedrich zu machen sich gedrungen fühlt (5000, 2000, 9000 Gulden) und mit dem Opfer der noch verfügbaren Pfandschaften

erkaufen muß, verflüchtigen bald Tropfen gleich in der Flamme des Bürgerkriegs, und so gelangen die Einkünfte Oesterreichs, die Leibgedingstädte, darunter auch Oedenburg (im Jahr 1441) in Friedrich's Hand, welche für weitere Darlehen bald geschlossen bleibt. Ob Elisabeth eine Heirath mit dem noch ledigen K. Friedrich als politisches Auskunftsmittel in Rechnung zog, bleibt zweifelhaft.

Inzwischen wüthet der Thronkrieg weiter, dessen ermüdende Einzelereignisse unsere Darstellung nicht beschweren dürfen. Nur müssen wir Eines feststellen, daß im nördlichen Ungarn die Sache des jungen Habsburgers an Jiskra von Brandeis einen gefürchteten und unbezwinglichen Verfechter fand, und im Süden, auf croatischem Boden, die Cillier, bis zum April 1441 rührige Anhänger der Königin, entscheidende Erfolge über den Widerpart errangen. Dies war ein Verdienst ihres Feldhauptmanns, Jan Witowec von Hreben, auch Eines aus taboritischer Kriegsschule, der an den Hof der Cillier „in Söldner Weise mit drei Pferden kam", wie die Cillier Chronik erzählt, und als bedeutendes Waffengenie bald sein Glück machte. Aus dem armen Ritter oder Zeman wurde nachmals ein Baron, reich bedacht mit Ehren und Gütern. Doch scheint namentlich im Westen die Sache Elisabeth's eine bedenkliche Wendung genommen zu haben, als Graf Ulrich von Cilli, dessen Hauptwaffenplatz Raab war, den Polen in die Hände fiel und zufolge dessen Unterhandlungen der Cillier mit dem K. Wladislaw begannen, welche, durch die Maßregeln der darüber erbitterten Königin nur noch gefördert, den 19. April zum Separatfrieden des Hauses Cilli mit dem Jagellonen führten. Dadurch erlitt die Sache der Königin einen bedenklichen Schlag.

Erfocht auch Jiskra vor Kaschau einen bedeutenden Erfolg, so erschien es Angesichts der verstärkten Machtmittel Wladislaw's und seines Anhanges nothwendig, eine moralische und materielle Stärkung der habsburgischen Partei zuzuführen. Erstere, wie man Elisabeth von befreundeter Seite räth, sollte die Auslieferung Ladislaus' und der Reichskrone anbahnen, denn es verdroß die Ungarn seines Anhangs, den auf ihrer Erde geborenen Habsburger, den Träger eines ungarischen Königsnamens, sammt der Krone des Reiches in den Händen des deutschen Vormundes erblicken zu müssen. Ganz anders war da die Stellung der Gegenpartei, deren Wahlkönig an ihrer Spitze im Lande focht; sie konnte auf das gekrönte Kind als einen unsichtbar gewordenen, in fremde Hand „verpfändeten" Prätendenten, spöttisch verweisen. Sodann hielt

man es für eine Verpflichtung des Vormundes, des Mündels Sache mit Geld und Truppen zu unterstützen. Ende Juni 1441 finden wir Elisabeth in Wien, um Friedrich für Beides geneigt zu machen. Alles Drängen blieb jedoch erfolglos. Der habsburgische Vetter war nicht gewillt, sich des Mündels und der Krone zu entäußern und eigentliche Opfer zu bringen. Ladislaus wurde nach Steiermark geschafft; die Mutter sah ihr Kind nicht wieder.

So währte der Thronkrieg schon das zweite Jahr. Auch der Kampf mit den Türken war neuerdings entbrannt und bot dem Corvinen Gelegenheit zu glücklichen Waffenthaten vor Szendrö (1441) und bei Hermannstadt gegen Mezidbeg's starkes Reiterheer (1442, Frühling). Der Concillegat Cesarini, durch den bedeutenden Sieg auf dem Boden Siebenbürgens in seinem Kreuzzugsplane wider den Erbfeind der Christenheit angefeuert, und durch die Personalunion Ungarns und Polens in der Erwartung eines großen Erfolges Angesichts der Verlegenheiten der Türkei befestigt, bemüht sich, zwischen Wladislaw und Elisabeth den Ausgleich zu beschleunigen. Vom Juni bis zum November währten die Unterhandlungen, bei denen auch die Cillier, damals mit K. Friedrich im Streite, betheiligt erscheinen. Am 28. November schien das schwierige Werk gelungen. Im Raaber Dome sang man das Tedeum, denn der Bürgerkrieg sollte vorbei sein. Auch von der baldigen Vermählnng der Ausgeglichenen war die Rede. Da riß um Weihnachten 1442 der Tod die hart geprüfte Frau aus dem Leben, und durchlöcherte das Friedenswerk. Allerdings galt nun bei der entschiedenen Mehrheit der Jagellone als König Ungarns; Jiskra von Brandeis aber hielt ungebeugt die Fahne des Nachgebornen Ladislaus' fest und schwerlich hätte ihn selbst eine Ehe Elisabeth's mit Wladislaw diese Anerkennung vertagen lassen. Der junge König des Doppelreichs achtete auch diese Festigkeit.

Um Ungarn für einen Türkenkrieg in größerm Maßstabe die Hände frei zu machen, betrieb Cardinal Julian eine Waffenruhe mit K. Friedrich, der für das Königsrecht seines Mündels eintrat. Sie kam mit vieler Mühe erst nach Monaten zu Stande. Jiskra erhielt im Iglóer Vertrage namhafte Zugeständnisse eingeräumt und sollte im Februar 1444 sich zum Ausgleiche einfinden. Am Ofener Reichstage (9. Juni 1443) hatten bereits der Cardinallegat und der hülfesuchende Serbendespot, der alte Brankowić, die Ungarn und Polen für den „heiligen Krieg" zu begeistern verstanden und sobald jene Taidungen zur Noth vollführt waren, brachen der junge König und Hunyadi nach dem Süden auf, um sich

hier mit den Schaaren Wlad Drakul's, des walachischen Wojwoden und des Serbenfürsten Brankowič zu vereinigen. Der „lange Zug“ gegen die Osmanen vom Juni bis in den Winter hinein ausgeführt, war ein glänzendes Stück Kriegsarbeit. Die Hauptschlacht bei Nissa (9. November) ermöglichte die Bezwingung der berühmten Trajanspforte, des wichtigen Gebirgsverschlusses von Ssulu-Derbend und Isladi. Doch zog man über den Gebirgssattel gegen Zlatica. Allein endlich nöthigen die Winterschrecken, die Schneemassen der Balkanpässe und Proviantschwierigkeiten zum Rückzuge. Es ist ein Triumphzug, der den König Anfangs Februar 1444 in das jubelnde Ofen zurückführt, und kein geringer Antheil des Verdienstes gebührt neben dem Corvinen der unermüdlichen Kriegsfreudigkeit des unerschrockenen Cesarini.

In diesem Triumphe lag ein mächtiges Reizmittel, ein starker Antrieb für den schwungvollen Geist des jugendlichen Königs, „die Türken aus den Grenzen Europa's zu werfen, damit der katholische Glaube, dort beinahe schon im Verlöschen, von den Flecken Mahomed's gereinigt, wieder emporleuchte,“ — wie in dem Schreiben an den Hochmeister des deutschen Ordens vom 2. Mai 1444 zu lesen ist. Kriegerischer Ehrgeiz und ein idealer Zweck bannte ihn gerade im entscheidenden Augenblicke in Ungarn an die Seite des Cardinallegaten fest, welcher mit ganzer Seele in dem Türkenkriege lebte. Man ratificirt endlich, Mai 1444, den zweijährigen Friedensvertrag mit K. Friedrich, aber mit Jiskra kam man nicht in's Reine. Er war zu Gran erschienen, dann am Ofener Aprillandtage. Hier nahm man zwei gefährliche Leute, den adeligen Wegelagerer Pongrácz von Sz. Miklos, einen Schrecken des Waagthales und Marchfeldes, als politischen Gegner fest, Peter Neboisa aber, der Hauptmann von Sz.-Miklos, mit seinen verrufenen Genossen wanderte in den Kerker; so Mancher in die Fluthen der Donau. Daß man aber auch Jiskra und die Preßburger Abgeordneten, als Anhänger Ladislaus' Posthumus, festnehmen wollte, war ein unverantwortlicher Mißgriff. Sie entflohen (15. April), und der Brandeiser wurde nun ein doppelt verbissener Gegner. Die Angabe, K. Wladislaw habe den Jiskra mit sicherm Geleite bis Raab versehen, um ihn vor einem Handstreiche zu schützen, ist nicht gut erweislich.

Da schien es, als sollten die überraschenden Zugeständnisse des Sultans Murad den Türkenkrieg hindern. Der Sultan war in Vorderasien vollauf beschäftigt; er suchte Frieden für die Balkanhalbinsel um hohen Preis. Brankowič, der Schaukelpo-

litiker, verständigt sich mit ihm, auch Vlad Drakul hat keine sonderliche Lust zu neuem Kampfe. Dagegen stellt sich der „König" Bosniens, Stephan „Tomasko", dessen Thronbesteigung, von Hunyadi gefördert, die Hoffnungen der Cillier als Erben Tvartko's II. kreuzte, unter die Schutzhoheit Ungarns, und Georg Castriota (Skenderbeg) wird den Türken in Albanien als „Fürst von Croja" immer furchtbarer. Nun aber sendet der Sultan nach Szegedin seine Botschaft, die für den Frieden: Albanien, Servien und andere Landschaften, vierundzwanzig Grenzfestungen sammt Galambócz, 100,000 Goldgulden, Freilassung der Gefangenen und 25,000 Krieger dem Könige zu jedem Unternehmen zusagt; Brankowič ist anwesend, er drängt unter Beschwörungen zur Annahme des reichen Angebotes. Selbst Hunyadi findet es durchaus räthlich. Am meisten wäre Polen dadurch erfreut worden, denn längst schon sehnte man sich nach der Rückkehr des jungen Fürsten und der Piotrkower (Petrikauer) Bartholomäus-Landtag zeitigte eine Denkschrift an Wladislaw II., worin sich die Erwägung findet, daß nun der junge König seine Schuld gegen Ungarn erfüllt habe, und Polen sein Recht auf den angestammten Herrscher geltend machen dürfe. Die Personalunion beider Reiche erscheint darin als etwas auf die Dauer Unhaltbares.

Der Landtag ging zu einer Zeit vor sich, in welcher der Jagellone längst die Szegediner Waffenruhe mit dem Sultan beschworen und nach vier Tagen wieder gebrochen hatte. Kirchliche Mahnungen, man dürfe die Ungläubigen nicht zu Athem kommen lassen, bestechende Zusagen von der Stellung des päpstlichen Legaten Condolmieri mit der genuesisch-venetianischen Galeerenflotte in der Dardanellenstraße, von deutscher Hülfe, Skanderbeg's großem Aufgebote, vor Allem die täuschenden Versprechungen des Paläologen, welcher schon die letzten Tage des kleingewordenen, hinsiechenden Byzantinerreiches zählen durfte. Es war ein kampfmuthiges, aber nicht übergroßes Heer, welches dem Könige, dem Corvinen und dem Cardinale Julian von Szegedin aus im September über die Donau nach Bulgarien das Geleite gab. Vlad Drakul hatte sich widerwillig mit seinen Rumänen eingefunden, Brankowič aber, der Serbenfürst, wollte mit dem bundesbrüchigen Heere nichts zu schaffen haben. Auf der alten Römerstraße drang man von Nikopolis in das thessalische Gebiet vor bis an die Küste, wo sich Varna erhebt. Aber auch der Sultan war vom kleinasiatischen Magnesia her rachedürstend herangezogen, als er vom Heereszuge der eidesvergessenen Christen hörte. Nichts hielt seinen Anmarsch auf.

Am 9. November 1444 stand er dem Lager Wladislaw's gegenüber; im eigenen war die Szegediner Friedensurkunde zum Hohne auf einem Pfahle befestigt zu schauen. Eine gewaltige Uebermacht entfaltet Murad; Vlad Drakul, der nicht ahnen konnte, daß man es wagen konnte, mit 12,000 Mann in's Herz des Türkenreiches einzudringen, und selbst an 8000 Mann mitbrachte, soll ausgerufen haben: „Des Sultans Leibwache ist stärker als Euer Heer." 60—100,000 Mann standen unter dem Halbmonde, nahezu dreimal so stark als die christlichen Streiter. Der 10. November entschied das Unvermeidliche; die Uebermacht wirkt erdrückend; den tapfern, königlichen Jüngling reißt das Verhängniß in den Tod, oder in türkische Gefangenschaft; man wußte es nicht genau, als er im dichten Feindesgewühl verschwand. Alles zerstäubt in wilde Flucht. Hunyadi geräth in Drakul's, seines persönlichen Gegners, Gefangenschaft, aus der ihn jedoch bald die energische Mahnung der ungarischen Ständeschaft befreit. Der unselige Eiferer für den großen Kreuzzug, Julian Cesarini, fand den Tod auf der Flucht, ob durch Feindeshand oder von der Raubsucht der Fährleute, die ihn über die Donau setzen sollten, bleibt zweifelhaft. Er war ein bedeutender, schwungvoller Kirchenmann, der für Ideen Alles in Bewegung zu setzen verstand. Die Kreuzzugsidee erleidet durch seinen Tod und die Varnaer Schlacht eine nachwirkende Demüthigung; die Schwäche des Heeres unter der Kreuzfahne beweist, wie wenig sie schon europäische Sympathien fand.

Der Fall des Jagellonen — denn bald mußte Ungarn und Polen an seinen Schlachtentod glauben, als Woche um Woche verrann und alle Nachforschungen vergeblich blieben — trennt die an sich unhaltbare Personalunion beider Reiche und wirft Ungarn in eine neue, unerquickliche Phase des Staatslebens.

Eigenthümlich gestalten sich die Zustände des Karpathenreiches. Zunächst versucht man es am April-Mai-Landtage (1445), unter der Reichsverweserschaft des Palatins Hedervàry, mit sieben Reichshauptleuten, mit einer Art oligarchischen Regiments. Doch wie sollte sich diese Verwaltungsform erhalten, wonach die persönlichsten Gegensätze, ein Hunyadi, ein Ujlaky — immer entschiedener der Rivale des Corvinen — ein Jiskra von Brandeis, der unerschütterliche Kämpe für die Sache des nachgebornen Ladislaus, ja sogar der berüchtigte Raubstaatgründer, Pongrácz von Sz.-Miklós, der Herr zu Holitsch am mährisch-ungarischen Gemärke, in den Gebieten zu schalten und zu walten hatten, einfach

darum, weil sie allda die Mächtigsten waren. Das Volk empfand bald das Widersinnige einer solchen Wirthschaft.

Es kam nun die Zeit, wo das ungarische Thronrecht Ladislaus', des Nachgebornen, von der Partei der habsburgfreundlichen Legitimisten festgehalten, von Seiten des Vormunds K. Friedrich nachdrücklicher betont werden konnte, denn bald wurde die Anschauung, es sei der Rettungsanker inmitten drohender Anarchie Ungarns, Gemeingefühl. Schon den 7. Mai spricht es der Wojwode Ujlaky aus, wenn er die Frage eines Abgeordneten, wen der Adel zum König wolle, mit der Erklärung: „Den Sohn Albrecht's, unsers verewigten Herrn und Königs", beantwortet. Um so erfolgreicher konnte die habsburgische Diplomatie, Kaspar Schlick an der Spitze, ihre Hebel ansetzen. Auch Graf Ulrich von Cilli half mit. Es kam schon im September 1445 zu einer glänzenden Gesandtschaft unter der Führung des Cardinal-Primas Dionys Szécsy und des „Wajda" Ujlaky nach Laxenburg, wohin man den fünfjährigen Thronerben von Graz aus, wo er seit 1441 vorzugsweise den Aufenthalt hatte, geschafft. Hier trafen auch die ungarischen Städteboten und Jiskra von Brandeis ein; charakteristische Scenen ereigneten sich, die uns die Feder des Enea Silvio so anziehend schildert; so die Rührung des Graners, die Freigebigkeit des königlichen Knaben gegen den Brandeiser, der um seinetwillen so manche Narbe aus der Schlacht davontrug, und das stolze Wort des hochfahrenden Ujlaky: „Noch weiß ich nicht, wer mein König sein wird und bevor ich weiß, er werde mein Herr sein, will ich den Knaben nicht begrüßen".

Die heftigsten Erörterungen führte die Verhandlung mit K. Friedrich über eine nochmalige Krönung Ladislaus' herbei, durch welche die Autonomistenpartei Ungarns das Königthum des Jagellonen von Seiten Habsburgs nachträglich anerkannt wissen wollte. Am härtesten trafen dabei Ujlaky und Jiskra zusammen, welcher Letztere eine zweite Krönung als durchaus unstatthaft bestritt. Kaspar Schlick, der auch Güter in Ungarn besaß und den Wünschen der Ungarn entgegenzukommen trachtete, suchte den auf seiner Rechtsanschauung beharrenden Friedrich der ungarischen Forderung geneigter zu machen. Da erklärte endlich der König, darauf eingehen zu wollen, wenn die zweite Krönung das gute Recht der ersten nicht aufhöbe und ihm nach der Feier die Krone und die Stadt Preßburg übergeben werde, allwo dann Ladislaus unter seiner Leitung weiter zu erziehen sei. Man schied nun ohne Einigung und ziemlich erregt. Ein unbefangenes Urtheil kann jed[illegible]

in der Zähigkeit Friedrich's und in den Bürgschaften, welche er verlangte, Angesichts der ungarischen Sachlage keineswegs jenen groben Eigennutz, jene Ränkesucht erblicken, über welche in Ungarn damals und später der Mund so voll genommen wurde.

Der bedächtige, mißtrauische Habsburger und seine vorsichtigen Räthe standen einer Ständeschaft gegenüber, welche verschiedenen Impulsen gehorchte. Die Partei Ladislaus denkt anders als die Autonomisten, welche die Anerkennung Ladislaus' möglichst gewinnbringend für die ständischen Rechte und Freiheiten verkaufen will; Palatin Hedervàry faßt sogar den fliegenden Gedanken einer burgundischen Candidatur, um wieder eine Rolle spielen zu können, da ihn Ujlaky und Hunyadi ganz in Schatten stellen; und diesen Beiden handelt es sich wieder um die höchste Gewalt im Lande. Der geistig bedeutendere Politiker ist der Corvine, er weiß Ujlaky für ein Duumvirat zu gewinnen und Beide täuschen sogar den K. Friedrich über ihren wahren Zweck, so daß dieser die Anhänger Ladislaus' in Ungarn für die Reichsverweserschaft Beider zu stimmen sucht, weil er sich eben ihre Ergebenheit einreden ließ.

Den gröbsten Rechnungsfehler beging Ujlaky, denn als der Corvine, der populärste Mann Ungarns, aus den Kämpfen mit seinen persönlichen und politischen Gegnern, den Cilliern (April 1446), heimgekehrt war, — Kämpfen, die auf dem Boden Croatiens und der Steiermark verliefen und ebenso wenig das habsburgische Land verschonten, überdies keinen glänzenden Erfolg hatten, wie die ungarische Geschichtspanegyrik glauben machen wollte, — so sah sich der Wojwode Ujlaky durch die Reichstagswahl des Corvinen zum Gubernator mit nahezu königlicher Machtvollkommenheit bitter in seinem Lebensplane enttäuscht.

Vom 5. Juni 1446 stand Johannes Hunyadi am Ruder Ungarns mit scharfem Blicke und fester Hand; wahrlich nicht zum Schaden des Reichs, aber auch zum eigensten Nutzen. Von nun an beherrscht den Corvinen ein Doppelgedanke, möglichst lange die Reichsverwesergewalt in den Händen zu behalten und andererseits sich mit dem Vormunde des jungen Thronerben zu verständigen, sobald die brennendsten Streitfragen zwischen Friedrich und den Ständen Ungarns mit den Waffen und der Feder ausgetragen seien. Diese Uebergangszeit bildet der Krieg mit Friedrich, dessen Klagen über Hunyadi's Feindseligkeiten in der Steiermark keineswegs unbegründet genannt werden können. Ungarns Stände antworteten darauf mit Gegenforderungen, welche besonders die Auslieferung des jungen Königs, der Grenzfestungen und Raabs vor Allem,

im Auge haben; ja man zettelt sogar mit den unzufriedenen Wienern Verbindungen an. Der Zug Hunyadi's gegen Nieder-Oesterreich (November-December 1446) hatte mit Verwüstungen leichte Arbeit und schreckte nicht wenig den Habsburger, welcher immer besser erkannte, wem das große Wort in Ungarn gebühre.

Hunyadi wollte aber nicht ernstlich den Krieg mit Friedrich. Die Aufforderung der ungarischen Stände in einem überschwenglichen Briefe an die Polen (vom Februar 1447), man möge der alten Reichsverbindung eingedenk sein und in Bund treten gegen den unauslöschlichen Ungarnhaß des Habsburgers und der „Teutonen" — war nicht sein eigenstes Werk. Aber der Mann, der, von der Volksgunst getragen, ein feines Gefühl für die allgemeine Stimmung besaß und der großen Strömung klug nachgab, ohne das Ruder aus den Händen gleiten zu lassen, mußte dem unbeliebten Vormunde des Thronerben gegenüber eine bewaffnete Drohung ausführen; und dies um so mehr, als er die Bildung einer starken Gegnerschaft verspürte, worin ein Niclas Ujlaky, ein Ladislaus Gara, früher Banus, jetzt (14. September 1447) zum Palatin gewählt, der Junggraf Ulrich II. von Cilli, Gara's Schwager in erster Linie standen, unangesehen andere Magnaten; eine Gegnerschaft, die sich bis an den serbischen Hof des Schwiegervaters Ulrich's von Cilli, des alten Brankowič, verzweigte. Denn die Beschlagnahme von dessen, seit K. Sigismund erworbenen Liegenschaften in Ungarn, war Hunyadi's fester Entschluß. Der Corvine hatte überdies bei der öffentlichen Meinung, die denn doch auch von seinen Nebenbuhlern und Widersachern beeinflußt wurde, eine Scharte auszuwetzen, die Niederlage bei Varna (1444); denn der große Haufe verstand es weniger, die staatsmännischen Leistungen Hunyadi's zu würdigen, als in ihm den rastlosen Türkenkämpfer anzuerkennen.

Daher drängte der Corvine selbst zu dem Junifrieden (1447) mit dem Habsburger. Er ward durch Vermittlung des Altgrafen Friedrich von Cilli auf steiermärkischem Boden, zu Radkersburg, abgeschlossen und machte das Eingreifen des bereits aufgerufenen, inneröstereichischen Landesaufgebotes überflüssig. Dem Vormunde Ladislaus' bleiben die Pfandschaften und Occupationen: Theben bei Preßburg, Oedenburg, Güns, Rechnitz, Schlaning (Szalonak), Bernstein, Katzenstein und Baumgarten; Herzog Albrecht VI. behält bis zur Abschlagszahlung Forchtenau, Eisenstadt, Kobelsdorf und Belle. Raab soll K. Friedrich ausliefern. Bezeichnend ist es, daß man

weder der Auslieferung der Reichskrone, noch des jungen Königs in der Urkunde mit einem Worte gedenkt.

Ueber dem äußern Erfolg des Gubernators schwebt 1448—1450 ein eigenthümlicher Unstern. Der Türkenkampf vom September 1448 schloß am Amselfelde (Kossowo), auf demselben Boden, auf welchem Serbiens Unabhängigkeit den Osmanen erlegen (1389), mit einer Niederlage des höchstens 40,000 Mann starken Ungarnheeres. Sein Anrücken soll der alte Serbenfürst, Sultan Murad's Schwiegervater, im entscheidenden Augenblicke gemeldet haben. Hunyadi geräth auf der Flucht in die Hände seines Gegners Brankowič, und dieser zwingt den Gefangenen, dessen Auslieferung die energische Botschaft der ungarischen Reichsstände begehrt, zu einem Vertrage, der den serbischen Güterbestand in Ungarn sichern und die Pläne des Corvinen gegen sich selbst und die Cillier durch eine Heirath seines jüngern Sohnes Mathias mit Grafen Ulrich's II. Tochter, ferner durch die Stellung des ältern Sohns Ladislaus — als Geisel — lähmen soll.

Die Bevollmächtigung des Serbenfürsten zu Friedensunterhandlungen mit dem Sultan konnte kein gedeihliches Ende finden. Ueberdies brannte der Corvine nach dem Augenblick der Rache an dem serbischen Despoten, den er überdies durch den Bosnierfürsten Tomasko und den Macsóer Banus im Zaume halten will. Dazwischen schob sich der erste Krieg des Gubernators mit Jiskra von Brandeis, dem Gewaltherrn im größten Theile des Oberlandes, der sich als Statthalter des königlichen Albrechtiners und nur diesem verantwortlich benahm. Aber Hunyadi's Unterfeldherr Székely fand den 5. September 1449 im Kampfe mit dem böhmischen Schlachtenmeister Niederlage und Tod, und als sich der Gubernator selbst und Jiskra bei Kremnitz gegenüberstanden, hinderte die polnische Vermittlung den entscheidenden Zusammenstoß, der ihr mit Rücksicht auf den eigenen Besitz in Ungarn verhängnißvoll schien. Fassen wir aber den Wust der politischen und diplomatischen Thatsachen des Jahres 1450 zusammen, so sieht man deutlich, wie der Gubernator auf die Bildung einer wahrhaft königlichen Hausmacht, auf die Sicherung der möglichst langen Reichsverwesung, auf eine allseits gedeckte Stellung und die Lockerung des Verbandes der großen Gegnerschaft hinarbeitet. Er setzt am Reichstage die Einziehung der großen serbischen Besitzungen in Ungarn als Strafe des „Hochverräthers" Brankovič durch (1450, 12. April); aber der nördliche Kern dieser Güter, z. B. Munkács, Szatmár, war, wie die Urkunde des neuen Aus-

gleiches mit Georg Brankowič (vom 7. August 1451) besagt, „gegründeter Ursachen wegen schon im Besitz des Herrn Gubernators und seiner Söhne“ und die übrigen Liegenschaften sollten den gleichen Weg gehen. Der gefürchtete Jiskra von Brandeis wurde durch den Mezököveoder Vertrag vom 28. März 1450 im Besitze von Kaschau, Leutschau, Eperies, Bartfeld, Kremnitz, Schemnitz und Neusohl (Beszterczе) anerkannt und dessen Heirath mit der verwittweten Tochter des Gubernators stipulirt.

Der Gubernator ist es, der die schützende Hand über dem großen Wegelagerer Pongrácz von Szent-Miklós hält, als diesen der Graf Ulrich II. von Cilli an der Spitze eines österreichischen Aufgebotes und Söldnerheeres für die maßlosen Räubereien seit 1448 insbesondere züchtigt und vor Holitsch zu erdrücken Miene macht. Die Augustverhandlungen des Jahres 1450 zu Preßburg zwischen dem Gubernator und dem Cillier bezweckten nicht bloß den Ausgleich in dieser Frage und die Sicherung der nordungarischen Grenzplätze, sondern hatten auch den Zweck, die Feindschaft der beiden Häuser Hunyadi's und Cilli zu übertünchen. Der Schwerpunkt lag jedoch in dem Vertrage Hunyadi's mit K. Friedrich vom 22. October 1450 (Preßburg). Er anerkennt die vormundschaftliche Gewalt Friedrich's über Ladislaus bis zum gesetzmäßigen Volljährigkeitsalter desselben mit dem 18. Lebensjahre (also bis 1458!) und sichert dem Reichsverweser die Anerkennung seiner Gubernatur für diesen Zeitraum durch den königlichen Vormund.

Doch hier müssen wir die Darstellung der ungarischen Reichsverhältnisse unterbrechen, um uns den gleichzeitigen Vorgängen in Böhmen und Oesterreich zuwenden. Sie lassen sich rascher zusammendrängen.

Im Elbelande standen sich zwei Parteien, die Utraquistenpartei, welche das Wahlkönigthum ohne Rücksicht auf das Erbrecht der Habsburger verfolgte und die utraquistisch-katholischen Legitimisten, gegenüber. Drüben führte bis zu seinem Tode (1444, 27. August), Herr Ptaško, der Pirksteiner, das große Wort, Hand in Hand mit ihm Georg von Podiebrad; hüben standen der Oberstburggraf Mainhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg obenan. Der „Sühnbrief“ vom 1. Januar 1440 zwischen beiden Parteien war ein bedeutender politischer Erfolg der Erstgenannten. Als Ladislaus Posthumus geboren wurde, wurde der Rosenberger der wichtigste Mann für Elisabeth als Führer des habsburgischen Anhangs, allerdings nicht ohne Eigennutz. Das

hinderte den Rosenberger nicht, sich bald darauf an K. Friedrich zu wenden, als eventuellen Thronbewerber; doch wies dieser ein solches Ansinnen zurück. Am Mai-Landtage 1440 nahm Herr Ulrich keinen Anstand sich für den Herzog Albrecht von Bayern als Throncandidaten der Mehrheit auszusprechen. Zu Chamb jedoch rieth er dem vorsichtigen Wittelsbacher entschieden ab. Die Ptarskonische Partei trug nach dem Tode der K. Elisabeth dem königlichen Vormunde nun selbst die Krone an, aber erfolglos (1443, September). Die Parteien rückten nun wieder den Schwertgurt zurecht und begannen in bewaffnete Bündnisse zu treten. Auch sonst fehlte es nicht an Störungen des Landfriedens. So war der Adelige Kolda auf Nachod nicht bloß ein verhaßter Nachbar der Schlesier; auch die Kaufleute, welche den Weg nach Hohenmauten nehmen mußten, hatten sehr viel Unbilden von diesem Wegelagerer zu erdulden.

Die Kaiserwittwe Barbara befand sich längst wieder in Böhmen (seit 1441) und nahm hier zu Melnik ihren schlecht beleumundeten Wittwensitz; gewiß noch immer der Partei des Pirkfteiner's wohlgeneigt. Dieser war nun aus dem Leben geschieden, doch seine Partei gewann an Georg von Podiebrad einen überlegeneren Geist zum Führer. Um 1420 geboren, der Sohn des eifrigen Hussiten Boček von Kunstat und der Anna von Wartenberg, einer Schwägerin des Rosenbergers Ulrich, von der Ueberlieferung als Pathenkind Žižka's bezeichnet, taucht der Jüngling seit 1437 immer mehr auf. Schon 1440 galt der frühreife, zwanzigjährige junge Mann als Hauptmann des Bunzlauer Kreises nicht wenig im Kreise der eifrig utraquistischen Gesinnungsgenossen; seit 1441 mit Kunigunde, Tochter des Waisenführers Smil Holický von Sternberg vermählt, nahm er seit 1444 die Führung seiner Partei allein in die sichere, zielbewußte Hand, und trat dem Bunde der katholisirenden Kelchner und Katholischen immer entschiedener gegenüber. Hier spielte der Rosenberger die erste, Mainhard von Neuhaus nunmehr die zweite Rolle. Auch hier, wie in Ungarn, war die Königs- und Vormundschaftsfrage die brennende. Beide Parteien empfanden die Nothwendigkeit einer Action in dieser Richtung. Dazu kam aber die Frage nach der päpstlichen Bestätigung der Compactaten, die das Baseler Concil verliehen hatte, und der erzbischöflichen Würde Rokyczana's, und das war kein geringerer Anstoß zur Zwietracht der Parteien, als das Streben um die politische Herrschaft im Lande. Die Klingenberger Zusammenkunft der Parteimänner, die unfruchtbare Mission Ulrich's

von Rosenberg an K. Friedrich und die Pilgramer Landtagsbeschlüsse (1446, 12. Juni) spitzten jene Fragen zu, indem man auf die Auslieferung des jungen Königs — ebenso wie die Ungarn — längstens bis Ende 1447 drang und eben so kategorisch die Anerkennung der Metropolitenwürde Rokyczana's forderte. Auch die Bestellung von Landesverwesern oder Kreishauptleuten mit erweiterter Gewalt erscheint den bezüglichen Vorgängen in Ungarn analog und war ebenso wie diese unhaltbar; schon darum, weil die Städte darin eine Schädigung ihrer Interessen gewahrten und entgegenstanden.

Eine solche gespannte Sachlage — abgesehen von dem wachsenden Unmuthe in Böhmen, über das begreifliche Zögern und Hinausschieben des habsburgischen Vormundes — mußte einer Katastrophe weichen. 1448 erscheint nach Abschluß des Wiener Concordats Cardinal Caravajal in Prag, der darüber Rechenschaft geben sollte, was die Utraquisten vom römischen Stuhle erwarten dürften. Als jedoch der Legat Allem auswich und keinerlei Interpellation erledigte, entstand ein furchtbarer Tumult. Mit Mühe gelingt es den Reisigen des Rosenbergers, die Abreise des Cardinals zu decken, und als dann Meister Pribram den Ruf erhebt: „Die Compactaten seien entführt!" jagt man den Sendboten des Papstes ergrimmt nach und nöthigt ihn zu Beneschau, den von ihm allerdings unterschlagenen und im Wagen versteckten Freiheitsbrief des Utraquismus auszuliefern. Das führte den Kelchner um so geschlossener unter die Fahne des Herrn Georg, dem bereits 1446 von den Utraquisten und Taboriten als Führer der gewöhnliche Titel, der „Aeltere", zuerkannt wurde. Andererseits traten die katholisirenden Utraquisten, wie Mainhard von Neuhaus, die Kolowrat, Hasenburg u. A. ganz zum Katholicismus über. Die Parteien schieden sich schärfer als zuvor.

Aber im Kopfe des Kunstaters war auch schon der Plan zum Staatsstreiche fertig. Alles war günstig geartet. K. Friedrich hatte die Auslieferung seines königlichen Mündels entschieden abgeschlagen und die Legitimistenpartei in Böhmen bloßgestellt; wieder begann man die Krone auszubieten, aber sie fand keinen Nehmer; man wandte sich immer wieder der Ueberzeugung zu, daß nur der Albrechtiner möglich sei. Die öffentliche Meinung in Böhmen machte für all' diese verfahrenen Dinge die Partei des Neuhausers und Rosenbergers verantwortlich. Letzterer befand sich eben in Wien, gründlich im Unklaren über die geheimen Rüstungen des Gegners, der, schlauer als der schlaue Herr Ulrich, die Entwürfe im

schweigsamen Innern reifen ließ. Am Kuttemberger Tage, 24. Juni, verständigten sich schon insgeheim die Podiebradianer über ihre Taktik, bald kommt Georg's Plan des Staatsstreiches in's Reine. In der Nacht vom 2. auf den 3. September 1448 überfällt er Prag und wird Meister der Landeshauptstadt, Mainhard von Neuhaus sein Gefangener. Er ist der Mächtigste in Böhmen. Allerdings versucht die doppelt erbitterte Gegenpartei, der Sohn Mainhard's von Neuhaus (der nach seiner Freilassung, 3. Februar 1449, starb), Ulrich von Rosenberg und die anderen, den Krieg gegen die Podiebradianer, insbesondere seit dem Rakonitzer Bunde (5. März 1449); 1450 greift der Bürgerkrieg über engere Schranken hinaus, indem sich die Partei des Herrn Georg mit dem Markgrafen von Brandenburg (27. März, Wunsiedel), die Gegnerschaft mit dem Herzoge von Sachsen (Kaaden, 13. April) verbündet. Aber Podiebrad war der Stärkere, das zeigte auch sein fürstlicher Hofhalt an; er war der „Regierer" Böhmens geworden. Dies Bewußtsein vermochte den gewiegtesten seiner Gegner, Herrn Ulrich von Rosenberg, sich nach den Wildsteiner und Pilgramer Taidungen (Juni—August 1450) mehr und mehr zurückzuziehen und die Führung seines Hauses dem Sohne Heinrich zu überlassen.

Und nun tritt auch bald Georg Podiebrad zu dem Könige Friedrich in die gleiche Stellung.

Die persönliche Bedeutung des Kunstaters, sein tiefer, verschlossener Geist, die rastlose Arbeitskraft einer ehrgeizigen Natur, deren schon in der Jugend sich anmeldende monströse Fettleibigkeit den hohen Gedankenflug nicht hemmte, entging einem guten Menschenkenner nicht, dem päpstlichen Sendboten Enea Silvio, der nach Böhmen kam, um dem „Hussitenthum" auf den Zahn zu fühlen und das thunlichst wieder einzurenken, was der orthodoxe Uebereifer eines Carvajal ganz aus dem Geleise gebracht. Jedenfalls war er besser am Platze als der aufregende Bußprediger Johannes Capistran, die tönende Posaune des Türkenkrieges, dem wir damals auch in Mähren und bei dem Rosenberger begegnen; seiner wollen wir später gedenken. Der feingebildete Italiener kann am Beneschauer Tage (1451, Juli) dem Reichsverweser Böhmens nicht beikommen, der allerdings mit der „Einfalt der Tauben die Klugheit der Schlange" verband; und, kühl bis an's Herz in Glaubenssachen, aber fest auf seinem Parteistandpunkte beharrend, jeder theologisirenden Interpellation mit den schlichten Worten auswich: „Mein Verstand reicht nicht tief; ich fürchte zu fehlen, traue weder

mir, noch verlasse mich allzu sehr auf unsere Priester". Mit gemischten Eindrücken verließ Enea Silvio Böhmen. Auch Tabor, die Mutterstadt der Eiferer des Kelches, hatte er besucht und staunte, daß Weiber allda in Bibel und Evangelium sich sattelfester bewiesen, als mancher Theologe seiner Heimath.

Wie Rom über die Compactaten und das Erzbisthum Rokyczana's dachte, der von dem Versuche, als Privatmann nach Rom zu reisen (1449), schon im Salzburgischen abkam — das wußte Enea Silvio genau; der Papst verwarf das privilegirte Ketzerthum und den Ketzer. Aber man hatte eben die Möglichkeit einer Rückkehr des utraquistischen Böhmens in den Schooß der Kirche wieder ausforschen wollen. Diese Geneigtheit fand Piccolomini nicht vor; die Haltung des Utraquismus gegen Capistran bewies dies nicht weniger; er hatte eilen müssen, aus dem Ketzerlande fortzukommen. Aber auch der vom Patriarchen Constantinopels, Gennadios, durch den Unterhändler M. Const. Angelikos angebahnte Versuch einer Union der Kelchner mit der griechischen Christenkirche (1451 — 1452), worauf man schon 1448 den Cardinallegaten Caravajal drohend verwies — blieb ein unfruchtbarer Versuch. Eine Welt von Interessen lag dazwischen.

1451, im October, ein Jahr nach der gleichen Abmachung K. Friedrich's mit den Korvinen, kommt es zu dem wichtigen Vertrage zwischen diesem Habsburger und dem thatsächlichen Reichsverweser Böhmens. Seine Amtsführung wird vom Vormunde des Thronerben anerkannt und diesem die Gerhabschaft bis zur Volljährigkeit des Mündels zugesprochen. Fortan zeigt Herr Georg gleich dem Corvinen kein Interesse an der verfrühten Entlassung des jungen Königs aus der Hand des Vormundes: dagegen lag der Gegenpartei Alles daran, um der Gubernatur Podiebrad's ledig zu werden. Von der thatsächlichen Gewalt zur formellen Anerkennung war kein weiter Schritt. Am 27. April 1452 wählten die Reichsstände Herrn Georg zum Verweser Böhmens, während zwei Monate früher (2. Februar) der alte Rosenberger mit seinen Söhnen zu Wien sich einfand und hier mit Ulrich Eiczinger und den Ständen das Bündniß gegen den abwesenden Vormund zur „Befreiung des königlichen Mündels" schloß. So kreuzten sich die Interessen des Parteilebens. Auch für die anticorvinische Partei in Ungarn erschien dies als bester Ausweg, und Hunyadi selbst mußte der Strömung sich hingeben, ohne jedoch dabei die Steuerung des eigenen Vortheiles zu verabsäumen.

Wir sind nun an dem Punkte angelangt, die österreichischen

Vorgänge in's Auge zu fassen. Die Triebfeder derselben war Herr Ulrich von Eiczing. Es ist nicht grundlos, wenn seine Gegner nachmals erzählten, er habe K. Albrecht's II. „Geschäft", d. i. Testament, mit Hülfe Kaspar's Schlick abändern wollen, um die ganze Gewalt in die Hände der Königswittwe zu spielen und statt ihrer zu herrschen. Als dies nicht ging, sei er auf den andern Ausweg verfallen, sich König Friedrich zu verpflichten; der Eiczinger habe ihn ohne der anderen Räthe Wissen in die Wiener Hofburg eingelassen und zu verstehen gegeben, würde er ihn schalten und walten lassen, so könne der Habsburger auf seine besten Dienste rechnen. Diese Rechnung stimmte gleichfalls nicht, und während die Urkunden Friedrich's von 1440 das „gute Einvernehmen" Beider andeuten, ändert sich schon 1441 die Scene; Eiczinger, über den mißtrauischen und zähen Vormund erbost, beginnt wider ihn zu arbeiten, nützt seine Geldklemmen als Gläubiger aus und tritt ihm schon 1441, den 12. Mai, mit einem offenen Fehdebriefe entgegen, den 153 Edele und Bürger Oesterreichs mit unterzeichneten. K. Friedrich sucht den Ausgleich. Doch mit der Hubmeisterrechnung, mit der Rechenschaft über seine Amtsgebahrung will der Eiczinger nicht herausrücken. Er versteht es meisterhaft, dies als kränkendes Mißtrauen sich vom Leibe zu halten und die unzufriedene Stimmung gegen den königlichen Vormund des Landeserben künstlich zu nähren. Die Sachlage war hierzu wie geschaffen, der Habsburger Friedrich ringsum von Schwierigkeiten und offenen Fehden umstellt.

Ein förmlicher Räuberstaat, die Banden des Pongracz, ängstigten die Wiener; im Lande regen sich Fehden und Gewaltthaten und stören Gewerbe und Handel. Mit Friedrich's Bruder, H. Albrecht VI., dessen unruhiger, nach Bedeutung strebender Geist durch die Zugeständnisse des Vertrages vom 4. März 1440 keineswegs befriedigt wurde, kam es 1442 zum förmlichen Zusammenstoße. Albrecht VI. wollte die österreichischen Stände am Kremser Tage zum Kampfe gegen den Bruder anreizen; er schloß mit Friedrich's Gegnern, den Grafen von Cilli, das Forchtensteiner Bündniß (1442, 13. Mai), und nun begann zwischen beiden Theilen ein Krieg im Krainer Lande, der besonders um Laibach, Neustadt oder Rudolphswert und Kraiburg tobte. Ihm waren Fehden (1440—1441) der Cillier mit K. Friedrich und der steiermärkisch-krainischen Landschaft vorangegangen, welche besonders der Gurker Bischof Scholdermann veranlaßt hatte und die dem Witowec Gelegenheit boten, sein Kriegstalent erfolgreich zu bethätigen. Friedrich sah sich den 30. März 1443 zum W.-Neustädter Ausgleich

mit dem Bruder genöthigt, dem (16. August u. 29. September 1443) der Friede mit den Cilliern folgte. Allerdings wurde durch denselben der Zwist behoben, der seit 1436 zwischen den Häusern Habsburg und Cilli währte; indem die Grafen die Lehensherrlichkeit Friedrich's anerkannten und K. Friedrich sich alle Mühe gab, die mächtigen Nachbarn durch Aufnahme in den königlichen Rath und andere Gunstbeweise in guter Laune zu erhalten; aber „das Fünkchen erlosch nicht gar", bemerkt die Cillier Chronik bei solcher Gelegenheit; dessen sollte Friedrich bald inne werden. Das Jahr 1444 und die folgenden brachten die ungarische und böhmische Königsfrage in eine stärkere und Friedrich beunruhigende Strömung; wir sehen, was ihm an Verlegenheiten insbesondere die Jahre 1447—1450 allerseits bescheerten.

Diese Bedrängnisse des Vormundes, die herrschende Stimmung in Oesterreich, Böhmen und Ungarn wider die Fortdauer seiner Gerhabschaft, mußten den Plan Eiczinger's einer bewaffneten Erhebung der Stände Oesterreichs gegen Friedrich reifen lassen. Dem Erblande des Albrechtiners kam es ja zu, den Reigen der Angriffe zu eröffnen und Eiczinger, jüngst (1450—1451) mit Friedrich durch den Forchtensteiner Handel mehr als je entzweit, fühlte den Beruf in sich, an die Spitze der Bewegung zu treten.

Es erscheint auffällig, daß der Habsburger Friedrich, im Jahre 1451, mochte er auch in der steiermärkischen Ferne weilen, das Drohende dieses Parteitreibens in Oesterreich so augenfällig unterschätzte, denn er bereitete sich zu der lang geplanten Romfahrt und gleichzeitig zur Reise als Bräutigam vor; an der Küste Mittelitaliens sollte mit ihm die erwählte Gattin, Leonor von Portugal, zusammentreffen. Die Wege bei der Curie hatte Enea Silvio, damals schon Bischof von Siena, bereits geordnet, und Friedrich gedachte als Friedensfürst über die Alpen zu ziehen, nicht mit streitlustiger Heeresmacht, sondern mit stattlichem Gefolge, dem die Geleitsbriefe der verschiedenen Staaten Italiens die Straße offen hielten. Jedenfalls ermaß Friedrich nicht die Tragweite der gegnerischen Pläne und seine Eigenart war es, den schwierigsten Dingen aus dem Wege zu weichen. So ließ er die Abmahnungen in seiner Umgebung bei Seite; nur Eines entging nicht seiner Vorsicht, die Nothwendigkeit, sein Mündel Ladislaus nach Italien mitzunehmen. Das war ein gewaltiger Strich durch die Rechnung der gegnerischen Partei, denn sie hatte auf das Zurückbleiben des Albrechtiners ihre Erwartungen gestellt.

Mustern wir nun im Kurzen den Gang dieser Parteibestrebungen

in Oesterreich noch vor des Kaisers Romfahrt. Den Ausgangspunkt bildet das Martperger (Mailberger) Ständebündniß unter Eiczinger's Führung vom 14. October 1451. Schon damals durfte er auf ein Zusammengehen mit dem Grafen Ulrich II. von Cilli rechnen. 300 Adelige gehören dem Bündnisse an. Auf dem Wuldersdorfer Parteitage wird Wien zum Orte einer neuen Ständeversammlung bestimmt, denn die volkreiche Stadt muß für den Handel gewonnen werden. Der Rath der Stadt sträubt sich, die Thore zu öffnen; Eiczinger gewinnt den großen Haufen durch Geld, schöne Worte, goldene Versprechungen; durch die Schilderung des patriotischen Zweckes der Ständeversammlung. Die Bewegungen des Pöbels schüchtern den Magistrat ein; er läßt die Thore öffnen; entschuldigt sich aber beim Könige brieflich und verweist auf die drohende Sachlage. Friedrich antwortet mit Ermahnungen zur Loyalität; Eiczinger habe weder von dem Bayernherzoge, noch von den Cilliern auf Beistand zu hoffen. Ungarn sei mit ihm nicht einverstanden, Böhmens Gubernator dem Könige geneigt. Die königlichen Amtsverweser räumen die Stadt, in der es für sie nimmer geheuer ist. Eiczinger hatte mit lärmender Pracht seinen Einzug gehalten; Feste und Schmäuse versetzen Alles in die nöthige Erregung und Wärme. Von der Kanzel der Karmeliterkirche, auf welcher kurz vorher Capistran den Ruf zur Buße und zum Kampfe wider die Ungläubigen ertönen ließ, — donnert der redegewandte Mann gegen den unverbesserlichen Vormund des Landerben; er weist auf die jüngste Vergangenheit, auf Albrecht's V. Minderjährigkeit als warnendes Beispiel zurück; Ungarn und Böhmen, Mähren und Schlesien stünden zur Hülfe bereit, dem tyrannischen Gerhaber sein gefährdetes Mündel zu entreißen. Manch' herbes und willkommenes Wort fällt gegen die steiermärkischen Günstlinge Friedrich's, Ungnad und Zebinger, welchem letzteren und dem von Neuperg K. Friedrich die Landesverwesung in seiner Abwesenheit zu überantworten gedachte; selbst die älteste Tochter Albrecht's, Ladislaus' P. Schwester, Elisabeth, wird in Trauerkleidung vorgeführt, um durch ihren Anblick die leicht bewegliche Menge gegen Friedrich einzunehmen, den Hartherzigen, der Albrecht's Kinder darben lasse! — Wir haben keinen Grund, diesem Bilde der Wiener Vorgänge unsern Glauben zu verweigern, wenn es gleich dem Pinsel eines Fridericianers, des Bischofs Enea Silvio, entstammt, denn alles Sonstige an Thatsachen stimmt damit zusammen.

In der Ernennung des Vordermannes der Bewegung zum

„Landesregenten" mit zwölf Verwesern aus dem Mittel der Stände gewinnt die Action gegen Friedrich den entscheidenden Anstoß.

So weit waren die Dinge im Zuge, als K. Friedrich alle Anstalten zu seiner Romfahrt getroffen hatte. Alles lag ihm daran, sich der Haltung der Cillier Grafen in der schwebenden Frage zu versichern. Er läßt den Bischof von Passau und seinen — für dieses Geschäft allerdings schwer berechenbaren — Bruder auf den Alt- und Junggrafen einwirken. Ulrich II. nimmt Anlaß, über die Kränkungen und Verdächtigungen zu klagen, denen er insbesondere seit dem Heereszuge gegen Pongrácz, von Seiten des königlichen Hofes, in Bezug auf Rüstung und Soldangelegenheiten u. s. w., unablässig ausgesetzt bliebe. Er verweigert entschieden, sich nach Leibnitz zur Besprechung mit K. Friedrich einzufinden; ein deutlicher Beweis eines vorbereiteten Bruches mit dem Habsburger. Wohl erscheint sein Vater, Altgraf Friedrich II., am genannten Orte, aber die Zusammenkunft bleibt erfolglos.

Nichts desto weniger rechnet noch immer der König auf eine Theilnahme der Cillier an seiner Romfahrt, mit jener Selbsttäuschung, die seinem zähen, passiven und fatalistischen Wesen eigen ist. Auf dem Wege von Graz nach dem obern Murboden trifft ihn bei Adriach die Botschaft der Ungarn mit einer neuen Werbung, zu Gunsten der Entlassung Ladislaus' aus vormundschaftlicher Gewalt. Zugleich findet sich der Sendbote des Cilliers Ulrich, Benedict Thuróczy, ein, mit Beschwerden und Anklagen seines Auftraggebers. Friedrich's Erwiderung von Leoben aus ist noch immer zuwartend. Auf der Reise in's Oberland ereilt den Habsburger das Sendschreiben der Wiener vom 17. December, wonach sie gleich den anderen Ständen nimmer in der Lage seien, ihn als Vormund Ladislaus' anzuerkennen. Er antwortet, sie mögen sich eines Bessern besinnen und ihm als Gerhaben treu sein. Dann betritt er jenseits des Neumarkter Sattels das Kärntner Land und feiert die Weihnachten 1451—1452 in S. Veit. Hier verlassen insgeheim die Walseer, Reinprecht und Wolfgang, das königliche Gefolge und sagen brieflich dem Könige ihre Dienste auf. Noch eine Aufforderung erläßt Friedrich an den Grafen Ulrich von Cilli, sich zur Romfahrt einzufinden; dessen Abgesandte erledigen sie mit Beschwerden ihres Herrn über den königlichen Hubmeister Sigismund Ebersdorfer und die k. Räthe Prokop von Rabstein und Lad. Forkacz (Forgács oder Farkas).

Unter schlimmen Anzeichen setzt der Habsburger die Romfahrt fort. In der zweiten Hälfte des Januar 1452 weilt der König in

Florenz; hier empfängt er das letzte Schreiben Ulrich's von Cilli, das mit weiteren Beschwerden den förmlichen Bruch ankündigt. Zu Siena bewirbt sich der Wiener Domherr Th. Angelpöck um Gehör; er möchte dem Habsburger Empfehlungsschreiben für die Curie herauslocken, denn die Stände Oesterreichs hatten ihn nach Rom abgesendet, um Friedrich bei dem Papste förmlich zu verklagen. Friedrich läßt dem Angelpöck nachsetzen und ihm die Credenzen oder Beglaubigungsschreiben abnehmen. Angelpöck selbst entkommt. Den Aufstand Oesterreichs im Rücken, war Friedrich ziemlich geräuschlos, trotz des großen glänzenden Gefolges — wie ein Gast, nicht als Lehensherr, im Welschland erschienen und weiter gezogen. Zu Livorno begrüßte er die gelandete Braut, die zarte, anmuthige Lenor, ein Weib von tiefer Empfindung und starker Seele. Mit ihr setzte er die Reise in den Kirchenstaat fort. Zu Viterbo sperrt der ausgelassene Pöbel den „Deutschen" den Weg; so daß die Begleitung des Königs vom Leder zog, Friedrich selbst einen Stock ergriff und tüchtig dreinschlug. Bald war die Siebenhügelstadt erreicht und, nachdem die Vorfragen der Kaiserkrönung und die Vermählung des Bräutigams erledigt, die feierliche Handlung an Beiden vollzogen. Dann besucht Friedrich mit seiner Gattin Neapel und läßt sich endlich durch dringende Mahnungen der daheim weilenden Vertrauensmänner bewegen, an die beschleunigte Rückreise zu denken. Der päpstlichen Gunst und Parteinahme war der Habsburger sicher. Nikolaus V. (1447, † 1455) und Friedrich waren in Allem einander willfährig.

In Oesterreich war inzwischen Alles zum Kriege wider den Vormund reif. Die landesfürstlichen Städte, Krems, Stein, Klosterneuburg, Tuln waren dem Beispiele Wiens gefolgt; Steier schwankt eine Zeit. Auch die Stände Oberösterreichs werden von den Niederösterreichern aufgefordert, zu Wels sich mit ihnen zu verständigen. Dies findet den 9. Januar 1452 statt und die geharnischten Kundgebungen Eiczinger's hatten zur Folge, daß der oberösterreichische Landeshauptmann, Graf Johann von Schaumburg, gleichfalls dem Kaiser seine Dienste aufkündigte. Bald darauf thaten es die Cillier. K. Friedrich erhielt den Absagebrief auf seiner Heimreise zu Florenz. Hier harrte seiner die zweite Botschaft der niederösterreichischen Stände, die im Namen der Oesterreicher, Ungarn und Mährer die Lösung der Vormundschaft als Begehren — in etwas milderer Form — mit auf den Weg bekommen (datirt vom 7. März) und im Falle der Verweigerung den Krieg anzudrohen hatten. Den 5. März 1452 fand nämlich zu Wien die entschei-

dende Coalition der Gegner Friedrich's statt. Hunyadi hatte der herrschenden Strömung nachgegeben, um nicht der Gegenpartei willkommenen Grund zu Bemängelungen seines Verhaltens zu geben und so war der Preßburger Ständetag vom 13. Februar vorangegangen, den Eiczinger und auch der Bürgermeister Wiens besuchte, und nun erschienen hier ungarische Abgeordnete, darunter auch Vertreter oberungarischer Städte, die gegen Jiskra's Zwingherrschaft einen Rückhalt suchten. Dieser, den auch im Jahre 1451 Hunyadi erfolglos bekämpft hatte, wurde, als entschiedener Gegner der Anschläge gegen K. Friedrich in der Bundesurkunde der ungarischen Abgeordneten und des Grafen Ulrich II. von Cilli, zum „Reichsfeinde" erklärt (8. März). Außer den Ungarn hatten sich auch die Rosenberger, als Hauptvertreter der Legitimisten Böhmens, eingefunden. Alles athmet eine kriegerische Stimmung und rüstet.

Die beiden Reichsverweser Ungarns und Böhmens betrachten diese Vorgänge in zuwartender Stellung, Hunyadi im Scheine des Einverständnisses, Georg Podiebrad entschieden abgeneigt diesem Versuche der Gegenpartei, und er bereitet sich eben zum Schlage gegen die Rosenberger und widerspenstigen Taboritenreste, da ihm der 27. April die förmliche Anerkennung als Gubernator Böhmens verschafft.

Der Versuch der ständischen Gesandtschaft nach Rom, in Florenz den jungen Ladislaus durch seinen Hofmeister Kaspar entführen zu lassen, war dreimal gescheitert. Nicht besser erging's ihr, als sie beim Papste vorsprach und durch den Bischof von Raab gegen Friedrich in Klagen sich erschöpfte. Die Antwort mahnte sie als Rebellen zum schuldigen Gehorsam und kündigte im Weigerungsfalle Bannfluch und Interdict an.

Der Kaiser war auf der Heimfahrt mit seiner Gemahlin und dem Bruder im Mai 1452 zu Villach eingetroffen. Einer seiner Verweser, Neiperg, entwarf eine bedenkliche Schilderung der Sachlage in Oesterreich und rieth zum raschen bewaffneten Einschreiten, denn auch mit Bayern habe die Bewegung durch den Grafen Johann von Schaumburg Verbindungen angeknüpft. Wieder versucht es der thatenlose Friedrich mit einem Abmahnungsschreiben. Zu Bruck an der Mur wird berathschlagt, ob Friedrich in das sichere Graz oder nach Wiener-Neustadt solle. Endlich wird Letzteres beschlossen, die Kaiserin in Leoben geborgen. Zu Wiener-Neustadt begegnen wir abermals den ohnmächtigen Versuchen mit papiernen Maßregeln, statt raschem Handeln, in einem Momente,

wo Eiczinger's Partei Angesichts der Entscheidung so schwankend geworden war, daß dieser durch die Drohung, nach Bayern zurückzukehren, sich helfen mußte. Schreckte doch bald der Zug des kaiserfreundlichen Stahremberger's an die Donau die Wiener nicht wenig.

Statt dem, Solches gewärtigenden, Gubernator Böhmens die Hand zu reichen, — allerdings war es die eines „Ketzers“, — erscheint der Herold des Kaisers mit der Antwort auf das letzte Wort der Stände. Zum Hohne entlassen ihn die Wiener, reich beschenkt mit Gewändern von Gold und Seide. Erging es ja doch den päpstlichen Bann- und Interdictsbullen nicht besser. Der Salzburger verbot ihre Vorlesung, das Passauer und Olmützer Domcapitel ignorirte sie ganz; zu Wien ließ man sie durch ein Doctorencollegium prüfen und eine Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst oder ein ökumenisches Concil (!) ausfertigen. Die Aufforderung Hunyadi's, der Kaiser möge den Bischof Enea Silvio an ihn absenden, der ausdrückliche Antrag Podiebrad's zur bewaffneten Hülfe, findet kein Entgegenkommen; ebenso wenig die Anträge Brandenburgs und Bayerns, zu unterhandeln. Dagegen kommt es Ende August (27., 28.) schon zur Belagerung des Kaisers und der Seinigen in Wiener-Neustadt. Nur die tapfere That des Baumkirchers, eines der Dienstmannen Friedrich's, bietet etwas vom Belange in der Geschichte dieser kurzen Krise. Schon den 30. August findet die wichtige Besprechung des Kaisers mit Ulrich von Cilli statt, bald darauf die von dem Brandenburger und drei Bischöfen verhandelte Uebereinkunft, welche unter bestimmten Bedingungen die Auslieferung Ladislaus' in's Werk setzt. Sie geht den 4. September vor sich und zwar in die Hände des Cilliers, und lenkt die Geschichte dreier Reichsbildungen in neue, verhängnißvolle Bahnen.

---

8. K. Ladislaus Posthumus und Graf Ulrich II. von Cilli. Podiebrad und Joh. Hunyadi. Johannes von Capistrano. Die Ermordung des Cilliers. — Der Streit um die Cillier Erbschaft. K. Ladislaus' Tod. (1452—1457.)

Literatur: Vgl. o. Abschn. 2 und die Werke zur Geschichte der Cillier, IX. Buch, 9. Abschn. S. 249; Kaprinai, Hungaria diplomatica, I. (1767); außerdem: A. Supan, Die vier letzten Lebensjahre des Grafen Ul-

rich II v. Cilli. (1868); Birk in den Quellen u. Forsch. a. a. O., Capistranus triumphans, Druck v. 1700; Walouch, Biographie des h. Johann Capistrano; G. Voigt, Joh. von Capistrano, ein Heiliger des 15. Jahrh. (histor. Zeitschr., h. v. Sybel, 10. J., S. 19—97); Palacky, Zeugenverhör über den Tod K. Ladislaus' Posthumus (begl. v. einem ärztlichen Gutachten, 1856).

Der Kaiser hatte nach kurzem Widerstande mit der ständischen Bewegung Frieden gemacht, sein Mündel ausgeliefert, ungeachtet das formelle Recht der vormundschaftlichen Gewalt über den minderjährigen Albrechtiner auf seiner Seite stand und Angesichts der bewaffneten Hülfe, die ihm der Reichsverweser Böhmens eben zur Zeit der Ausgleichshandlung zuzuführen Willens war. In die Hände des Cilliers gab er den zwölfjährigen Ladislaus unter Bedingungen, die Graf Ulrich weder einzuhalten gewillt war, noch auch thatsächlich aufrecht halten konnte. Die Oesterreicher vor Allen ließen sich nicht bis zum vereinbarten Martinitage, an welchem die Vormundschaftsangelegenheit den geschäftlichen Abschluß finden sollte, hinhalten; sie wollten augenblicklich den jungen Landesfürsten besitzen. Am allerwenigsten hätte der Eiczinger den Sohn Albrecht's in den Händen des Cilliers gelassen. Daß nicht er, sondern Graf Ulrich den jungen Fürsten ausgeliefert erhielt, empfand der Eiczinger, das Haupt des Bundes, als bittere Kränkung, die er nicht leicht verwinden konnte. Bald sollte der ehrgeizige Agitator noch Herberes verkosten, die Zurücksetzung; ein Anderer pflückte die Frucht seiner Mühen.

Es gab viel Jubel, als Ladislaus, der Nachgeborne, ausgeliefert worden. Den Triumph über den Kaiser symbolisirte man am grellsten, indem man den jungen Herrscher baden ließ, damit er — wie Enea Silvio, allerdings nicht die unbefangenste Quelle, erzählt, — sein anerzogenes „Steiermärkerthum" loswerde. In der That mochte bei all' den lärmenden Freudenbezeugungen, bei all' dem Prunke, der ihn jetzt umgab, bei den Ehren, die man ihm zu Füßen legte, dem zwölfjährigen Knaben das Herz rascher und höher schlagen. Wie armselig und öde mochte ihm dagegen sein bisheriges streng und schlicht-bürgerlich vorgeschriebenes und gemaßregeltes Leben erscheinen. Aber als jeder Theil: die Oesterreicher, die Ungarn in glänzender Gesandtschaft — 2000 Reiter — die katholischen Legitimisten Böhmens den jungen Träger des Herzogshutes und zweier Königskronen, für sich und sein Land in Anspruch nahm, hätte ihn ohne Rathgeber und Leiter schwere Verlegenheit befangen. Doch daran fehlte es nicht; schon steht ihm von Tag zu Tag allgewaltiger sein Ohm, Graf Ulrich von Cilli, zur Seite, um Sinn

und Rede des Knaben nach seinem Ermessen zu lenken. Die Antwort, die Ladislaus den Magyaren giebt: „Ich bin ein Ungar, bei Euch will ich bleiben“, — die Erklärung des Cilliers, im Sinne des Albrechtinischen Testaments solle Ladislaus den Herrschersitz in Preßburg nehmen, der glänzende und huldreiche Empfang Hunyadi's am Wiener Tage, der den Wiener-Neustädter Verhandlungen über K. Friedrich's Verpflichtungen, Begehren und Beschwerden folgte, die Auszeichnungen des Gubernators Ungarns durch die Schenkung der Erbgrafschaft Bistriz, eines Gebietes von fünfzehn Geviertmeilen im Norden Siebenbürgens, durch die Titel eines Wojwoden, obersten Reichshauptmanns und Verwalters der königlichen Einkünfte, die Bestallung seines Erstgebornen, Ladislaus Hunyadi, zum Banus, des zweiten Sohnes, Mathias Hunyadi, zum königlichen Pagen (Ende 1452 und am Preßburger Tage 1453, Ende Januar, Februar), — alles dies beweist, wie behutsam der Graf von Cilli, der thatsächliche Vormund und Premierminister des Albrechtiners, die ungarischen Dinge anfaßte, um das nationale Selbstgefühl der Ungarn nicht zu kränken, die Popularität des Corvinen nicht wider sich zu haben und dessen Reichsverweserschaft, wenigstens dem Titel nach, später wohl thatsächlich, bei Seite zu schieben. Nur zögernd gab Hunyadi das liebgewordene Amt auf, aber Angesichts vollendeter Thatsachen, die er hatte geschehen lassen müssen, von einer starken Gegnerschaft, die ihm den Vorwurf entgegenschleuderte, er habe den schlimmen Ausgang zweier Türkenkriege und die Gefährdung des Reichs verschuldet, sein Blick sei nach der Krone gerichtet; in die Enge getrieben, mußte er der Gubernatur entsagen, und der schlaue Cillier, auf dem Felde der Politik ein ebenbürtiger Gegner des Corvinen, baute ihm auch goldene Brücken. Am bezeichnendsten erscheint der Preßburger Vertrag zwischen Beiden, wonach sich der Corvine verpflichtete, jährlich 24,000 Goldgulden aus den Reichseinkünften für den königlichen Hofhalt beizusteuern, 12,000 Goldgulden an den Grafen Ulrich zu zahlen und das Uebrige für Reichszwecke zu verwenden. Finanzen und Kriegswesen mußten seiner Verwaltung bis auf Weiteres überwiesen bleiben, und die wichtigen Festungen des Reiches, Belgrad voran, lagen in seiner Hand. Der Cillier harrte eben günstigerer Zeiten, um die drohende Vorherrschaft des Hauses Hunyadi — zu Gunsten der königlichen und der eigenen Gewalt — nachdrücklicher untergraben und erschüttern zu können.

Nicht minder zweckmäßig erscheint seine Taktik gegen Böhmen. Hier stand der Reichsverweser, mit der herrschenden Partei im

Rücken, im Bewußtsein des Sieges über die Gegenparteien in drohend zuwartender Stellung. Die ständische Botschaft hatte an Ladislaus bestimmte Forderungen überbracht: Residenzhaltung im Lande, Bestätigung der von Sigismund und Albrecht bewilligten Glaubens- und Verfassungsrechte und die Verwendung für Rokyczana's Erzbisthum. Die Antwort des jungen Königs verräth, wie hart es ihm war, dem böhmischen Ketzerthum gegenüber sich zu binden; unter seinen Räthen machte sich aber die Auffassung geltend, die der Schaumburger aussprach: „Mögen die Böhmen glauben, was sie wollen, wenn sie nur dem König geben, was des Königs ist." Wie der Cillier selbst darüber dachte, der geistvolle Wüstling, den, so gut, wie seine Verwandten, den Vater und die Muhme, Kaiserin Barbara, die gegnerische Feder des Enea Silvio, baar des Glaubens, freigeisterisch, ja atheistisch schildert, dürfte unschwer zu errathen sein. Die Brünner Huldigung der Mährer (6. Juli), die Beschwichtigung der Böhmen, man werde all' ihren Wünschen gerecht werden, das Versprechen des Königs, zur Huldigung sich einzufinden, und das Belassen der Reichsverweserschaft in Podiebrad's Händen, der zu Wien mit dem jungen König die Titel „Vater" und „Sohn" tauscht und mit dem Cillier schon zu Znaim (1453, 26. April) ein förmliches Bündniß geschlossen, „zur Förderung des Bestens und des Ruhmes K. Ladislaus'"; all' dies kennzeichnet am besten die Tendenzen des ersten Rathgebers Ladislaus'.

Als er den letztgenannten Vertrag mit Herrn Georg schloß, bedurfte er einer nach Böhmen und Ungarn hin gedeckten Stellung, denn seine Gewalt in Oesterreich empfand den wachsenden Angriff einer starken Gegnerschaft. Hier im Stammlande der Habsburgermacht war der niedere Adel und das landesfürstliche Bürgerthum für die Bildung einer Autonomistenpartei unter der Leitung des gekränkten Eiczinger's um so leichter gewonnen, als der Graf von Cilli, der „Fremdling", gestützt auf den ihm durch Aemter und Darlehen verpflichteten Hochadel, jene Kreise den „Herren" bald fühlen ließ, die einflußreichsten Stellen mit seinen Günstlingen besetzte und durch Mehrung seines Reichthums, andererseits durch ein schrankenloses Genußleben, Aergerniß und Anlaß zu der gehässigsten Beurtheilung gab. Gewiß ist die Anklage des Enea Silvio, er habe den jungen, aber frühreifen Ladislaus durch Tafelfreuden und Frauenreize körperlich und geistig abstumpfen, zu Grunde richten wollen, um desto freier schalten und walten zu können, einer der maßlosen Angriffe dieses parteiischen Fri-

dericianers gegen die Cillier, die wir immer mit Vorsicht aufnehmen müssen; denn weit näher liegt die Erklärung, daß der gräfliche Lebemann, der Spötter über die genuß- und prunkfeindliche „Steiermärkerei“ des Kaisers, seinem königlichen Neffen so recht den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt vor Auge und Seele führen und dem Jünglinge das bieten wollte, was er als Inhalt des Lebensgenusses kannte. Sagt doch Enea Silvio selbst, daß Ladislaus seine „Seelenreinheit“ trotz alledem bewahrt habe. Aber daß die Gegner des Cilliers eine solche Lebensführung des jungen Königs ihm nicht minder zur Last legten, als die eigenen Wiener Liebeshändel, die sogar in der Beseitigung eines unbequemen Ehemannes gegipfelt haben sollen und daß die politische Gegnerschaft ihre Waffen auch dem gesellschaftlichen, namentlich dem Stadtklatsche entlieh, ist unbestreitbar. Der Eiczinger und die Seinigen lagen eben unaufhörlich auf der Lauer.

Eiczinger und seine Brüder waren bei der Entlohnung der „Befreier“ des Albrechtiners nicht leer ausgegangen; aber er fühlte sich bald von dem Cillier ganz bei Seite geschoben und mit ungarischer Hülfe aus dem königlichen Rathe geschlossen. Eiczinger, der geschäftskundige Hubmeister, machte dem jungen Könige über die ungarischen Reichseinkünfte Eröffnungen, die jenseits der Lejtha unliebsam vermerkt wurden, ja er soll den König vor ungarischen Nachstellungen gewarnt und zur raschen Heimkehr von Preßburg nach Wien beredet haben. Jedenfalls lag ihm und den österreichischen Autonomisten Alles daran, den König möglichst ausschließlich im eigenen Lande zu behalten; aber auch so rasch als thunlich den übermächtigen Cillier zu stürzen, dem überdies der Corvine im Herzen abgeneigt war und Georg Podiebrad mißtraute, denn längst schon war der Termin der Krönungs-Huldigungsfahrt nach Mähren und Böhmen (Juli 1453) verstrichen.

Die Gelegenheit zum Schlage gegen den Cillier bot der Korneuburger Landtag vom 18. September. Man zwingt unter geschicktem Vorwand den Grafen von Cilli, sich aus dem Berathungssaale zu entfernen, dann ergreift der Eiczinger das Wort und schildert vor dem betretenen König die Regierungswirthschaft seines Gegners mit den schwärzesten Farben. Der Graf mochte wohl nicht im Zweifel sein, daß man ihn vor Ladislaus angeklagt; aber noch fühlte er sich sicher im Besitze der vollen Gunst seines Neffen. Nur wünschte er, daß Ladislaus, ohne nach Wien zurückzukehren, geradenwegs die Krönungsreise nach Mähren-Böhmen antrete, denn in Wien regte sich immer mehr die Gegenpartei. Doch es kam

anders; der König, dem nun Eiczinger's Partei nicht von der Seite ging, kehrt nach der Hauptstadt zurück, und hier ereilt den Grafen nach durchschwärmter Nacht, bei seiner Rückkehr zur Hofburg, am Morgen des 28. September der ungeahnte Sturz. Ladislaus, vollkommen in den Händen der Gegner des Cilliers, eingeschüchtert und halb dem Oheim selbst mißtrauend, bestätigt die, dem Grafen vom triumphirenden Eiczinger angekündigte Entlassung.

Als gestürzte Größe entkömmt der Cillier mit genauer Noth der Wuth des aufgehetzten Pöbels. Noch macht er Versuche, sich dem König zu nähern, von Krumau, in Südböhmen, richtet er den 25. October eine Anklageschrift wider den Eiczinger. Vorderhand ist seine Rolle ausgespielt. Er geht endlich in die steiermärkische Heimath zurück und außer Stande, sich in einem eng begrenzten Lebenskreise zu genügen, klopft er sogar bei K. Friedrich an, der jedoch keine Ursache hat, dem Cillier freundlich entgegenzukommen. Sogar den Venetianern soll der Cillier seine Dienste angeboten haben. So harrt er denn eines Umschwungs, der ihm die Rückkehr in die frühere Stellung ermöglichen soll, und nicht vergebens. Inzwischen stirbt sein Vater, der neunzigjährige Altgraf Friedrich II. († 9. Juni 1454), der in Genußsünden ergraute Mann, den Enea Silvio als unverbesserlichen Ehebrecher, Gewaltmenschen, Kirchenräuber, unter Münzfälschern, Giftmischern, Wahrsagern und Schwarzkünstlern ein materialistisches Freigeisterleben führen, und nach der Rückkehr von der zweiten Pilgerreise nach Rom als Neunziger (!) sein Sündenleben fortsetzen läßt, — „denn auch sein Schuster sei wieder zu seinem Leisten zurückgekehrt". Die Farben zu diesem Zerrbilde und der Pinsel sind die gleichen, welche der Bischof von Siena für das Bild der Schwester Friedrich's, der Kaiserinwittwe Barbara († 1451 zu Melnik), anwendet. Auch sie führt auf ihrem Wittwensitze ein wahres Sündenleben, als eine wahre Messaline, von unersättlicher Genußgier, die das Nonnenleben verlacht und an kein Jenseits glaubt.

Ein Erbe von nahezu siebzig Herrschaften in Steier, Kärnten, Krain, Croatien, Ungarn, Nieder- und Oberösterreich, die vom Vater aufgespeicherten Schätze liegen nun in der Hand des Grafen. Seine beiden Söhne sind im zarten Alter langeher gestorben; das Glück des Familienlebens blieb ihm fremd, um so stärker klammert sich seine leidenschaftliche Seele an den Genuß und an den Reiz von Ehre und Macht. Er sollte Beide noch in reicher Fülle einheimsen.

K. Ladislaus war über Mähren nach Böhmen gezogen.

Schon am Gemärke, zu Iglau, bewies der Streit zwischen den Ständen beider Länder, wie es die Böhmen verdroß, daß der König die Huldigung der Mährer bereits empfangen und diese ihr autonomes Selbstgefühl hinter den Grundsatz verschanzten, es handle sich bei dem Albrechtiner nicht um einen neugewählten, sondern ererbten König.

Nicht ohne Befangenheit mochte Ladislaus den Weg in's Hussitenland einschlagen; schrieb doch vor nicht langer Zeit ein Glied des katholischen Legitimistenbundes, Herr Smiřicki, an den Wiener Hof, K. Ladislaus möge nach Böhmen kommen, wenn er zwei Köpfe besäße, einen in Wien, den andern in Prag. Der Cillier hatte sich den über des Königs Säumen ungeduldigen Böhmen gegenüber mit diesem Schreiben gerechtfertigt. Herr Smiřicki sprach sich damit sein Todesurtheil und der Reichsverweser säumte nicht, es vollziehen zu lassen.

Der vierzehnjährige König konnte bei aller Selbstbeherrschung und Gabe der Verstellung, die in ihm eine freudenleere Jugend großgezogen hatte, den Widerwillen gegen den Utraquismus und gegen Rokyczana nicht verleugnen, wie sehr dies auch Georg Podiebrad zu mildern bemüht war. Bald übte dieser überlegene Geist und vielgewandte Staatsmann eine unbeschränkte Herrschaft über den königlichen Jüngling aus, „Niemand konnte in Gnade Ladislai kommen oder sein Angesicht sehen, one Willen Jirsiks" bemerkt der gleichzeitige Eschenloer, der streng katholische Rathschreiber Breslau's, nicht ohne Bitterkeit. Niemand von den Deutschen sei mehr in des Königs Gemächern, schreibt man an den Rosenberger, und Enea Silvio spöttelte nicht ohne Verdruß über die Bohemisirung des Albrechtiners durch den Gubernator, seine Anbequemung an Brauch, Sitte und Sprache des Landes, was bis zum Trinkenlernen des Bieres gediehen sei. „Herr Girsik" (Giřik = Georg Podiebrad) vergaß dabei den eigenen Vortheil nicht, aber mit der Ergiebigkeit und Verwaltung der königlichen Einkünfte in Böhmen sah es denn doch ganz anders aus, als jenseits der Lejtha.

Diesem Gefühle, von den Ungarn verkürzt zu werden, giebt der vertrauliche Brief Ladislaus' an Palatin Gara Ausdruck und mit rücksichtsloser Schärfe stellt das königliche Sendschreiben an den Corvinen, aus ziemlich gleicher Zeit, den Genannten darüber zur Rede. „Wir haben die Verwaltung des Königreichs Dir anvertraut und nicht den achtzehn Personen (des ständischen Finanzraths, dem Hunyadi die Verwaltung der Reichseinkünfte, zur Vermeidung von Anklagen, zu überantworten Miene machte). Du hast

versprochen, sie Dir angelegen sein zu lassen, Du bürgst für sie. Wir halten uns deshalb nur an Dich". Heißt es doch auch in einem vertraulichen Briefe des Enea Silvio aus Wiener-Neustadt an Leonardo von Benevolentia (1454, 5. Juli): „In Ungarn sind die Prälaten und Barone feindlich gesinnt dem Wojwoden Johannes, der vormals Gubernator war, nun Hauptmann heißt und den größten Theil des Reiches besetzt hält. Giskra, der Böhme, belehnt vom König mit dem Zipser Comitat wird an dessen Besitzergreifung durch Johannes gehindert". Die Schlußzeilen deuten an, daß dieser unerschütterliche Parteigänger der Sache des Albrechtiners, von allen Seiten angefochten, den oberungarischen Deutschstädten, dem Corvinen, ein Dorn im Auge und aus Rücksicht für die herrschende Stimmung am königlichen Hofe eine Zeit lang ungnädig behandelt, nun wieder mehr Anerkennung gefunden zu haben scheint. — Die Aeußerung des jungen Königs, die Ungarn hätten gar so sehr nach seiner Anwesenheit in ihrem Reiche verlangt, kümmerten sich jedoch nicht darum, wovon er in ihrem Lande leben solle, da sie alle Einkünfte unter sich vertheilt hätten, — kennzeichnet seine Stimmung am besten.

Aber auch in Böhmen wirkten die Verhältnisse auf ihn nicht anheimelnd. Die Utraquisten und Rokyczana schmollten dem spröden König, den am 28. October der Graner Primas Szécsy zum König Böhmens gekrönt hatte; die Katholiken, die Curie hinter ihnen, sprach von der Dringlichkeit kirchlicher Wiedervereinigung der „Irrgläubigen", und wie unbequem der katholische Uebereifer ihm selbst fallen mußte, zeigt der Vorfall in Breslau (1454 December), wo man die Huldigung weigern wollte, denn der König befände sich inmitten von lauter Ketzern.

Es drängte ihn, wieder nach Oesterreich zurückzukehren und jenen Mann zurückzurufen, den er nur widerstrebend entlassen und der ihm und den maßgebenden Personen am Hofe mit seinem Rathe und Seckel jetzt doppelt unentbehrlich schien. Seit dem Bündnisse am Tage vor der Prager Krönung, in welchem Georg Podiebrad, Johannes Hunyadi und Ulrich Eiczinger mit anderen Herren sich zum „Besten des Königs" verbanden und der Corvine mit der neuen Zusicherung des Reichsverweseramts und der Finanzgebahrung sich befriedigt fand und bald nach dem Kremser Tage vom 1. November 1453, an welchem unter Führung Eiczinger's zwölf ständische Anwälte die Regierung des Landes bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre des Königs in Händen behalten sollten, hatten sich rasch die Dinge geändert. Dem jungen

Könige war der eitle, hofmeisternde Eiczinger, der Emporkömmling, nie sympathisch; die Beziehungen verschlechterten sich nur noch nach dem Sturze des Cilliers. Aber immer mehr schwoll auch die Zahl der Gegner Eiczinger's an, der mindestens so viel gelten wollte, als sein Vorgänger, und doch der Ordnung im Lande nicht mächtig war, überdies auch die Sympathien des eigenen Anhanges nicht besaß. „In Oesterreich giebt es keine Ruhe", schreibt Enea Silvio in jenem Briefe vom 5. Juli, „die Barone verachten die Herrschaft Eiczinger's. Die Städte lieben häufige Aufstände. Wancho (Ladwenko), der Böhme, mit 2000 Räubern verheert das Land weit und breit". Es war dies ein Strolch, der mit böhmisch-mährischen Brüderrotten als Nachfolger des Pongrácz im Marchfelde einen Räuberstaat gegründet hatte. Auch mit dem Hubmeister Konrad Holzler hatte Ladislaus einen bösen Handel.

Wenn wir nun lesen, daß im Frühjahr 1455 (Februar oder Anfang März), der Cillier vom Könige am Wiener Stadtthore freudig empfangen wird, wenn ihm dieselbe Volksmenge zujubelt, die ihn vor Kurzem beinahe gesteinigt hätte; der Eiczinger dem wieder emporgekommenen Nebenbuhler unter Schmähungen weichen muß und in die freiwillige Selbstverbannung geht, mit den gleißnerischen Worten: „er sei müde des Hoflebens, danke Gott, daß er in seine frühere bescheidene Stellung zurücktreten dürfe; seiner Ehre sei genug gethan", so gewahren wir in alle dem einen leichtbegreiflichen Umschwung, der die Physiognomie des königlichen Hofes wesentlich ändert. Zum zweiten Male sitzt der Cillier im Sattel, und er will dafür sorgen, darin zu bleiben. Eine Reihe von Urkunden aus den Jahren 1454—1455 belehrt uns, wie er noch vor seiner Wiedererhebung und nach derselben durch bedeutende Gelddarlehen Herren und Städte sich verpflichtet. Auch der Habsburger Sigismund von Tirol stand schon laut Urkunde (vom 15. Januar 1455, Linz) mit 200,000 Goldgulden in seiner Schuld und setzte eine große Pfandschaft im untern Innthale ein.

Zunächst gilt es ein Bündniß und den Krieg gegen den Kaiser, der bereits in Fehden mit österreichischen Herren stand.

Noch vor seiner förmlichen Wiedererhebung hatte der Cillier zu Linz mit Herzog Sigismund und dem Grafen Hanns von Görz ein solches Bündniß abgeschlossen; — am 14. Mai, 23. Juni 1455, kam es zu solchem zwischen K. Ladislaus, H. Sigismund und dem Cillier, welches entschieden gegen den Kaiser gerichtet war. Mit Philipp von Burgund wird eine Uebereinkunft (1455, 15. Mai,

Wien) in Hinsicht einer Cession der Ansprüche Ladislaus', des Enkels K. Sigismund's, auf Luxemburg, die Grafschaft Chigny und die elsässische Vogtei, nach langen Vorverhandlungen abgeschlossen. Um den Corvinen in Schach zu halten, schließt Ulrich Bündnisse mit den alten Freunden Gara und Ujlaky.

Vielleicht fallen in diese Epoche jene von Enea Silvio so geflissentlich ausgemalten Ränke des Cilliers gegen Johannes Hunyadi, sofern sie nicht der ersten Regentschaftsperiode des Grafen Ulrich zugehören. Wir sind nicht in der Lage, das Zeugniß dieses parteiischen Berichterstatters als unbedingt glaubwürdig hinzunehmen, oder ohne Weiteres zu verwerfen; aber daß sich Beide als geübte Fechter gegenüberstanden, der Corvine die Pläne des Cilliers und dieser die Feindseligkeit Hunyadi's durchschaute, ist sicher. Graf Ulrich mußte Angesichts der großen Macht seines Gegners ungemein vorsichtig auftreten; ja, er schloß mit dem Corvinen sogar den 1. August 1455 einen brüderlichen Freundschaftsvertrag, der die Verlobungsangelegenheit zwischen beiden Häusern (s. 1448) erneuerte. Beide Theile meinten es gleich wenig aufrichtig, aber sie brauchten einander; der Cillier, um gegen den Kaiser die Hände frei zu bekommen, der Corvine, um die Einung des Grafen Ulrich mit seinen Gegnern zu paralysiren.

In der That erhob der Hof Ladislaus' Ende 1455 schwere Anklagen wider den Kaiser. Am böhmischen Landtage vor Weihnachten verlas man eine Werbung des Königs, welcher zufolge Friedrich die Unterthanen Ladislaus in Ungarn und Oesterreich zu Grunde richte. Podiebrad, dem Cillier ohnehin nicht gewogen und durch dessen Parteistellung zu Gunsten Sachsens in den Streitigkeiten des Herzogs mit Böhmen gereizt, will, beim Kaiser wohl angesehen, den Schiedsrichter abgeben; doch haben seine vier Sendboten i. J. 1456 einen harten Stand, da Ladislaus auf den Wink des Cilliers darauf besteht, daß auch die Streitsachen Ungarns, nämlich die Auslieferung der Reichskrone und der Grenzplätze, sodann die Zerwürfnisse des H. Sigismund's und des Cilliers, mit dem Kaiser in die Verhandlungen einbezogen würden, dem Friedrich begreiflicher Weise widerstrebte. Nichs desto weniger begaben sich im Februar 1456 die vier böhmischen Sendboten nach Graz zum Kaiser, der möglichst jeder bestimmten Erklärung auswich. Am meisten sträubte sich sein Inneres, voll des Grolles wider den Cillier, wider dessen Einbeziehung in den diplomatischen Ausgleich.

Inzwischen hatte sich Ende Januar der König mit dem Grafen Ulrich nach Ofen begeben, denn es stand eine ernste Doppelfrage in Aussicht, der Krieg mit dem Kaiser und die Türkengefahr.

Daß Ladislaus und der Cillier nach beiden Seiten hin ihre Anstalten trafen, beweist das königliche Schreiben vom 9. April an die Kurfürsten und die übrigen deutschen Reichsfürsten, um schleunige Hülfe gegen die Türken und die gleichzeitigen Schadlosbriefe an einige böhmische Herren, die zu einem Kriegszuge wider den Kaiser rüsteten. In einem weiteren Ofener Schreiben vom 10. April heißt es: „Der Kaiser beabsichtigt, in das Ungarnreich einzudringen; um dem zu begegnen und unsere Interessen zu wahren, sind wir gewillt, zur Zeit des Himmelfahrtsfestes (6. Mai) in's Feld zu ziehen und das Lager aufzuschlagen". Gleichzeitig geschieht darin der Türkenrüstung und der völligen Aussöhnung mit Hunyadi Erwähnung. Der Julibrief des Königs an den Rosenberger, vom 25. Juli, beweist, daß der Krieg wider den Kaiser noch im Hochsommer 1456 auf der Tagesordnung stand. Die plötzliche Abreise des Königs und des Cilliers von Ofen nach Wien (Ende Mai) braucht daher nicht, wie die ungarische, corvinenfreundliche Historiographie will, als ein Davonflüchten bei Nacht und Nebel vor Nachstellungen gedeutet zu werden, deren der Cillier den Hunyadi verdächtigt habe, um trotz der brennenden Türkengefahr den jungen König von Ungarn wegzubekommen. Sie war das Ergebniß der kritischen Sachlage in Oesterreich. K. Friedrich vermied jedoch den entscheidenden Kampf, und so begann der König und der Cillier die Rüstungen für den Türkenkrieg.

Die großen Ereignisse an der unteren Donau waren jedoch schon im vollen Gange, bevor das Kreuzheer nach Ungarn aufbrach. Das Geschick des unrettbaren Paläologenreiches war bereits vor drei Jahren besiegelt und Constantin IX. der Mann, den Fall Constantinopels mit dem Schwerte in der Hand abzuwehren, oder im rühmlichen Kampfe zu fallen. Den 28. Mai des Jahres 1453 sah die Stadt Constantin's des Großen, das alte Byzantion, den Padischah, Murad's Sohn, den jungen Eroberer Mohammed II. in seinen Mauern. Ein Stück Weltgeschichte hatte sich abgespielt, der Osmanenstaat die herrschende Stellung an der Grenzscheide zweier Continente gefunden; es war die blutige Weihe seiner Bestimmung, der jüngste Großstaat des Mittelalters zu werden und mit eiserner Fessel das Völkergemisch der Balkanhalbinsel zusammenzuhalten. Wie ein Blitz durchflog die Nachricht das Abendland; er erhellte den schreckenden Ausblick auf die Größe der Gefahr, die schon seit zwei Menschenaltern der christlichen Staatenordnung Europa's drohte. Vor Allem war das Ereigniß ein großer Schlag für die weltbeherrschenden Tendenzen der römischen Kirche. Aber das Papstthum hatte seine Herrschaft über die Gemüther, die Macht,

welche einst gewaltige Heere wider den Islam bewaffnete, eingebüßt und das, was man die christliche Staatenwelt nennt, war, wie der Zeitgenosse Enea Silvio schreibt, „ein Körper ohne Kopf, eine Republik ohne Gesetze“; — Papst und Kaiser erscheinen als „stolze Titel und glänzende Bilder“, ohne gebietenden Einfluß.

Ein neues Staatensystem begann sich zu entwickeln, das römisch-deutsche Kaiserthum ist längst nicht mehr der Regulator der politischen Interessen des Abendlandes, und in Westeuropa arbeitet die dynastische Politik auf Ziele hin, welche in der frühern Zeit unmöglich waren.

Im Süden der Donau giebt es nun zwei Staaten, welche gegen die anschwellende Osmanenmacht Stellung nehmen müssen, Ungarn mit seinem croatischen Besitze, der schwankenden Hoheit über Bosnien, mit den jetzt veränderten Beziehungen zu Georg Brankovič, dem mehr als je vom türkischen Eroberungsplane bedrohten Despoten Serbiens, und den alten Besitzansprüchen auf Dalmatien, sodann die Republik Venedig, Herrin des dalmatinischen Küstenlandes. Obschon der Osmane der beiderseitige Gegner war, kann auf ein Zusammengehen der ungarischen Politik mit den Interessen der Großkaufleute der Marcusrepublik nicht sicher gerechnet werden; um so weniger, als die Signoria die Huld des Sultans sucht und die Kriegslust der Türken gern nach Ungarn hin sich entladen sieht. Auch das kleine, aber lebenskräftige und zähe Ragusa verfolgt naturgemäß eine Balancirungspolitik, um nach allen Seiten hin, besonders aber mit der Pforte, gut auszukommen.

Die größte Gefahr drohte Ungarn, denn es hat im Süden der Donau keinen verläßlichen und ausgiebigen Bundesgenossen. In Croatien und Slavonien rang überdies das Haus Cilli, mit Serbien verschwägert und nach dem Besitze Bosniens lüstern, nach einer starken Stellung, im Kampfe mit der corvinischen Gegenpartei, unter Führung des wackern Hauses Talowič: Banus Matko (magyar.: Thallóczy Máté) und dessen Brüder Peter und Franjo (Franko). Doch darf man nicht vorschnell an die Idee der Bildung eines südslavischen Reiches, vertreten durch Grafen Ulrich II., den Letzten der Cillier, denken. Neben ihm waren die Frangepani (Frankopan) und die von Korbavien (Krbava) die mächtigsten Grundherren Hochcroatiens. Venedig beobachtet scharf alle Vorgänge. So war es auch über den Plan des K. Alfons von Neapel, mit Hülfe einer Baronenpartei sich um den Thron Ungarns zu bewerben, 1446, am besten unterrichtet. Schon 1454, im Januar, traf Hunyadi mit dem Reichstage alle Anstalten zum

Türkenkriege; im März beschloß der böhmische Landtag die Beistellung einer Hülfe von 6000 Fußgängern und 1200 Reitern. Dann erscheint Brankovič bei seinem Gegner, dem Corvinen, und fleht um Hülfe. Hunyadi schlägt nun los, denn im Türkenkriege wurzelt seine Volksbeliebtheit; er bildet gewissermaßen die Tagesordnung seines Lebens. Bis Ternowo, der Bulgarenhauptstadt, dringt er verwüstend vor, wendet sich dann zur Deckung Serbiens an die Morawa, und schlägt bei Kragujewac den Firuzbeg. Aber mit dem kleinen Kriege war kein großer Erfolg zu erringen; darum wandte sich der Corvine, wie so oft bereits, an das Ausland, an den Papst und an Deutschland zunächst. Der Frankfurter Reichstag vom September 1454 beschloß wohl Türkenhülfe, aber sie verwirklichte sich nicht. Brankovič erkaufte daher lieber den Frieden mit dem Sultan. Der Wiener-Neustädter Tag vom Februar 1455 hatte die leidige Reichsreform auf das Programm gesetzt, und das verstellte jeder andern Entschließung den Weg. Ueberdies waren die Anzeichen eines Kriegsfalles zwischen dem Kaiser und dem Könige vorhanden.

Papst Nicolaus V. wollte nun das Feuer der Kriegslust neu anfachen und sein thätigster Bote wurde der Minoritenbruder Johann von Capistrano. Es ist ein merkwürdiger Mensch, dieser kleine, kahlköpfige, skeletartige magere Mönch, mit den feurigen Augen und den beim Sprechen unaufhörlich bewegten überlangen, sehnigen Armen. Geboren den 25. Juni 1385 zu Capistrano in den Abruzzen, nahe bei Aquila, Sohn eines deutschen Sölbners adeliger Herkunft und einer welschen Mutter, Student an der Universität in Perugia, Doctor Juris, dann richterlicher Gehilfe, einflußreicher Beamte K. Ladislaus' von Neapel, später ein Weltmüder und Minoritenbruder, Inquisitor gegen die Fratricellen, Freund und Vertheidiger Bernardino's von Siena — wurde Johann von Capistrano, eine Leuchte der Orthodoxie und ein erwähltes Rüstzeug des Papstthums, mit vielen Missionen betraut. Ein weltberühmter Mann ward jedoch Capistran erst, als er i. J. 1451 über die Alpen zog, um als Buß- und Türkenprediger zu wirken Gewaltig zündeten die, ohne Dolmetscher eigentlich unverständlichen, Predigten des kleinen Mönchs, da sie mit hinreißender Leidenschaft gesprochen. Der Ruf seiner Heiligkeit und Wunderkraft verbreitete sich weit; obschon Enea Silvio, der vorsichtige Gewährsmann in solchen Dingen, nicht unerwähnt läßt, daß einige, allerdings „ungerechte Richter", den italienischen Wanderprediger ob seiner Eitelkeit tadelten und in seiner Leibesabtödtung sehr viel Absichtlichkeit gewahrten.

Bezüglich der Wunder könne er sich kein Urtheil anmaßen, da er solche selbst nicht gesehen habe. In Wien predigte Capistran unter riesigem Zudrange; dagegen erging es ihm auf dem hussitischen Boden Mährens, wo, wie in Böhmen, die Ausrottung der Ketzerei seine Hauptaufgabe sein sollte, nicht gut. In Böhmen selbst konnte er nicht leicht wagen, über den gastlichen Schutz des rosenbergischen Krumau hinauszugehen. Der Landeshauptmann Mährens, Ctibor von Cimburg auf Tobitschau, nannte den welschen Minoriten einen „giftigen Verführer"; Rokyczana wollte sich mit ihm in einer Disputation messen, aber es kam nicht dazu; Georg Podiebrad und die Stände verboten dem „Mönche" förmlich das Land, als zwischen ihm und Rokyczana ein heftiger, gröblicher und die Allgemeinheit aufregender Streitschriftenwechsel begann. Für diese unangenehmen Eindrucke im Hussitenlande entschädigte Capistran die gastliche Aufnahme in der Erzkatholikenstadt Breslau und in der Jagellonenresidenz an der Weichsel. Den gefeierten Namen eines wahrhaftig tapfern, begeisterten und begeisternden Gottesstreiters sollte er jedoch in Ungarn finden. Es war das Blut des Vaters, des Kriegsmannes, das unter dem härenen Gewande sich immer noch regte.

Ein seltsames Geschick führt den Minoritenbruder und den bedeutendsten Mann des damaligen Ungarns, die Kreuzfahrer Capistran's und den eiligen Heerbann des Corvinen vor Belgrad zusammen. Es gilt den Ersatz der Schlüsselfestung des Reiches, die Sultan Mohammed II., im Vorgefühle sicheren Triumphes, mit seiner ganzen Macht belagert. Der Spanier Juan Bastida und der Magyare Michael Orszäg leiten die Vertheidigung des hochwichtigen Bollwerkes. Sein Geschick hing an einem Augenblick; die moralische Ueberlegenheit des Entsatzes bringt Rettung, das Türkenheer wird in die Flucht geschlagen. Der 23. Juli 1456 gilt mit Recht als ein Tag von weihevoller Bedeutung. Der Corvine und der Bruder Johannes, der tollkühne Angreifer des Osmanenlagers, holten sich da nie welkende Lorbeern. Ein Mißton, den die gleiche Zeit herausfühlte, liegt in Hunyadi's und Capistran's Schlachtenberichten an den Papst, kein Theil gedenkt der Verdienste des andern. „Capistran vermochte sein Erbtheil zu verschmähen, den Genuß mit Füßen zu treten, die Begierde zu unterjochen, den Ruhm jedoch zu mißachten verstand er nicht", sagt der Bischof von Siena. Der Entsatz der Festung war Hunyadi's Hauptwerk, die Niederlage des Türkenheeres das wesentliche Verdienst Capistran's. Ihre Rollen ergänzen sich.

Zwei Wochen nach diesem Triumphe scheidet der greise Hunyadi

(11. August 1456) in den Armen Capistran's aus dem Leben. Die Lagerseuche raffte ihn von hinnen. Er starb nach der glänzendsten Waffenthat seines Daseins, und ihr Schimmer überdeckt so manches Mißgeschick seiner Feldherrnlaufbahn, so manchen Schatten seiner Thätigkeit als Staatsmann. Der Belgrader Triumph und der Lagertod des tapfern Türkenkämpfers, des „Sibinjanin Jankul“ (siebenbürgischer Johann), wie die serbischen Volkslieder ihn als Sieger der Jahre 1442 und 1443 nennen und preisen, oder des „Janku“ schlechthin, wie er im Munde der Rumänen, Polen und Böhmen seiner Zeit zu heißen pflegte, idealisirte diese Gestalt in der Erinnerung des Ungarnvolkes. Man vergaß seine Niederlagen gegen die Osmanen, die Schlappen, die ihm Giskra von Brandeis, ja auch der Witowec, beibrachten; man übersah den Drang des Ehrgeizes, das oft gewundene Wege einschlagende Streben nach Gütermacht und Alleingeltung, ja selbst die politischen Fehlgriffe und das Treiben von Politik auf eigene Faust, wie es sich den Cilliern, der Walachei und Serbien gegenüber wiederholt kundgab. War doch Ungarn durch diesen bedeutenden, schwungvoller Gedanken fähigen Kopf aus anarchischen Zuständen in bessere Geleise geführt, durch seinen Arm wider den türkischen Erbfeind geschützt worden; sein Name hatte europäischen Klang zum Besten des ungarischen Kriegsruhmes, und er gab den Ungarn in seinem zweitgeborenen Sohne einen König, den bedeutendsten, der je durch Wahl auf den Thron des Karpathenreiches gelangte. Es war ein reiches, noch in der Zukunft nachwirkendes Leben. Capistran folgte seinem Waffengenossen den 31. October im Tode nach. Auch an ihm erfüllte sich der Wahrspruch, der letzte Erfolg kröne Alles; denn nicht vom Ketzerfeinde sprach weiterhin die Welt, sie behielt nur den muthvollen Kreuzfahrer vor Augen, wie er mit dem Kreuze in hocherhobener Rechten in das Türkenlager stürmt.

K. Ladislaus und der Cillier waren entschlossen, mit dem im deutschen Reiche allseits betriebenen Kreuzheere, den 8. September 1456, nach Ungarn aufzubrechen; noch Ende Juli schrieb K. Ladislaus an die Schlesier, er wolle dem Hunyadi helfen, der mit einigen Kreuzschaaren das von den Türken bedrohte Belgrad „männlich und weise schirme“. Auch Böhmen stellte ein bedeutendes Contingent. Daß diese Ungarnfahrt, welche am Mittwoch nach Bartholomäus (25. August) von Wien aus anhub, auch einen politischen Hintergedanken des Cilliers — seine Bestallung zum Statthalter Ungarns und die Lahmlegung der Macht des Corvinenhauses — enthielt, unterliegt keinem Zweifel. Der größte Widersacher des Cilliers war vom

Schauplatze gewichen und der Augenblick schien günstig, dessen ältern Sohn Ladislaus, den Banus von Croatien-Slavonien und dessen allerdings mächtigen Anhang einzuschüchtern. Auf die alte Gegenpartei des Corvinen war sicher zu zählen; auch das Bündniß des Cilliers mit Podiebrad (3. September zu Treskowic in Mähren abgeschlossen) sollte jenem den Rücken decken.

Zu Ofen hält der Kreuzzug Rast, dann geht es nach dem Süden weiter. In Futak tagt eine Ständeversammlung (October und November). Hier leistet Ladislaus Hunyadi das Versprechen, binnen bestimmter Frist Belgrad und die andern Reichsfestungen dem Könige auszuantworten. Dagegen verlangt der Hunyadi von dem Cillier, gemäß früherer Verträge, an Sohnes Statt aufgenommen zu werden. Beide beschwören den Ausgleich auf dem Evangelium und bekräftigen ihn durch den gemeinsamen Genuß des hl. Abendmahls. Der Cillier wird an Johannes Hunyadi's Stelle zum obersten Hauptmanne Ungarns ernannt. Er steht auf der Höhe des Lebens, im kräftigsten Mannesalter, an 50 Jahre alt; eine hohe, hagere Gestalt, mit leidenschaftlichem Auge, rauher Stimme, prunkvoll in Tracht, mit sorgfältig gepflegtem Haar und Barte, wie ihn Enea Silvio zeichnet.

Prüfen wir unbefangen die deutschen Berichte des Augenzeugen und Reimdichters Beheim, des Verfassers der gleichzeitigen österreichischen Chronik, der Chronik der Grafen von Cilli, aber selbst Thuróczy's corvinenfreundliche Geschichtschreibung, — so ist es unzweifelhaft, daß im Augenblicke, als sich Ladislaus und Graf Ulrich von Futak mit dem Kreuzheere erhoben, um nach Semlin und Belgrad weiter zu ziehen, die Corvinenpartei des Cilliers Ermordung kaltblütig beschlossen hatte; daß der Kalocsaer Erzbischof, die Lindvaer, der Pösinger, insbesondere aber die Rozgony's, den Grafen und den König vor der Reise dahin warnten. Der Cillier ließ die Warnungen nicht unbeachtet; denn er schickte den Lamberger voraus, um die Belgrader Festung in Augenschein zu nehmen, aber dieser erklärte, nichts Verdächtiges bemerkt zu haben. So unternahm er ahnungslos die Weiterfahrt. Als man jedoch in Belgrad (8. November) eintraf und plötzlich, unter geschicktem Vorwande, König und Graf allein, mit ihren Dienern, in die eigentliche Burg eingeführt, von dem übrigen Kreuzheer getrennt wurden und in die Gewalt der corvinischen Besatzung geriethen, da mochte der Cillier das Schlimmste ahnen. Doch hatte er zu viel Mannesmuth und Ehrgefühl, um dem Angebote eines Ungarn, ihn Nachts aus der Burg zu entführen, Gehör zu geben. Er wollte sein Schicksal

nicht von dem des Königs trennen und mochte wohl nicht an das Aeußerste, den Tod, denken. Sorgenvoll verbrachte er die Nacht bei den unheimlichen Späherschritten der zahlreich versteckten Besatzung und ihren Hornsignalen. Er war in der Falle.

Des Morgens aus der Frühmesse in der Burgkapelle zur Berathung mit dem ungarischen Herrn eingeladen, fand er sich mit zwei Genossen, dem Grafen Gregor Frangepani und dem sechzehnjährigen Böhmen, Kaplir von Sulewic, in dem bezeichneten Gemache ein, wo seiner Ladislaus Hunyadi harrte. Von diesem mit Vorwürfen über seinen unersättlichen Ehrgeiz und Haß gegen die Corvinen empfangen, griff er endlich, vom Zorne übermannt und des Endzweckes dieser Herausforderung inne geworden, zum Schwerte (nach anderer Version nach dem seines Genossen Frangepani). Dramatisch lebendig schildert die österreichische Chronik der Jahre 1454—1467 und die Chronik der Cillier die Schlußscene. Mit genauer Noth fängt Ladislaus den Hieb auf, der den Fingerring der Hand und den Griff der eigenen Waffe spaltet. Auf seinen Ruf dringen die verborgen gehaltenen Anhänger, Johann Hunyadi's Schwager, Michel Szilágyi, an der Spitze, auf den Cillier ein. Lange erwehrt er sich seiner Feinde, durch das Panzerhemd geschützt und den Rücken gedeckt. Endlich streckt man ihn zu Boden und schlägt dem Verhaßten den Kopf ab; seine beiden Genossen werden auch verwundet. Das ganze Gefolge im Schlosse wird entwaffnet und ausgeplündert.

Als die Kreuzfahrer vor der Burg des Ereignisses inne werden, wollen sie dieselbe stürmen. Der König hindert dies. Denn er selbst war Gefangener der corvinischen Partei, und, als ihm Ladislaus Hunyadi den Vorfall als Zufall und Strafe der Ränke des Grafen hinterbrachte, genöthigt, jene Verstellung zu üben, welche ihm die Verhältnisse längst aufgenöthigt hatten. Vergleicht man die unmittelbar nach dem Vorfalle ihm von der corvinischen Partei gewissermaßen dictirten, officiellen, Briefe mit seinem vertraulichen Sendschreiben, so tritt der Gegensatz dessen, was er sagen mußte und sagen wollte, grell zu Tage. Officiell wird der Tod des Oheims als leidiger Zufall abgefertigt; in vertraulicher Mittheilung deutet er seinen Kummer darüber und über die eigene Lage an. Denn, daß er die Beschuldigung des Cilliers, er habe dem Corvinen nach dem Leben gestrebt und hätte unschädlich gemacht werden müssen, als eine nachträgliche Rechtfertigung des politischen Mordes durchschaute, erscheint unzweifelhaft. Die spätere corvinenfreundliche Geschichtschreibung Ungarns, insbesondere Bonfin, der Hofhistorio-

graph K. Mathias', legten auf einen angeblichen Brief des Cilliers Gewicht, den man kurz zuvor aufgefangen und worin er seinem Schwiegervater Georg Brankovič mitgetheilt habe, er werde ihm demnächst zwei Spielkugeln, eine blonde und braune — die Köpfe der beiden Söhne Hunyadi's — zusenden. Dieser apokryphe Brief, der nie veröffentlicht wurde, weil er eben nicht existirte, ist einfach nachträgliche Erfindung. Wie der historische Sachverhalt entstellt werden konnte, beweist ja das Histörchen des ungarischen Chronisten Georg Szerémy aus dem 16. Jahrhundert, der die ganze Sache umkehrt; den jungen Hunyadi vom Cillier zum Zwecke der Ermordung eingeladen werden läßt und mit dem Schachspiele (!), wobei der Cillier zu seinem Aerger unterlegen sei, den Streit und dessen blutigen Ausgang in Verbindung bringt.

Das war das Ende des Letzten der Cillier, denen es nicht bestimmt war, geräuschlos, wie die Kerzenflamme, zu erlöschen, sondern auf ihrer Machthöhe unter den Augen der Welt einem blutigen Geschicke zu verfallen. Als man in der Minoritenkirche zu Cilli die feierliche Todtenmesse des kinderlos verstorbenen Grafen las und der Trauerherold den Hausschild brach mit dem dreimaligen Rufe: „Heut Graf Cilli und nimmermehr!" erhub sich — erzählt die Chronik des Hauses — solch Weinen und Wehklagen, wie es unerhört war. Besser als sein gebrandmarkter Ruf war der Letzte dieses hochgemuthen, gewaltigen Leidenschaften zugänglichen Hauses.

Der König hatte im ersten Schreck geheime Botschaft an die Soldnerführer, den getreuen Giskra und den Komorowski abgesendet, ihm zu Hülfe zu eilen; dann widerrief er es wieder. Die corvinische Partei führt den unfreien König nach Temesvár; hier veranlaßt die Wittwe des alten Corvinen eine feierliche Amnestie Ladislaus'; beim Altare beschwört er, den Tod seines Oheims an ihren Söhnen nicht rächen zu wollen. Als er aber nach Ofen wiederkam, sich im Kreise der Anhänger, eines Gara, eines Giskra und Anderer sicher fühlte, und begriff, es gelte den herrschenden Einfluß der Corvinenpartei zu lähmen — ließ er, Eidbruch gegen Eidbruch, List gegen List, Ladislaus Hunyadi durch den eigenen Schwiegervater Ladislaus Gara festnehmen, übergab ihn dem Giskra zur Verwahrung und bald darauf dem Schwerte des Henkers. Es war ein entschiedener Mißgriff, durch die unversöhnlichen Feinde der Corvinen herbeigeführt, und benahm in seinen Folgen dem jungen Könige bald die Möglichkeit, sich im Lande sicher zu fühlen. Das officielle Rundschreiben von 1457 (21. März, Ofen) enthält eine scharfe Kritik der politischen Eigenmächtigkeiten des alten Corvinen,

die Darstellung der Belgrader Vorgänge und die schwere Anschuldigung eines politischen Complottes der Hunyadi-Partei gegen ihn selbst, das allerdings nicht leicht bestritten werden kann. Bald verläßt er mit adeligen Geiseln und dem jüngern Bruder des Hingerichteten, Mathias, den gefährlichen Boden, giebt an der Grenze unter Anderen dem eifrigen Corvinenanhänger, Bischof Johann von Großwardein (Vitéz von Zredna) die Freiheit mit den Worten: Was bisher geschah, war das Werk Anderer, Deine Befreiung ist mein Werk", und eilt nach Wien, um von da nach Prag zu übersiedeln, woselbst er die Hochzeit mit seiner Verlobten, Margarethe, Schwester K. Ludwig's XI. von Frankreich, zu begehen gedachte.

Inzwischen hatte sich K. Friedrich beeilt, im Einverständnisse mit dem wichtigsten Manne, dem Feldhauptmann der Cillier, Jan Witowec, die meisten inneröſterreichischen Herrschaften des Hauses Cilli, als Lehensherr, an sich zu bringen, und die Wittwe, Katharina von Serbien, zu entfertigen. Als jedoch K. Ladislaus, der Neffe des ermordeten Cilliers, den 1. Februar 1457, von Ofen aus einen scharfen Befehl an die Amtsleute, darunter den Witowec, zu Gunsten der eigenen Erbansprüche absandte, sattelte der böhmische Feldhauptmann rasch um, wurde nun Gegner des Kaisers und hätte diesen bei einem Haare in der Stadt Cilli überrumpelt und gefangen genommen. Mit genauer Noth entrann Friedrich auf das feste Obercilli und der inneröſterreichische Heerbann zwang den Witowec zum Rückzuge.

Nicht lange sollte aber Friedrich mit seinem gewesenen Mündel um der Cillier Erbschaft willen im Kampfe liegen.

Als K. Ladislaus, von Ungarn heimgekehrt, in Wien verweilte, kam es zwischen ihm und Georg Podiebrad, den man compromittirender Verbindungen mit dem corvinischen Ungarn zieh, zu einer vorübergehenden Spannung, die sich aber den 2. August 1457 wieder ausglich. Ladislaus kömmt nach Prag, in dessen Gefängnißthurm der übermüthige Konrad Holzler, früher Bürgermeister Wiens, zweimal Hubmeister geworden, wandern muß, derselbe, der sich geäußert haben soll „er, nicht der König, herrsche" und mit der Rechnungslegung immer Ausflüchte suchte. Nur kurze Zeit sollte der Albrechtiner in Böhmens Hauptstadt weilen. Nicht umsonst, schrieb man später, erschienen zwei Kometen am Himmel und zeigten die Löwen im königlichen Zwinger ein grimmiges Wesen. Von einem Taufschmause heimgekehrt (20. November), empfand der König bedeutendes Unwohlsein; Beulen bilden sich an seinem Körper, die er aus Schamgefühl verleugnet, drei Tage später war er

dem Tode verfallen; er starb, nachdem er Georg Podiebrad die Sorge um das verwaiste Reich empfohlen (23. November), im 17. Jahre seines Lebens, ein schöner Jüngling, voll Anlagen, deren Läuterung zum Besten des Staates das Verhängniß kreuzte, — der letzte habsburgische Albrechtiner. Es fehlte nicht an Stimmen, welche Georg, den Reichsverweser, seine Gattin, Johanna von Rozmital, und Rokyczana der Vergiftung des Königs beschuldigten. Deutsche Aerzte behaupteten es, ausländische Chroniken gaben dem Glauben daran Ausdruck; man sang auf den Straßen das Lied vom armen „König Lassla", den die bösen Hussen verderbten. Auch in der österreichischen Landschaft, die in ihm den angestammten Fürsten verlor, glaubte man daran, so daß von böhmischer Seite ernstlich und officiell dagegen aufgetreten wurde. Ein sicherer Beweis für ein solches Verbrechen ist nie geführt worden und weit natürlicher ergiebt sich der Schluß auf eine rasch zersetzende Krankheit, die Beulenpest; aber klar in der Sache sah noch Keiner.

Der Tod Ladislaus', des Nachgebornen, eröffnet wieder ein neues Capitel der Geschichte Oesterreichs, den Zerfall der lockern Personalunion dreier Reichsbildungen, das Zeitalter des nationalen Wahlkönigthums Ungarns und Böhmens durch die Erhebung Mathias Corvinus' auf den einen, Georg Podiebrad's auf den andern Thron (1458), die Epoche der allmählichen Ländereinigung im Hause Habsburg.

Noch sei des Nachspiels der Cillier Erbschaftsfrage, die an zwanzig verschiedene Ansprüche wachrief, mit einigen Worten gedacht. Der Tod K. Ladislaus' vereinfachte die Lösung der Schwierigkeiten; jetzt konnte es dem Kaiser gelingen, mit Witowec und der Grafenwittwe zum endgültigen Ausgleiche zu kommen (1459). Witowec, bald zum Freiherrn erhoben, findet seine Rechnung dabei, die serbische Katharina muß mit kargem Leibgeding vorlieb nehmen und zieht sich nach Ragusa in's Wittwenleben zurück. Der Versuch des Görzer Grafen Hanns, auf Grund der gegenseitigen Erbverträge der Häuser Görz und Cilli dem Kaiser als Mitbewerber entgegenzutreten, wurde bald mit bewaffneter Hand hintertrieben, Graf Hanns zum Frieden gezwungen (1460).

4. Der Streit um die Herrschaft in Oesterreich. Der cusanische Handel in Tirol. (1458 -1463.)

Literatur. Vgl. o. Abschn. 2.; außerdem: Zeibig, Das Copeibuch gemeiner Stadt Wien, eine Quelle z. Gesch. d. Jahre 1454- 1464 mit e. Vorr.;

vgl. Sitzungsb. d. kaiserl. Akad. (1852), IX. Bd.; Schrötter, Abhandl. aus dem österr. Staatsr., V. Bd., 502—524; C. v. Birk, Lenor von Portugal, Gem. K. Friedrich's III., 1434—1467, (1858); Hormayr's Archiv (1812), Nr. 68, s. Hormayr's Taschenbuch (1825), 212—246; Karajan, kleine Geschichtsquellen Oesterreichs. (Bericht über den Tod Erzh. Albrecht's VI.); F. A. Scharpff, Der Cardinal und Bischof Nikolaus von Cusa (1843); J. M. Dux, Der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit, (1848). Das Hauptwerk über den cusanischen Streit: A. Jäger, Der Streit des Nicolaus von Cusa mit dem Herzog Sigmund von Oesterreich (1861); von dems.: Die Fehde der Gebrüder Bernh. u. Wigulejus Gradner mit H. Sigismund im 9. Bde. der Denkschr. philos.-hist. Sct. d. Wiener Akad.; Stälin, Gesch. Wirtemberg's II.; Schreiber, Gesch. der Stadt Freiburg (1857).

Als Kaiser Friedrich von dem Hinscheiden des albrechtinischen Vetters, Ladislaus Posthumus, Botschaft erhielt, kündigte er dem Lande Oesterreich an, daß ihm, als „Eltisten von Oesterreich", die Herrschaft daselbst gebühre (12. Januar 1458). Es war dies, mit Rücksicht auf die maßgebenden Hausordnungen der Habsburger, ein berechtigter Anspruch, wenn darunter die Vorherrschaft des Seniors verstanden wurde; nicht aber, wenn es sich unter diesem Rechtstitel um den Alleinbesitz handelte. Dies besorgten jedoch die dem K. Friedrich von seiner Vormünderzeit her abgeneigten Stände Oesterreichs und die Wiener in erster Reihe.

Man war jedoch gegen die Erbansprüche aller drei Leopoldiner: Friedrich's, Albrecht's VI. und Sigismund's von Tirol, überhaupt eingenommen, — was aus der Geschichte der Jahre 1395—1411 und 1439—1453 sattsam erhellt, und nicht angenehm mochte im Lande Oesterreich zur Zeit Ladislaus', des Nachgebornen, berührt haben, daß K. Friedrich durch die Urkunde vom 6. Januar 1453 (Wiener-Neustadt) nicht bloß die kaiserlichen Privilegien seines Hauses bestätigte, sondern jene Habsburger, welche Inneröstreich innehaben würden — also seine, die ernestinische Linie — zum Range von Erzherzogen erhob.

Daher das große Mißtrauen, womit man den drei Habsburgern begegnete, als sie sich in Wien einfanden, und das Unerquickliche der weiteren Verhandlungen. Nicht wenig trug zu den diesfälligen Schwierigkeiten bei, die gegenseitige Abneigung der Brüder K. Friedrich und Albrecht VI. und die begreifliche Ländergier des jüngern; sein Zusammengehen mit Herzog Sigmund von Tirol.

Wir müssen zur Klarstellung dieses Verhältnisses zwischen Friedrich und Albrecht VI. auf Thatsachen im Zusammen-

hange eingehen, welche den zu besprechenden Ereignissen voraneilen. Seit der Abmachung vom 30. März 1443, wodurch die Fehde der Beiden nothdürftig beigelegt wurde, bewirkte die tirolische Frage eine augenblickweise Interessenverwandtschaft Beider und die Angelegenheiten der Vorlande lenkten den Blick des unternehmungslustigen und kriegerischen Albrecht VI. in andere Richtung. Seit jenem Vertrage von 1443 war ihm, abgesehen von bestimmten innerösterreichischen Nutzungen und Einkünften, das ganze Vorderösterreichische, oder die Vorlande, auf sechs Jahre zur alleinigen Verwaltung überwiesen worden. 1446, den 6. April, kam es bei der Frage über Tirol und den Gesammtbesitz der leopoldinischen Linie zu der an anderer Stelle erwähnten Uebereinkunft der drei Habsburger, derzufolge K. Friedrich Inneröſterreich für sechs Jahre allein verwalten, Albrecht VI. alle innerösterreichischen Herrschaften und Rentämter aufgeben und in den Vorlanden mit der gleichen Gewalt herrschen solle, wie H. Sigismund in den oberen Landen (Tirol- und österreichisches Vorarlberg). Für die nächsten zwei Jahre seien die Einkünfte Innerösterreichs und der Vorlande zu gleichen Theilen den Brüdern Friedrich und Albrecht zuständig.

Es war auch wieder nur eine faule Richtung, aber sie reichte für einige Zeit aus, um so mehr, als Albrecht VI. mit der Ordnung der Vorlande und mit dem Schweizerkriege (1444—1446 und 1447—1450), zu thun bekam. Die Reiter Albrecht's VI. gaben der Stadt und dem Gebiete von Basel vollauf zu schaffen; doch blieb man die Feindseligkeiten nicht schuldig. Der Tübinger Bund mit den Nachbarfürsten und Städten gegen die Schweizer führte allerdings zu keinem Schlage, wohl aber zeitigt die Hagenauer Einung zwischen Albrecht VI., Würtemberg und Baden (1447), einen neuen Ausbruch der Schweizer Fehde, bis zu Costnitz (1447) eine Waffenruhe und endlich (1450, 13. Juli) der Friede in Kraft tritt. Rheinfelden kommt an Habsburg zurück, dagegen tritt Zürich aus dem Bündnisse mit Oesterreich, Schaffhausen widerstrebt beharrlich der habsburgischen Unterthänigkeit und schließt (1454) ein förmliches Bündniß mit den Eidgenossen. In den Fürsten- und Städtekrieg des Schwabenlandes wurde (1450) Albrecht VI. als Heidelberger Mitbündler der Fürsten von Brandenburg-Ansbach, Würtemberg und Baden, nur vorübergehend verstrickt.

Um so mehr machte er sich mit dem gutmüthigen und leicht lenksamen Vetter, Sigismund von Tirol, zu schaffen, und dies erklärt uns auch, weshalb er bis zum Tode K. Ladislaus, der dann

neue Interessenconflicte zu Tage brachte, mit dem kaiserlichen Bruder Frieden hielt, ja demselben zur Romfahrt das Geleite gab (1451—1452) und von Friedrich's Hand auf der Engelsbrücke zum Ritter geschlagen, überdies mit kaiserlicher Urkunde vom 14. August 1452 zum Landvogte Ober- und Nieder-Schwabens bestellt, in die Vorlande heimkehrte, um hier seine Ehe mit der feingebildeten Pfälzerin Mechthilde zu vollziehen.

Was das Verhältniß der beiden inneröstterreichischen Leopoldiner, Friedrich's und Albrecht's, zu Sigismund von Tirol betrifft, so befand sich Letzterer in einer ähnlichen Lage, wie sein Vater vor dem Jahre 1406. Der Vertrag von 1446 mußte ihm den Eindruck machen, als wolle Friedrich seinen Bruder auf Sigmund's Kosten entschädigen, denn die Vorlande wurden, trotz der Mündigkeit des Letztgenannten, dem Herzog Albrecht auf sechs Jahre übertragen. Allein dieser verstand es, seinen Vetter vollkommen zu beherrschen. So kam 1450, den 4. März, der Innsbrucker Erbeinigungs- und Länderverwaltungsvertrag zu Stande, dessen Inhalt auf den ersten Blick den Eindruck macht, als solle das Zweifelhafte und durch die Eidgenossenschaft unaufhörlich Gefährdete unter den vorderösterreichischen Besitzungen Sigismund's Antheil werden; das Beste der Vorlande dagegen: Breisgau, Schwarzwald, Sundgau, Hohenberg, Rottenburg, Villingen und das Elsäßische den gesicherten Besitz Albrecht's abgeben. Als 1453 dieser Habsburger als Glied der inneröstereichischen Linie den Erzherzogstitel erwarb — jedenfalls eine Kränkung für Sigismund — verlieh der Kaiser seinem Bruder abermals die Vorlande nebst der Summe von 108,000 rheinischen Gulden zur Einlösung der Pfandschaften. Dies machte denn doch schließlich den Herzog von Tirol nachdenklich und verdrossen; eine Spannung mit Albrecht VI. tritt ein, und es fehlte nicht an einflußreichen Persönlichkeiten, die das keimende Zerwürfniß förderten. Dies waren zunächst die aus Steiermark nach Tirol herübergebrachten Hauptgünstlinge: Bernhard und Wigulejus Grabner, welche, zu hohen Aemtern befördert, die bis zur Verschwendung ausartende Freigebigkeit des Landesfürsten so unverschämt ausbeuteten, daß ein Zeitgenosse sich ausdrückt, Sigismund habe Tirol an sie verschenken wollen. Die Grabner und der Herr Truchseß von Waldburg, der auch bei Sigismund ein gewichtiges Wort sprechen durfte, besaßen allerlei gewinnbringende Pfandschaften vor dem Arlberge. Hier hatte Sigismund die Abrundung des „vorarlbergischen" Oesterreichs dadurch bewirkt, daß er 1451 von der Gräfin Elisabeth, ge-

bornen Montfort, und Gattin Wilhelm's von Hohenberg, die halbe Bregenzer Herrschaft mit Hocheneck für die Summe von beiläufig 36,000 rheinischen Gulden kaufte. Schon 1453, den 8. Januar, verpfändet der Herzog dies Alles, nebst Dornbirn, Bregenzer Walde, Hödist, Füssach an die unersättlichen Gradner, die in allen Theilen der Grafschaft Tirol in solcher Weise emporgekommen waren, zum größten Verdrusse der Landleute Tirols. Die Gradner und der Truchseß von Waldburg, durch H. Albrecht's VI. eigene Territorialpolitik beunruhigt, bemühten sich, Sigismund immer mehr gegen seinen Vetter einzunehmen. Der energische Albrecht, nicht gewillt, sich diese Verhältnisse über den Kopf wachsen zu lassen, bestand 1455 auf einer Zusammenkunft mit Sigismund, welcher der letztere jedoch auswich. Nun wußte aber Albrecht, wie schlecht der Adel Tirols auf die Gradner, als hoffährtige und unverschämte Emporkömmlinge „aus der Fremde" zu sprechen war, so der mächtige Ulrich von Matsch, der Annenberger, Mörsburger und Andere, wie abgeneigt sich ihnen auch die ersten Stadtgemeinden des Landes zeigten. So schleudert er denn im Herbste des Jahres 1455 eine schneidige Anklageschrift wider die Gradner als treulose, unredliche Dienstmannen und Aufwiegler. Der bewegte Landtag zu Brixen (September 1455) gab den Ausschlag zum Ausgleiche der beiden Herzoge (December) und zum Sturze der Gradner. Denn als Bernhard und Wigulejus gegen die Ausführung des Landtagsabschiedes sich sträubten, mußte endlich H. Sigismund, 11. Januar 1456, die verwöhnten Günstlinge als Rebellen aus dem Lande verweisen.

Es war dies gewissermaßen ein Triumph Albrecht's VI., und der wieder ausgesöhnte Tirolerherzog gerieth nun Angesichts der österreichischen Erbschaftsfrage mehr als je in das Schlepptau der Politik seines eben so gewandten als rücksichtslosen Vetters. Albrecht's VI. Ausspruch in dieser Angelegenheit, das Land Oesterreich gehöre „einem nit mer noch minder denn dem Andern" unter den drei Habsburgern und er sei bereit, sich dem bezüglichen Urtheile der Stände zu unterwerfen, durchkreuzte den Standpunkt seines kaiserlichen Bruders vollkommen und sollte zugleich ein gewinnendes Compliment für die Ständeschaft abgeben. Diese beschloß, so lange nicht ein endgültiger Vergleich zwischen den drei Habsburgern zu Stande käme, keinem derselben zu gehorchen, und bestellte zu Regentschaftspflegern den Schaumburger, den Walsee'r und Ulrich Eiczinger.

Bezeichnend ist es, daß schon den 10. Mai 1458 Herzog Sig-

mund auf sein „Dritttheil" zu Gunsten Albrecht's VI. Verzicht leistet. Nun glaubt dieser mit um so größerem Nachdruck gegen den kaiserlichen Bruder auftreten zu können. Wie er ihm gesinnt war, beweist am besten die Erzählung von dem Zwiegespräche des Herzogs mit seinem Söldnerhauptmann. Dieser habe ihm bei der Wiener Begegnung mit Friedrich zugeraunt: „Wollt Ihr, Herr, so nehme ich Euern Bruder gefangen und Ihr seid Herr von Oesterreich!", worauf Albrecht erwiderte: „Die That hätte ich verziehen, wenn sie ohne solche Frage geschehen wäre; aber solch' Schändlichkeit anbefehlen kann ich nicht." Endlich kam die Richtung vom 27. Juni 1458 zu Stande. Der Kaiser erhielt Niederösterreich, ohne Wien — das vorderhand neutral bleiben wollte — Albrecht VI. Ober-Oesterreich, Sigismund den dritten Theil der Einkünfte beider Länder zugesprochen. Nun suchte Erzh. Albrecht seinen Bruder zu weiteren Einräumungen zu drängen, und es kam in Wiener-Neustadt zu der Abmachung vom 22. August, die es bei der obigen Ländertheilung bewenden ließ, die gemeinsame Huldigung vorschrieb und die gleiche Theilung der Landeseinkünfte feststellte, Wien jedoch dem Kaiser zuwies. Das war dem Erzherzog sehr ärgerlich und so sollte es Ulrich Eiczinger als Anstifter büßen. Albrecht setzt ihn gefangen. Aber diese Willkürmaßregel erweckte die Auflehnung der Verwandten und Freunde Eiczinger's. Selbst der junge Ungarnkönig, Mathias Corvinus, nimmt sich des Gefangenen an. Am meisten jedoch erwünscht kam dem Böhmenkönig Georg Podiebrad dieser Anlaß, als „Helfer" und „Schiedsrichter" in die österreichischen Verhältnisse eingreifen zu können. Sein Heer und böhmisch-mährische Freibeuterrotten brechen verwüstend in Oesterreich ein. Albrecht sieht sich gezwungen, die Richtung seinem Bruder, dem Kaiser, zu übertragen. Den 25. September wird Eiczinger der Haft entlassen, der Böhmenkönig mit Geld für seine Kriegskosten entschädigt. Oesterreichische Heere brechen dann verheerend in Mähren ein, um die Feindseligkeiten in baarer Münze heimzuzahlen. So bildet der Streit der fürstlichen Brüder, das Einmischungsgelüste des Böhmenkönigs und das leidige Fehdewesen den Inhalt der Geschichte des Landes Oesterreich, ein wüstes Gemenge rasch wechselnder Ereignisse, ohne alle erhebenden Momente, aber nicht arm an bewegten Scenen.

Albrecht VI. lebte und webte in dem Gedanken, seinem kaiserlichen Bruder ganz Oesterreich zu entreißen, und Friedrich's Mißgriffe förderten nur die Gewaltpläne des lauernden Bruders. Diese Mißgriffe wurzelten fast immer in der Finanznoth Fried-

rich's, in seinen verwickelten Schuld- und Pfandschaftsverhältnissen. Das Mittel der Münzverschlechterung und Verpachtung der Münze, ersteres allerdings dazumal weit und breit geübt, so im Salzburgischen, im Bayerlande, lähmte den Verkehr und erbitterte den gemeinen Mann so gut wie den Hochadeligen gegen die „schwarze" Münze oder die „Schinderlinge" des Kaisers. Andererseits erwuchsen dem Habsburger in seinen Gläubigern unersättliche Dränger, ungeduldige und aufstandslustige Mahner. Die österreichischen Unzufriedenen bildeten eine starke Partei, besuchten trotz des kaiserlichen Verbotes den Stockerauer Tag und entwarfen eine Liste von Beschwerden, die der Kaiser erledigen sollte. Vergebens machte Cardinal Bessarion als Legat den Vermittler. Die Fehde Fronauer's auf dem Schlosse Ort, als ungeberdigen Gläubigers des Kaisers und schamlosen Wegelagerers, entbrennt von Neuem und schädigt ungemein den Verkehr der Wiener. Die Zeiten werden immer bewegter; der österreichische Adel pocht in seiner unzufriedenen Stimmung immer entschiedener auf die willfahrige Gönnerschaft des Böhmenkönigs und die deutliche Bundesgenossenschaft Albrecht's VI. Dieser steht mit Herzog Sigismund, Georg Podiebrad, mit dem Bayernherzoge Ludwig, mit dem Ungarnkönige Mathias in Verbindung und die passive, auf's unfruchtbare Zuwarten und Verhandeln in bedenklicher Weise angelegte Natur des Kaisers erleichtert ihm ungemein sein Vorgehen, denn was sollten die Taidungen der Bevollmächtigten des Kaisers mit dem Böhmenkönige, der doch im Reiche damals gegen den Kaiser arbeitete, zu Olmütz und Kremsier, mit dem ihm gleichfalls abgeneigten Corvinen in Trentschin, Rechtschaffenes zu Stande bringen? Die von Albrecht bestens ausgebeuteten Landtage zu Gellersdorf, St. Pölten, Tuln und Wien sind Vorläufer eines förmlichen Kriegszuges wider den Kaiser, und diesen Zweck haben auch die Einungen mit Fürsten des Reichs, wie die mit dem Badner und Würtemberger, im Auge. Selbst der Brandenburger Markgraf Albrecht Achilles stand damals mit dem Kaiser auf gespanntem Fuße und schien sich dem Erzherzog nähern zu wollen. Den 19. Juni 1461 kündigt Albrecht VI. dem Bruder förmlich die Fehde an und schaart zu Linz den Anhang um sich und bricht nach Niederösterreich auf. Sein Söldnerheer begriff die Schaaren der weit und breit verrufenen Bandenführer und Landfriedensstörer, eines Fronauer, Anckelreuter (Nankelreuter), Vöttauer und Anderer in sich. Der Erzherzog drang damals bis Hietzing und Enzersdorf bei Wien vor.

Zu Simmering sollten böhmische Abgeordnete zwischen ihm und dem Kaiser die Unterhandlungen in Angriff nehmen. Abermals legt sich Cardinal Bessarion in's Mittel; eine faule Richtung oder Waffenruhe wird nothdürftig bewirkt, welche der Erzherzog nur dazu benützt, um seine Waffenmacht durch ungarische Schaaren zu verstärken. Aber die Frucht seiner Anstrengungen war noch nicht reif. Die Kriegsmacht des Kaisers, unter dem Befehle des alten Schlachtenmeisters Jiskra von Brandeis, den er aus Ungarn herbeigerufen, des Steiermärkers Baumkircher und des Schwaben Ulrich von Grafeneck lähmte seine Entwürfe, und Wien, mochte auch bereits eine starke, kaiserfeindliche Partei in der Bürgerschaft das Haupt erheben, hielt sich doch noch unter dem Regimente eines dem Bruder getreuen Rathes, von dem Erzherzog fern. So kam es unter böhmischer Vermittlung zum Laxenburger Waffenstillstande vom 6. September 1461 zwischen beiden Theilen, der vom 6. September 1461 bis zum Tage Johannes des Täufers (24. Juni) 1462 währen sollte. Während dieser gemeinschädlichen Waffenruhe, die den unerquicklichsten Zustand der Landesverhältnisse nur in die Länge zog, wirthschafteten die Söldnerhaufen beider Theile zum größten Mißbehagen der Wiener. Denn ihnen war der Fronauer und Anckelreuter nicht um ein Haar verhaßter als das Kriegsvolk des kaiserlichen Feldhauptmannes Jiskra oder die Banden des Hinko oder des Schmikovsky, die auch in Friedrich's Miethe standen.

Man darf kühnlich behaupten, nichts arbeitete den Plänen Albrecht's und der kaiserfeindlichen Partei in Wien besser in die Hände, als diese Söldnerwirthschaft, denn als Wurzel des Uebels galt nicht ohne Grund die Nichtauszahlung des Solds. Der Wiener Rath machte daraus dem Kaiser auch kein Hehl. Sie stellten ihm die schlechten Folgen vor Augen, klagten ihm, wie z. B. der Potendorfer kleine Kindlein fange, um sie zu „schätzen" und zu verkaufen, ja sie sagten ihm gerade heraus, er benehme sich anders, „als einem regierenden Fürsten gebühre". Auch konnte man den Respect der Söldner gegen ihre Herren am besten aus der Thatsache entnehmen, daß, als der Ankelreuter den Wienern einen Täber (Tabor), — wie man seit dem hussitischen Söldnerwesen solche verschanzte Plätze oder Standlager mit Erdwällen allgemein zu nennen anfing — in's Angesicht baute und beide Fürsten, der Kaiser und der Soldherr dieses Bandenführer's, Erzherzog Albrecht, den Befehl erließen, die Besatzung solle den Täber aufgeben, die höhnische Antwort darauf folgte, auch Sigismund von Tirol, der

Drittheilsherr Oesterreichs müsse Solches heißen. Erzherzog Albrecht nutzte auch die Waffenruhe, um durch eigenmächtig berufene Landtage, wie die zu St. Pölten, Tuln und Melk, seine Stellung in Niederösterreich, thunlichst zu kräftigen, allen Abmahnungen des Kaisers zum Trotz. Doch darf nicht geleugnet werden, daß auch diese Anhängerschaft seine Kriegslust mit scheelem Auge ansah und als er, noch am Tage des Ablaufs der Waffenruhe, zu der Eroberung Weitenecks schritt, ihm bald darauf entbot, er müsse den Wiener Landtag vom 25. Juli 1462 beschicken, widrigenfalls man genöthigt wäre, von ihm als einem Feinde des Friedens abzufallen. Der Juli-August-Landtag in der Landeshauptstadt brachte jedoch „den Frieden und die Einigung der streitenden Fürsten" nicht zu Stande. Er steht vielmehr an der Schwelle gewaltiger Wirren, die den Vorort des Landes in ihre Strömung rissen.

Der Kaiser hatte die Wiener durch ein neues Wappen und den Titel „Ehrsame Weise, besonders liebe Getreue" für sich gewinnen wollen und glaubte sich der gehorsamen Stimmung der Gemeinde durch den kaiserlich gesinnten Bürgermeister Prenner und seinen Anhang im Rathe sicher. Auch die Anwesenheit seiner Gattin Lenor, mit dem kleinen Max, dem Kaisersohne, in der Wiener Hofburg, erschien ihm als Bürgschaft der Treue Wiens. Abgesehen jedoch von den Nachwirkungen der frühern Abneigung gegen ihn als Vormund des letzten Albrechtiners, dem Aerger über seine Passivität, dem Unmuthe über den rechtlosen Zustand im Lande und der Eifersucht auf Wiener-Neustadt, die „allzeit getreue" Lieblingsresidenz Friedrich's — welche abträglichen Stimmungen auch im Kreise der ruhigeren Bürgerschaft immer fühlbarer wurden —, gab es ja eine täglich stärkere Partei im Schooße der Gemeinde, die, von dem adeligen Gegner des Kaisers bearbeitet, mit dem Erzh. Albrecht zu liebäugeln anfing und vor Allem die Kaiserfreunde im Rathe, die „Hekler" (d. i. Heuchler), stürzen und selbst an's Ruder kommen wollte. Die namenlose Chronik Oesterreichs von 1454—1467, Hinderbach, und vor Allem das breite und giftige Buch des Augenzeugen Reimsingers, Michel Beheim, „von den Wienern", das stärkste Pamphlet über die Bewegungspartei aus der Feder eines Höflings, aber nicht ohne treffende Wahrheiten neben einer Fülle derber Schmähungen, gestatten uns einen Einblick in den Gang und Erfolg der Umwälzung Wiens, wie er mit dem 12. August 1462 begann und in den Rückschlag der Fastenzeit des nächsten Jahres auslief.

Die Seele der Bewegung wurde Wolfgang Holzer, ein

Viehhändler von Gewerbe, wohlhabend, gewaltig an Körperkraft und Stimme, auch klug, beredt, dessen scharfe Ausfälle schon den Grafen Ulrich von Cilli in Harnisch brachten; gewandt genug, den großen Haufen hierhin und dorthin zu lenken, voll Ehrgeizes und rücksichtsloser Entschlossenheit; durch Ulrich Eiczinger zum Rathsherrn befördert und dem Bürgermeisteramte zustrebend. Michel Beheim ist schier unerschöpflich in Ausfällen gegen diesen „argen Loter", „Schüsselspüler geheißen", eines „Peken Sun". Er schilt ihn einen ungläubigen Freigeist und vergleicht ihn mit Kain, Judas, Pilatus, Herodes, Anas und Kaiphas, Antiochus und Trakol (Vlad Drakul) in der Walachei! Aber der Holzer war zu klug, um vorschnell auf die Bühne zu treten, bevor er des Erfolges sicher sei. So ging denn auch der Angriff gegen die kaiserliche Rathspartei zunächst von Anderen aus. Die Rädelsführer dessen waren der gesuchteste Arzt Wiens, Hans Kirchheimer, ein Bindersohn aus Schwaben, Hans Odenacker, „von edlem Geschlecht, ains Padknecht Sun", höhnt Michel Beheim, der Wisendorfer und vom Adel Herr Reinprecht von Ebersdorf, den Hinderbach auch einen Mann von „siegreicher Zunge" nennt. Zwei stürmische Rathssitzungen brachten die Dinge in Fluß, und den 12. August nahmen der Kirchheimer mit sechzig Genossen den Bürgermeister, den Stadtrichter Enthammer und den Münzmeister Teschler und vier andere Rathsherren gefangen. Dann aber in Unruhe, wie die Sachlage zu beherrschen und die Stadtverwaltung in's neue Geleise zu bringen wäre, wandten sie sich an Holzer, und dieser begriff alsbald, die rechte Stunde sei gekommen. Als oberster Viertelmeister und Verweser der Stadt lenkt er nun die Massen nach seinem Willen und tritt mit Erzherzog Albrecht, diesem längst wohlbekannt, in ziemlich offene Verbindung. Der neue Rath steht unter seinem Befehle.

Wiens leichtbewegliche Bevölkerung rührt sich in einer, schon seit langem für die hohen Gäste der Hofburg, des Kaisers Gattin und ihr Gefolge, höchst beunruhigenden Weise. Der Gatte und Landesfürst ist fern und nur die dringlichsten Vorstellungen bringen ihn aus der Steiermark, wo er damals weilte, dem Schauplatze der Gefahr näher, zunächst nach Wiener-Neustadt, wo er am 15. August eintraf und seine mitgebrachten Söldnerschaaren verstärkte. Nun ging eine Botschaft an ihn ab, um ihn „der ungebrochenen Treue" der Wiener zu versichern. Zögernd, wie er sich in dem Handel anlassen solle, behielt Friedrich die Gesandten vier Tage bei sich. Als sie dann mit einer kleinen Schaar kaiserlicher Krieger als Geleite nach Wien zurückkamen, wurde der Zug von

der in großer Aufregung befindlichen Menge als Schergen des rachedürstenden Kaisers empfangen, und vom Holzer gar gröblich angeschnaubt, bis sich das Mißverständniß aufklärte. Dennoch überraschte der Kaiser mit seinem Söldnerheer die Wiener am Abende des 21. Augusts. Holzer setzt Wien in Vertheidigungszustand; Reiter von Albrecht's Söldnerhaufen werden in die Stadt gelassen. Der Kaiser muß bei St. Marx vor Wien unter Gezelten nachten. Nächsten Morgens erscheint von ihm eine Botschaft der Wiener mit nichtiger Entschuldigung; es habe gestern bei vorgerückter Abendzeit Gelegenheit zu den Vorbereitungen eines festlichen Empfanges gemangelt. Mit leichtem Scherze, der wie so oft den innern Unmuth des Kaisers verschleierte, ging Friedrich über diese leeren Worte hinweg, er will den „gütigen Fürsten" zeigen und, sorgenlos geworden, strömt nun das Volk dem Lager zu. Ja, als der Landesfürst nun in Wien, am dritten Tage (!) — 25. August — einzieht, um mit seiner lange und bange harrenden Familie sich zu vereinigen, schien vom Antlitz der sich allerwärts drängenden Menschenmassen die Freude über die Ankunft des Kaisers zu strahlen.

Es war jedoch nur eine täuschende Windstille vor dem Sturme. Friedrich hatte viel zu sehr, der gegnerischen Partei schier zur Verwunderung, den gnädigen und duldsamen Fürsten herausgekehrt, wie dies seine Gattin, die hochsinnige Lenore, herausfühlte und offen kundgab. Als er nun den strengern Gebieter zeigen wollte, Geldforderungen den über seine Söldner klagenden Wienern entgegenhielt, und nachdem die Wahl des Holzer's (19. September 1462) zum Bürgermeister, seiner Anhänger zu Rathsherren, vor sich gegangen war, in einem bestimmten Falle sich's herausnahm, kraft landesfürstlicher Hoheit dem Bürgermeister den altherkömmlichen Blutbann zu entziehen, da benützte Holzer die erregte Stimmung der Bürgerschaft, um einen förmlichen Aufstand gegen den Kaiser heraufzubeschwören. Bald ist der Habsburger mit den Seinigen in der Hofburg belagert, denn die Aufständischen, die sich verlauten ließen, sie „wollten den Kaiser in den Frieden werfen, wie ein Hechtel in's Wasser", pochten auf die baldige Ankunft Albrecht's mit Heeresmacht.

Die Burg wird gar ernstlich beschossen, unter Trommeten- und Posaunenschall; von der Burg aus thun die Kaiserlichen das Möglichste, um die Belagerer und die Stadt zu schädigen. Sechs und sechzig Steingeschütze spielten gegen die Burg, ungezählt die großen und kleinen Hakenbüchsen.

Es fehlte nicht an zahlreichen Absagebriefen an den Kaiser; aber auch die Wiener erhielten viele; der Baumkircher, der

Grafenecker, der Hinko rührten sich. Jedenfalls war die Lage des Kaisers bedrohlich. Allerdings war ihm die Mehrzahl der niederen österreichischen Städte ergeben; Beheim lobt als die „frummen Stet": Wiener-Neustadt, Krems, Stein, Bruck a. d. L., Haimburg, Marchegg, Waidhofen a. d. J., Weitra, Eggenburg, Zwettl, Laa; wogegen er die „falschen Schälke" von Tuln schmäht, aber der Kern der tonangebenden Adelschaft war nicht für ihn, und ebenso wenig die „pösen Prelaten" von den Schotten in Wien, von Kloster-Neuburg, Herzogenburg, Melk, Göttweih und Lilienfeld.

In der Steiermark waren die Stände durchaus nicht hülfelustig. Die Wiener hatten dahin, gleichwie an die Kärntner und Krainer, ein Sendschreiben (12. October) abgehen lassen, um jede bewaffnete Parteinahme gegen sich abzulenken, und als die kaiserlichen Bevollmächtigten sich auf dem Ständetage der Steiermärker in Leibnitz (17. October) einfanden, mit der Werbung ihres Herrn um Hülfe, bekamen sie wenig Erbauliches zu hören. Im Stammlande Friedrich's wollte man den Standpunkt bewaffneter Neutralität einnehmen. Ja, man sagt es in der Antwort an den Kaiser klar heraus, derselbe möge an den bezüglichen Vorkehrungen der Stände sein Gefallen haben und wenn es Noth thäte, dem Lande selbst helfen, „wie er es als gnädiger Landesfürst und Herr seiner getreuen Landschaft zu thun auch schuldig sei".

Dazu meldete sich bei der in Wochen und Wochen dauernden Belagerung der Wiener Hofburg allgemach ein böser Gast in der Burg an, der Nahrungsmangel. Erzherzog Albrecht war den 2. November 1462 mit seinem Heere in Wien eingetroffen und man begann nun um so mehr die offenen und heimlichen Kaiserfreunde unter der Bürgerschaft zu placken und zu schrecken. Bald (5. November) lesen wir von dem Bunde Albrecht's mit den Ständen Niederösterreichs gegen den Kaiser und sein Regiment für zwei Jahre. Friedrich war voll schwerer Sorge, aber es verließ ihn nicht die zähe Ausdauer im Mißgeschick und das Gefühl für seine Ehre und Würde. Als man mit ihm Friedensunterhandlungen anknüpfte, aber die Bedingung stellte, er solle die Herrschaft über Niederösterreich seinem dreijährigen Söhnlein abtreten und dessen Vormund Erzh. Albrecht werden, verwarf der Kaiser solches Angebot mit Entrüstung, „eher sollte dies Geschloß (die Burg) sein Freithof sein".

Da beriethen die vor Wien harrenden kaiserlichen Söldnerführer, der Baumkircher, Weispriacher, Schaumburger, was nun geschehen sollte, und einigten sich zur eiligsten Sendung des Baum-

kirchers nach Prag, um den Böhmenkönig zum Entsatze des arg bedrängten Kaisers aufzumahnen. Mit vierzig Pferden brach der Baumkircher auf und langte nach einem Gewaltritte von drei Tagen allein in der Hauptstadt Böhmens an, denn alle Uebrigen blieben allgemach zurück. Georg Podiebrad bedurfte der kaiserlichen Gunst und Vertretung dem Papste gegenüber, und es war ihm daher äußerst willkommen, als gesuchter Helfer und Vermittler in Oesterreich aufzutreten. Bald bricht sein Sohn Victorin mit dem Vortrab auf; zu ihm stoßen, den 13. November, Schaaren aus Steiermark, Kärnten und Krain, welche der Freiherr Jan Witowec herbeigeführt hatte, und die anderen Kaiserlichen. Schon den 19. November beginnt der Sturm auf die Stadt, den kräftigst abzuwehren der Holzer bereit ist. Der Sturm mißlingt, um so heftiger wird die Burg beschossen.

Da erscheint der Böhmenkönig in Korneuburg, und an die Aufhebung der Feindseligkeiten schließt sich der Friede vom 2. December 1462. Es war dies in der That eine Meisterleistung der diplomatischen Schlauheit K. Georg's; er verpflichtet sich den Kaiser und befriedigt dessen Bruder. Albrecht hat Alles dem Kaiser während des Krieges Abgewonnene auszuantworten. Friedrich überträgt seinem Bruder die Verwaltung Niederösterreichs und Wiens auf acht Jahre gegen Zahlung eines jährlichen Zinses von 4000 Goldgulden. Dem Herzog Sigismund bleibt sein gesetzliches Dritttheil gewahrt. Dem Holzer und den entschiedenen Autonomisten, die am liebsten zwischen Kaiser und Erzherzog eine gedeckte Stellung Wiens herbeiwünschten, gefiel diese Taidung nicht. Aber das Friedensbedürfniß beherrschte doch die große Mehrheit.

Der Kaiser, dessen schwergeprüfte Gattin sammt dem kleinen Thronfolger unter manchem Hohn und Spott aus Wien abzog, überschüttete den Böhmenkönig als Retter mit Gunstbezeugungen, aber seinem Bruder konnte er die von ihm mitverschuldeten, herben Kränkungen ebenso wenig, als den Verlust Nieder-Oesterreichs vergessen, und schon im Frühjahre fand sich Gelegenheit, mit Holzer und seiner Partei in heimliche Verbindung zu treten. Die Wiener hatten eigentlich in ihren Herren einen schlimmen Tausch gemacht. An Stelle des milden, langmüthigen und friedliebenden Kaisers, kam Albrecht, ein schneidiger, jäher und vielbegehrender Herr; ein Freund neuer Auflagen, der auch gleich bereit war, seine Soldknechte executionsweise in die Bürgerhäuser zu legen. Der Wiener Landtag vom 6. Januar 1463, den Albrecht VI. einberief und

den der Kaiser zu beschicken verbot, hatte sämmtliche Anhänger des Erzherzogs durch die unangenehme Weinsteuer bedeutend abgekühlt.

Andererseits führte der Kaiser, voll begreiflicher Erbitterung über die Wiener, nach seiner Art einen verdeckten Krieg gegen die Stadt, indem er die Söldner und manchen Anhänger, wie den Georg von Ungnad, anwies, sich auf Kosten Wiens und des ganzen Landes Oesterreich bezahlt zu machen. Allerdings wurde von den unbezahlten Söldnern Friedrich's, wie namentlich vom Böttauer, vom Franz von Hag und Anderen, auch das Gebiet der allzeit getreuen Neustadt möglichst heimgesucht. Der Kaiser wollte seinen Bruder und die Wiener Rebellen noch empfindlicher treffen. Der Gunst seines frühern Rathes, jetzt Papstes Pius II. (Enea Silvio de Piccolomini), theilhaftig, wie kein zweiter Potentat, erwirkt er leicht dessen Bannfluch gegen Albrecht VI. und die Wiener, welche bei der Belagerung Friedrich's mitgewirkt hatten. Die Stimmung Wien's wird immer unmuthiger; insbesondere als der Böttauer mit seinen 3000 Strolchen dem Erzherzog Fehde ansagt und rings um Wien heert und wüstet, „daß es Gott im Hymel möcht erbarmet haben" schreibt der ungenannte Verfasser der zeitgenössischen Chronik von Oesterreich. Die Briefgeschichte, welche der Pertholdsberger Bürgermeister Winnand anzettelt, macht den Erzherzog gegen Attentate mißtrauisch, in Wien beginnt ein förmliches Spähersystem; Holzer und seine Genossen fühlen immer mehr die Hand des neuen Gebieters.

Da schwenkt Holzer, der verdrossene Bürgermeister, durch Albrecht VI. wenig ausgezeichnet und stark in seinen habsüchtigen Erwartungen, pochend auf sein Ansehen, heimlich in's kaiserliche Lager hinüber. Der Reimschmied Beheim und Gerhard von Roo sind unsere Führer. Schon zur Zeit der Korneuburger Friedenshandlung soll ja der Holzer dem Kaiser angetragen haben, ihm wieder die Stadt zuzuwenden! Im Frühjahre 1463, vor der Charwoche, nahm Alles eine festere Gestalt an. Die geheimen Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Holzer führte der Preßburger Probst Georg, und nicht ohne Schwierigkeiten. Holzer verlangte begreiflicherweise allerhand Bürgschaften und die Summe von 6000 Goldgulden. In der Charwoche sollte der Anschlag gegen Albrecht VI. reifen, der Holzer gebehrdete sich als vollkommen sicher des Unternehmens. Einen Theil der Truppen des gefürchteten kaiserlichen Söldnerhauptmannes Grafenecker, unter Tristan Augustin's Führung, weiß er ziemlich geschickt in die Stadt zu schaffen. Am Charfreitage (7. April 1463) gab er dem Rathe seine Absichten

kund und ließ die als Albrechtiner verdächtigen Mitglieder, den Kirchheimer, Haug und Krempel einsperren. Wie gut aber auch Alles am 8. April zur endgültigen That vorbereitet erschien, ja, Albrecht nahe daran war, gefangen zu werden, rettete ihn die eigene Entschlossenheit und des Holzer's Zögern und Zaudern im entscheidenden Augenblicke. Unter das Banner des Erzherzogs schaarte sich denn doch im letzten Augenblicke die große Mehrheit der Bürgerschaft; Wolfgang Holzer sieht Alles verloren und flieht bis auf sein Schloß Weiteneck, ein Geschenk Albrecht's VI., bei Melk. Von hier aber führt ihn der verhängnißvolle Drang, die Dinge um und in Wien auszukundschaften, in Winzerkleidung bis Nußdorf. Hier aber erkennen Fleischerknechte den einstigen Viehhändler, und gefangen bringt man ihn am Ostermontage in die Burg, vor den grimmigen Erzherzog. In dem Wortwechsel Beider müssen wir den Muth des Holzer's anerkennen.

In der That liegt ein Stück Tragik in dem blutigen Ende Holzer's. Wie er mit seinen Todesgenossen zur Richtstätte fährt, des Glaubens, wie die Anderen kurzweg mit dem Schwerte gerichtet zu werden, dann an Ort und Stelle inne wird, er müsse „anders daran", den martervollsten Tod sterben; wie er nur einen gewaltigen Schrei ausstößt und dann Alles über sich ergehen läßt, ja, wie die Ueberlieferung sagt, sein Haupt noch einmal erhebt, und das Herz zu schauen begehrt, das ihm der Henker aus dem Leibe reißt — Alles dies und das Wort vor der Hinrichtung, seinen martervollen Tod habe er um den Kaiser, seinen rechtmäßigen Herrn, nicht aber um den Erzherzog verdient — sühnen das Andenken des leidenschaftlich hochstrebenden Emporkömmlings.

Auch der trotz seiner Weibertracht „durch ein altes pöses Weib" verrathene Probst Georg wurde auf Befehl Albrecht's derart peinlich befragt, daß an ihm kein Glied gesund blieb und dann entlassen.

Um so heftiger entbrennt nun wieder der Kampf der habsburgischen Brüder. Der Kaiser spricht die Acht und Aberacht des Reiches über den Herzog, und die Wiener, seine Söldner, bedrängen mehr als je die Stadt. Die Friedensvermittlung wird schließlich von den Frauen, der Schwester Friedrich's und Albrecht's, Markgräfin Katharine von Baden und der Kaiserin Leonore, in die Hand genommen, der Tulner Landtag (22. September 1463) soll die Dinge in's bessere Geleise bringen. Der Kaiser war aber fest entschlossen, seinem Bruder ganz Oesterreich wieder zu entreißen, denn der von seinem Herrn entsetzte Kanzler Albrecht's, Stephan von Hohenburg, der Liechtensteiner, Ebersdorfer, Pottendorfer, waren nach W.-Neu-

stadt gegangen und hatten an einen Fußfall und die Bitte um Begnadigung das Versprechen werkthätiger Treue geknüpft.

Da legte sich der Tod in's Mittel. Den 2. December 1463 war Erzherzog Albrecht VI. nicht mehr unter den Lebenden, der rast- und ruhelose, der als Devise zwei Hände führte, die aus Stahl und Stein Feuer schlugen, mit dem Spruche: „Das Verborgene kommt an den Tag". Der Beiname „Verschwender" kennzeichnet einseitig diesen Habsburger, den kräftigen Mann, vom väterlichen Schlage, „rasch in Entschlüssen, kriegs- und ruhmbegierig, Gefahren verachtend, großmüthig gegen seine Feinde, jähzornig, eitel und verschwenderisch", wie ihn Enea Silvio charakterisirt. Man munkelte viel von der Vergiftung des fünfundvierzigjährigen Herzogs, auch der behandelnde Arzt, der Schrickh, „allweg ein Kaiserer" mit seiner allerdings wunderlichen Cur, entging dem Verdachte nicht. Die rasche Beulenbildung über Nacht erinnert an das Ende seines Vetters, des nachgeborenen Ladislaus.

Wir haben noch mit einigen Worten Albrecht's VI. außerösterreichischer Lebensthätigkeit zu gedenken. Der Erzherzog zählt auch zu jener großen Partei im Reiche, welche insbesondere seit 1461 unter der Führung des wittelsbachischen Pfalzgrafen gegen den Kaiser unter Waffen trat und mit dem böhmischen Könige in dieser Richtung zusammenwirkte. Er war somit doppelter Feind seines Bruders. 1461, im März, verständigte er sich mit seinem Vetter Sigismund von Tirol über einen neuen Ländervertrag, indem er an diesen neuerdings alle Gebiete jenseits des Bodensee's und Wallensee's übertrug und 1. April daran die testamentarische Vererbung seiner Länder im Falle eigener Kinderlosigkeit knüpfte. Dagegen trat Sigismund sein Dritttheilsrecht auf Oesterreich ab. In den Vorlanden setzte sich Albrecht VI. ein bleibendes Denkmal durch die Gründung der Universität zu Freiburg im Breisgau (1455—1457, 7. September, Stiftungsbrief), nach deren Muster dann die Tübinger (1477) in's Leben gerufen ward. Deren Schöpfer war H. Albrecht's VI. Stiefsohn, Würtembergs Landgraf, Eberhard, Sohn Mechthilden's, in erster Ehe mit Ludwig, jener Dame, die als Dichter- und Bücher-Freundin von gleichzeitigen Sängern als „das Fräulein von Oesterreich" gerühmt wird.

— — — —

Der chronologische Zusammenhang und das Bedürfniß, die angrenzenden und sich ergänzenden Vorgänge in Deutsch-Oesterreich

zusammenzufassen, um für die nächsten Abschnitte die Bahn frei zu bekommen — bestimmt uns, den Weg nach Tirol einzuschlagen. Hier fesselt eine der staatsrechtlich bedeutendsten Fehden zwischen bischöflicher und landesfürstlicher Gewalt und das Verhältniß des Kaisers zu dem Handel unsere ganze Aufmerksamkeit.

1450, den 28. Februar, starb der Brixner Bischof Johann Rottel; zwei Wochen später wählten die Domherren mit Fug und Recht den geheimen Rath und Kanzler Herzogs Sigmund, Leonhard Wiesmayr, Pfarrer zu Tirol, zu vollem Behagen des Landesfürsten. Der Papst Nicolaus V. dachte aber anders. Es galt die Versorgung eines der bedeutendsten Sendboten der römischen Kirche, des Cardinallegaten Niclas von Kues (Cusanus), auf dessen schneidiges Wesen und streng kirchliche Haltung das Papstthum mit Sicherheit rechnen konnte. Hinter sein Provisionsrecht verschanzt, sah der Nicolaus V. von der getroffenen Bischofswahl ganz ab und ernannte den Cusanus zum Fürstbischof von Brixen aus eigener Machtvollkommenheit. Es war dies nicht im Sinne des Concordats von 1448 und eine Kränkung der Wahlfreiheit des Capitels. Dasselbe legte auch am 27. Januar 1451 in einer Rechtsschrift seinen Protest gegen die Octroyirung nieder, und Herzog Sigismund hatte auch alle Ursache, diesem Schritte des Papstes gram zu sein. Cusanus wußte jedoch als Cardinallegat 1. März 1451 zu W.-Neustadt die Gunst König Friedrich's um so leichter zu gewinnen, als dieser seinem Vetter Sigismund, dem Verbündeten Albrecht's VI., abgeneigt war. Nun bequemten sich der Landesfürst Tirols und das Brixner Domcapitel bei der Salzburger Taidung (15. März 1451), den anwesenden Cusanus sich als Bischof gefallen zu lassen und der ebenfalls gegenwärtige Leonhard Wiesmayr resignirte.

Aber der neue Bischof, der erst 9. April 1452 seinen Wirkungskreis antrat, war nicht der Mann, den kirchlichen Frieden in die Gebirgsthäler Tirols zu tragen. Geboren zum theoretisirenden Reformer und streitbaren Theologen, ging er aus allen seinen Lebenswandlungen, als Verfechter der Reichs- und Kirchenneuerung, eifriger Concilmann, dann Papalist, mit dem besonderen Drange nach principiellen Neugestaltungen und Verbesserungen an sein Hirtenamt; ein verzehrender Ehrgeiz und Prälatenstolz ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Reform der alten Nonnenabtei Sonnenburg im Enneberger Thale, welche sich die starkherzige Aebtissin Verena von Stuben nicht gefallen lassen wollte — sollte den Anfang der Neuerungen machen; dann verwickeln sich die Dinge immer mehr, da H. Sigismund nicht bloß als Vogt des genannten

Benedictinerinnen-Klosters, sondern auch als Landesfürst mit dem in seinen Neuerungsgelüsten rücksichtslosen Cusanus in Zerwürfniß geräth. 1455, im Juni, wird die widerspenstige Aebtissin vom Bischof gebannt. Der Landesfürst benimmt sich auffällig nachgiebig dem Cusanus gegenüber, denn das damalige Zerwürfniß mit Herzog Albrecht VI. und der schlimme Handel mit den Gradnern bindet ihm die Hände. 1457, nach der Rückkehr des lange in Oesterreich abwesenden Herzogs, kam es zu der verhängnißvollen Besprechung des Cardinalbischofs und Sigismund's am Innsbrucker Hofe (23. Juni). Der Ausgang war die durch Geklätsche geschäftiger Zungen und durch die Gespensterseherei des erregbaren Cardinals veranlaßte fixe Idee: der Herzog stellte ihm nach Freiheit und Leben, obschon ihn gerade Sigismund vor den Anschlägen seines persönlichen Widersachers, des Gufidauners, sichern wollte.

Cusanus flieht von Brixen nach Andraz bei Buchenstein, beschwört von da aus den Papst um Hülfe, der Papst droht, ohne die Aufklärung des Sachverhalts abzuwarten, nach allen Seiten hin mit Bann und Interdict, vor Allem dem Herzoge. Dieser, stets nachgiebig, läßt sich mit Cusanus in neue Unterhandlungen ein, und der Cardinalbischof tritt nun mit Forderungen auf, die beweisen, daß er mit dem ganzen Bisthumslande nach den Grenzen, die es vor 200 Jahren besessen, vollkommen reichsunmittelbar werden, und Alles das, was sich inzwischen an Beziehungen zur landesfürstlichen Gewalt entwickelt, als unberechtigt beseitigen wolle. Das, was der Cusanus 1457, 26. December, an das Capitel schrieb: „meine Absicht ist, die möglichste kirchliche Freiheit zurückzugewinnen, und deshalb ist es nothwendig, daß das Norital mit seinen Ministerialen, wie es vor Zeiten war, gänzlich der Kirche unterthan sei" — deutet seinen Standpunkt ziemlich unverschleiert an. Es war nur eine Folgerung, wenn der Cardinalbischof das ganze Verhältniß zwischen dem Herzoge von Tirol und dem Bisthum umkehren und die lehensherrlichen Rechte des letzteren dem ersteren, als Vasallen, Brixens gegenüber, geltend zu machen nicht anstand.

1458 verschlimmert sich die Sachlage; Cusanus läßt die Sonnenburger Nonnen mit Gewalt und unter blutigen Vorgängen vertreiben und es an Beschwerden über den Herzog bei'm neuen Papste, Pius II., nicht fehlen. Da schien das Mantuaner Concil (1459, November) und die schon früher im Handel des Herzogs mit den rachsüchtigen Gradnern merkbare Friedensarbeit des römischen Stuhles — im Interesse eines Kreuzzuges wider die Türken — die Brixener Streitfrage in ein besseres Geleise zu bringen. Hier

war nicht bloß Sigismund, sondern auch Gregor von Heimburg, Sachwalter Erzherzogs Albrecht's und nun auch des Tiroler Fürsten, erschienen, und durch seine dritte, gegen den Türkenkrieg eifernde Rede bei dem Papste mehr als je in schlechten Ruf gekommen.

Die besseren Aussichten schwinden bald. In der heftigsten Weise eifert Cusanus gegen den Herzog auf der Brunecker Synode vom 30. März 1460. Das führte zu einer Uebereilung Sigismund's. Er sagt dem Bischofe Fehde an und läßt den 12. April Brunecken überfallen. Cusanus muß in alle Forderungen des Herzogs willigen; fest entschlossen, den erzwungenen Vertrag nicht zu halten. Nun aber macht der Papst die Sache des Bischofs zur eigenen, ein kirchlicher Proceß gegen den Herzog nimmt seinen Anfang. Himmel und Erde wird gegen den Innsbrucker Hof aufgeboten, denn auch gefährliche Feinde wollte Pius II. dem Herzoge auf den Hals hetzen. Die Eidgenossen, die alten Gegner des Hauses Oesterreich, werden gewonnen. Cusanus eilt an den päpstlichen Hof und kündigt den Brunecker Vertrag. Der Herzog, von dem getreuen Rathe Lorenz Blumenau und namentlich dem energischen Gegner der Curie, Gregor von Heimburg, berathen, erläßt gegen die Anklage und die Vorladung nach Rom eine von zweiundvierzig Geistlichen unterzeichnete Appellation an den Papst, die Blumenau unter vielen Gefahren verbreitet. Den 8. August 1460 erfolgt jedoch der nur aufgeschobene Bannfluch über den Herzog und das Interdict über sein Land. Den 13. August antwortet der Herzog darauf mit einer von des Heimburgers Feder abgefaßten Appellation an den künftigen Papst und an ein künftiges Concil; der ganzen Christenheit wird die Genesis und der Verlauf des Brixner Streites auseinandergesetzt.

Ziemlich gleichzeitig erheben sich die vom Papste und den Grabnern aufgehetzten eroberungslustigen Eidgenossen. Der Thurgauer Krieg, wie man ihn nennt, beginnt — und soll dem Hause Habsburg den letzten Besitz kosten. Winterthur wird belagert, Diessenhofen eingenommen, das ganze österreichische Vorarlberg durchzogen und verwüstet (Herbst 1460).

Der römische Stuhl hatte sich jedoch durch all' dies in den Augen der Welt compromittirt. Die nachbarlichen Fürsten zeigen sich der Sache des Tiroler Herzogs, geneigt, denn es ist ein ihr eigenes Interesse berührender Principienkampf. Gregor von Heimburg bestreitet mit seiner ganzen Schärfe die päpstliche Vorladungsbulle vom 23. Januar 1461, worin allem Volke die „Ketzerei“ Sigismund's, Gregor's, der anderen Räthe und des Trienter Bischofs

klar gemacht wird. Darum wurde er den 1. August 1461 als ketzerischer Ungläubiger aus der Gemeinschaft der Kirche geschlossen und Bann und Interdict erneuert. Der Papst war so weit gegangen, daß er das Aeußerste versuchte und allen Nachbarn Tirols den Verkehr mit diesem fluchbeladenen Lande untersagte; ja sogar den Handel durch Gewaltmittel zu schädigen sich befliß.

Aber das Tiroler Volk hielt im Großen und Ganzen zu seinem Fürsten; die geistlichen Gewaltmittel, Bann und Interdict, hatten sich doch ziemlich abgebraucht, und gerade in diesem Streite waren sie nicht am rechten Platze. Daher benahm sich auch der Salzburger Metropolit nicht sonderlich eifrig im Vollzuge der Straffentenzen Roms. Aber auch der Kaiser, in landesfürstlichen Rechten äußerst kritisch und jedem Skandale abhold, schrieb schon am 13. November 1461 dem Papste, die Ränke des Cusanus, als abträglich dem Hause Habsburg, wohl in's Auge zu fassen. Der leidenschaftliche Brief des Cardinalbischofs verletzte ihn als eine Herausforderung.

Um diese Zeit nahm Maripetro, der Doge von Venedig, als Haupt eines in seinen mercantilen Interessen durch die päpstliche Handelssperre Tirols geschädigten Staats, das schwierige Ausgleichswerk in die Hände; aber ein und das andere Mal ohne Erfolg. Nach seinem Tode übertrug der neue Doge, Cristoforo Mauro, die Verhandlungen dem tüchtigen Paolo Morizeno. Aber an dem starren Sinne des Cusanus scheiterten die Ausgleichsversuche. Da brachte das Jahr 1463 eine neue Wendung durch das Eintreten des Kaisers in den Handel.

Schon im Jahre 1463 zog sich Sigismund von Albrecht VI. zurück und näherte sich dem Kaiser, welcher gern dem tirolischen Vetter entgegen kam. Der Tod Albrecht's im December dieses Jahres erleichterte den völligen Ausgleich, der im Juli 1464 zur Reife gedieh. Schon im Februar verwendete sich Friedrich ernstlich beim Papste. Nach manchen Schwierigkeiten sollte es zur Wiener-Neustädter Einigung kommen, mit deren Vorschlägen Cusanus zufrieden sein konnte. Aber selbst dann wollte der Unversöhnliche mit aller Härte wieder dreinfahren. Da erklärte der Doge, „nur Gott könne helfen, wenn der Kaiser keinen Ausweg fände". Und in der That legte sich eine höhere Macht in's Mittel. 1464, den 11. August, starb Niklas von Kues, der Friedlose, in seiner Selbstverbannung, drei Tage später der Papst. Nun folgte bald über ernstliches Anliegen des Kaisers die Lösung Sigismund's und all' der Seinen vom Banne und die Aufhebung des Interdicts. Zur stellvertretenden Abbitte bei der Kirche hatte sich der Kaiser als Haupt des Hauses bereit erklärt;

sie fand als vertrauliche Scene im engsten Kreise statt. Es war ein unebenbürtiges Ergebniß einer mehrjährigen Mühe, was die Kirche einheimste. Der Stoßseufzer eines geistlichen Zeitgenossen: „O, hätte man doch nie einen so scandalösen Proceß angefangen, der ein solches Ende nahm", kennzeichnet am besten die Sachlage. Die höchste Kirchengewalt erlitt in den Augen der Laienwelt eine empfindliche Schlappe und die landesfürstliche Gewalt hatte sich zu behaupten verstanden.

---

5. Die Wahlkönige Mathias (Corvinus) von Ungarn und Georg (Podiebrad) von Böhmen und Kaiser Friedrich III. 1458—1471.

Literatur. Vgl. Abschn. 1, 2, 3 (Teleki, Palacky, Droysen u. s. w.); Kaprinai, Hungaria diplomatica temporibus Mathiae Corvini (für die Anfänge des Corvinen sehr gehaltvoll); Katona, hist. crit. Hung. XIV. u. XV. Bd.; Feßler-Klein, 3. Bd.; M. Horváth, 2. Bd.; Szalay, 3. Bd.; Birk, der Vertrag der Wittwe des Gubernators Hunyad und M. Szilágyis mit Pal. L. Gara. (1852); Firnhaber, die Verschwörung der Siebenbürger gegen Mathias Corvinus, Aktenstücke, Notizbl. z. Arch. f. K. österr. G. II., 193—199; Schirach, Leben Georg's v. P. in der Biographie d. D., IV. Thl.; C. Höfler, Böhmische Studien, Arch. f. K. österr. G., 12. Bd.; Jordan, das Königthum Georg's Podiebrad (1861); Bachmann, im 54. Bd. des Arch. f. österr. G.; Richter, Georg's von Podiebrad Bestrebungen um Erlangung der deutschen Kaiserkrone, (1863); Markgraf Georg's von Podiebrad Project eines allgemeinen Fürstenbundes z. Vertreibung der Türken aus Europa und Herstellung eines allgemeinen Friedens. Histor. Zeitschr. v. Sybel, 21. Bd. (1869); Markgraf, das Verhältniß des K. Georg von Böhmen zum P. Pius II. 1462—1464, Forsch. z. deutschen G., IX. Bd. — Für die deutschen Reichsverhältnisse: die Werke von Kremer (1766) und K. Menzel (1861) über den Kurfürsten Friedrich den Siegreichen von der Pfalz; letzteres für die Zeit von 1454 — 1464; K. Menzel, Diether v. Isenburg, Erzb. von Mainz, 1459—1463 (1868); Fhr. v. Hasselholdt-Stockholm, Herzog Albrecht IV. v. Bayern u. s. Z., I. 1459—1465 (1865); A. Kluckhohn, Ludwig d. Reiche, Herzog v. Bayern (1865); C. Höfler, Ueber die politische Reformbewegung in Deutschland i. 15. Jahrh. und den Antheil Bayerns an derselben (1850).

Nicht leicht wechselten die Loose eines Menschenlebens so rasch wie Nacht und Morgen, als dies bei dem zweiten Sohne Johannes' Hunyadi, Matthias, der Fall war. Nach des Chronisten Heltai Angabe den 27. März 1443, im Hause eines Sachsen zu Klausen-

burg in der Altstadt geboren, befand sich der braune Bruder des blonden Corvinen Ladislaus im Alter von vierzehn Jahren, als das Haupt des letzteren von der Hand des Henkers fiel. Ungewiß über sein Schicksal, wandert Mathias als Geisel, als Gefangener des Königs, aus Ungarn nach Wien, und von da am Todestage Ladislaus Posthumus nach Prag. Hier bleibt er nach dem Tode des letzten Albrechtiners als Staatsgefangener unter der Obhut des Reichsverwesers Georg Podiebrad. Daheim aber arbeitet die starke Corvinenpartei, den mütterlichen Oheim des jungen Corvinen, Michael Szilágyi, an der Spitze, für die Erhebung Mathias' auf den Thron Ungarns. Schon den 13. December erscheint Vitéz, der gewandte Großwardeiner Bischof, als Unterhändler in Prag und empfängt das Versprechen Georg's Podiebrad, seinen Gefangenen um die Summe von 40,000 Goldgulden den Ungarn überlassen zu wollen. Die Corvinenpartei dürfe in Böhmen Söldner nach Gefallen werben. Ueberdies gab Georg Podiebrad den böhmischen Söldnerrotten in Oberungarn den Wink, sich in der schwebenden Angelegenheit verwenden zu lassen und wirkte auf den alten Gegner des Corvinenhauses, Niklas Ujlaky, beschwichtigend ein. Die Tochter des mächtigen reichen Oligarchen war Verlobte des einen der drei Söhne des böhmischen Reichsverwesers. So vielseitig waren die Beziehungen Georg's Podiebrad zum Ungarnreiche in einem der wichtigsten Augenblicke seines staatlichen Lebens.

Hier setzte Michael Szilágyi, als Seele der Corvinenpartei, alle Hebel in Bewegung. Zunächst galt es, den Palatin Ladislaus Gara zu entwaffnen. Das sollte der Vertrag vom 17. Januar 1458 bewirken, der die Versöhnung beider Häuser und die Vermählung des Corvinen Mathias mit L. Gara's Tochter, Anna, feststellte. Schon den 12. December 1457 hatte jedoch der Probst Leubing an Herzog Wilhelm von Sachsen aus Wien geschrieben: „Es ist eine gemeine Rede hie, daß der Huniad Mattia, der gefangen gelegen hat zu Wienne, den andern Tag, als der König verschieden ist, von dem Jörrig (Georg Podiebrad) zu Prag zierlich eingefürrt wurden sei und Jme seine Tochter zur Eee gegeben habe“. Die Verlobung zwischen dem jungen Corvinen und Georg's Tochter, Katharina, war also längst abgemacht; der böhmische Reichsverweser gewahrte darin das beste Mittel, sich den wahrscheinlichen nationalen Wahlkönig Ungarns nahe zu verbinden und als Stütze für die eigenen, der Krone Böhmens zugewandten, Pläne gebrauchen zu können. Der Corvine, noch als Staatsgefangener in den Händen des mächtigen Mannes, war auf die Verlobung eingegangen; seine Partei mußte auch darein

willigen, denn sie brauchte den mächtigen Mann am Ruder Böhmens in der eigenen Sache; der Vertrag mit Gara wurde somit im Hauptpunkte zu nichte gemacht, und der Palatin hatte allen Grund, das Ganze als Spiegelfechterei der Gegner beleidigend zu finden.

Die ungarischen Wahlvorgänge zu Ofen vor und am 23. Januar 1458 zeigen deutlich, daß Szilágyi und seine Partei die Gewaltherrschaft übten; geboten sie doch über 40,000 Mann, eingerechnet die böhmisch-mährischen Brüderrotten, die im ostungarischen Berglande den Befehl Jiskra's von Brandeis immer weniger anerkannten. Jiskra selbst, großentheils auf das westungarische Montangebiet, mit Altsohl als Hauptsitze, beschränkt, blieb, getreu seiner habsburgischen Gesinnung, dem Handel fern. Eine solche stramme Einheit und Machtentwicklung der hunyadischen Faction lähmte die Anstrengungen der keineswegs festgeschlossenen und zielbewußten Gegenpartei, der Gara, Ujlaky, S. Georgen-Pösing, Bánfy von Alsó Lindva, Frangepani (Modrusch-Veglia), Kanizsai, Szécsy u. A. und eröffnete den Vertretern auswärtiger fürstlicher Thronbewerber wenig Aussicht auf Erfolg.

In erster Hauptlinie stand das Habsburgerhaus, Kaiser Friedrich an der Spitze, mit dem Anspruche auf Wahl durch Erbrecht, sodann die beiden Schwäger des verstorbenen K. Ladislaus, Polens König, Kasimir, und Herzog Wilhelm von Sachsen. Sendboten K. Karl's VII. von Frankreich sind für den ungarischen Wahltag unerweislich.

Die Stärke der hunyadischen Partei, ihre geschickte Taktik und der wohl verwerthete Klang des Namens Hunyadi drangen im entscheidenden Augenblicke durch; den fremden Fürsten war die allgemeine Stimmung nicht günstig. Es bedurfte nicht der Galgen und Blutgerüste, deren der anticorvinische Polen-Chronist Dlugosch als Schreck und Zwangsmittel gedenkt und darin offenbar wissentlich oder unwissentlich irrt. So erscheint nach langem Hin- und Herzerren der Sache der sechzehnjährige Mathias gewählt und auf fünf Jahre Michel Szilágyi, sein Ohm, ihm als Reichsverweser beigegeben. Georg Podiebrad verkündigte dem jungen Hunyadi erst die Freudenbotschaft, ließ ihn an die mährisch-ungarische Grenze geleiten, zog bald selbst nach und schloß hier zu Strażnic mit Mathias und dessen Partei den 8. und 9. Februar wichtige Verträge, die das Eheverlöbniß des Corvinen mit der jugendlichen Tochter festigen und deren Antrauung nach Eintritt ihres zwölften Lebensjahres verbürgen sollten.

Daß andererseits Georg Podiebrad die Anerkennung des cor-

vinischen Königthums bei Niklas Ujlaky und Jiskra von Brandeis damals zugesichert habe, ist möglich, daß er sie aber nicht bewirkte, beweist der Abgang jedweden Beleges für die Abmachung bestimmter Bedingungen einer solchen Anerkennung und noch mehr das Thatsächliche der folgenden Ereignisse. Die Stražnicer Verträge waren die ersten Fesseln des jungen Corvinen voll gewaltiger Thatkraft und ungeahnter Selbständigkeit des Willens. Sie waren ihm eben so lästig, als das Hofmeistern und Bevormunden des alten, wunderlichen Oheims, des Reichsverwesers Szilágyi. Die Art, wie er den lästigen Mentor bei Seite schob, die rücksichtslose Festigkeit gegen die Widersacher seines Ansehens und des Landfriedens, — war gewissermaßen ein Allarmschuß für die Gegenpartei, sich mit einer anticorvinischen Königswahl zu sputen, bevor Mathias Herr der Sachlage geworden sei.

Blicken wir nach Böhmen hinüber. Hier entscheidet der 3. März 1458 über die Zukunft des Reiches. Abermals begegnen wir der habsburgischen Thronbewerbung, der Candidatur Polens, Sachsens, auch Bayerns, Brandenburgs, ja selbst Frankreichs. Aber wie die Sachen lagen und Georg's von Podiebrad vorschauender Geist sie schlau zu gestalten verstand, konnte nur er durchdringen; denn hinter ihm stand die stärkste Partei, welche den Utraquismus hoch hielt und für das nationale Wahlrecht eintrat. Aber schon der Krönungsact bot eigenthümliche Schwierigkeiten, welchen Mißverständnisse und Verwicklungen folgen mußten. Da es im böhmischen Reiche keinen katholischen Bischof gab, der die Krönung Georg's übernehmen konnte oder wollte, die Stände für die Krönung nach altem römisch-katholischen Brauch waren und somit von dem erwählten, aber nicht bestätigten „Utraquistenbischof" Rokyczana hierbei abgesehen werden mußte, so halfen K. Mathias und der päpstliche Legat Caravajal mit zwei delegirten Bischöfen Ungarns, dem von Raab und Waizen, aus.

Bei diesem Anlasse erwog K. Georg die Nothwendigkeit, sich dem römischen Stuhle und den katholischen Reichsgenossen Böhmens gegenüber durch das Gelöbniß des Gehorsams an die römische Kirche, also durch einen Obedienzeid, in's möglichst günstigste Licht zu setzen. Allerdings schwur ihn das Königspaar, Podiebrad und seine Gattin, in so allgemeinen Ausdrücken, daß sein utraquistisches Glaubensbekenntniß hiedurch nicht Schaden zu leiden brauchte; auch galten ja die Compactaten in den Augen Böhmens als Zugeständnisse der herrschenden Kirche, aber die Folgerungen, welche Rom aus jenem Eide zog, die Rückkehr Böh-

mens zur katholischen Kirche, waren gewaltig verschieden von dem leitenden Gedankengange des böhmischen Wahlkönigs, der eben nur mit dem Katholicismus gut auskommen, nicht aber seine Glaubenspartei, die Utraquisten, katholisch machen wollte, noch durfte. Das aber erwartete Rom; in dieser Voraussicht hatte P. Calixtus noch vor der Wahl an Georg, als „den geliebtesten Sohn" geschrieben, in dieser Annahme gebot sein Nachfolger, Pius II. (Enea Silvio), den katholischen Ständen, den Deutschstädten Mährens, Olmütz, Brünn, Iglau, Znaim, vor Allem den widerspenstigen Breslauern, Gehorsam und Huldigung dem neuen König zu leisten, ja die Sendboten der Curie mußten hören, wie man in diesem Vororte Schlesiens bitter klagte, als frommgläubige Schäflein dem „bösen ketzerischen Wolfe, Girsik" (Georg Podiebrad) in den Rachen geschoben zu werden; Rom verlangte aber auch stets mahnender und vorwurfsvoller die Gegenleistung, es bestand auf jenem Obedienzeide als auf seinem Scheine, den K. Georg einlösen müsse.

Und in der That hütete sich der utraquistische König, dieses Mißverständniß bei Zeiten aufzuklären, Klarheit in das absichtlich geschaffene Zwielicht jener Gehorsamserklärung zu bringen, und dieses Hinterhältige, wie politisch gerechtfertigt es auch erscheinen mag, mußte sich rächen. K. Georg wollte den Sturm verzögern, abschwächen und ablenken, mit doppelter Heftigkeit überraschte er den Klugen und warf alle künstlichen Schutzwände über den Haufen.

Zwischen dem 7. Mai 1458, als Krönungstage, und dem August des Jahres 1462, da sich dieser heftige Umschwung ankündigt, liegt die Zeit der politischen Siege, der diplomatischen Triumphe des Böhmenkönigs, eines Meisters in dem, was man die Staatskunst des Vermittelns und Entzweiens, Schaukelpolitik, nennt.

Mährens katholische Gegnerschaft, auch die Deutschstädte müssen sich fügen, selbst in Breslau kommt es nach langem Sträuben zur bedingten Huldigung (13. Januar 1460); der dortige Bischof Jost, aus dem böhmischen Hause der Rosenberger, rieth den hartnäckigen Breslauern nicht vergeblich gegen den Strom zu schwimmen. Am meisten sichert jedoch K. Georg seine Stellung nach außen, Kaiser Friedrich und Mathias Corvinus gegenüber, durch eine schlaue Ausnutzung der ungarischen Thronfrage.

Denn die Gegenpartei des corvinischen Königs glaubte schon im Januar 1459 handeln zu müssen. Sie kam in Güssingen (Német-Ujvár) zusammen. Außer den schon früher Genannten

finden wir auch Andere bezeichnet, die, obschon Ausländer, durch Güterbesitz der ungarischen Adelsschaft angehörten, so Berthold von Ellerbach auf Monyorokerék, Witowec von Hreben, „Banus von Slavonien“, Ulrich Grafenecker und Andreas Baumkircher, Herr zu Schlaning, Graf von Preßburg.

Ueber die Person des Gegenkönigs war man nicht so schnell im Reinen. Eine Nachricht der Görlitzer Annalen läßt den Böhmenkönig selbst als Candidaten genannt werden; der päpstliche Nuntius berichtet entschieden sachgemäßer, daß es sich um den Sohn Podiebrad's, Heinrich, den in Ungarn, im Hause Ujlaky's, des künftigen Schwiegervaters, nationalisirten Königssohn dabei handelte, und die Worte, „die Barone hörten nicht auf, den König von Böhmen zu bereden, daß er zu ihnen komme und seinen Sohn ihnen zum König gebe“, lassen auf den Ernst, ja die Dringlichkeit dieser Werbung schließen. Daß sich K. Georg, Angesichts dieser lockenden Anträge, eine Zeit lang bedachte, bevor er sie abwies, darf man ihm nicht verargen. Er war jedoch zu klug, um in ein Wespennest politischer Verwicklungen zu stechen, und zog es vor, den jungen Ungarnkönig als künftigen Eidam festzuhalten. Dieser aber, von den schwebenden Verhandlungen der Malcontenten mit Georg Podiebrad gewiß in Kenntniß gesetzt, mußte innerlich um so abgeneigter dem durch die Verhältnisse aufgezwungenen Ehebande werden.

Die Gegner des Corvinen wenden sich nun an K. Friedrich III., der, mit der ungarischen Reichskrone, als langjährigem Pfande, auch die Ansprüche auf das Karpathenreich festhielt. Schrieb er doch im Mai 1458 an die Oedenburger, „er werde sobald als möglich in das Königreich sich fügen und der Krönung allda nachkommen“. Den 17. Februar 1459 wählt man zu Güssingen den Habsburger. Bei seiner Partei fand sich später auch Jiskra von Brandeis ein (1461), der früher in Polen den Thron Ungarns erfolglos angeboten hatte und um so entschiedener dem Corvinen abgeneigt war, je mehr der junge König mit den böhmischen Söldnerrotten Oberungarns aufzuräumen entschlossen war und dem Brandeiser den Boden seiner bisherigen Machtstellung entziehen wollte (1460). Die vierundzwanzig Wähler verkünden das Ergebniß der Wahl Friedrich's „des Verwandten des heimgegangenen K. Ladislaus“ dem Ungarnvolke. In Stuhlweißenburg konnte es allerdings nicht zur Krönung kommen. Sie wurde am 4. März 1459 durch den Salzburger Erzbischof zu Wiener-Neustadt vollzogen und die Eile, die bei dem Allen K. Friedrich, wider

alles Erwarten, an den Tag legte, schien zu beweisen, daß er es sehr ernst mit der Sache nahm.

Indeß zeigte es sich nach dem ersten Zusammenstoß der Parteien in dem Treffen bei Körmend (7. April) sehr bald, daß dieses Gegenkönigthum, abgesehen von dem ersten zweifelhaften Erfolge, nicht durchgreifen könne. Friedrich selbst war eine unkriegerische Natur, sein Anhang lichtet sich bald, die Curie, trotz aller persönlichen Ergebenheit P. Pius' II. für den Habsburger, zeigt sich, mit Rücksicht auf die Türkenfrage, dem jugendlich kühnen Mathias geneigt, und ihr Legat arbeitet offen für den Corvinen. Da entschließt sich der Kaiser, den **Böhmenkönig** für seine Sache zu gewinnen und bietet dem schlauen Nachbar eine erwünschte Gelegenheit, sein eigenes Thronrecht vor den Ansprüchen der Habsburger zu sichern, durch Scheinversprechungen den Kaiser sich zu verpflichten, seiner Gönnerschaft und Anerkennung des eigenen Königthums sicher zu werben und Mathias, den zögernden Bräutigam seiner Tochter, mit der Drohung einer solchen Allianz zum raschern Entgegenkommen anzutreiben.

Diese Allianz tritt schon in dem vertraulichen Schreiben Podiebrad's vom 15. Juni 1459 an den Kaiser zu Tage, und darauf bezieht sich der geheime Brief Friedrich's an den Böhmenkönig vom 26. Juli, worin er erklärt, alle seine Angelegenheiten im deutschen Reiche, in Ungarn und überall sonst mit Rath und Einsicht K. Georg's ordnen zu wollen. In einem officiellen Schreiben vom 20. Juli spricht der Habsburger von seiner Reise nach Brünn und stellt das Begehren an den Böhmenkönig, mit den bei ihm anwesenden Gesandten K. Mathias' um den Frieden zu handeln.

Mathias und seine Rathgeber verkannten keinen Augenblick die Gefahr einer Annäherung K. Friedrich's und K. Georg's und bemühten sich, je festere Gestalt diese Annäherung gewann, dem Böhmenkönig ihrerseits entgegenzukommen. Officiell waren sie der Friedenshandlung willen bei K. Friedrich erschienen und reisten dann nach **Brünn**, in Mähren, wo zum Erstaunen aller Welt, 1459, den 30. Juli, der deutsche Kaiser als Gast des Böhmenkönigs erschien. Die hier am 2., 4. August zwischen Friedrich und Georg abgeschlossenen **Verträge** betrafen schon die eventuelle Eroberung Ungarns, die Theilung der Einkünfte, und doch war es dem Böhmenkönig sehr wenig Ernst damit. Der Kaiser verzichtet, so lange K. Georg lebt, auf den böhmischen Thron; er belehnt Podiebrad und legitimirt so dessen Königthum, er beweist ihm vor aller Welt seine Huld, das ist, was Georg nach einer Seite hin verlangt.

Andererseits läßt ihn als „Schiedsrichter" in dem ungarischen Handel K. Mathias seiner bestnachbarlichen Gesinnung versichern, die Vollziehung der Ehe mit der böhmischen Königstochter zusagen; das ist das Zweite, was K. Georg herbeiführen will. Und so ist es der Habsburger Friedrich, der getäuscht, mit leeren Händen dastand. Der römische Stuhl, der durch den Mantuaner Congreß (1459, November) Alles für den Türkenkrieg begeistern will, bietet 1460 Alles auf, um zwischen dem Habsburger und dem Corvinen Frieden zu machen. Ja, auch der Böhmenkönig hatte nicht gesäumt, dem Papste durch das Angebot der bestmöglichen Unterstützung dieses Plans zu schmeicheln und ihn für sich zu gewinnen.

Ueberhaupt nahm seit dem Frühjahre 1459 der Böhmenkönig eine immer gefestigtere Stellung ein. Auf dem ersten Fürstentage zu Eger (1459, Ende April) kam es zum Freundschaftsbunde und zur Verschwägerung mit Sachsen. Die zehnjährige Königstochter Zdenka wurde dem Herzoge Albrecht von Sachsen angetraut, Prinz Heinrich, dessen ungarische Verlobung sich wieder gelöst hatte, als Bräutigam der Tochter Herzog Wilhelm's von Sachsen verkündet. Aber auch der brandenburger Markgraf Friedrich und sein Bruder Albrecht Achilles nähern sich dem Böhmenkönig, und es kommt zur böhmisch-brandenburgischen Erbeinigung.

Aber ungleich bedeutsamer erscheint die Beziehung des Böhmenkönigs zur kaiserfeindlichen oder antifridericianischen Partei im Reiche, deren Führer, der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der „böse Fritz" und der Trierer Jakob Sirk, nach des Letztern Tode dann Dietrich, Erzbischof von Mainz, jene Opposition der fürstlichen Oligarchie bilden, welche seit 1454 besonders auftritt und am Reichstage zu Wiener-Neustadt die Losung: Reichsreform! auf ihre Fahne schrieb. Auch Ludwig, der bayerische Wittelsbacher, der „Reiche", gehörte dazu, während der Hohenzoller, Albrecht Achilles, — „der Fuchs Deutschlands" (vulpes Germaniae) von den Gegnern genannt, — durch die Feindschaft mit den Wittelsbachern immer mehr Anlaß hatte, sich an den Kaiser zu schließen und dessen Gunst auszuwerthen bemüht war. Schon seit September 1454 galt er als gut kaiserlich, erscheint als kaiserlicher Hofmeister, Hofrichter und Hauptmann und arbeitet bald an der Bildung einer kaiserlichen Partei.

Im Hochsommer 1460 jedoch, zu welcher Zeit ihn die bayerisch-wittelsbachische Uebermacht zum Frieden gezwungen hatte und der Kaiser dem zusah, wurde Markgraf Albrecht unwirsch, und das war die Zeit, in welcher auch an ihn die Lockungen der böhmischen Po-

litik in der deutschen Reichsfrage herantraten. K. Georg, der Meister im Vermitteln, hatte nicht bloß seine diesfälligen Dienste den deutschen Reichsparteien angetragen, er war auch bemüht, für sich selbst eine Partei unter den deutschen Fürsten zu bilden. Ein Hauptagent K. Georg's in dieser Richtung war Martin Meyer aus Heidelberg, kurmainzischer, dann bayerisch-Landshuter Rath; doch noch andere deutsche Fürstenräthe wußte Podiebrad für sich zu gewinnen; ja, auch der vielbekannte und geschäftstüchtige Gregor von Heimburg erscheint bald in den Diensten des Böhmenköniges. Auch Anton Marini aus Grenoble muß als Rath K. Georg's erwähnt werden, obschon er vorzugsweise in Fragen staatlicher Oeconomie zu Rathe gezogen wurde. Ihm gehört der Plan eines allgemeinen christlichen Fürstenparlamentes an. Das Meiste der deutschen Geschäfte lief durch Meyer's Hände, der die Reform und Einheit des Reiches verfocht und ihm in der Person des Böhmenkönigs ein angesehenes, mächtiges Haupt geben wollte. Allerdings hatte er zunächst den Herzog Philipp von Burgund, später auch den Erzh. Albrecht VI. von Oesterreich hiefür auserschen (1456); nun kam Georg Podiebrad an die Reihe.

Dieses Project eines deutschen Fürstenbundes mit Georg Podiebrad an der Spitze berührt sich mit dem Plane eines neuen allgemeinen Concils; sein Hauptförderer war der von der Curie abgesetzte Mainzer Bischof Dietrich, und Karl VII. von Frankreich schien ein Gönner dieses Plans. Albrecht Achilles wußte von den im Sommer 1460 zu Prag angeregten „Praktiken"; Meyer bearbeitete die Fürsten auf den Tagen zu Bamberg und Nürnberg. Mit den Wittelsbachern schließt K. Georg feste Einungen; das Angebot der Reichshauptmannschaft an den Pfälzer, der Reichshofmeisterstelle an Ludwig, den Reichen, von Bayern-Landshut, soll sie dem Plan des Böhmenkönigs geneigter machen. Als es aber zum zweiten Egerer Fürstentage kommt (Februar 1461), den auch der Burgunder beschickt, zeigt es sich doch schließlich, daß man sich gegenüber allen Ueberredungskünsten der Wortführer K. Georg's — er sei der rechte Mann zur Führung des Turkenkriegs und zur Reichsreform, also der deutschen Königskrone würdig — theils unentschlossen, theils kühl ablehnend verhält.

Man klagte und schmähte wohl in diesen Kreisen gerne über die Unthätigkeit, Sorglosigkeit und Familienpolitik des kaiserlichen Hauptes, aber vor dem entscheidenden Schritt, den „hussitischen" Böhmen als König des hl. römischen Reichs deutscher Nation zu

bestellen und den Kaiser hinauszudrücken, schien denn doch allzu bedenklich. Die Betheiligten merkten zu deutlich die Selbstsucht heraus und wurden verstimmt; überdies ärgerte es namentlich die Hohenzollern nicht wenig, daß bei dem Handel vor Allem ihre Gegner, die Wittelsbacher, den Löwenantheil erhalten sollten. Daher lehnt der Kurfürst von Brandenburg die Einladung, nach Eger zu kommen, höflich ab, und obschon am Nürnberger Reichstage den der Mainzer einberief, wieder ein oppositioneller Anlauf gegen den Kaiser und Papst versucht wurde und auch Albrecht Achilles damals noch mit Friedrich III. zu schmollen schien, kam es dennoch nicht zum festen Abschluß eines gegenkaiserlichen Kurvereins. Denn gerade Albrecht Achilles arbeitet in aller Stille den Plänen K. Georg's und der Wittelsbacher entgegen. Er warnt den Kaiser, er mahnt denselben zu thatkräftigem Einschreiten, allerdings mit Rücksicht auf die eigene Gefahr vor den Wittelsbachern, er bringt die kaiserliche Kriegserklärung vom 13. Juli 1461 wider Ludwig von Bayern zuwege. Aber die Wittelsbacher gewinnen gegen Albrecht, den „Reichsfeldhauptmann", das Spiel und der Hohenzoller muß froh sein, daß K. Georg, als Verbündeter der Wittelsbacher, der Absicht ferne steht, Albrecht Achilles und seinen Bruder, den Kurfürsten von Brandenburg, empfindlicher zu schädigen.

War nun auch dem Böhmenkönig der Plan mit der deutschen Königswürde nicht geglückt, so stand er doch auch im nächsten Jahre als wichtigster Schiedsmann da in den verwickeltsten Händeln des Reiches und konnte sich gewissermaßen der Führung Deutschlands rühmen. Denn als der Pfälzer bei Seckenheim und Ludwig von Bayern-Landshut bei Giengen (30. Juni, 19. Juli 1462) über die kaiserliche Partei im Reiche gesiegt hatten, trat K. Georg zwischen die streitenden Mächte. Er hatte auch einen besondern Anlaß, sich den Kaiser zu versöhnen und zu verpflichten. Denn im Spätsommer desselben Jahres vollzog sich sein Bruch mit dem römischen Stuhle.

Rom hatte auf den Vollzug des Krönungseides Georg Podiebrad's mit wachsender Ungeduld gewartet, schon der Empfang der beschwichtigenden Botschaften K. Georg's durch Pius II. bewies, daß der Papst keine andere Einlösung dieses Eides anerkenne, als die Wiedervereinigung des „hussitischen" Böhmens mit der katholischen Kirche. Die Sendung des schneidigen Dalmatiners Fantin de Valle, Procurators der böhmischen Nation zu Rom, als Legaten nach Prag, soll den König zur Entscheidung drängen. Fantin's Rücksichtslosigkeit führt zu einer heftigen Scene. Denn eine

solche Anklage im Angesichte der Stände erregte mächtig den sonst ungemein kaltblütigen König. Der Legat wird als pflichtvergessener Procurator und Beleidiger der königlichen Majestät in Haft gebracht, Prokop von Rabstein, als zweideutiger Unterhändler Podiebrad's in Rom, seines Amts enthoben und eingekerkert. Es war ein verhängnißvoller Tag (14. August 1462), denn schon die rasche Entfernung des katholischen Zdenko von Sternberg und des Breslauer Bischofs Jost vom Prager Hofe kündigte die gegnerische Haltung der katholischen Reichspartei an.

Allerdings bietet K. Georg Alles auf, um den losbrechenden Zorn des römischen Stuhls zu beschwören; am 27. October 1462 wird Fantin de Valle freigelassen und bis Regensburg mit sicherm Geleite entsendet, vor dem Papste der Vorgang thunlichst gerechtfertigt; aber Rom rüstete zur offenen Fehde gegen den meineidigen König, und darin, daß Pius II. die über diese Wendung der Dinge jubelnden Breslauer der Unterthanspflicht entband, lag der Fingerzeig, daß die Curie die Grundlagen des Königthums Georg Podiebrad's untergraben wolle. Bannfluch und Interdict bereiten sich vor. Angesichts dieser nicht zu unterschätzenden Gefahr wollte K. Georg den Kaiser sich zum Freunde machen, den er durch seine Einmischungspolitik in die österreichischen Wirren, durch seine Verbindung mit Herzog Albrecht VI. und nicht minder durch die Umtriebe in Deutschland gereizt hatte. Die bereits erzählte Befreiung des Kaisers aus seiner Nothlage in Wien (November 1462) und die schlaue Taibung zwischen ihm und seinem Bruder, ließ den König von Böhmen als Retter des deutschen Reichsoberhaupts und Friedensstifter erscheinen, und Friedrich III. ließ es an Gnadenurkunden für Georg Podiebrad und dessen Söhne nicht fehlen. Ja, der Habsburger verwendete sich auch für den Böhmenkönig beim Papste und lähmte jedenfalls die entscheidendsten Maßregeln desselben. Denn sein Wort hatte bei der Curie Gewicht. Nicht ohne Sachkenntniß, wenngleich etwas hyperbolisch, schrieb Gregor von Heimburg bei solcher Gelegenheit, der Kaiser sei des Papstes mächtig, „wie vier Windspiele eines Hasen".

So schien K. Georg, trotz des Zusammenstoßes mit Rom und der Anzeichen eines katholischen Gegenbundes in seinem Reiche, in fester und gedeckter Stellung. Er konnte sich sagen, daß er über die Compactaten hinaus, jede neue Sectenbildung mit Strenge verfolgte, daß er jeder Ausschreitung der Utraquisten wehrte und dem verbitterten, jetzt doppelt antikatholischen Rokyczana seinen Eigensinn öffentlich mit scharfen Worten verwies (1462, 17. September),

in Böhmen und Mähren galt sein Wille, auch in Schlesien, Breslau ausgenommen, dachte man nicht im entferntesten an offenen Abfall. Mit Kasimir von Polen hatte Georg gutnachbarliche Freundschaft geschlossen, im Reiche stand sein Ansehen hoch und man nahm (1462, November) die böhmische Vermittlung auf kaiserlicher und gegnerischer Seite an. Den Herrscher Ungarns, eingekeilt zwischen die Anfeindungen seines Thronrivalen, K. Friedrich's, den Türkenkrieg und die Kämpfe mit den böhmisch-mährischen Brüderrotten und Jiskra von Brandeis, hatten die Schachzüge der Politik Georg's zu den Trentschiner Abmachungen vom Jahre 1461 gedrängt. Er schloß nun die endgültigen Vereinbarungen mit dem Böhmenkönig, und Ende Mai reiste die böhmische Braut zur prunkvollen Vermählung nach Ofen.

So waren die beiden Nachbarn und nationalen Wahlkönige Böhmens und Ungarns in das Verhältniß von Schwiegervater und Schwiegersohn getreten, und K. Georg meinte ihre beiderseitige Politik nach seinem Richtmaße fortan lenken zu können. In der That verband sich K. Mathias mit seinem Schwäher und Erzh. Albrecht VI. (1462, 10. April) wider den Kaiser, während Jiskra von Brandeis auf des Letztern Seite focht. Aber Podiebrad täuscht sich über die Stärke und Dauer jenes Ehebandes und seines politischen Einflusses auf den Eidam. Die durch Umstände erzwungene Ehe zwischen dem feurigen Ungarnkönig und der überaus jungen, der Schwindsucht hinneigenden Tochter Georg's, ging freudenlos und unfruchtbar einem nahen Ende zu; der königliche Sinn des Corvinen rang aber nach der Politik der freien Hand. Als er, gefördert durch die Allianz mit Böhmen, die böhmisch-mährischen Brüderrotten ganz bewältigt und Jiskra von Brandeis bewogen hatte, nach Abschluß des Grazer Friedens mit dem Kaiser, gegen günstige Bedingungen das Königthum des Corvinen anzuerkennen (1462, Sommer), hatte er eben die Hände frei und war durchaus nicht gewillt, sich in das Schlepptau der böhmischen Politik nehmen zu lassen. Allerdings gelangte er nicht vor dem Sommer 1463 in den wirklichen Besitz der ungarischen Reichskrone, aber die Vertragspunkte mit dem Kaiser waren mit päpstlicher Vermittlung längst geordnet; Mathias' lebenslängliches Königthum anerkannt, dagegen 60,000 (80,000 ?) Goldgulden als Lösegeld für die Krone nebst dem Besitze der ungarischen Grenzorte Forchtenstein (Fraknó), Kobelsdorf, Eisenstadt (Kis-Márton), Güns (Kőszeg) und Rechnitz (Rohoncz) und der Weiterführung des ungarischen Königstitels dem Habsburger zuerkannt worden.

Als Mathias Corvinus die **Walachei** gezüchtigt (1462) und nach der Türkischwerdung **Bosniens** (1463) eine der Hauptfestungen, Jaicza, erobert hatte (1464), ließ er sich den 29. März 1464 zu **Stuhlweißenburg** die Krone des hl. Stephan auf's Haupt setzen. Es war dies zur Zeit, als die Gemahlin des Königs bereits aus dem Leben geschieden war und das äußerliche Band zerriß, das den Corvinen mit Georg Podiebrad verknüpfte. Schwer empfand dies der Böhmenkönig, denn er ahnte die nachtheilige Wandlung seiner politischen Verhältnisse zum Ungarnreiche. Als im März 1464 der Bevollmächtigte K. Georg's, **Marini**, am Hofe des Corvinen erschien, um denselben im Namen seiner Herren, des Böhmenkönigs und **Ludwig's** XI. von Frankreich, für das Waffenbündniß Frankreichs, Polens und Böhmens gegen den Erbfeind der Christenheit, den Türken, als den Kern einer **allgemeinen christlich-europäischen Staatenconföderation**, zu gewinnen, lehnt dies der Kanzler Várdai im Namen Mathias' kühl ab und nicht ohne Seitenhieb gegen die Eigenmächtigkeit des Böhmenkönigs. Er müsse sich vorerst mit den Venetianern, seinen Bundesgenossen, und den beiden Häuptern der Christenheit, dem Papste und dem Kaiser, darüber in's Einvernehmen setzen. Das Angebot einer zweiten Tochter Podiebrad's erledigt der Corvine mit der feinen Erklärung: „Anstandsgefühl und löbliche Sitte verböten ihm, sich schon jetzt zu erklären. Da göttliche Fügung die Wittwerschaft über ihn verhängt, so wolle er auch für jetzt darin beharren, und erst nach einiger Zeit das erwägen, was ihm zuträglich sein dürfte."

Nichts desto weniger kam es den 15. April zum **Ofener** Bündniß zwischen Ungarn und Böhmen, aber es war dies nur eine auf gut Glück und für momentanes Bedürfniß abgeschlossene Allianz, die das gegenseitige Mißtrauen nur verdecken, nicht bannen sollte.

1464, den 15. Juli, war die Bulle des Papstes Pius II. erschienen; Rom holte zu einem neuen Schlage wider den Böhmenkönig aus. Er soll sich, als der Ketzerei angeklagt, binnen 180 Tagen vor dem Stuhle Petri verantworten. Der Papst erlebte nicht mehr die Wirkung dieser Vorladung; Pius II. starb schon den 15. August vor Ancona. Voll Hoffnungen hatte er einem Kreuzzug gegen die Türken entgegengeblickt, aber ihr Scheitern erleben müssen. Schwer erkrankt, erlebte er noch das Einlaufen der venetianischen Galeeren. Aber der Kreuzzug, im Bunde mit dem Ungarnkönig geplant, unterblieb. Pius II. war im Kerne [illegible]

Wesens milde und nachgiebig, soweit es die Traditionen der päpstlichen Politik zuließen.

Andern Schlages war sein Nachfolger Paul II., der Venetianer Pietro Barbo, entschlossener, härter, unbeugsamer. Das sollte der Böhmenkönig bald erfahren. Allerdings schien auch jetzt noch eine Beschwichtigung des Sturmes möglich. Der Kaiser, der die Verbreitung der Bulle vom 15. August gehindert, vermittelt auch jetzt noch; der gemäßigt denkende Bischof von Breslau, Jost, der Rosenberger, dem Olmützer Kirchenfürsten Protasius gesinnungsverwandt, übernimmt eine Botschaft an das neue Oberhaupt der Christenheit, und Paul II. läßt sich herbei, die Entscheidung des böhmischen Handels dem in Wien verweilenden Legaten Rudolph, Bischof von Lavant, zuzuweisen. Alles aber hing an einem dünnen Faden, kündigte eine Katastrophe an. Der Aufstand des trotzigen Heinrich von Lichtenburg auf Böttau und Zornstein in Mähren, des persönlichen Todfeindes K. Georg's, unter der Maske eines der katholischen Kirche ergebenen Ketzerfeindes, der Streit zwischen dem römisch-gläubigen Verweser des Prager Erzbisthums, des Leitmeritzer Propstes Hilarius, mit Rokyczana, endlich die Bildung des katholischen Herrenbundes wider K. Georg, schon vom Ende 1464 an im Zuge, obschon erst im Herbste 1465 förmlich abgeschlossen; all' diese Ereignisse und das Drängen der Breslauer wider ihren „Erzfeind Girsik" mußten dem zuwartenden Papste den Bannstrahl in die Hand drücken, denn er hielt sich nun für berufen, zu Gunsten der bedrängten Kirche und ihrer Gläubigen wider den halsstarrigen Hussiten rücksichtslos vorzugehen.

Allerdings meinte Bischof Protasius vom Aufstande des Lichtenburgers, die Sache des Herrn von Böttau habe mit dem Glauben wenig zu schaffen und Rom möge sich hüten, in diesem merkwürdigen Handel Partei zu nehmen; nichts desto weniger mahnte der Legat von Wien aus den Böhmenkönig in drohender Weise von Feindseligkeiten gegen den Lichtenburger ab, und als Georg Podiebrad, schon um des landesfürstlichen Ansehens willen, den Empörer zu züchtigen sich entschloß und den Zornstein brach, stand er um so schwärzer im Schuldbuche der Curie. Aehnlich verhält es sich mit dem Abfall Zdenko's von Sternberg, des vormaligen Günstlings Podiebrad's, und mit der Bildung des katholischen Herrenbundes unter dessen Führung. Nicht die Kränkung des katholischen Bewußtseins drängt den Sternberger in's gegnerische Lager; es ist der Kitzel des Ehrgeizes, an die Spitze der Feudalherrlichen oder hocharistokratischen Opposition gegen das stramme königliche Regi-

ment zu treten. Denn die Anklagen dieser Partei vom 23. September 1465 wider die Eigenmächtigkeiten der Krone bedeuten nichts Anderes, als das sich Aufraffen einer durch vieljähriges Parteiwesen im Selbstgefühle erstarkten Oligarchie gegen die auf Alleingeltung planvoll hinarbeitende Monarchie eines Emporkömmlings aus ihrem Kreise. Die „Landesherren" rühren sich gegen den „Landesfürsten" und der Katholicismus ist mehr Parteifarbe als Parteiwesen der „Grünberger Verbindung", wie man die Coalition nach dem Ausstellungsorte ihres Bundesbriefes vom 28. November 1465 nennen konnte. Längst war die entscheidende Losung für diesen Herrenbund gefallen. Schon am 2. August desselben Jahres ward „Georg von Podiebrad, so sich einen König von Böhmen nennet," durch die Cardinäle, die seinen canonischen Proceß führten, binnen 180 Tagen vor den römischen Stuhl gefordert worden. Aber es sollte mit dieser Sentenz nicht wieder sein Bewenden haben, wie mit der Citation vom 15. Juli 1464. Denn ihr folgte diesmal auf dem Fuße die der Entscheidung vorgreifende Bannung K. Georg's und seines Anhangs. Vergebens bietet der Böhmenkönig alle seine diplomatischen Künste, Martin Meyer und Gregor von Heimburg ihre Federtüchtigkeit, Ludwig von Bayern seine Fürsprache bei der Curie auf. Als der böhmische Sendbote am 24. October das Schreiben seines Herrn nach Rom überbrachte und denselben König nannte, warf Paul II. den Brief zürnend zu Boden und fuhr den Abgesandten gröblich an. Die Würfel waren nun einmal gefallen. Die Curie richtet nach allen Seiten Zuschriften, in denen K. Georg's Verdammung begründet wird, sie sucht überall Bundesgenossen, besonders an Ungarn und Polen und verstärkt im December desselben Jahres ihre Maßregeln gegen den unverbesserlichen Ketzer.

K. Georg nahm mit schwerem Herzen, aber gefaßten Muthes den Kampf um die Wahrung seiner Krone auf. Rührten sich weder Polen noch Ungarn für die päpstliche Kriegserklärung, so konnte es ihm gelingen, mit der katholischen Gegnerschaft im eigenen Reiche fertig zu werden. Den Kaiser und die deutschen Fürsten brauchte er bei ihrer Stellung zu ihm und gegen einander nicht zu fürchten. Polen zeigte sich nicht gewillt zum Waffengang gegen den „Ketzer"; anders stand es in Ungarn, dessen König die halb tadelnde, halb schmeichelnde Zuschrift des Papstes — das Herbe galt der Lauheit seiner Kriegsführung wider den Türken, das Süße der Aufmahnung gegen Georg Podiebrad — den 2. October mit Ausführungen beantworten ließ, welche deutlich genug seine Willfährigkeit bezeugten,

mit Böhmen anzubinden. „Ehemalige Bündnisse, die aus besonderen Umständen erwuchsen, und die der heilige Stuhl, wie er wohl wisse, aufzulösen befugt sei, würden ihn in seinem Vorhaben ebenso wenig als irgend eine Fürstenmacht hemmen. Dem Gebote des heiligen Stuhles gemäß habe er schon mit furchtbareren Feinden gekämpft. Gelte es nun den Kampf wider die Böhmen, gelte es den wider die Türken, immer seien Mathias und Ungarn bereit. So weit seine und des Reiches Kräfte reichten, seien und bleiben sie Sr. Heiligkeit und dem apostolischen Stuhle geweiht." Diese Sprache war deutlich und verschleierte kaum die brennenden Eroberungsgelüste des Ungarnkönigs.

Den ehemaligen Schwiegersohn auf gütlichem Wege abzuwehren, bot der Böhmenkönig Alles auf. Auch Gregor's von Heimburg Correspondenzen mit Bischof Vitéz und dem Graner Erzbischof hatten diesen Zweck. Es schien nun allerdings, als mache der Protest K. Georg's (vom 28. Juli 1466 do. Glaz) wider seine Verdammung durch den Papst, ohne Verhör und Urtheil, Eindruck, denn er sandte das Schriftstück an Paul II. mit bezüglichen Vorstellungen. Dies war jedoch mehr nur diplomatisches Anstandsgefühl; denn deutlich genug äußert sich das Bestreben des Corvinen, einen Streit mit dem Böhmenkönig herbeizuzerren. Das erweist seine Haltung in den Grenzfehden und Räubereien einzelner böhmischer Großen und der hussitischen Brüderrotten, die nicht bloß Ungarn und Oesterreich, sondern auch Polen heimsuchten, wobei der Böhmenkönig Alles aufbot, um dem Corvinen jeden Grund berechtigter Anklagen zu entziehen. Andererseits wollte wieder Mathias, so lange ihm das gefährliche Freibeuterwesen, das „Zebrakenthum" („Bettlerthum") der herrenlosen böhmisch-mährischen Brüderrotten zu schaffen machte, den Rücken vor Böhmen gedeckt haben. Dies entnimmt man am besten dem zuckersüßen Schreiben des Graner Primas und Kanzlers vom 19. December 1466, worin dem böhmischen Hof versichert wird, das Herz des Ungarn-Königs sei so voll Liebe, daß Georg Podiebrad an ihm in den Tagen des Unglücks „einen Bruder und Helfer finden könne". Nur möge er den verbrecherischen Freibeutern oder Brüderrotten keinen Vorschub leisten. Aber der Honig solcher Worte verdeckte nur schwach die Galle der Gesinnung. Daß Mathias über kurz oder lang wider ihn zu den Waffen greifen werde, darüber konnte K. Georg nicht sonderlich in Zweifel sein.

Er war auch inne geworden, daß Kaiser Friedrich der gegnerischen Strömung sich hingebe; allerdings nicht ohne Veran-

lassung von böhmischer Seite. Denn das alte Spiel der verdeckten Einmischungen und Praktiken im Lande Oesterreich hatte Georg Podiebrad nie aufgegeben; er bediente sich dessen gewissermaßen wie eines Sicherheitsventils. Aber dem Kaiser entging dies denn doch schließlich nicht und auch das verheerende Einbrechen der Brüderrotten nach Oesterreich schrieb er theilweise auf Rechnung seines königlichen Nachbars. — Nichts desto weniger schien der Papst, Ende 1466, keiner wirksamen Bundesgenossenschaft wider den ketzerischen König sicher. Auf den katholischen Herrenbund war die Curie ohnedies nicht gut zu sprechen. Cardinal Carvajal, einer der entschiedendsten Männer der Action in Rom, gab der Botschaft des Herrenbundes um Unterstützung zur Antwort: „Diese Herren Barone fordern Geld vom apostolischen Stuhle, aber dennoch schrieben sie noch nichts unserm Herrn (dem Papste), daß sie sich um des katholischen Glaubens willen diesem Ketzer (Georg Podiebrad) widersetzt hätten. Sie schicken nämlich bloß einige Abschriften ihrer Verbindungsurkunde, in welchen sich nichts Anderes als das, was ihrem Nutzen förderlich ist, vorfindet." So lagen die Dinge. Der römische Stuhl erwartete den Hauptstoß gegen den Thron K. Georg's von seinen katholischen Reichsständen, diese wieder rechneten auf den von Rom geleiteten Angriff als wesentlichen und entscheidenden Behelf. Und doch war die verhängnißvolle Consistorialsitzung zu Rom vom 23. December 1466 in sehr schwankender Haltung, was weiter zu thun sei, bis Carvajal, der alte und entschlossene Hussitenfeind, die Zweifelhaften und Zagenden zur Erneuerung des Bannfluchs und zum Kreuzzuge gegen den Böhmenkönig, das „räudige Schaf", den Ketzer und Ketzervertheidiger, den Meineidigen und Kirchenräuber, mit den Worten fortriß: „Hilft uns weder der Kaiser, noch der Pole, noch der Ungar, dann, dafür stehe ich, hilft uns Gott aus seiner heiligen Höhe und stürzt das gottlose Haupt."

Die muthigen Worte würden uns besser behagen, wenn sie nicht einen Gewaltact des römischen Stuhles und die Gräuel eines Religionskampfes ankündigten. Die Curie riß wieder kaum vernarbte Wunden auf; Katholicismus und Hussitismus sollen wieder handgemein werden. Bald lesen wir von dem Eifer der Erfurter und Leipziger Universitätsstudenten für den Kreuzzug gegen die verhaßten Böhmen; es bilden sich dann förmliche Ritterschaftsbündnisse zu diesem Zwecke, wie die des Einhorns unter der Leitung Sebastian Pflug's von Rabstein. Dagegen schärfte sich auch wieder die utraquistische Gesinnung, denn die Verwerfung der Compactaten durch das Papstthum und

die Behandlung ihres Königs als Ketzer erregte mächtig die Gemüther der Akatholiken, um so mehr, als K. Georg jedem Uebergriffe utraquistischer Eiferer abgeneigt war und 1467 in ein förmliches Zerwürfniß mit Rokyczana gerieth. „Meister", soll er ihm gesagt haben, „Du hast genug lange gemeistert, laß uns nun auch Meister sein".

Der Kampf beginnt mit 1467, wächst bis 1469 zu seinem Höhepunkte und büßt dann die anfängliche Heftigkeit ein. 1467 ist das Jahr der Einleitung. Noch hat der Ungarnkönig die Hände nicht frei und ist nicht bewehrt genug, um den Waffengang wider K. Georg zu beginnen, aber er bereitet sich zu demselben als zu einer Hauptaufgabe seines Herrscherlebens. Kasimir von Polen läßt sich von der Curie nicht gewinnen, im Gegentheil, er mag nicht glauben, erklärt er dem päpstlichen Legaten, daß ein gesalbter und gekrönter König abgesetzt werden könne. Allerdings sehen wir ihn geraume Zeit schwanken, denn allzu lockend war das Angebot der böhmischen Krone von Seiten der Gegner Podiebrad's. Aber er mißtraute ihrer Sache und bot sich zum Vermittler an; doch müsse man zuvor Bannfluch und Interdict aufheben. Gerade die Haltung des Corvinen bestimmte den polnischen Hof mit Georg Podiebrad gute Nachbarschaft zu halten. Kaiser Friedrich dagegen nimmt Partei gegen den Böhmenkönig; ihm gilt der böhmische Herrenbund als berechtigte, politische Macht. Georg Podiebrad hatte an ihn December 1466, wahrscheinlich durch Gregor von Heimburg, schreiben lassen: „Das also, o Kaiser, ist der Dank für meine Dir erwiesenen Wohlthaten? Das der Dank für die durch meine Hülfe wiedergewonnene Freiheit, als Du in Wien belagert, wie ein Vogel im Käfig saßest?" Friedrich hielt jedoch den Böhmenkönig für jene Dienste gut bezahlt und er hatte auch allen Grund, die Reinheit der Beweggründe jener Hülfeleistung zu bezweifeln. Dem gereizten Notenwechsel folgten später (1468) offene Feindseligkeiten des Erstgebornen K. Georg's, des Prinzen Victorin gegen den Kaiser. Im Kreise der deutschen Fürsten, von denen der Sachsenherzog Wilhelm die meiste Ursache hatte, K. Georgen abgeneigt zu sein und sich um den böhmischen Thron bei der Curie zu bewerben, fanden die Maßregeln Roms wenig Anklang. So hielten die Hohenzollern-Brandenburger nicht bloß an einer unverbrüchlichen Neutralität fest, sondern es läßt dem Bannfluch und Interdict zum Trotz Markgraf Albrecht Achilles seine Tochter Ursula (den 10. Februar 1467) dem drittgebornen Sohn des Böhmenkönigs Heinrich (Hynek) zu Eger heimlich an-

trauen, demselben, dessen Verlobung mit Ujlaky's Tochter gelöst worden war.

Nur langsam sammelte sich buntes, viel verkommenes Miethlingsvolk zum Kreuzheere, das erst im Herbste 1468 Mähren und Böhmen überschwemmte. Die päpstlichen Kreuzzugsbullen begannen besonders seit April 1467 zu wirken. Der Herrenbund organisirte sich förmlich als katholische Liga zum Kampfe gegen K. Georg in der Bundesacte vom 24. April 1467. Ihr traten nun förmlich die Breslauer und ihr Bischof Jost bei. In Mähren gingen die streitbaren Deutschstädte Olmütz, Brünn, Znaim und Iglau voran; auch sie schlossen sich 4. Juni 1467 an den Herrenbund. Die vorwiegend slavischen Landstädte hielten dagegen zu Podiebrad. Der entschiedenste Vertreter der Sache K. Georg's im utraquistischen Adel Mährens war Herr Ctibor von Cimburg auf Tobitschau, der Sohn seines ebenso eifernden Vaters Johann. Dieser warf dem Bischofe Protasius vor, er, der „Kaplan des Königs", vertheidige den Glauben mit dem Schwerte, nach dem Gesetze Mohammed's, nicht nach dem Jesu Christi. In Böhmen arbeitet gegen den König der erzbischöfliche Administrator Hilarius. Ihm schrieb zur Antwort der katholische Riesenburger Wilhelm, man dürfe geistliche und weltliche Dinge nicht vermengen. Hilarius habe ihn aufgefordert, vom Könige abzufallen, dem er doch den Eid der Treue geschworen habe. Der Papst könne nicht eigenwillig gebieten: „Jetzt halte Deinen Eid und jetzt brich ihn."

In Böhmen war K. Georg Herr der Sachlage, in Mähren hatte er gleichfalls eine noch immer starke Stellung; dagegen riß die kriegerische Entschiedenheit Breslau's, des unversöhnlichsten Gegners, Schweidnitz, Jauer und die ganze Oberlausitz mit sich fort und bedrängte das Podiebradische Familienfürstenthum Münsterberg. Aber eben zu viel hatte Breslau gewagt. Sein Bischof Jost von Rosenberg, den leider 1467, den 13. December, der Tod aus dem Leben riß, sprach von Mäßigung und Frieden tauben Ohren. Denn Hieronymus Lando, Bischof von Kreta, der sich mit den anderen päpstlichen Legaten, Rudolph von Lavant, dem von Toricelli und Bruder Gabriel Rangoni in die Arbeit der Kreuzpredigten theilte und seinen Hauptsitz in der allergetreuesten „Papistenstadt" Breslau aufschlug, hetzte zum Kampfe, und Bischof und Legat Cretensis „kiefelten sich darum so schwerlich mit einander", heißt es in einer Hauptquelle jener Zeit, in der Chronik des Breslauer Rathschreibers Meister Peter Eschenloer, daß sie nahezu handgemein geworden wären. Auch der Olmützer Bischof Protasius war

nicht nach dem Sinne und Herzen der Curie, denn auch er gehorchte nur widerwillig und zögernd ihrem Schlachtrufe.

Sicherlich hätte sich die Gegnerschaft im Kampfe mit der überlegenen Macht K. Georg's allgemach verblutet, wenn nicht jetzt K. Mathias mit der ihm eigenthümlichen Thatkraft und Raschheit eingegriffen hätte. Die letzte gefährliche Zebrakenfehde mit den Rotten des Swehla und Ratolecky um Koßtolan in der Neutraer Gespanschaft war längst (1465) mit Erfolg ausgekämpft; was von den Brüdern nicht dem Schwerte zum Opfer fiel, endete am Galgen oder ward von dem harten Kerkermeister Czobor im Ofener Csonkathurme als lästige Brodzehrer eingesackt und in der Donau ertränkt.

Mitten in seinen Rüstungen (1467) gegen Böhmen, erlebte er an dem gefährlichen Aufstande der drei privilegirten Nationen Siebenbürgens ein neues Hinderniß. Es erhoben sich, gekränkt durch die eigenmächtigen Satzungen des Königs, insbesondere auf dem Tolnaer Tage vom Jahre 1463, die Hermannstädter Sachsenstühle, geführt von dem Königsrichter Peter Gräf von Rothberg, die Ungarn unter Benedict Vörös, Suky und Gerèb, und gewiß auch die Székler. Am 18. August 1467 bezeugten zu Kolosmonostor, außer den Vertretern des magyarischen Comitatsadels und der Széklerstühle, die Richter von Broos, Mediasch, Kronstadt und Bistriz im Namen der Sachsen, man wolle den zu Mediasch 1459 aufgerichteten Bund und die angestammten Rechte und Freiheiten gegen K. Mathias als Bedrücker verfechten. Es kam dahin, daß man den Wojwoden Siebenbürgens, Johann, Grafen von Pösing und S. Georgen, auch zum Könige ausrief. Ueberdies standen die Günstlinge des Königs, Emerich und Stephan Zápolya, mit dem Aufstande in Verbindung, welchen auch der moldauer Wojwode Stephan Begdanovič, vielleicht auch der walachische, unterstützte, und welchem nur das Burzenland mit Kronstadt und der Rösner Gau mit Bistriz im entscheidenden Augenblicke fremd blieb. Der König strafte zu Klausenburg mit Strenge den Aufstand. Daß es besonders der Adel Siebenbürgens entgelten mußte, spricht am besten für die allgemeine Betheiligung des ungarischen Adels Transsylvaniens an dieser Erhebung. Auch der moldauer Wojwode wurde mit dem Schwerte heimgesucht, doch erlitt auf diesem Zuge Mathias namhafte Verluste.

Jetzt war sein ganzer Sinn auf den böhmischen Krieg gerichtet. Es bedurfte nicht erst bei Gelegenheit des Erlauer

März-Reichstages 1468, der Werbung des Kaisers um bundesgenössische Hülfe, nicht der katholischen Liga Böhmens, Mährens und Schlesiens durch Bischof Protasius um Unterstützung, nicht der eindringlichen Mahnungen des päpstlichen Stuhles durch Cardinal Laurentius Roborella. Ein verhängnißvoller Wendepunkt im Leben des Corvinen kündigt sich an, die Richtung seiner Eroberer-politik nach dem Westen, das Aufgeben des Türkenkrieges, dessen die Mehrheit der Stände, von dem Kampfe mit Georg Podiebrad nicht erbaut, als eigentlichen und naturgemäßen Regentenzieles, am Erlauer Tage mit Fug und Recht gedachte.

Im Süden lag die Lebensgefahr und Lebensfrage Ungarns; der Gewinn der böhmischen Krone war auch im günstigsten Falle ein zweifelhafter; jedenfalls keine Wohlthat für das Ungarnreich. Aber für einen kriegerischen Geist von so hohem monarchischen Schwunge bot die Aussicht auf eine solche Machtfülle nach Westen hin eine ganz andere Verlockung, als der eintönige, große und kleine Krieg wider den Türken, den der Corvine besten Falles seinen Gebietsgrenzen ferne halten, nie aber in seiner anschwellenden Macht vernichten konnte, wie es der römische Stuhl als idealen Wunsch sich immer vor Augen hielt.

Mit Jubel begrüßte die Curie den wichtigsten Verbündeten, der von Tyrnau aus den Fehdebrief an Georg Podiebrad sandte, zu Preßburg den 8. April 1468 ein Manifest in die Welt gehen ließ, das, wie so oft, verkünden sollte, er sei nur des Glaubens willen, nicht eigennütziger Absichten wegen, bereit, in den heiligen Krieg zu ziehen. Jetzt gab es einen Feind für den Böhmenkönig, der Alles mit sich fortzureißen bemüht war, den Papst zur äußersten Anstrengung, den Kaiser zur Parteinahme, die katholische Liga zur augenblicklichen Lösung der abgeschlossenen Waffenruhe mahnte. Mitte April überschreitet der Corvine die ungarisch-mährische Grenze. Den Kern seines Heeres mit der unentbehrlichen Wagenburg bilden die Reste der hussitischen Brüderrotten, die er noch vor Kurzem bis zur Vernichtung bekämpft hatte, der Söldner vom Kelche, die bereits unter jeder Fahne dienen, für jede Sache die Haut zu Markte tragen, seine bald berühmt gewordene „schwarze Legion", der er seine bedeutendsten Erfolge verdanken sollte. Und eben so treten unter seinen Feldhauptleuten Ausländer in erste Linie, wie der Zeleny, Panisko, Franz von Haag, der Tettauer, die beiden Haugwitz, der weiße und schwarze, und Andere mehr.

An 16,000 wohlgerüstete Leute mit trefflichem Zeug bringt der Ungarnkönig mit. Proviantmangel nöthigt den Böhmenkönig,

nachdem sich beide Gegner vor Znaim lange beobachtend gegenüber standen und Podiebrad das verschanzte Ungarnlager erfolglos angegriffen hatte, zum Rückzuge nach Böhmen. Nun entspinnen sich Kämpfe zwischen dem Corvinen und den Söhnen Podiebrad's vor Trebitsch. Immer wüster wird der Kampf, denn Haufen von Kreuzfahrern, mit den katholischen Ligisten verbündet, brechen in die Lande K. Georg's ein und begehen unmenschliche Gräuel. Die Friedensbesprechung beider Könige im Lager vor Brünn ist erfolglos (24. Juni). Podiebrad muß insbesondere Böhmen zu decken bemüht sein; die Kreuzfahrer werden auch von den Königlichen bei Klattau (22. October 1468) auf's Haupt geschlagen und in die Flucht gesprengt. Bald machte sich auch der Groll der Ligisten über das grausame Kreuzfahrervolk in blutigen Auftritten Luft. Als ein deutscher Söldner einer Ketzerin die Hände abhieb, die sie zur Vertheidigung ihres Kindes vorhielt, schlug ihn einer von den Leuten des Sternbergers nieder; die Reisigen eines andern Ligistenführers, des Hasenburgers, sollen die „Kreuzer“ genöthigt haben, „ihre Kreuze aufzuessen“. Viel übertrieb das Gerücht, doch gab es der Gräuel genug, und an Thaten reichlicher Vergeltung wird es nicht gefehlt haben (1469—1470).

Mathias strebte nach einer stärkern Einigung der Machtmittel. Auf die Werbung seines damaligen Bundesgenossen K. Friedrich's an die deutschen Reichsfürsten um Hülfeleistung gegen den Ketzerkönig (1468, 23. August) war eben nicht viel zu bauen; der Kaiser selbst bereitete sich zu seiner zweiten Romfahrt und hegte ganz andere Gedanken als den der hingebenden Förderung des corvinischen Eroberungs- und Großmachtplanes. Der Habsburger hielt sein „Erbrecht“ auf Böhmen und Ungarn fest und die Annahme des Titels „Stellvertreter des Böhmenkönigs und Markgrafen von Mähren“ durch Mathias beunruhigte ihn, denn es war dies nur Verbreitung der Annahme des vollen Gegenkönigthums.

Das Kriegsjahr 1469 brachte Mathias bei seinem Einbruche nach Böhmen, in Winterzeit, im Wilamower Walde (Ende Februar), durch die kluge Einschließung von Seiten seines Gegners, in die Gefahr, mit seinem Herrn gefangen oder vernichtet zu werden. Mathias zog sich durch seine Friedensbotschaft an K. Georg aus der Schlinge. Georg bot die Hand zur Verständigung; er glaubte so vielleicht den Gegner zu entwaffnen. In dem erfundenen Histörchen der czechischen Tradition von dem Betruge des Ungarnkönigs an Georg Podiebrad mit dem Lösegelde verübt und seiner frechen Entschuldigung: „ich bin kein ungarischer, sondern walachischer

König; einem Ungarn aber traue nur dann, wenn er das dritte Auge an der Stirne hat", spiegelt sich der Groll des utraquistischen Böhmens über die weiteren Feindseligkeiten und die ehrgeizige Selbstsucht des Corvinen. Die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen beiden Königen zu Kohlen-Pribram hatten nicht bloß die Unterbrechung des Krieges bis zum 3. April und weiterhin zum Zwecke, sondern sie bildeten möglicherweise den Ausgangspunkt eines gänzlichen Umschwunges der Tagesfrage.

Bevor K. Friedrich die zweite Romfahrt antrat, entschieden mit der Absicht, sich sein Recht auf Ungarn und Böhmen durch den Papst wahren zu lassen, wollte und mußte er für die Sicherheit seiner Länder sorgen. Er hatte die Rache des Böhmenkönigs und die verborgenen Pläne des Corvinen zu fürchten. So glaubte er gerade durch einen Beweis besten Vertrauens und durch weitgehende Versprechungen dem ungarischen Könige die Hände zu binden. Er übertrug für die Zeit der Abwesenheit das Land Oesterreich seinem Schutze und überließ ihm die Landeseinkünfte bis zum Herbste 1469 gegen die Zusage, daß Mathias bis dahin jedem Frieden mit Böhmen sich fern halte. Dürften wir dem Schreiben Gregor's von Heimburg, der allerdings dem „schelmischen Kayser" sehr abgeneigt ist, Glauben schenken, so habe Friedrich überdies dem Corvinen versprochen, er wolle ihm „schicken" (verschaffen) das römische Reich, er habe Macht über Mainz, Trier, Sachsen; er wolle ihn zum Kaiser machen und er selbst (der Kaiser) wolle Priester werden und dem Corvinen seine Kinder und Lande befehlen. „Solich List", fügt Heimburg hinzu, „kann er erdenken und der Ungar glaubt ihm sein Alles." Daß Gregor von Heimburg sonst nicht schlecht unterrichtet war, beweist das Schreiben des Markgrafen Albrecht Achilles an seinen Bruder, den Kurfürsten von Brandenburg, vom 23. März 1469. K. Georg habe ihm mitgetheilt, Mathias besäße vom Papste und dem Kaiser die Zusage, man wolle ihn zum römischen Könige machen. Wolle Georg Podiebrad darauf eingehen und die Sache fördern, so sei Mathias bereit, ihm alle seine Eroberungen zurückzugeben.

Es klingt durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiser jene, allerdings nicht ernstlich gemeinte, Zusage dem Corvinen machte, um seiner Unternehmungslust ein möglichst abgelegenes Ziel zu stecken, und daß der Papst die kriegseifrige Ergebenheit des Corvinen damit nur um so mehr anfeuern wollte. Die großen Schwierigkeiten, ja die sichtliche Unmöglichkeit, sich der böhmischen Krone zu bemächtigen, entgingen dem K. Mathias nicht; es ist also immerhin möglich, daß

er dem Könige Georg den Frieden, und, wie Dlugosch will, die Anerkennung Roms, um den Preis der deutschen Krone zusagte, wie zweifelhaft auch da der Erfolg schien. Aber er that es mit dem zweifellosen Vorhaben, augenblicklich umzusatteln, wenn der entgegengesetzte Weg größere und greifbarere Vortheile darböte.

Sicher ist es, daß die Waffenruhe eine große Aufregung bei dem Legaten Roborella und den Ligisten hervorrief und daß jener Alles aufbot, um eine Verständigung beider Theile zu hintertreiben, andererseits dem Corvinen die förmliche Wahl zum Gegenkönige Böhmens nahe zu legen. In der That waren die Forderungen, welche man von Seiten des Legaten an den K. Georg stellte, unannehmbar. Gleich der erste Artikel, der sein Katholischwerden betraf und der vierte, der ihn anwies, im Vereine mit K. Mathias an der Bekehrung des irregeleiteten Volkes zu arbeiten, enthielten eine baare Unmöglichkeit und ebenso die weiteren, welche Böhmen und seinen König gewissermaßen unter die Vormundschaft der römischen Kirche und des Corvinen stellten. Am 20. April kamen Georg und Mathias wieder zusammen und zwei Tage später schickte der Böhmenkönig von Mährisch-Neustadt seine Gegenbedingungen ab. Sie waren für den andern Theil eben so unannehmbar, denn Podiebrad stellte sich auf den Standpunkt der Berechtigung des Utraquismus. Wohl gab sich Mathias den Anschein, als hoffe er die friedliche Einung der Anhänger des Kelches und der Hostie, der „Kelchner und Oblater", wie er sich ausdrückte; aufrichtiger unterhandelten die Gesandten des Polenkönigs den Frieden; — aber es kam zu nichts. Denn die Ligisten und der Legat waren entschiedene Gegner des Ausgleichs; schon am 13. April ward Mathias auf den Vorschlag Zdenko's von Sternberg zum Könige Böhmens gewählt, und der Corvine stellte schon damals seine Bedingungen, monatlich 12,000 deutsche Söldner und 200,000 Goldgulden.

Den dritten Mai kam es zur förmlichen Wahl im Olmützer Dome. Mathias leistete den Krönungseid in die Hände des Graner Erzbischofs (Johann Vitéz) und des päpstlichen Legaten; die Ligisten huldigten ihm; zu Breslau (s. 26. Mai) hielt er seinen feierlichen Einzug und empfing die Huldigung der Breslauer. So hatte er sein Ziel erreicht, daß man ihm den Preis seiner Unternehmungen förmlich aufdrängen mußte. Aber auch Georg Podiebrad und das utraquistische Böhmen hatten der Sachlage entsprechend am Prager Landtage (Juni 1469) ihre Maßnahmen getroffen. Der wirksamste Schlag gegen Mathias schien in der Wahl des polnischen Prinzen Wladislaw zum Thron-

folger Georg Podiebrad's gegeben zu sein, und der Böhmenkönig scheint, Angesichts der Sachlage, dem Gedanken entsagt zu haben, seinen Thron den eigenen Söhnen zu erhalten. Wohl gefiel dem Jagellonenhofe die Bedingung nicht, wonach der Thronfolger, damals dreizehn Jahre alt, die elfjährige Tochter K. Georg's, Ludmila, die „hussitische Ketzerin", zur Frau nehmen sollte, aber die Nachfolge im Böhmenreiche hielt nun Polen krampfhaft fest und versuchte bald, die Partei der Unzufriedenen Ungarns für eine Erhebung im Rücken Mathias' aufzumuntern.

Diese Haltung Polens, das neue, kräftige Aufnehmen des Krieges von Seiten K. Georg's und die drückenden Lasten des Kampfes verbitterten bald den Ligisten die Honigwochen der strammen, vielbegehrenden Herrschaft des Corvinen. „Viele Schlesier", schreibt Eschenloer, „besonders in den Landen Schweidnitz und Jauer einten sich mit den Ketzern heimlich, obgleich sie vorher K. Mathias geschworen. Alle Fürsten in Schlesien und in den Sechsstädten und der Lausitz saßen stille, alle wurden zweifelhaft, alle wackelten sie, nur die Breslauer nahmen Söldner auf". . . . . „In ganz Schlesien", heißt es an einer andern Stelle, „erhob sich Schelten und Fluchen wider die Breslauer, nirgends waren sie sicher; wo man ihrer habhaft wurde, da war Leib und Gut verloren. Das gemeine Volk, das vormals jeden verfolgt und verketzert hatte, der nur des Friedens gedachte, verlangte jetzt ungestüm danach und hätte sogar Girsik (Georg Podiebrad) als Herr aufgenommen, wenn die frömmeren Leute es nicht gehindert hätten." Im ganzen Abendlande, im deutschen Reiche, in Burgund und Frankreich, in Venedig, mit welchem K. Georg in regerm diplomatischem Verkehr stand — überall nahm man für K. Georg wider den päpstlichen Stuhl Partei und drängte die Curie zur Nachgiebigkeit. Nicht umsonst hatte am Vorabende der entscheidenden Krise der Schwager Georg Podiebrad's, Leo von Rozmital, seine zweijährige „Ritter-, Hof- und Pilgerreise" durch das ganze Abendland angetreten, deren Erlebnisse in culturgeschichtlich anziehender Weise der Böhme Schaschek und der Nürnberger Patrizier Gabriel Tezel tagebücherlich beschrieben. Der längere Aufenthalt am Hofe des Burgunders und des Franzosenkönigs Ludwig XI. hatte gewiß auch einen diplomatischen Hintergrund.

Der Kaiser, durch die Baumkircherfehde von Rom aufgeschreckt und heimgekommen, mißtraute mehr als je dem Corvinen, trotz ihrer Preßburger Einigung vom 1. September 1469, der auch Ludwig und Albrecht von Bayern-München und die beiden Wittelsbacher beitraten.

Und auch das Kriegsglück war dem Ungarn nicht immer hold. Allerdings nahm er bei Wessely in Mähren den Erstgeborenen K. Georg's gefangen, ein harter Schlag für den Vater, aber am 2. November 1469 besiegte der andere Sohn, Prinz Heinrich, den Ungarnkönig bei Ung. Hradisch. Immer stärker ward der Ruf nach Frieden, je mehr man die Gewißheit empfand, daß der Krieg nicht zum entscheidenden Siege der katholischen Liga führen könne. Selbst der Breslauer Bischof Rudolph nannte den Kampf thöricht, seine Urheber Sünder, und der Herzog von Oels schmähte über die „vermaledeiten Planeten", welche die Breslauer in den tollen Kampf gehetzt hätten, die katholischen Eiferer: den Probst Düster und den Cantor Tempelfield. Auch in Rom dachte man daran, einzulenken, seit man Polens böhmenfreundliche Haltung gewahr wurde und die Stärke des Gegners und die Endziele des Corvinen richtiger abschätzen lernte. Mathias' Gesandter nach Rom, Bruder Gabriel Rangoni, mußte hören, daß sich Paul II. zu keinerlei Entscheidung über die böhmische Thronfolge herbeiließ.

Am Wiener Congreß vom 2. Februar bis 7. März (1470), woselbst Mathias die Vermählung mit der Kaiserstochter Kunigunde anstrebte und nebst einer Mitgift, welche die ungarischen Pfandherrschaften Friedrich's III. umfaßte, auch noch für den „Rebellen" Baumkircher, als seinen Schützling, große Zugeständnisse in Anspruch nahm, kam es zum offenen Bruche zwischen dem Corvinen und den Habsburger und dieser erklärt sich nun für die böhmische Thronfolge des Jagellonen und setzt sich mit Georg Podiebrad in Verhandlung. Der Letztere hatte damals den Plan, die deutsche Krone an den ehrgeizigen Burgunderherzog zu bringen, die Brandenburger durch den Antrag des Reichsregiments in Vertretung des Burgunders ganz auf seine Seite zu ziehen und so den Kaiser empfindlich zu treffen. Ueberhaupt entwickelt der Böhmenkönig seine ganze Thatkraft und Rührigkeit. Das Neujahrsmanifest (1470) an die deutschen Fürsten, die Trennung Böhmens vom Reiche zu hindern, sollte das Interesse des Auslandes gegen den Corvinen erregen. Selbst der Gedanke, eine Thronumwälzung in Ungarn herbeizuführen und einen seiner Söhne, wohl Heinrich, auf denselben zu setzen, war ihm nicht fremd.

Die Kämpfe in Mähren dauern fort; der Antrag Podiebrad's von Kl. Raigern aus (Juli 1470), Mathias möge mit ihm einen Zweikampf bestehen oder eine entscheidende Schlacht annehmen, findet keinen Anklang, worüber K. Georg auch in dem Schreiben vom 30. Juli an die ungarischen Stände Klage führt (30. Juli). Die

Aussichten des Corvinen verschlimmern sich. Allerdings bewog er den Papst zu der Sendung eines Legaten nach Polen (Mai); dieser schlug den Ausweg vor, Kasimir möge sich mit Schlesien begnügen, Böhmen, Mähren und die Lausitz dem Ungarnkönige gönnen und ihm seine Tochter Hedwig zur Frau geben, aber Kasimir war zu diesem Ausgleiche um so weniger geneigt, als der kaiserliche Unterhändler Raphael Lecsczinski ganz andere Anträge dawider setzte: Wladislaw's Heirath mit der Kaiserstochter und Hedwig's Vermählung mit dem Kaiser oder dessen Thronfolger Max. Ja, Ende Juli 1470 kamen beim Kaiser zu Villach, in Oberkärnten, Albrecht Achilles, Herzog Sigismund von Tirol, Botschafter einiger Kurfürsten, des Polenkönigs und des Burgunderherzogs zusammen, und, wie eine gleichzeitige Chronik besagt, soll man da folgende Beschlüsse gefaßt haben: „Der Ketzer (Georg P.) wird nicht vertrieben werden, sondern regierender König bleiben. Dem Könige von Ungarn wird man eine Schlinge werfen." — Der Türke erhob sich wieder zu neuem Schrecken der Nachbarschaft und am Breslauer Octobertage (1470) beschloß man, K. Mathias zum Frieden mit dem Böhmenkönige zu drängen.

Da drehte nun der Corvine den Spieß um und setzte sich mit Georg Podiebrad in Verbindung. Er läßt ihm gewichtige Vorschläge zukommen. Vom Februar 1471 an spannen sich diese Unterhandlungen beider Könige. Mathias gewährleistet dem K. Georg den lebenslänglichen Thron Böhmens, dann kommt der Ungarnkönig an die Reihe. Doch verspricht er, den gefangenen Prinzen Victorin freizulassen, ihm Mähren und Schlesien einzuräumen und im Falle er selbst ohne männliche Leibeserben verstürbe, die Nachfolge in Böhmen den Söhnen des Böhmenkönigs zuzuwenden. Auch für die Anerkennung des Utraquismus durch den römischen Stuhl auf Grundlage der Compactaten werde er Sorge tragen.

Wir begreifen, daß diese Zugeständnisse dem Böhmenkönige willkommen sein mußten. Auch der Prager Landtag (14. Februar 1471) schien diesen Abmachungen geneigt, die zu Polen am mährisch-böhmischen Gemärke, unweit von Iglau, verhandelt wurden. Da beeilte sich Polen, durch eine Gesandtschaft, der auch der Krakauer Domherr und Geschichtschreiber Polens, Dlugosch, angehörte, die gefährliche Wendung der Dinge am Landtage zu bekämpfen und den ganzen Einfluß Polens bei der Curie zu Gunsten des Utraquismus anzukündigen. Noch schien trotzdem zwischen Mathias und Georg eine Abmachung möglich; Rom selbst, dem der Böhmenkönig

entgegenkam, beorderte den 8. April den Cardinal Franz Piccolomini zur Aufnahme der Ausgleichsverhandlung. Als dieser Beschluß gefaßt ward, wußte man noch nicht, daß die Hand des Todes sich in's Mittel gelegt hatte. Den 22. März schied der einundfunfzigjährige Böhmenkönig aus seinem bewegten Leben; gerade einen Monat zuvor hatte der verbitterte Rokyczana die ewige Ruhe gefunden.

Es ist ein reiches, bewegtes Dasein, welches Georg von Kunstat auf Podiebrad, der Utraquistenführer, Reichsverweser und König Böhmens, der Weltgeschichte vererbte. Ein seltener Einklang des Wollens und Könnens, ein durchdringender Scharfblick für den Weltlauf, ein maßvolles, kühles, sicheres Wesen und tiefes Verständniß für die wachsenden Aufgaben, die ihm das Geschick zugemessen, die angeborene und rastlos geübte Herrschertüchtigkeit — erhoben ihn über viele seiner Zeit- und Berufsgenossen. Ohne eigentliche Bildung — er war nur des Böhmischen mächtig, im Latein gar nicht, im Deutschen nur mittelmäßig bewandert und kein studirter Herr — erscheint er als weltläufiger Praktiker mit dem feinsten Verständniß für die Forderungen der Staatskunst und mit der glücklichen Begabung, Alles heranzuziehen, was seine Pläne förderte. Mit Recht konnten ihn die Seinigen „den natürlichen Weisen, ohne schriftliche Schärfung des Sinnes“, den „klügsten Mann“ nennen, denn als solcher galt er allgemein. Seit Langem gab es im Abendlande keinen so gewandten Schiedsrichter und Bündnißmacher, aber auch seit Karl IV. keinen König Böhmens, der das Ansehen dieses Reiches so emporzubringen verstand. Die Wege seiner Politik bewegen sich oft in Geleisen, die der Moralist verwerflich nennen muß, auch erscheint seine kühle, berechnende Natur keines idealen Schwunges fähig. Er lebte jedoch unter Nachbarn, in Zeiten, welche an die Staatskunst keinen andern Anspruch stellten, und gerade die Gegner, die ihn am Schlusse seiner Laufbahn schonungslos angriffen, überboten ihn an Gewaltsamkeit und Selbstsucht der Entwürfe. In diesem Kampfe um sein königliches Dasein erregt er unser Mitgefühl, denn es ist zugleich ein Kampf für Güter des Glaubens und des Volksthums, die mit vielem Blute und unersetzlichen Opfern erkauft wurden. Der weitgreifende Ehrgeiz und die Schlangenwindungen seiner Politik in den Tagen der Lebenshöhe rächten sich durch das Fehlschlagen des Planes, eine mächtige Dynastie zu gründen. Persönlich übte er den günstigsten Eindruck. Der Prager Domherr Zidek erzählt, auch der Aermste habe bei ihm gütiges Gehör gefunden; sein Lobredner, Ctibor von Cimburg, sagt von ihm: „Er

war den Stolzen ein Gegner, den Untergebenen ein Beschützer, den Ungehorsamen ein Bändiger; ein Verräther der Schmeichelei, treu seinen Getreuen, unermüdlich in der Arbeit, freigebig gegen seine Diener". Das erfuhr auch Gregor von Heimburg, den noch in der letzten Zeit Podiebrad mit einer Schloßherrschaft wohl bedachte und der ein Jahr später, vom Banne gelöst, auch aus dem Leben schied (1472, August), der unverdrossene Federkämpfer gegen den Papalismus. Daher zählte der Böhmenkönig so zahlreiche und tüchtige Helfershelfer an seinem Hofe und allüberall. Unter den Wahlkönigen Böhmens die bedeutendste Erscheinung, einfach, prunklos, aber durch die Erfolge in schwierigen Lagen bei Freund und Feind angesehen, schließt er eine glänzendere Zeit der böhmischen Geschichte ab, der die Tage des äußeren und inneren Verfalles folgen.

Anm: Z. Gesch. K. Georg's: G. Voigt, in Sybel's hist. Ztschr. 5. Bd.; Balcar, im Teschner Gymn.-Progr. 1876 (I. Abth.)

6. Der Triestiner Krieg. Die Baumkircherfehde (1469—1471).

Literatur. Urkundliches b. Lichnowski, 7. Bd.; Chmel, a. a. O.; Birk, Regg. im 10. u. 11. Bde. des Arch. f. K. österr. Gesch.; Die Triestiner Chroniken von Scussa und P. Ireneo della Croce. Die Publicationen Kandler's, Codice diplom.; Documenti (1848); storia del consiglio dei Patrizi di Trieste, 1382—1809 (1858); Löwenthal, I.; Butazzoni, Nuove indagini sulla rivolazione di Trieste nel 1468. Archeografo triestino nuova serie V. III. (1872). Von den venetianischen Geschichtschreibern: Sabellico, Giustiniani, Diedo u. A.; von den Neuern: Romanin. — Valvajor Ehre des Herz. Krain II.; Dimitz, Gesch. Krain's, I. Bd. — Ueber die Baumkircherfehde: Die Literatur der Quellen und Hülfsmittel, zusammengestellt und kritisch behandelt in Krones, Zeugenverhör über Andreas Baumkircher's Thaten, Leben und Ende. Zeitschr. f. österr. Gymn., 7. u. 8. Heft (1871); Vgl. von dems.: Die zeitgen. Quellen der steierm. Gesch. i. d. zweiten Hälfte des XV. Jahrh., Beitr. z. Kunde steierm. Gesch. (Graz 1870), 8. Bd.; ferner: Zur Gesch. d. Steiermark vor und in den Tagen der Baumkircherfehde. 1457—1471, im 17. Hefte der Mitth. des hist. V. f. Stmk. (1869) und Quellenmäßige Beitr. z. Gesch. d. Stmk. i. d. J. 1462—1471, in den Beitr. z. K. stmk. G. (1872); v. Kalchberg, Gesamm. Werke, 9. Bd. (1817); Kurz, Lichnowski, Muchar.

Wenden wir uns wieder einem Gebiete zu, das, abliegend vom großen Gange der entscheidenden Ereignisse, unsere Aufmerksamkeit nur nebenläufig in Anspruch nahm, dem südlichen Alpengebiete habsburgischer Herrschaft. Hier bot Triest, seit

1382 österreichisch geworden, mit seinem bedeutenden Territorium den Angelpunkt für die widerstreitenden Interessen zweier Staatssysteme, des habsburgischen und venetianischen. Denn von Capod'istria bis Pola herunter gehorchte Alles der Republik des heiligen Markus, und Triest am Golfe, Pisino oder Mitterburg und die Görzer Contéa im Binnenlande waren gewissermaßen Schlagbäume, lästige Gegenpfeiler für die istrianische Herrschaft der Signoria. Vor Allem konnten die Venetianer nie vergessen, daß Triest einst ihrem Machtgebote sich fügen mußte und beobachteten insbesondere mit Argusaugen jeden Versuch Triests und seiner habsburgischen Schutzfürsten, das istrische Handelsmonopol der Markusrepublik zu beeinträchtigen.

Das Triestiner Patriziat suchte den gewinnbringenden Handel zwischen Istrien und den angrenzenden innerösterreichischen Gebieten immer mehr von den venetianischen Küstenstädten: Muggia, Capod'istria, Isola, Pirano abzuziehen und an die eigene Stadt zu binden. Sie griffen selbst zu Gewaltmaßregeln, welche nicht nur die Signoria erbitterten, sondern auch zu Beschwerden der betroffenen Kaufleute führten und landesfürstliche Abmahnungen (z. B. 1439) zur Folge hatten. Andererseits aber sah K. Friedrich III. immer mehr ein, daß er den merkantilen Aufschwung Triests begünstigen müsse, und so erließ er den Befehl, wonach alle inner-österreichischen Handelszüge nach Italien den Weg über die genannte Stadt nehmen sollten. Die Triestiner, darauf pochend, hinderten nun den Handelsverkehr der Innerösterreicher mit Capod'istria. Venedig aber ließ es nicht bei Drohungen (1461) bewenden, sondern sperrte wieder den Verkehrsweg der gehaßten Stadt (1463), griff zu den Waffen, eroberte das wichtige Bollwerk Triests, Castell Montecavo, zwang Servolo zur Ergebung, ebenso Castelnuovo, blockirte Triest von der See und belagerte es von der Landseite aus (1463). Die Triestiner thaten allerdings das ihrige zur Abwehr des übermächtigen Feindes und blieben nicht ohne kaiserliche Unterstützung; doch muß sie wenig ausreichend gewesen sein. Immer tiefer in der Nothlage suchte nun das geängstigte Triest die Vermittelung Pius II. an, der seine höhere kirchliche Laufbahn als Bischof dieser Stadt begonnen. Der Papst beauftragte den Cardinal Bessarion mit der Unterhandlung des Friedens. Derselbe kam den 17. November in der Venedigerkirche San Giorgio Maggiore zu Stande und enthielt viel Hartes und Demüthigendes für die Triestiner Commune. Sie muß Castelnuovo, Servolo, Montecavo, an die Signoria mit allem Zubehör an Besitz und Rechten abtreten, die

Handelsstraßen in's venetianische Istrien offen halten, die Drohung vor Augen behalten, daß man die Triestiner Salinen sonst zerstören würde, ihre bevollmächtigte Botschaft vor dem Dogen kniefällig bekennen, daß Triest „Räuber und Diebe aufgenommen habe" und Genugthuung in Allem und Jedem versprechen.

Das waren schlimme Erlebnisse, arge Schäden, für welche die kaiserliche Gnadenurkunde vom 22. Februar 1464 doch all' zu wenig Ersatz bot, wenn darin auch die Treue der Stadt belobt und ihrem Wappen seither der kaiserliche Adler einverleibt erschien. Bald regen sich im Schooße Triests Mißvergnügen und Unruhen; zwei Parteien stehen sich gegenüber, die venetianische und die kaiserliche, welche letztere im Kampfe mit den Gegnern (1467) unterlag, geächtet und vertrieben wurde, ohne daß der kaiserliche Stadthauptmann Georg Tschernembl thatkräftig dawider einschritt. Sie begeben sich nach Duino und finden bei dem kaiserlichen Hauptmann Thomas Edlacher Aufnahme. Es gilt nun die Wiederherstellung der kaiserlichen Partei und der ganz bei Seite geschobenen Hoheitsrechte des Kaisers. Zu diesen Zwecken wirkten Edlacher, der landesfürstliche Verweser zu Wippach, Niklas Lueger (Luogar) mit Georg Tschernembl zusammen und mit Wissen und Willen des Kaisers, der ein Söldnerheer unter der Führung des Andreas von Dietrichstein aufbot, kommt es zu Zwangsmaßregeln gegen das widerspenstige Triest.

Um Weihnachten 1467 besetzen die Kaiserlichen die Stadt, und vom Frühjahre 1468 beginnt eine neue Ordnung der Dinge. Die Gewalt liegt nun in den Händen des Hauptmanns und eines vom Kaiser neu bestellten Verwesers (vicario); die Hauptmannschaft führt s. Februar 1468 Niklas Lueger, ein heftiger, schneidiger Mann, auf welchen Tschernembl nur wenig einwirken konnte. Den 28. Mai entsagt die Stadtgemeinde, unter dem herrschenden Einflusse der kaiserlichen Partei, ihrer Autonomie und erkennt die volle erbliche landesfürstliche Gewalt der Habsburger an, eine Gewalt, der auch die Errichtung eines Castells, wo immer in der Stadt, zugesprochen erscheint. Diese Verfassungsänderung wurde bald der vorzugsweise venetianisch gefärbten Autonomistenpartei als reactionäres Wesen unerträglich, um so mehr als Lueger ein rücksichtsloses, scharfes Regiment verspüren läßt.

Mitte August fädelte Antonio Bonomo mit Geschick den Aufstand ein. Niklas Lueger ward von den Ereignissen überrascht und muß mit seinem Anhange aus der Stadt weichen. Es beginnen Gewaltthaten des Pöbels aller Art gegen das Haus und Gut der

verhaßten Adeligen; an fünfzehn Magistratspersonen fallen der Leidenschaft des großen Haufens zum Opfer. Nur der Täber (Tabor) von Triest trotzt den Angriffen des Pöbels. Hierher hatten sich meist Fremde geflüchtet. Nun kommt es zur Wiederherstellung der früheren autonomistischen Verfassung. Aber die Flitterwochen der blutig durchgeführten Neuerung sollten nicht allzu lange währen. Die Vertriebenen weilen mit dem Lueger in Duino, der Kaiser läßt für ihre Verpflegung sorgen (Mai u. Juli 1469). Immer stärker wird die Ansammlung von Waffenvolk in Tibein, und an der Spitze von mehr als 3000 Mann setzt sich Niklas von Lueg (im August) gegen Triest in Bewegung und bringt die Stadt in seine Gewalt. Drei Tage plündern seine Söldner in der bezwungenen Stadt; der Pöbel, der gerade ein Jahr zuvor wider die kaiserlich Gesinnten wüthete, macht mit den Plündernden gemeinsame Sache; auch der Dietrichstein, der den Täber muthig behauptet, läßt die Stadt seine Hand verspüren. Das Standrecht waltet und mit Gütereinziehungen wird nicht gespart. Lueger bezieht nun als Hauptmann den festen Täber. Er und der Vicario Pizzoli regieren und Johann von Wassermann aus Duino verwaltet die Finanzen. Dieser allgemeine Umschwung war fühlbarer als der frühere. Im April des Jahres 1470 kam Kaiser Friedrich nach Triest und blieb hier bis zum Mai; man begrüßte freudig die Gelegenheit, dem habsburgischen Erbherrn die Amnestisirung der Vorgänge vom August bis September 1468 nahe zu legen. Friedrich willfahrte der Bitte und enthob auch schon im Juni 1470 den verhaßten Lueger seiner Hauptmannschaft. An seine Stelle trat wieder der mildere Tschernembl.

Gewahrten wir so an den äußersten Südmarken der Habsburgerherrschaft Krieg und Aufruhr, hochgehende Parteileidenschaft, so entrollt uns die gleiche Zeit in der Steiermark, dem Stammlande des K. Friedrich's III., das wüste Gemälde einer verheerenden Adelsfehde großen Styles, die, gegen die Person des Landesfürsten gerichtet, ihre Wuth das Land selbst entgelten ließ. Es ist dies die sogenannte Baumkircherfehde (1468—1471), deren Name und Entwicklung mit dem Lebensgange Andreas Baumkircher's zusammenhängt.

Abkömmling eines in verschiedenen Dienstverhältnissen befindlichen Adelsgeschlechts, dessen Name uns in der Steiermark und auch in Tirol begegnet und dort in erster Linie begütert, aber nicht

als zur „Ständeschaft gehörig“ gedacht werden muß, kam Andreas Baumkircher (Pamkircher, Pämkircher) um 1420 etwa zu Wippach, am Karst, zur Welt. Dort war sein Vater Wilhelm kaiserlicher Hauptmann oder Pfleger, ein „schlechter“ (schlichter) Edelmann, wie sein Zeitgenosse, der Pfarrer Unrest von Techelsperg in Kärnten, sich ausdrückt. Am Hofe des Habsburgers Friedrich erwuchs, nach einer Mittheilung des Hofkaplans Johannes Hinderbach, der junge Andreas in Gesellschaft des Schwaben Ulrich von Grafeneck zum riesig starken, waffentüchtigen Kriegsmann; jener, „gewaltiger an Leibesgröße“, dieser an Begabung und volksthümlicher Redefertigkeit weit voraus, beide engbefreundete Genossen und Kriegskameraden, sagt der Chronist.

1447 erscheint der Baumkircher als königlicher Pfleger der habsburgischen Pfandherrschaft Schlaning (Sleingk, ungarisch Szalonak) in der Eisenburger Grenzgespanschaft Ungarns. Als kaiserlicher Söldnerführer — das blieb sein rauhes Handwerk — erwarb er zum ersten Male Namen und bleibenden Ruhm durch die Feder des geistvollen Aeneas Silvius. Dieser beschreibt nämlich, wie der Baumkircher, bei der Wiener-Neustädter Belagerung Friedrich's (Ende August—September 1452), — ein zweiter Horatius Cocles — den in das Ausfallthor nachstürmenden Feind allein so lange aufzuhalten vermochte, bis es den Genossen gelang, das rettende Thor den Gegnern zu versperren. Der Kaiser bewies sich seinem tapfern Söldnerhauptmann erkenntlich. Er übertrug ihm die Obergespanschaft oder Grafenwürde von Preßburg, damals auch in seinem Pfandbesitze, so daß im Volksmunde fortan der Baumkircher der „Pasemeier Spang“ (d. i. Preßburger Gespan) hieß, und erhob ihn zum Freiherrn. Schlaning blieb sein Hauptsitz; dort ließ er sich auch in einem Standbildniß als „Herr von Schlaning“ und „Graf von Preßburg“ verewigen.

Als Söldnerführer und Landesunterthan des Kaisers, Lehens- und Dienstmann der Cillier, wie dies auch seine Altvorderen waren und zugleich Vasall der ungarischen Krone, Kind und Genosse einer wild bewegten, eisernen Zeit, in der Recht und Vortheil an der Spitze des Schwertes hing und, wie zumeist, nicht für Ideen oder Principien, sondern für den Vortheil des Augenblicks und nach der Gunst der Umstände wechselnd, bald für diese, bald für jene Fahne Partei genommen wurde, erscheint der Baumkircher 1454—1457 mit Anderen, so mit dem Grafenecker, Ellerbacher, Ulrich von Stubenberg, dem Liechtensteiner auf Nikolsburg und dem Grafen von Pösing als Parteigänger Ladis-

laus' und des Grafen von Cilli im Kampfe gegen den Kaiser. Nach dem Tode des letzten Cilliers (1456) und K. Ladislaus' Posthumus (1457) kehrt er bald wieder unter die Fahne K. Friedrich's zurück. Er nimmt Theil an der Güssinger Wahl K. Friedrich's zum Gegenkönig des Corvinen, unterstützt die Heerfahrt gegen den Letztern (1459) und spielt, wie wir anderwärts sahen, eine Hauptrolle als gefürchteter Söldnerhauptmann des Kaisers gegen die aufständischen Wiener (1462). Für diese Waffendienste, deren Baarzahlung der Kaiser, wie gewöhnlich, nicht zu leisten im Stande war, erwarb er Pfandschaften in Ungarn und Oesterreich, vor Allem die wohlhabende Stadt Korneuburg, und spielte da den unbequemen Zwingherrn. Die Wiener hatten ihn und seine Söldner im schlimmen Andenken.

Das Jahr 1463 bildet einen Wendepunkt im Leben Baumkircher's; je mehr er sich dem geldarmen, kargen und unkriegerischen Kaiser entfrembet fühlt, schließt er sich um so enger an den thatkräftigen Corvinenkönig, der die Waffen liebt und auch in der Lage ist, Kriegsdienste fürstlich zu entlohnen. Der Baumkircher fühlt sich als ungarischer Vasall, Magnat Transleithaniens; war ja doch auch seine Gattin, Anna, aus dem vornehmen Geschlechte der ungarischen Kanizsay. Sein Dienstverhältniß zu Friedrich tritt ganz in den Hintergrund. In Diensten des Ungarnkönigs verwüstet er (1465) die Güter des österreichischen Herrn von Potendorf, zur Vergeltung seiner Feindseligkeiten gegen Ungarn. Das Verhältniß des Baumkircher's zum Kaiser war ein solches, das schief und ungesund genannt werden muß; der Dienstmann war der Gläubiger seines Herrn. Große Summen hatte dieser seinem einstigen Söldnerhauptmann zu zahlen. Allerdings verstand es der Baumkircher, so gut wie sein Waffengenosse, der Grafenecker, einträgliche Pfandschaften herauszuschlagen und so den Griff des Söldnerschwertes zu vergolden, aber nichts desto weniger hielt er den Kaiser noch tief in seiner Schuld. Eine solche persönlich-dienstliche Zwitterstellung, ein so unnatürliches Verhältniß trug den Keim einer Katastrophe in sich. Gerade so wie in Oesterreich der Jörg von Stein, einst Kanzler Erzherzog Albrecht's VI., der Puchheimer und Andere (1466 ff.) aus Gläubigern des Landesfürsten seine Gegner und schonungslose Friedensbrecher wurden, mußte es in der Steiermark kommen.

Schon 1468 erhob sich der Baumkircher mit adeligen Genossen gegen den Kaiser. Der Landeshauptmann, Herr von Schaumburg und Ulrich von Graben, der Landmarschall, erstickten den Versuch noch

bei Zeiten, der Erzbischof von Salzburg, Herzog Sigismund von Tirol und der Ungarnkönig, Baumkircher's Dienstherr und Gönner legten sich in's Mittel, und Friedrich mußte vergeben und vergessen, da er füglich nicht strafen durfte, noch konnte. Aber „das nicht wohl gelöschte Feuer entzündet sich wieder gern", meint der wohlunterrichtete Chronist Unrest, indem er an die Schilderung der eigentlichen Baumkircherfehde von 1469—1471 übergeht. Die Gesinnungsgenossen Baumkircher's unter dem Landesadel der Steiermark, waren Hanns von Stubenberg, die beiden Narringer, der Hausner und der von Peßnitz. Die Betheiligung des Liechtensteiners auf Murau ist unerweislich, ebenso die aufständische Haltung der Leibnitzer Bürgerschaft; dagegen standen die Gemeinden von Wildon und Windischfeistritz in Verbindung mit dem Aufstande. Von der bezüglichen Schuld des reichen Greißenegkers, des nachmaligen Todesgenossen Baumkircher's, ließ sich bisher keinerlei bestimmte Spur entdecken. Unter den angeführten Adelsbündlern wird er nie genannt.

Die Aufständischen brachen um Lichtmessen (2. Februar 1469) los und sagten dem Kaiser Fehde an, welcher fern dem Lande in Italien, anläßlich seiner zweiten Romfahrt, weilte. Sie glaubten auf Sympathien der Adelschaft rechnen zu können und nicht wenig auf den Groll der Steiermärker wider den Kaiser, den Beschützer der als Gläubiger hoher und niederer Kreise schwer gehaßten Juden im Lande, seiner Kammerknechte. Der Zeitgenosse und polnische Geschichtschreiber Dlugosch, sagt allerdings sehr übertreibend, Baumkircher habe alle Juden getödtet. Jedenfalls war es Landfriedensbruch und um so schlimmer für die Steiermark, da die Türkengefahr drohte, der Baumkircher große Massen polnischer und böhmischer Söldner unter Safran's Führung nach Unter- und Obersteier einbrechen läßt. Fürchterlich hausen diese Gesellen im Mürzthal, der ganze obere Murboden verspürt die Gefahr, wider welche die Obersteierer am Judenburger Tag zur Abwehr rüsten, und von Hartberg und Fürstenfeld an, das man gleich Anfangs überrumpelt, bis in die Nähe von Graz, gab es ein maßloses Brennen und Wüsten.

Allerdings hatte sich der Kaiser auf die schlimmen Botschaften hin, aus dem welschen Lande schleunigst heimbegeben und war (vom März ab) auf Abwehr des Feindes bedacht. Er nimmt ein Söldnerheer, unter Führung des Böhmen Holub, in Dienst; aber im Kampfe bei Fürstenfeld (21. Juli 1469), ist Baumkircher der Ueberlegene und die Kaiserlichen erleiden eine empfindliche Nieder-

lage. Im August unterhandeln nun die Sendboten des Papstes und Ungarnkönigs zu Graz einen Ausgleich, denn Angesichts des böhmischen Kriegs und der Türkengefahr will man sich dem Kaiser als Bundesgenossen willfährig beweisen. Daß der Baumkircher „nicht ohne Mitwissen“ des Corvinen losschlug, gesteht der Hofhistoriograph des Ungarnkönigs, Bonfin, selbst mit diplomatischer Zurückhaltung ein. Der Kaiser überträgt nun den Austrag des bösen Handels den Ständen der Steiermark und verläßt in der zweiten Hälfte des Octobers desselben Jahres das Land, um nach Oesterreich zu gelangen.

Zu Wien fand bekanntlich im Februar 1470 der Fürstencongreß statt, zu dem sich der Ungarnkönig in Begleitung Baumkircher's einfand. Hier benimmt sich K. Mathias als Gönner und Fürsprecher des Letztgenannten und reizt den Kaiser nicht wenig durch sein Vertreten großer Geldentschädigungen, die Baumkircher zu fordern berechtigt sei. Als offener Gegner scheidet der König vom Wiener Hofe, und in seinem Gefolge auch der Baumkircher. Seine Söldner liegen im Steierland, ebenso die Söldner Holub's und machen sich, so gut es geht, bezahlt, zum schweren Schaden des Bürgers und Bauers. Der Kaiser und die Stände müssen sich mit Darlehen behelfen. Als reiche Speculanten spielen dabei die Einpacher und der Eggenberger eine Hauptrolle.

Friedrich bietet Alles auf, um sich den bösen Handel vom Halse zu schaffen, denn daß die Baumkircherfehde mit anderweitigen drohenden Adelsbündnissen der Nachbarschaft zusammenhing, beweist am besten der Wortlaut einer gleichzeitigen Hofmäre: „Auch haben vil herrn im lant zu Oesterreich und zu Kernten, Krain, Steyrmargten, Ungern und zu Beheym einen bund und bruderschafft gemacht“. Andererseits wurden durch sie zur Entfertigung Baumkircher's und der Söldner empfindliche Steuerumlagen nothwendig, so daß die Bauernschaft der obern Steiermark eine Versammlung beabsichtigte, deren Abhaltung K. Friedrich mit Mandat vom 30. Januar 1470 verbot.

Im Februar desselben Jahres wurde ein gemeinsamer Ausschußlandtag der Steiermärker (Kärntner und Krainer) nach Friesach ausgeschrieben und vom Mai bis Ende Juni zu Völkermarkt mit dem Baumkircher und seinen Genossen über den endgültigen Ausgleich verhandelt. Die wichtige Taidungsurkunde vom 30. Juni 1470 schien die ganze verwickelte Angelegenheit zu erledigen. Die Aufständischen liefern alles Eroberte aus, Gleiches thut der Kaiser; ohne seine Erlaubniß dürfen die abgebrochenen oder

noch abzubrechenden Burgen nicht wieder aufgerichtet werden. Die Söldner der Verbündeten haben sich aller Schäden zu enthalten und alle Feindschaft hat beiderseits aufzuhören. Den 2. Juli wurde, gleichfalls zu Völkermarkt, von Seiten des Kaisers für den Baumkircher und dessen Genossen eine förmliche Amnestie, ein Brief zur „Abtuung aller Ungnade, Ungunst und Unwillen" ausgestellt. Doch brauchte es noch lange, bevor die Stände die ausständige Schuldzahlung an den Baumkircher aufbringen konnten und die Söldner sträubten sich, die von ihnen besetzten und ausgebeuteten Ortschaften aufzugeben.

Endlich schien im Januar 1471 die Summe von 14,000 Goldgulden aufgebracht werden zu können; und der bezüglichen Umlage gedenkt noch ein kaiserliches Mandat vom 16. März 1471. „Und also ward der Baumkirchner und all' sein Helfer mit dem Kaiser und mit Land und Leuten verricht", schreibt der Chronist Unrest. Um so überraschender und dunkler erscheint die unvermittelte Thatsache, die Hinrichtung des Baumkircher's und Greißenegker's am Jörgabende (23. April) des Jahres 1471. Nur eine Quelle, die Melker Jahrbücher, macht die kurze Bemerkung, der Baumkircher habe den Kaiser gefangen nehmen wollen. Bei der Feindschaft zwischen ihm und dem Landesfürsten, die nur äußerlich beigelegt war und nach dem entschiedenen Bruche zwischen dem Kaiser und dem Ungarnkönige, Baumkircher's Gönner, klingt die Sache nicht so unglaublich.

Gegenüber den späteren Ausschmückungen und Entstellungen des Sachverhaltes, die eine förmliche Legende von Baumkircher's und Greißenegker's Tode zeitigten, besitzen wir die schlichte Erzählung eines Augenzeugen, des Ritters Wilwolt von Schaumburg, der seit 1468 als Knappe des Grafen Rudolph von Sulz in kaiserlichen Diensten stand und auch die Fürstenfelder Schlacht mitgeschlagen hatte. Und dieser Bericht läßt sich mit den gleichfalls zeitgenössischen Aufzeichnungen der Chronik Unrest's und urkundlichen Andeutungen vollkommen in Einklang bringen.

Baumkircher, Greißenegker, Hanns Stubenberg, der Narringer und Jakob Schreiber (?) werden gegen freies Geleite nach Graz am Tage vor St. Jörgen („Jörgen-Abend" in damaliger Sprache, 23. April 1471) nach Graz zum Taiding des Kaisers entboten. „Da aber", fährt Wilwolt in seiner Erzählung fort, „keine Richtung gefunden werden mochte, wurden alle Thore der Stadt um drei Uhr Nachmittag verschlossen, Baumkirchner und Greißen-

egker durch den Marschall des Kaisers auf Befehl ihrer Majestät gesucht, und als sie gefunden, diesen zwei Genannten die Häupter abgeschlagen, der Narringer aber, auch ein Landherr, der Stubenberger und Jakob Schreiber (?), die von ihrer Partei gewesen, sind mit den ihrigen in's Gefängniß gelegt und lange Zeit darin gehalten." Eine urkundliche Notiz bezeichnet genau die Zeit und den Ort der Hinrichtung. „Am sanct Jörgen Abend lies unser herr, der römische Kaiser dem benannten Pamkircher und herrn Greisenegker die Häupter abschlagen zwischen 7 und 8 nach der Vesper zu Graz vor dem Murthor, wo die Badstuben gestanden ist, und begraben in dem Kreuzgang zu St. Jakob's Minderbrüderorden (das ist bei den Minoriten zu St. Jakob am Murthore)". Dies bestätigt auch das Lambrechter Todtenbuch und bemerkt ferner, die Leiche Baumkircher's sei später nach Schlaning überführt und allda beigesetzt worden.

Von dem traditionellen Hinausziehen der Verhandlungen bis zum Vesperglöcklein, als Ablaufszeit der Taidung, von dem Davonsprengen des aufgeschreckten Baumkircher's und Greißenegker's, dem Aufgehaltenwerden innerhalb der beiden Murthore und der Hinrichtung allda muß die historische Forschung absehen. Ebenso wenig gewann sie bisher einen sichern Anhaltspunkt für die Schuldfrage des Greißenegker's und für die Motive des Kaisers, den Geleitsbrief zu brechen und ein standrechtliches Verfahren ohne eigentliches Verhör und Urtheil einzuleiten. Es war eben eine gewaltsame Zeit, der Baumkircher ein gefährlicher Mann, doppelt gefährlich, weil es Viele mit ihm hielten und der Ungarnkönig ihm den Rücken hielt. Die Botschaft von einem neuen beabsichtigten Gewaltstreiche mochte den Kaiser und dessen Räthe bestimmen, den furchtbaren Gegner zu verderben, da man ihn in Händen hatte. Ebenso wenig als man die Handlungsweise des Kaisers rechtfertigen, höchstens entschuldigen kann, darf man in dem Baumkircher der Geschichte, das mit Undank gelohnte Opfer kaiserlicher Willkür, den Märtyrer für sein gutes Recht erblicken wollen. Der Landfriedensbrecher, der mit unsäglichem Weh die Steiermark heimsuchte, der parteiwechselnde Söldnerhauptmann, der durch das Schwert reich und angesehen zu werden verstand, muß mit anderm Maße gemessen werden. Hier begegnen sich Gewalt und Gewalt, List und List, denn für Recht und Billigkeit gab es da keinen Raum, wo der eine Theil keine Macht zur Wahrung der gesetzlichen Ordnung, der andere kein Gefühl für Recht, Billigkeit und Gemeinwohl besaß. Den Wortbruch des Kaisers stellt der corvinische Haushistorio-

graph Bonfin mit viel Redeschmuck an den Pranger. Sonst aber beweist seine Erzählung, welche den Baumkircher zum Statthalter des Kaisers in Oesterreich ernannt werden läßt (!) und die ganze Katastrophe nach Wiener-Neustadt verlegt, wie auch in einer zeitgenössischen Quelle der Sachverhalt entstellt sein kann.

Andreas Baumkircher hinterließ eine Wittwe, zwei Töchter, deren eine mit Hanns von Stubenberg vermählt war, und zwei Söhne, Wilhelm und Georg. Der Kaiser schloß mit ihnen 1472 einen Sühnevertrag. Die Söhne erscheinen später als Vasallen des Ungarnkönigs in offener Fehde mit dem Habsburger; der erstgenannte, ältere, seit 1478 in Verbindung mit dem Herrn von Weißpriach, auch einem ungeduldigen Gläubiger des Kaisers. Jederzeit finden wir in der Finanznoth dieses Habsburgers eine Quelle des Bürgerkriegs, der Adels- und Söldnerfehden; die Gläubiger Friedrich's greifen gerne zu den Waffen auf Kosten der geplagten Länder.

7. Die Parteiung im deutschen Reiche. Burgund und K. Friedrich.

Literatur. Droysen, Gesch. d. preuß. Politik II. (vgl. Höfler's böhmische und fränkische Studien); Stälin, Gesch. Wirtembergs III.; Joh. v. Müller, Gesch. d. Schweizer Eidgenossensch. IV.; Barante, hist. des ducs de Bourgogne de la maison de Valois 1364—1477, 10. Bd., 1824 ff.; Em. v. Rodt, Die Feldzüge Karl's des Kühnen und seiner Erben. Mit besonderem Bezuge auf die Theilnahme der Schweizer an denselben (1844); Kurz, Gesch. K. Friedrich's, II. Bd.; Lichnowski, 7. Bd.; Chmel, Monumenta habsburgica, I. Abth., I. Bd.; Schreiber, Gesch. v. Freiburg; F. A. von Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammv. des k. Hauses Sachsen (1838); Ennen, Gesch. der Stadt Köln, 3. Bd., D. A. H.; Des Stadtsekretarius Christian Wierstrat Reimchronik der Stadt Neuß z. Zeit der Belagerung durch Karl d. K., H. v. Burgund. Nach d. Originaldruck v. 1497. 8°. (Köln 1855); C. A. H. Markgraf, De bello Burgundico a Carolo audace contra archiepiscopum Coloniensem suscepto a. 1474. Diss. (1861); Dr. K. Tücking, Zur vierten Säcularfeier der heldenmüthigen Vertheidigung von Neuß im burgundischen Kriege (Neußer Gymn.-Prog. 1874).

Wir sehen im deutschen Reiche in den Jahren 1452—1463 eine starke Parteiung, politische Leidenschaften im Kampfe der Fürsten unter einander, der Fürsten mit den Städten und der wittelsbachischen Faction gegen den Kaiser walten. Die antihabs-

burgische Partei bestand noch immer und war auch nach 1463 thätig, das beweisen am besten die Anschläge K. Georg's von Böhmen, zur Zeit seiner neuen Zerwürfnisse mit dem Kaiser (1468—1471), den Burgunder auf den deutschen Thron zu bringen, die Brandenburger Hohenzollern vom Kaiser abzuziehen u. s. w. Wäre die Verständigung Podiebrad's und des Corvinen gelungen oder hätte nicht der Tod den Lebensfaden des Böhmenkönigs so früh durchschnitten, so würde K. Friedrich III. neue Stürme für sein deutsches Kaiserthum erlebt haben, größere vielleicht, als die früheren. Noch lebte ja der Pfälzer, der „böse Fritz"; der Burgunderherzog, Karl der Kühne, nach einer Krone lüstern, stand in nahen Beziehungen zum Ungarnkönige und die deutschen Fürsten waren, wie dies der Regensburger Reichstag vom Juni 1471 zeigt, auf die „polnische" Thronfolge in Böhmen schlecht zu sprechen, welche jetzt, aus Furcht vor Ungarn, der Kaiser begünstigen mußte. Die Regensburger Versammlung wollte weder einen polnischen, noch einen ungarischen Böhmenkönig; ein Deutscher sollte es werden, denn Böhmen sei deutsches Reichsland.

Kaiser Friedrich, mit Mathias offen überworfen, von ihm bedroht, von türkischen Einfällen geängstigt, brauchte Hülfe des Reiches. Er zeigt sich gewillt, die Danaidenarbeit der „Reichsreform" in Angriff nehmen zu lassen; das gleiche Stück Arbeit, welches Kaspar Schlick in den Tagen Albrecht's II. versuchte, für welches Nicolaus Cusanus und die Reformpartei des Baseler Concils eintrat, dessen Titel die unzufriedene Fürstenpartei dem Kaiser Friedrich vor Jahren entgegenhielt, und das einfach deshalb zu nichts Rechtem führen konnte, weil die Fürsten ihre Selbstsucht, der Kaiser sein dynastisches Privatinteresse höher anschlugen, als eine gemeinnützige Neugestaltung des Reichs und da es — eingestandener Maßen — Ideen und Pläne die Fülle, dagegen keinen Fürsten oder Staatsmann von allgemein anerkanntem Einflusse gab, der diesen Ideen und Plänen Hand und Fuß, Fleisch und Blut leihen konnte. Friedrich sollte auch bald merken, daß die Reichsfürsten das Angebot von Reformen für ihre materielle Unterstützung als keine erwünschte Abschlagszahlung ansahen und es mit der gleichen Kühle aufnahmen, wie früher das habsburgische Reichsoberhaupt die gewiß nicht aufrichtiger gemeinten Reformklagen entgegengenommen hatte.

Der Kaiser war durch K. Mathias derart in's Gedränge gebracht worden, daß er dem Ungarnkönig die Zusage machen mußte,

dessen Anspruch auf die böhmische Krone in dem Augsburger Reichstage (April 1473) von seiner Seite förmlich anzuerkennen.

Allerdings zog sich Friedrich nach seiner Art aus dieser Schlinge, aber die nächste Zukunft erheischte eben ein gewinnbringendes Bündniß, wodurch er seinen starken Feinden gegenüber geschützt sei und zugleich einen künftigen Vortheil dem eigenen Hause sichern könne.

Da war es das Streben Karl's des Kühnen von Burgund (1461—1477), des reichsten Potentaten des Abendlandes und Vaters einer vielbegehrten Erbtochter, nach einer Königskrone, wenn nicht anders, aus der Hand des römisch-deutschen Kaisers, das jenem Bedürfniß des Habsburgers Friedrich entgegenkam. Die Mittelperson war Herzog Sigismund von Tirol, durch den unglücklichen Schweizerkrieg von 1468, der mit der nachtheiligen Waldshuter Einung (27. August) schloß, finanziell stark heruntergekommen. Als er bei dem ebenso zähen als kargen Herrscher Ludwig XI. vergebens ein Darlehn angesucht, wurde er genöthigt, den Burgunderherzog anzugehen und von diesem allerdings nicht unerhört gelassen, aber bemüßigt, ein stattliches Pfand, das habsburgische Eigen im Elsaß, die Grafschaft Pfirt und einige Rheinstädte darzugeben (1469, 9. Mai), zum größten Verdrusse der Schweizer, die darin einen Vorstoß der gefahrdrohenden Erobererpolitik des kühnen Karl gegen Lothringen und die Eidgenossenschaft erblickten.

Jedenfalls müssen wir seit dem Jahre 1470 ernstliche Unterhandlungen zwischen K. Friedrich und Herzog Karl d. K. annehmen, als deren Vermittler der Tirolerherzog, der Markgraf von Baden, der Graf von Sulz, der Abt von Neuhaus und dann der Statthalter des Burgunders in dem als Pfandschaft erworbenen Vaterlande Habsburgs, Peter von Hagenbach, abgesehen von anderen Sendboten und Vollmachtträgern, erscheinen. Der Burgunderherzog strebte die deutsche Königskrone an und hatte in letzter Krone die Kaiserwürde im Auge. Geködert durch das Angebot Karl's d. K., seine Erbtochter mit dem einzigen Sohne des Kaisers Maximilian zu vermählen, scheint damals Kaiser Friedrich in die deutsche Königswahl des Burgunders und dessen Nachfolge im Kaiserthum, wo dann Maximilian deutscher König würde, eingewilligt zu haben und auch dem Wunsche Karl's d. K. nach dem Reichsvicariate am linken Rheinufer entgegengekommen zu sein. Diese Bereitwilligkeit im Allgemeinen wurde dann allerdings durch zwei Bedingungen des Habsburgers abgeschwächt, wonach Karl d. K. seine zum Königreiche bestimmten Länder vom Kaiser ordnungsmäßig als Lehen entgegenzunehmen habe und verhalten sei, mit den Habsburgern ein Bündniß gegen die Eidgenossen

abzuschließen; der Burgunder lehnte nun am 15. Januar 1471 diese Bedingungen ab.

Aber hiermit war der heikle politische Handel nicht für immer abgebrochen. Im Gegentheile, der ehrgeizige Karl kam nun wieder mit einem Schritte entgegen, indem er 1472, den 10. August, mit Herzog Sigismund von Tirol in der That ein Bündniß wider die Eidgenossen abschloß, und ebenso finden wir eine Werbung des Kaisers an den Burgunder, welche dieser den 14. December 1472 beantwortet. Seit Februar 1473 drängte die Aussicht, die Erbschaft Gelderns anzutreten und die Nöthigung, hierfür vom Kaiser einen Rechtstitel zu erwerben, den Burgunder zur ernstlichen Förderung eines Abschlusses mit dem Kaiser. Obschon dieser seine Bedenken und Bedingungen festhielt, so ließ er doch 1473 den Burgunder zu einer endgültigen persönlichen Besprechung nach Trier einladen. Karl wollte dann, allerdings mit besonderen Hintergedanken, Metz, die begehrenswerthe Festungsstadt an den Marken Lothringens, zum Stelldichein machen (woselbst der Kaiser von Basel aus am 22. September eintraf und von Karl's Botschaft begrüßt wurde), mußte sich aber endlich doch für Trier entscheiden.

Hier fand vom 30. September bis 25. November der Congreß beider Herrscher statt. Unter den Begleitern des Kaisers, der schon am 29. September anlangte, erscheint auch der Bruder des Sultans Mohammed II., Amurad Othman (Osman) oder Calixtus, wie er nach seiner Taufe als Pathenkind des Papstes Calixtus II. in Rom hieß, wohin man ihn von Byzanz aus (1453) gerettet haben soll, eine stereotyp gewordene Figur am kaiserlichen Hofe. Alles, von glänzenden Festlichkeiten beschwingt, schien im besten Zuge. Maximilian behagte dem Burgunder als künftiger Eidam; am 6. November fand die feierliche Belehnung Karl's d. K. mit Geldern, Zütphen, Brabant, Lützelburg u. s. w. durch den Kaiser statt, bald sollte die Krönung des Herzogs zum Könige vor sich gehen. Kurfürst Albrecht von Brandenburg handelt davon in einem Schreiben vom 13. November als von einer Thatsache, die nach Botschaft seiner Räthe aus Trier so gut wie abgemacht sei. Auch bespricht er mit augenscheinlichem Verdrusse die vom Kaiser mit eigenwilliger Machtvollkommenheit abgeschlossenen Verträge. Karl d. K. erhält Burgund, Lothringen, Geldern, ferner die Reichsbisthümer Lüttich, Utrecht, Toul zu Lehen des Reiches. Dafür macht er den Kaisersohn zu seinem Eidam, löst sein Bündniß mit dem Ungarnkönige, was schon geschehen sei, leistet dem Kaiser Hülfe gegen den Corvinen, Beistand gegen die Osmanen als kaiserlicher Feldhauptmann und giebt die

Pfandschaft Elsaß dem Tiroler Herzoge zurück. Die kurfürstlichen Räthe hätten von dem Allen nichts bestätigt, wie gerne dies auch der Burgunder sähe.

Diese abwehrende Haltung der kurfürstlichen Räthe und auch der Bischöfe von Utrecht, Lüttich und Toul machte den Kaiser immer nachdenklicher und den verstimmten Herzog nun auch zurückhaltender. Als nun in der Nacht vor dem 24. November in entscheidender Berathung beim Kaiser die burgundischen Vollmachtträger, Angesichts des kaiserlichen Entschlusses, die Verhandlungen abzubrechen, Alles aufboten, die Habsburger für die Wiederaufnahme derselben, wenn nicht in Trier, so doch in Basel oder Besançon, geneigt zu machen, und nichts desto weniger K. Friedrich am Morgen des 25. November von Trier nach Coblenz aufbrach, so hat dies auffällige Ereigniß die buntesten Gerüchte wachgerufen. Einmal erblickte man in der Entwicklung eines großartigen Prunkes durch den Burgunderherzog eine den Kaiser immer mehr verstimmende Absicht, das deutsche Oberhaupt gewissermaßen in einen ungünstigen Vergleich zu bringen und zu demüthigen, dann machte man den ungemessenen Stolz Karl's d. K. für den Bruch verantwortlich. Am meisten jedoch dachte man an eine diplomatische Intrigue des Franzosenkönigs Ludwig XI., der jedenfalls allen Grund hatte, die gefahrdrohende Einigung des Burgunders, seines Todfeindes, mit dem deutschen Reichsoberhaupte zu hintertreiben. Sicher lag der Hauptgrund in dem berechtigten Mißtrauen Friedrich's und in der kurfürstlichen Weigerung, die Abmachungen mit dem Burgunder zu bestätigen; in der Erkenntniß, daß Karl d. K. sein Königthum nur als einen bequemen Standpunkt benutzen könne, den Kaiser gegebenen Falls ganz bei Seite zu schieben. Der Satz in dem spätern offiziellen Absagebriefe des Kaisers an den Burgunder: „Du hattest wahrhaftig eine unendliche Begierde, Deutschland zu unterjochen und das römische Reich zu veräußern, da Du nicht mit Deinen Grenzen zufrieden bist" — drückt das aus.

Bald verwandelt sich des Kaisers Gast in Trier zum Reichsfeinde, durch den Cölner Handel, in welchem der Burgunder für den Erzbischof, Kaiser und Reich für das Domkapitel Partei nehmen, und als Karl d. K. die muthige gegnerische Burgstadt Neuß belagert (1474, Juli), kömmt es (1475, Februar) zum Reichskriege wider den Burgunder, wobei Kurfürst Albrecht Achilles als „oberster Feldherr", Albrecht der Kühne von Sachsen als des Kaisers „gewaltiger Marschall und Bannermeister" dem Reichsheere (70,000 M.) vorstehen. Am 31. December 1474 schloß K. Friedrich zu Andernach

ein Bündniß mit dem Franzosenkönige; 1475, den 7. Januar, erließ er von da die Kriegserklärung an den Burgunder und brach dann auf.

Der Zug des Reichsheeres nach der Heerschau des Kaisers bei Cöln (10. Mai), nach Mühlheim auf das linke Rheinufer und weiter gegen Zunz und Neuß, sein Lagerleben unter dem Schutze der Wagenburg und (seit 25. Mai) die Kämpfe mit der starken Söldnermacht des Burgunders vor der tapfer vertheidigten Stadt — zeigen die ganze Schwerfälligkeit eines solchen Reichsfeldzuges mit 28 Kanonen, 40 Karrenbüchsen, 3000 Handbüchsen und Armbrüsten, 5000 Wagen und 300 Zelten als Rüstzeug. 10 Kurfürsten und Fürstbischöfe, 15 Herzoge und Markgrafen, 65 Grafen, 250 Freiherren, 625 Ritter, 4000 Edelleute und 68 Reichsstädte machten ihn mit. Die Lagerordnung und Fahnenführung war die zeitraubendste Arbeit und Quelle endloser Streitigkeiten. Den 28. Mai vermittelten der päpstliche Legat Alexander von Friaul, der Kurfürst von Brandenburg und Graf Hugo von Montfort den Waffenstillstand, dem dann eine neunmonatliche Waffenruhe als Vorfriede, die Aufhebung der Kriegslager und der Heimzug des Kaisers (October) folgten.

Sicher ist es, daß Albrecht, der Brandenburger, der Oberfeldherr, dem Burgunder nicht wehe thun wollte, der doch mit den tapferen Bürgern von Neuß allein nicht fertig zu werden im Stande war. Es war dies die Folge verschiedener Köderungen Karl's d. K., die nicht wirkungslos blieben. Andererseits lag es dem friedliebenden Kaiser gar sehr daran, den Krieg bald beendigt zu wissen, und der Burgunder hatte allen Grund, jetzt insbesondere mit dem Habsburger Friedrich auf bessern Fuß zu kommen. Denn seine Pfandherrschaft in den österreichischen Vorlanden hatte ein schlimmes Ende gefunden. Hier begann wider seinen gestrengen Hauptmann Peter von Hagenbach schon im Februar bis März 1474 ein Aufstand in allen habsburgischen Rheinstädten. Der schlaue Franzosenkönig, Erbfeind des Burgunders, arbeitet mit Erfolg an einem haltbaren Ausgleiche zwischen Herzog Sigismund von Tirol und den Eidgenossen, und so kömmt den 11. Juni unter Ludwig's XI. Bürgschaft die sogenannte „ewige Richtung" zu Stande. Straßburg, Basel, Colmar und Schlettstadt, der „niedere Verein", erlegt dann zu Basel die Pfandsumme, welche Sigismund dem Burgunder schuldete, um die Rückeinlösung erzwingen zu können. Schon am 11. April ist Hagenbach in den Händen der Aufständischen und leidet Folter und Enthauptung zu Breisach. Sein Herr ist in den Cöln-Neußer Krieg verwickelt. Den 12. October 1474 schließen zu Feldkirch die Bevollmächtigten des Franzosenkönigs mit H. Sigismund ein Abkommen. Ludwig XI. nimmt die Länder dieses

Habsburgers in Schutz, der sein früheres Bündniß mit dem Burgunder löst und den geldbedürftigen Herzog zu seinem „geheimen Rathe" mit 10,000 Franken Jahrespension macht.

Verbinden wir damit die vier Verträge des Franzosenkönigs mit Kaiser Friedrich (1474, 31. December, Andernach; 17. April 1475, Paris), worin alle Tractate zwischen beiden Nachbarreichen seit Karl dem Gr. bestätigt, das Waffenbündniß gegen Karl d. K. ratificirt und eine Verbindung des Kaisers mit Ludwig XI. gegen den Pfalzgrafen Friedrich abgemacht erscheint, — so begreifen wir, daß der Burgunder in seiner völligien Vereinzelung und durch die Kriegserklärung der Eidgenossenschaft zu dem verhängnißvollen Kampfe wider sie gezwungen, den Preis der politischen Freundschaft des Reichsoberhaupts: die Verlobung seiner Tochter Maria mit Maximilian, — um so weniger zu zahlen sich sträubte, je günstiger der Eindruck des kaiserlichen Thronerben auf ihn war und je weniger ihm die anderen Bewerbungen behagten. Jedenfalls haben wir 1476 Maximilian und Karl's d. K. Tochter als endgültig verlobt anzusehen.

So sollte das alte burgundische Projekt der Erwerbung einer Königskrone, insbesondere der deutschen, vielleicht gar des kaiserlichen Diadems, wenn es glückte, — dennoch in die Brüche gehen. Das Scheitern dieser Pläne der burgundischen Valois berührt sich mit den bezüglichen Anschlägen der französischen Stammgenossen auf dem Throne. Schon Herzog Philipp der Gütige, Karl's Vater, entbot in dieser Richtung eine Gesandtschaft an K. Friedrich III. in den Jahren 1447 und 1448. Nahezu ein Menschenalter später glaubte der Sohn Philipp's sein Ziel erreicht zu haben, — aber wieder schob es sich in unbestimmte Ferne, ohne daß der kühne Karl ahnte, er stände zugleich am Vorabende des Zusammenbruches seiner glänzenden Herrschaft und eines ruhmlosen Schlachtentodes.

Vgl. auch zu diesem Abschnitte: E. Birk, Actenstücke v. H. Philipp's Gesandtschaft in Chmel's Oesterr. Geschichtsforscher (1838), I. Bd.; Gh. Gottl. Buder, Nützl. Sammlung versch. ungedr. Schr. (1735), (besonders z. Gesch. des Reichskrieges v. 1475). Die Aufs. i. Arch. f. Gesch. u. Alterth. Westfalens I., 2. in den neuen Mitth. d. thür. sächs. Ver. II.; Mone, Quellensammlung z. bad. Gesch., III. Bd.; Schreiber, Ueber Peter v. Hagenbach im Taschenb. f. Gesch. u. Alterth. i. Südd. (1840); Minutoli, Das Kaiserbuch rc. a. a. O. Von den Schweizer Geschichtschr. insbesondere: Zellweger, Ueber die Gründe des burg. Kriegs Arch. f. schweiz. Gesch. V. und im Schweiz. Mus. f. histor. Wiss. II. (1858). Eine der jüngsten Publicationen über Karl's d. K. Pläne. H. Müller, Die deutschfeindliche Politik Karl's d. K. (Prenzlau 1871).

8. K. Georg Podiebrad's Tod. Die böhmische Frage (1471—1479).*) (Die Brüder in Böhmen-Mähren; der Kampf um den Thron zwischen dem Jagellonen und Corvinen.)

Literatur. Palacky, Gesch. Böhmens, V. Bd., 1., 2. Abth. (in deutscher und czech. Bearbeitung (1865—67); Teleki, III.; Fessler-Klein, 3. Bd.; Droysen, Gesch. d. pr. Pol., 2. Bd.; Klose, dokumentirte Geschichte von Breslau (in Briefform). Die weiteren Materialien in Stenzel's scrr. rer. Siles., III. Bd., f. d. Zeit v. 1458—1526. Vgl. Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau in Büsching's Zeitbücher der Schlesier (1813—1822) (4 Bde.); (Eschenloer (schließt mit 1479); J. Kürschner, Nachrichten über die Vorgänge in Schlesien unter den Königen Georg und Mathias aus dem Arch. der Stadt Eger, 8 Briefe aus d. J. 1438—1488, Ztschr. des schles. Geschichts-Ver., 8. Bd.; Luchs, schles. Fürstenbilder des Mittelalters (1872); Heyne, Gesch. des Bisthums Breslau, 3. Bd. — Ueber die böhm.-mähr. Brüder, an Quellen und Hülfsmitteln: Camerarius, Hist. nov. de fratrum orthodoxorum eccl. in Boh., Mor. et Polonia, 1591, (1605, 1625); Joh. Amos Comenius (Komensky), Hist. persecut. ecclesiae Bohemiae u. a. a. (1632). (Leyden 1648); auch böhmisch und wiederholt aufgelegt; Historia fratrum Bohemorum. (Amstelod. 1660), wiederholt aufgelegt; Lasitzky v. Lasitius, Hist. de orig. et rebus gestis fratrum Boh. 1649, 1660, her. v. Comenius; Wengerž (Wengerscius, auch als Pseudonym, Regenvolscius, systema historico-chronolog. eccl. Slavon. per provincias Poloniae, Russiae, Prussiae, Moraviae etc. (1650; 1679); G. Conr. Rieger, Historie der alten und neuen böhm. Brüder. (Züllichau 1734—1740); Serstotter, Beitr. z. böhm.-mähr. Brüderhistorie (1781). Bahnbrechend wurden die Arbeiten von Gindely in Bezug des quellenmäßigen Bearbeitens der kirchlich-politischen Geschichte der böhmisch-mährischen Brüder., u. zw.: Ueber die dogmatischen Ansichten der böhmisch-mähr. Brüder, nebst einigen Notizen z. Gesch. ihrer Entstehung i. dem Sitzungsb. d. phil.-hist. Kl. der Wiener Akad., 13. Bd. (1854); Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation. I.—II. Abth., Gesch. der böhmischen Brüder (1857, 1861); Quellen z. Gesch. der böhm. Brüder, vornehmlich ihren Zusammenhang mit Deutschland betreffend, in den fontes rer. austr., II. A., 19. Bd. Dekrete der Brüderunität in den Monum. hist. Bohem., I. A., I. Bd.; Fiebler, Todtenbuch der Geistlichkeit der böhm. Brüder in den fontes rer. austr., I. A., 5. Bd.; Borovy, Die Utraquisten in Böhmen, im 36. Bd. des Arch. f. österr. Gesch. (1866). Vgl. auch Dieckhoff, die Waldenser i. Mittelalter, (Gött. 1851); Palacky, Ueber die Beziehungen und das Verhältniß der Waldenser zu den ehemaligen Secten in Böhmen (1869); Czerwenka, Gesch. der evang. Kirche in Böhmen (1869); W. Preger, Beiträge zur Gesch. der Waldesier i. Mittelalter, in den Abh. der bayr. Akad. d. Wiss., III. Kl., XIII. Bd., 1. A. (1875).

Der Tod K. Georg's begründet einen wesentlichen Umschwung im äußern und innern Geschichtsleben Böhmens. Abgesehen von

*) Durch ein Versehen erscheint in der Inhaltsübersicht S. 311 dieser Abschnitt unter Nr. 7 vorangestellt.

dem Untergange des staatlichen Ansehens und dem gewaltigen Unterschiede in der Persönlichkeit des verstorbenen Herrschers, der in schwieriger Lebensarbeit durch Geist und Thatkraft der weltbekannte Böhmenkönig wurde, gegenüber der seines Nachfolgers, des jugendlichen Wladislaw, des gutmüthigen Schwächlings, dem Geburt und Zufall den schwierigsten Thron zuführten, — beginnt im Innern eine gewaltige Zersetzung der staatlichen Grundlagen, welche Podiebrad trotz aller Stürme kräftig wahrte; — das Emporkommen der feudalen Adelsmacht auf Kosten der Monarchie, der unaufhörliche Kampf der Reichsstände unter einander und endlose Religionswirren, ein beklagenswerther offener und verdeckter Krieg der politisch-socialen Parteien und kirchlichen Bekenntnisse.

Eine allgemeine Geschichte Oesterreichs darf nicht eine Specialbehandlung der Geschichte Böhmens anstreben. Sie muß sich begnügen, auf Thatsachen von allgemeiner Bedeutung und Tragweite hinzuweisen, welche auf die zukünftige Gestaltung des böhmischen Reiches maßgebenden Einfluß übten und Wechselbeziehungen mit der habsburgisch-österreichischen und ungarischen Nachbarschaft zu Tage treten lassen.

Hier sei nur der Lösung der böhmischen Frage in den Jahren 1471—1479 gedacht.

Die richtige Auffassung der Sachlage in Böhmen und ein sicheres Beurtheilen der damaligen Parteiverhältnisse, andererseits die klare Erkenntniß der späteren kirchlichen Zustände Böhmens und Mährens erheischt jedoch zuvor einen Ueberblick des Entstehens und der Wesenheit jener religiösen Sectenbildung, welche gemeinhin den, allerdings willkürlich geschaffenen Namen der „böhmisch-mährischen“ Brüder, richtiger den der „Brüder (bratři)“ schlechthin oder der Brüder-„Unität“ (jednota bratřská) führt; und dies um so mehr, als der Beginn dieser politisch-, kirchlich- und culturhistorisch wichtigen Erscheinung nicht bloß in die Tage K. Georg's weit zurückgreift, sondern in die des Hussitenthums hineinragt und mit früheren mittelalterlichen Thatsachen, anderem Sectenwesen, zusammenhängt.

Der Hussitismus und die Hussitenkriege verdecken gleichsam mit ihrem weltgeschichtlichen Treiben und Geräusche die älteren Sonderbestrebungen und Genossenschaften Böhmens auf dem Felde des Glaubens und die nebenläufigen religiösen Secten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die sogenannten Waldenser, die italienischen Armen, ihre Filiale, die österreichischen Armen, und die Picarditen frühzeitigen Eingang in Böhmen fanden.

Schon die Chronik Peter's von Königssaal aus der ersten Hälfte

des 14. Jahrhunderts klagt über die Menge von Ketzern in Böhmen und ihren Beschützer, den Bischof Johann von Dražic, der sogar die Inquisitionsgerichte aufhob und die Gefangenen derselben mit Gewalt befreite. Böhmische Inquisitionsacten v. J. 1330 bezeugen dies Dasein von Waldensern oder Waldesiern in Böhmen — und zwar aus dem Kreise der italienischen Armen, da sie ihre Geldsammlungen in die Lombardei senden und ihre Lehrer allda ausbilden ließen. 1391 gab es in der Altmark, Brandenburg und in Pommern eine Colonie von mehr als 400 Waldensern, die ihre Lehrer aus Böhmen bezogen. 1395 wurde der Coelestiner-Provinzial Petrus zum Ketzerrichter gegen die Waldenser in Thüringen, in der Mark, in Böhmen und Mähren bestellt; ebenso in Oesterreich und Ungarn, wo sie am meisten Opfer heischte.

Das war die Secte, deren Wesen in Oesterreich und am böhmisch-mährischen Gemärke der Passauer Anonymus, ein katholischer Priester, Gegner des Ketzerthums, aber streng kirchlicher Mann, z. J. 1260 in folgender Weise schildert: „Sie zeigen keinen Stolz in ihrer Kleidung, da sie weder das Auffallende des Reichthums noch der Armuth haben. Was man eigentlich Handel nennt, treiben sie nicht, um der Versuchung zum Lügen und Betrügen zu entgehen. Sie arbeiten nur, um leben zu können. Ihre Lehrer sind Weber und Schuhmacher. Sie sind mit dem Nothwendigen zufrieden. Sie leben keusch, namentlich die Leonisten (Armen von Lyon = Waldesier). Sie sind mäßig im Essen und Trinken. Zur Schenke, zum Tanz und zu anderen Eitelkeiten gehen sie nicht. Sie enthalten sich des Zürnens. Allzeit arbeiten sie, lernen oder lehren und deshalb — beten sie nicht".

Wir haben da die Grundzüge eines religiös-genossenschaftlichen Lebens gezeichnet, wie es in verjüngter Gestalt im 15. Jahrhunderte auf dem Boden des Elbe- und Marchlandes wieder auftaucht. Wenn der bedeutendste neuere Forscher in der Geschichte Böhmens sagt: „die hussitischen Böhmen seien Beides gewesen, Schüler und Lehrer der Waldesier, aber mehr Letzteres als Ersteres", so giebt er selbst den innigen Zusammenhang des Hussiten- und Waldenserthums zu. Wir möchten sagen, das böhmische Waldenserthum blieb der Hauptquell der antihierarchischen oder akatholischen Glaubenskrönung Böhmens, die den Hussitismus vorbereiten half und neben demselben still fortwirkte, ja in strengem Gegensatz zu demselben trat.

Von untergeordneter Bedeutung zeigt sich das gleichfalls in Böhmen auftauchende Picarditenthum, das in Ziska's Tagen Hand in Hand mit der gleichartigen Adamitensecte auftritt und als

sociale Verirrung von den Taboriten bekämpft und verfolgt wurde. Es sind dem Wesen nach die „Brüder und Schwestern vom freien Geiste", welche den Cultus des Naturzustandes bis zur widerlichen Verzerrung der Weibergemeinschaft treiben. Jünger, eigentlich nachhussitisch, aber weit verbreitet in den unteren Volksschichten und ausdauernder zeigen sich die Nicolaïten, die Anhänger von Niklas von Wlasenic († 1495), auch die „Weinenden" genannt, die neben der Schrift an einer besondern Offenbarung der „Erleuchteten" festhalten und auch einen besondern Priesterstand verwerfen. Der Hussitismus selbst erzeugte besondere Secten, so z. B. die anderorten schon erwähnten Horebiten u. A. Maßgebend blieb jedoch die waldensische Lehre. Mit ihr hängt organisch zusammen der Ideengang eines der fruchtbarsten, stilllebigen Geister der Hussitenzeit, des Peter von Chelčic, bei Wodňan, im Prachiner Kreise (geb. um 1390), der, obschon Prager Universitätsschüler, sich von gelehrter Bildung und vom Priesterstande fern hielt und als kleiner Grundbesitzer (Zeman) in Chelčic lebte, in einer eifrig taboritischen Gegend. 1420 trat Peter gegen den Magister Jakobell von Mies auf, und erklärte, in Glaubenssachen dürfe keinerlei Gewalt angewendet und Niemand zu einer religiösen Ueberzeugung mit Zwang verhalten werden. Dadurch schied sich Peter Chelčicky scharf von dem Taboriten- und Kelchnerthum mit ihren terroristischen Tendenzen. Ebenso entschieden brach er in einer Schrift „die böhmischen Secten" über deren Spaltungen, falschen Propheten, Unduldsamkeit und Selbstseligkeit den Stab. Er wurde immer bekannter und genannter; Peter Payne flüchtete (1437) aus Prag zu ihm. Auf dem Kuttemberger Landtage (1473) zog man ihn zur Verantwortung. Auch gegen Rokyczana, das Haupt der Utraquisten, der ihn schätzte, wandte er sich als Gegner der hussitischen Abendmahlslehre. Er verwarf alles Ceremonienwesen, alle Werkheiligkeit, alle Schwärmerei, Askese und Selbstpeinigung. Er will ein Christenthum praktischer Art, schlicht, einfach, bloß nach Gottes Geboten geregelt, ohne Zwangsgewalt, denn es sei ein Reich der Freiheit und des Geistes, aus welchem alle (heidnische) Staatsgewalt geschieden werden müsse. Kaiserthum, Adel, Priesterthum hielten aus unlauterer Selbstsucht zusammen. Kein Christ habe das Recht des Krieges und der Tödtung. Daher seien alle Krieger, und selbst die Ritter nicht besser als Todtschläger und Mörder, denn „du sollst nicht tödten!" Wahre Christen sollten kein öffentliches Amt bekleiden, keine Richter und Rechtsgelehrten abgeben. Nicht einmal Eide sollten sie schwören, sondern lieber Unrecht mit Geduld tragen. Ebenso unterzieht er die Modethorheiten und gesellschaftlichen Sünden

seiner Zeit in culturgeschichtlich interessanter Weise einer scharfen Geiselung.

Haben wir somit in Chelčic und seinen Schülern oder Anhängern, den „Chelčicer Brüdern", eine Secte, welche sich zu den herrschenden Glaubensparteien, den Taboriten und Utraquisten, in einem, wenngleich stillen, so doch beharrlichen Gegensatz stellt, etwa wie die Essäer einst zu den Saducäern und Pharisäern des alten Judenthums, indem sie das einfache Wort der Schrift im Christenleben beobachtet und verwirklicht sehen will, — so gewinnt sie als Vorläuferin der böhmisch-mährischen Brüder eine um so höhere Bedeutung. Ja Rokyczana selbst, je mehr er seit 1452 mit der römischen Kirche zu schmollen Ursache hatte, begann wieder gegen die Verderbtheit Roms und des Papismus zu eifern und empfahl seinen Anhängern das Lesen der Schriften des Chelčic. Zu den für die Umkehr der Kirche und des Lebens zur apostolischen Einfachheit begeisterten Vertrauten Rokyczana's zählte besonders Gregor, aus armen Zemanengeschlechte, darum genöthigt, anfangs vom Schneiderhandwerk zu leben, Barfüßernoviz, aber durch die Hussitenstürme aus den Klosterhallen verscheucht, ein kräftiger, einfacher Charakter, schon an 50 Jahre alt, mit Chelčicky's Lehre eng befreundet. Chelčicky starb bald nach 1454, aber die — mit Gregor an der Spitze — seinen Glaubens- und Lebensanschauungen bestvertrauten Männer aus allen Ständen wurden immer zahlreicher.

Nach K. Georg's Thronbesteigung sollte nun jeder Anlaß vermieden werden, die gute Laune des römischen Stuhles durch Sectirerei innerhalb des Utraquismus zu stören; dies und Rokyczana's eigenes Mißbehagen an dem eigenartigen Puritanerthum dieses Kreises, verbunden mit der Erwartung, daß dieses „Schwärmerthum", den Augen der großen Welt entrückt, in ländlicher Abgeschiedenheit bald einschrumpfen und sich verflüchtigen werde, — bewirkte die Anweisung der königlichen Grenzherrschaft Senftenberg, am mährischen Gemärke Böhmens, zum Ansiedelungsplatze dieser stillen Gemeinde. Das Burggebiet von Libic und das Dorf Kunwald, in ziemlich verödeter Gegend, bildeten nun seit 1457 den Wohnsitz der „Brüder". Bald finden wir Bauern, Handwerker, Baccalauren, Magister, gewesene Geistliche, selbst Adelige, Gelehrte und Ungelehrte, in dieser Mustercolonie, mit Weib und Kind, dem Worte Gottes gerecht, leben und wirken und tief nach Mähren und Böhmen hinein Anhänger aller Berufskreise suchen und finden.

Die ersten Häupter der Kunewalder Brüdergemeinde waren jener Gregor, Michael, früher Pfarrer in Senftenberg und Mathias,

ein schlichter Laie aus Kunwald. 1459 nahm diese Gemeinde förmlich die Abendmahlslehre des Peter von Chelčic an, wonach Brod und Wein bloß in geistiger Weise Leib und Blut Christi sei, während der Utraquismus die wirkliche Transsubstantion in katholischer Auffassung annahm. Als Gegner der Transsubstantion werden sie von den Gegnern „Picarditen" genannt. Darin und in der Vereinfachung des Gottesdienstes — im Gegensatze zum katholischen Ceremoniel des Utraquismus — äußert sich die erste innere Thätigkeit der Brüder. Das Jahr 1461 brachte, zu Folge des strengen königlichen Befehls gegen die Secten, Tage schwerer Prüfung, Gregor und seine Freunde werden einem peinlichen Verhöre unterzogen und verfallen längerer schwerer Haft, Pfarrer Michael zu Kunwald wird auf königlichen Befehl auf Burg Libic in schweren Kerker geworfen; Herr Zdenko Kostka von Postupic auf Leitomischl ließ gefangene Brüder hinrichten, die nicht widerriefen.

Georg und seine Genossen hatten sich auf die Herrschaft Reichenau gezogen. Bald wird die Verfolgung allgemeiner. Waldungen werden ihr Zufluchtsort. Zu ihren Versammlungen in Winterszeit nehmen die Brüder Rechen mit, um ihre Fußtritte im Schnee unkenntlich zu machen. Höhlen und Erdlöcher bilden ihr Versteck; bei Tage wagen sie es kaum, beim Feuer ihre Speisen zu bereiten, auf daß sie der Rauch nicht verrathe. Ihre Feinde schmähten sie darum auch: „Grubenheimer" (böhm: jamnici).

Aber gerade die Tage der Trübsal steigern sie im gläubigen Gefühle und Ausharren um Gottes Willen. Die von Gregor 1464 in die Reichenauer Waldberge einberufene Versammlung ist eine wichtige That, denn sie stellt die Grundsatzungen des Brüderthums auf: die Lehre von der Rechtfertigung nach den Grundsätzen der Chelčicer und die praktischen Vorschriften für ein stilles, enthaltsames und geduldiges Christenleben; Gehorsam gegen die gesetzliche Obrigkeit, Eintracht und Friedensliebe, Arbeitsamkeit, Unterstützung der ärmeren Glaubensbrüder durch die Wohlhabenderen. Doch kennen sie kein privilegirtes oder zukünftiges, nur ein durch innere Würdigkeit und Vertrauen der Gemeinde berufenes Priesterthum.

Da sie die von katholischen Geistlichen ertheilte Taufe als ungültig zu erneuern begannen, meldet sich unter ihnen die „Wiedertäuferei", der Anabaptismus, an und mußte später die Anklage gegen sie verstärken.

Bald müssen sie auch an Ordnung eines Brüder-Priesterthums schreiten. Es geschieht auf der Synode zu Lhota bei

Reichenau, die besonders von Brüdern aus dem Saazer, Prachiner und Chrudimer Kreise und aus den mährischen Bezirken von Olmütz und Prerau besucht wurde. Die Priester werden aus den, alle Stände, Berufsklassen und Bildungsstufen umfassenden Brüdern, im strengen Geheim durch das Loos, gewissermaßen durch Gottes Winke, gewählt, durch Auflegen der Hände von Seiten der vornehmsten Unionsmitglieder ihrem Berufe zugeführt und später geweiht. Das geschah durch Verbindung mit den österreichischen Waldensern, deren Haupt Stephan, selbst „Bischof" (durch Weihe von Seiten eines römischen Bischofs), den Michael von Senftenberg zum Bischof weihte, und dieser erste Unionsbischof ertheilte dann die Weihe zwei Priestern, dankte dann aber zu Gunsten Mathias' von Kunwald ab, den wir eigentlich als ersten Unionsbischof ansehen müssen. So mächtig war der Gedanke eines Kirchenthums in der Brüdergemeinde geworden, daß er die Priester- und Bischofswahl und Weihe nach Art des apostolischen Zeitalters unter den schwierigsten Verhältnissen durchzuführen nicht säumte.

Wieder beginnen mit 1468 strenge Verfolgungen seitens des Utraquismus. Der König im Kampfe mit Rom will jeden Vorwurf von Ketzerfreundschaft vermeiden, und Rokyczana ist wider die Brüder doppelt erbittert. Denn längst schon hatte die Unität mit ihm gebrochen, ihm die inhaltschweren Worte geschrieben: „Du bist von der Welt und wirst mit ihr zu Grunde gehen".

1471 starben Rokyczana und Georg Podiebrad. Unter dem neuen Könige öffnete sich der Kerker der gefangenen Brüder. Aber bald drohten die schlimmsten Zeiten, denn Katholicismus und Utraquismus sah in den „Brüdern", in ihrem überraschend wachsenden Anhange, gefährliche Sectirer, Waldenser und Picarditen vor Allem; schon darum, weil zahlreiche Waldenser (und Picarditen), 1468 in die Mark Brandenburg versprengt, jetzt wieder zurückkehrten und in die Unität eintraten. Und wenn wir, den Standpunkt der Gegenwart verleugnend, der damaligen Zeitanschauung gerecht werden wollen, so dürfen wir diese Unduldsamkeit nicht unbegreiflich finden. Die Brüdergemeinde verfiel auch inneren Spaltungen. Die strenge, auf harte Entsagung und Selbstverleugnung abzielende Richtung Gregor's († 1473, 13. September) erschien bald der Mehrheit unhaltbar. Seit 1480/1490 insbesondere treten Lucas von Prag, Laurenz Krasonicky und Prokop von Neuhaus an die Spitze der „gemäßigten" Brüder, die dann auch „Bunzlauer", die „Jung-" oder „die größere Partei" heißen. Dagegen vertraten die strenge Richtung Amos von Stekna, Gregor von Wotic und Bruder Jakob, welche gerade durch

ihr ungeberdiges Eifern über die „Sündhaftigkeit" der Gemäßigten, durch den allzu herben und absichtlichen Puritanismus, die Zahl der Gegner verstärkten.

Man nannte diese Partei die der Amositen oder die „kleinere" Partei. Seit der Reichenauer und Chlumecer Synode (1495) kann man das Brüderthum vollkommen organisirt denken. Es giebt einen erwählten Priesterstand, einen Kirchenrath, ein Gemeindekirchenvermögen, ein geregeltes Armenwesen, Sittenpolizei u. s. w. Am meisten verbreitet finden wir die nach Hunderten zählenden Ortsgemeinden im Osten Böhmens, mit Senftenberg, Stekna, Leitomyschl, Skuč, Chocen, Chrudim, Brandeis, Chlumec, Reichenau, Turnau, Königgrätz, Jungbunzlau als Hauptsitzen; im Marchlande, gleichfalls östlich, besonders in und um Tobitschau, Mähr. Neustadt, Prerau, Fulnek (im Kuhländchen), Weißkirchen und Ung. Brod.

Das Geheimniß ihrer zähen Kraft, Beliebtheit und Verbreitung auf so vielen adeligen Grundherrschaften, deren Besitzer ihre Gönner und Mitbrüder wurden, lag in ihrem friedlichen und arbeitsamen, wohlgesitteten Leben, in den Früchten ihrer praktischen Lehre. Der Hussitismus war furchtbar durch das Schwert; das Brüderthum hatte nichts mit der Waffe zu thun, aber seine friedlichen Eroberungen wuchsen und versprachen nachhaltiger zu werden; es wurde gewissermaßen die leitende und für ihr Dasein kämpfende Kirche inmitten der herrschenden Bekenntnisse: des Katholicismus und Utraquismus.

Wir haben bisher der religiösen oder confessionellen Seite der böhmischen Frage gedacht, nun kommt ihr politischer Gehalt an die Reihe.

Nach dem Tode K. Georg's war der Königsthron Böhmens Gegenstand der widersprechendsten Bestrebungen und Wünsche. Prinz Wladislaw von Polen, damals sechszehnjährig, galt den Utraquisten und deren Wortführern: Ctibor und Johann Jarosch von Cimburg, dem Prager Oberbürgermeister Samuel von Hradek und Walečow, so auch den Katholischen von der Partei des Schwagers Podiebrad's, Herrn Lew (Leo) von Rozmital, als (s. 1469) verbriefter Wahlkönig; Johann von Rosenberg, Zdenko von Sternberg, Heinrich von Neuhaus, die reichsten Kavaliere der „papistischen" Richtung, waren für Mathias Corvinus eingenommen, während einige Legitimisten auf Kaiser Friedrich blickten. Manche zeigten sich dem Sachsenherzoge Albrecht dem Kühnen geneigt, dem Schwiegersohne K. Georg's, welcher noch vor dem Tode des Schwähers in's Westgebiet Böhmens eingerückt war und bald eine Verständigung mit K. Mathias anstrebte. Selbst Herzog Ludwig der R. von Bayern-Landshut

glaubte auf Anhänger rechnen zu können. Endlich fand auch Ludwig XI. von Frankreich seine Gönner, da er die Landesschulden zu tilgen versprach. Von den vier Söhnen K. Georg's war der älteste, Boček, geistesschwach, Victorin noch immer Gefangener des Ungarnkönigs, Hynek viel zu jung; bloß Heinrich, Eidam des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles, kam da in Frage.

Ein tieferer Einblick in die Sachlage lehrte jedoch, daß nur Wladislaw oder Mathias von Ungarn durchgreifen könne, für welchen letzteren, abgesehen von den katholischen Ligisten auch der Legat des Papstes Paul II., Laurenz Roborella, B. v. Ferrara und Rudolph von Rüdesheim, B. v. Breslau, arbeiteten. Denn obschon Gregor von Heimburg, Benesch von Weitmil und an vierzehn Adelige der böhmisch-deutschen Grenze für Albrecht von Sachsen waren, so zeigte es sich doch bald, daß von einer ernstlichen Action zu seinen Gunsten keine Rede sein sollte.

Vom 23. April 1471 ab begann der Prager Ständetag, bei welchem sich auch der Sachse „zur Aufrechthaltung der Freiheit der Wahl" eingefunden, und am 1. Mai hielt Mathias, aus Ungarn herbeigeeilt, in Deutschbrod eine Versammlung seines Anhanges ab; bemüht, mit den Söhnen Podiebrad's ein Abkommen zu treffen, wohin sich auch die ständischen Boten aus Prag begaben. Mathias ging dann mit seinem Hofstaate nach Iglau, um hier den Ausgang des Wahltages abzuwarten und benützte den freigelassenen Königssohn Victorin als Werber bei den Ständen Böhmens.

Zu Kuttemberg, den 27. Mai, wurde jedoch von der durch den Cimburger Hanns, dem jüngern Wilhelm von Riesenburg und die polnischen Abgeordneten bearbeiteten Ständeversammlung einstimmig Wladislaw zum Böhmenkönige gewählt, nachdem die Gegenpartei den Wahlsaal verlassen. Sagt doch auch der gut unterrichtete Eschenloer, daß selbst von Ungarn aus gegen die Wahl des Corvinen gearbeitet wurde. „Der Erzbischof von Gran (Johann von Vitéz) mit etlichen anderen hungrischen Bischöfen und Herren sannten eine heimliche Botschaft gen Prage zu dem Obersten und ließen den Behmen sagen, daß sie König Mathiam nicht solten kiesen, der ein Blutvergießer und grausamer Mann wäre . . . . daß sie solten kiesen des Königes von Polen eltesten Sohn Wladislaum". Das war ein Symptom der bald auflodernden Verschwörung in Ungarn, welche den jüngern Jagellonenprinzen Kasimir auf den Thron des abwesenden Corvinen setzen sollte. Der Sache Mathias' schadete auch der Uebereifer, die Drohungen der Legaten. Ob die kaiserlichen Gesandten insgeheim entscheidend gegen ihn wirkten, wissen

wir nicht genau, doch ist es wahrscheinlich. Vor Allem jedoch sträubte sich das nationale und utraquistische Gemeingefühl gegen einen König, den Eroberungslust verlockte, seit drei Jahren unsägliches Weh über Böhmen und Mähren zu bringen.

Mathias gab jedoch die Sache nicht auf. Er läßt sich schon am 28. Mai zu Iglau durch den Legaten zum böhmischen Könige krönen und schließt mit Albrecht von Sachsen die Uebereinkunft vom 19. Juni.

Inzwischen begaben sich die Boten der großen ständischen Mehrheit nach Polen, um in Krakau dem Jagellonen die Wahlbedingungen zu unterbreiten (9. Juni). Sie werden begreiflicher Weise genehmigt. Einen Hauptpunkt bildet die Aufrechthaltung der Compactaten als staatsrechtlicher Grundlage des Utraquismus. Auch Mathias hatte eine Botschaft (7. Juni) an den Jagellonenhof abgesendet, um dort einen Ausgleich anzubahnen. Man lehnt die Werbung ab. Wladislaw tritt seine Krönungsfahrt von Polen durch Schlesien und über den Ostsaum Mährens an die glazer und böhmische Grenze an. Den 10. August beschwört er am Gemärke die Rechte und Freiheiten des Reiches und hält am 19. August den feierlichen Einzug in Prag. Den 23. August empfängt er die Krone. Sie sollte ihm wenig Freuden und Ehren bieten und ihr Träger kein kräftiger Schirmer dem Lande werden. Bald war der „Polake“, der gutmüthige Schwächling, der „König Gut“ (Král dobře), nach seiner polnischen Lieblingsphrase (dobřze, dobřze: Es ist gut!) so genannt, inmitten eines wahren Hexensabbats von Partei- und Glaubensfehden.

Die ersten Jahre allerdings hielt die Thronfrage, die Entscheidung, wer Sieger im Kampfe um das Böhmenreich sein werde, die inneren Stürme etwas zurück.

Mathias bewältigt die ungarische Verschwörung. Der neue Papst Sixtus IV. (Franc. della Rovera) erklärt sich bald für ihn, ohne daß die kirchlichen Drohungen tiefe Eindrücke zurücklassen. Die Sohne Podiebrad's, die sich 1472, 4. März, in die schlesischen Lande und böhmischen Güter ihres Besitzes endgültig theilen und von denen Viktorin später seine völlige Lösung durch Cession Kolins an Mathias bewirkte, nehmen eine beobachtende, zuwartende Stellung ein. Die Turkengefahr bestimmt den Corvinen zu Verhandlungen der Waffenruhe in Ofen (31. März 1472) und Deutschbrod (31. Mai). Der Ausgleichstag zu Neisse (Februar und März 1473) blieb unfruchtbar, nicht minder die Troppauer Taidung (Sept.). Bald hört man von umfassenden Rüstungen und es kommt zu Feindseligkeiten, welche nur unterbrochen von der Altendorf-Schramowiczer Friedenstai-

dung zwischen Polen und Ungarn (1474, 12. Januar) in den förmlichen Krieg übergehen sollten, dessen Mittelpunkt das hartgeprüfte Breslau, der Hauptwaffenplatz des Corvinen, abgeben musste. Angesichts der Ueberlegenheit des Feindes liess sich Mathias herbei (20. October) den Gegnern, dem Böhmen- und Polenkönige, Sohne und Vater, den Frieden anzubieten. Man weist ihn zurück, belagert den an Kriegskunst überlegenen, gut versorgten Corvinen in Breslau, leidet aber selbst durch Proviantmangel und Seuchen unsäglich. Endlich kommt es 1474, 16. November, zum Breslauer Vergleiche, welcher die Waffenruhe bis zum Pfingsttage (25. Mai) 1477 sichern soll. Die Entscheidung in der böhmischen Thronfrage habe den 15. Januar 1475 ein allgemeiner Landtag zu treffen.

Im Februar 1475 reifte in Prag folgender Austragsentwurf: Wladislaw habe Böhmen, die Ober- und Niederlausitz, Schweidnitz und Jauer, Mathias Mähren und das übrige Schlesien zu beherrschen; sie beerben sich gegenseitig in Bezug der ihnen zugefallenen Reichsgebiete Böhmens. Der eigentliche Thronkampf mit dem Schwerte hatte in seiner ersten Phase ausgetobt, er wurde nur weiter mit diplomatischen Waffen geführt, denn die Osmanengefahr beschäftigte den Ungarnkönig vollauf. Bald aber brachen neue Feindseligkeiten aus.

Der Kaiser, dem Corvinen mehr denn je abgeneigt, erneuert den 5. und 6. December 1476 zu W.-Neustadt mit dem Bevollmächtigten Wladislaw's, Benesch von Weitmil, die Nürnberger Abmachung (1474, März), wonach ihm der Böhmenkönig ein Hülfsheer zuzuführen habe. Böhmen selbst, der Waffenruhe aufrichtig zugeneigt, war auf diese Verbindlichkeiten und Kriegshülfen Wladislaw's nicht gut zu sprechen. Ja, es drängte sich für den Augenblick sogar ein Zwischenfall ein, eine Werbung der Luxemburger nach dem Tode Karl's d. K. von Burgund (1477, 5. Januar) an den jungen Böhmenkönig, er möge sich um die Hand der Erbtochter ansetzeu und die Lützelburger unter seinen Schutz nehmen. Wladislaw sandte auch einige Herren auf Kundschaft in das Luxemburgische; aber es kam zu keiner weiteren Aufnahme der Sache.

So begann mit Frühjahr 1477 wieder der bedauerliche Krieg auf allen Seiten. Bei Kolin (18. Mai) drängen die Böhmen den Einfall der Ungarn zurück. Den 7. Juni beiläufig erscheint Wladislaw selbst mit 8000 Mann vor Wien, nachdem er früher schon 6000 Mann unter dem Guttensteiner dem Kaiser zugesendet. Den 10. Juni belehnt der Habsburger den Jagellonen im Stephansdome mit der böhmischen Kurfahne. Aber das Kriegsunternehmen wider den Corvinen scheitert kläglich.

Denn die beiderseitige Geldklemme, in der sie staken, veranlaßte die kaiserlichen und die böhmischen Söldner, sich auf Freibeuterei zu verlegen. Wladislaw's Heer zerrann unter seiner Hand, noch bevor der Ungarnkönig mit starker Macht in's Land Oesterreich einbrach, und das einzige Stück gemeinsamer Kriegsarbeit, die Belagerung Ebersdorfs, eines Heerdes aufständischer Bewegungen, mißlang. Die beiden Herrscher schieden bald unter gegenseitigen Vorwürfen (21. Juli); Wladislaw eilte heim ohne Sang und Klang und die übelgelaunten Oesterreicher sagten außerdem der böhmischen Mannschaft nach, viel geraubtes Gut, darunter vieles Kirchengeräth, wagenweise fortgeführt zu haben.

Als nun bald genug der Kaiser den demüthigenden Gmundener Frieden mit K. Mathias (1. December 1477) abschloß, worin ihm unter Anderem die Zusage abgedrungen ward, den Corvinen mit Böhmens Kur zu belehnen und der Ungarnkönig alsbald (8. Januar 1478) die Stände der böhmischen Lande mit Abschriften des kaiserlichen Lehensbriefes beschickte, mußte dies auf Wladislaw den entscheidensten Druck dahin üben, sich mit dem sieghaften Corvinen thunlichst zu vergleichen. Dies geschah durch Bevollmächtigte beider Könige zu Brünn, den 28. März 1478. Allein diese Taidung mißfiel in ihren Punkten dem Herrscher Ungarns und bald kündigte er den vereinbarten Waffenstillstand. Nun wurde wieder zu Ofen, inmitten der ausbrechenden Feindseligkeiten, das Gespinnst neuer Verhandlungeu aufgenommen. Sie führten im Sinne der Brünner Vorverhandlung, den 25. November, zum Olmützer Friedenstage, dem die Zusammenkunft der Könige im Frühjahre 1479 folgen sollte. Der Olmützer Congreß setzte nachstehende Friedenssatzungen fest, die unter den Chronisten Eschenloer am genauesten der Urkunde entsprechend verzeichnet. Beide Könige führen den vollen böhmischen Königstitel. So lange K. Mathias lebt, besitzt er Mähren, Schlesien und die beiden Lausitz mit den Sechsstädten; Wladislaw dagegen Böhmen. Stirbt Einer von ihnen, so hat der Ueberlebende das Recht, sich dieser Verlassenschaft des gestorbenen Herrschers zu unterwinden, unter den bestimmten Bedingungen. Beide Könige werden im Interesse des vollen kirchlichen Friedens alle Mühe beim römischen Stuhle aufwenden, daß das Interdict von Böhmen genommen und ein Erzbischof von Prag bestellt werde. Die Zusammenkunft der Könige wurde auf den 18. März 1479 anberaumt. Sie fand jedoch erst am 8. Juli d. J. zwischen Olmütz und W.-Neustadt, den Standquartieren beider Herrscher, statt. Erst nach einigen Tagen fand sich Wladislaw bewogen, als Gast des Corvinen und seiner zweiten

Gemahlin, Beatrix von Neapel, nach Olmütz zu kommen und hier ward unter rauschenden Festlichkeiten der Olmützer Decemberfriede erneuert und bekräftigt (21. Juli). Das war die Lösung der böhmischen Thronfrage.

---

9. K. Friedrich und Mathias Corvinus. Die Türkengefahr und die magyarische Invasion. Der Fall Wiens (1471—1485).

Literatur. Fugger, Spiegel d. E., h. v. Birken (1668); Katona, XV. u. XVI. Bd.; Teleki, IV. (Urk. XI. Bd.), Horvath, Szalay, Fessler-Klein, 3. Bd.; Kurz, 2. Bd.; Lichnowski, 7. u. 8. Bd.; Palacky a. a. O.; Droysen, I.; Hammer, Gesch. d. osm. R., II.; Zinkeisen, II.; Die Urkundensammlungen in Chmel's Werken, s. o. (vgl. Arch. f. K. österr. Gesch. I., 73—100., VI., 403—426); Die Beziehungen zwischen Mathias, Karl d. K. v. Burgund u. den Eidgenossen, bei: Segesser, Beziehungen d. Schweizer zu Mathias Corvinus (Luzern 1860); Langenn, Herzog Albrecht (s. o.); Krones, Vorarb. z. Quellenkunde des steierm. Landtagswesens in den Beitr. z. K. steierm. Gesch., 2. Heft (3. Heft). Die zeitgenöss. Quellen d. steierm. Gesch. i. d. zweiten Hälfte des XV. Jahrh. (ebenda 8. H., 1870); Die Chronik Jacob Unrest's, Wien 1872 (akad. Abhandlung). Die österr. Provinzialgeschichtschreibung. a) Oesterreich: Linck, Annales Claravall.; Hanthaler, fasti Campilil.; Preuenhuber, Ann. Styr.; Pritz, Gesch. Ober-Oesterr., Die Städtegesch. von Wien: Hormayr, Weiß; W.-Neustadt: Böheim; Enns: Oberleitner (Arch., 27. Bd.); b) Steiermark: Caesar Annales, III.; Muchar, 8. Bd.; c) Kärnten: Megiser, Ann. Car., Kärndtner Chronik (1612), I.; Herrmann; d) Krain: Valvasor, XV. Buch, Dimitz, I., 3; e) Salzburg: Zauner, 3. Bd.; Pichler; Ueber die Türkennoth im Allgem.: K. Haselbach, Türkennoth i. 15. Jahrh., Wien (1864), insbes. Inneröfterreichs: Bittschreiben der Landschaft in Krain über die Gefahren und Leiden der häufigen verwüstenden Einfälle der Türken an P. Sixtus IV. 1475 a. e. glchz. H. in Hormayr's Arch. (1828), S. 324; Ilwof, die Einfälle der Osmanen in die Steiermark, Mitth. des hist. V. f. Steierm., 10. 11. Heft (1860—1). Vgl. Ilwof-Peter's: Graz (1875); Krones Vorarb. z. Quellenkunde, a. a. O.; Bidermann, Urkundl. Mitth. a. o. Innsbr. Statth. Arch. in d. Mitth. d. hist. V. f. Krain (1865); Dimitz, Gesch. Krains I., 3. Ein Maueranschlag eines Geistl. zu Graz wider K. Friedrich i. J. 1478, abgedruckt von Zahn im Jahresberichte des steierm. Landesarch., h. 1870. (Haselbach hatte es a. a. O. schon 1864 veröffentlicht.) Mittheilungen aus den Facultätsacten d. Univ. Wien (1483—1485); Kaltenbäck, österr. Ztschr. f. Gesch. (1835), ebenda (1836): Wie König Mathias die Newstatt belagert, 1486. Vgl. den Bericht eines deutschen Söldners, veröff. v. Freih. v. Tettau i. d. Mitth. des V. f. die Gesch. u. Alterth.-Kde. v. Erfurt, 4. Heft (1869); A. Wolf, die Selbstbiogr. des Thein im Arch. f. K. österr. G. (1876); Aschbach, Die Wiener Univ. u. ihre Humanisten (2. Bd. d. Gesch. d. Wiener Univ., 1877) (erstes Buch). Ueber die Salzburger Verhältnisse, namentlich den

Rorer Handel wurde auch eine hdschriftl. Salzb. Chronik des XVI. Jahrh. im Grazer L.-Arch. 2192, 1°, benutzt. Eine akad. Abhandlung Dr. F. Mayer's über diese Angelegenheit, aus Archivalien geschöpft, steht in Aussicht.

Es war ein eigenthümliches Verhängniß für den Habsburger Friedrich, den „Friedsamen", daß ihm in der Person des Corvinen ein volles Menschenalter (1458 — 1490) der kriegerische, unternehmungslustige Nachbar, der Herr eines Reiches von bedeutenden Mitteln, zur Seite blieb. Der Gegensatz beider Naturen und Lebensstellungen forderte begreiflicher Weise seit jeher zu Vergleichen heraus, die nicht zu Gunsten des Habsburgers ausfielen, sehr oft jedoch verleiteten, daß man die „Großherzigkeit" des Ungarnkönigs überschätzte und die „kleinlichen Ränke" des Kaisers über Gebühr verlästerte. Mathias, der Herrscher „mit dem Blicke des Löwen", war denn doch in seiner Stellung zu Friedrich, wie allüberall, eine gewaltsame, rücksichtslose Natur, in der That der Löwe, welcher nicht bloß die Tatzen, sondern auch die verborgenen Klauen braucht, auf der Lauer liegt, bevor er zu dem furchtbaren Sprunge ausholt.

Der Corvine kreuzte die Aussichten des Habsburgers auf Ungarn und Böhmen, er stand mit den Unzufriedenen in den Landen des Habsburgers, mit der Gegenpartei im Reiche, im engen Verkehre; bis in die Schweiz reichten seine Verbindungen gegen Friedrich. Wiederholt bemühte er sich, den Habsburger vom deutschen Throne zu drängen, den er selbst gern bestiegen hätte und endlich war ihm jede Gelegenheit willkommen, den schwächern Gegner zu demüthigen. Der Schluß seines thatenreichen Lebens verlief ja in der Eroberung der österreichischen Länder, welche er dem Habsburger ganz entreißen wollte. Wenn dem Gegner gegenüber sich K. Friedrich, der thatenarme, schwerbewegliche, aber auch in seinen Machtmitteln äußerst beschränkte Mann kleiner Mittel, unfruchtbarer Verträge und diplomatischer Künste jeder Art bedient, so ist das allerdings wenig erhebend, bedauerlich, aber Angesichts der Thatsache, daß es der Schwache mit dem Starken zu thun hat, leichter zu entschuldigen als das Vorgehen des mächtigern Gegners.

Ueberdies darf nicht vergessen werden, daß nicht bloß der ewige Unfriede zwischen dem Landesfürsten und den adeligen Herren in den österreichischen Landen dem Corvinen in die Hände arbeitete, sondern, daß der von ihm selbst bekämpfte Türke nach dieser Seite hin sein Bundesgenosse wurde. Denn entsetzlich begann seit 1469 der „Sakman" (vgl. d. magyar. zsakmány: Beute, das sind die fliegenden Corps der Türken in der damaligen Sprache) die „Renner und Brenner", in den Landen an der Mur, Drau und Save, ihr Un-

wesen zu treiben. „Gott im Hymmel, es wär' Zeit, daß du dem türkischen Säbel sein' Schneid' nahmst", lautet der Stoßseufzer des Zeitgenossen Jakob Unrest, dessen österreichische Chronik die reichste Quelle für diese Epoche genannt werden muß.

Wir wollen zunächst die ungarischen Verwicklungen bis zum Gmundner Frieden überblicken. Schon in dem Vertrage, welchen 1462 der damalige Unterhändler des Corvinen, Bischof Johann Vitéz, unter Beihülfe des Cardinallegaten Hieronymus Landus, Erzbischofs von Kreta, zu Graz mit dem Kaiser abschloß, bildeten die wesentlichsten Punkte, so der Rückbehalt einiger Pfandschaften in Ungarn durch Friedrich, seine Führung des ungarischen Königstitels, die Wahrung eines bedingten Erbrechtes auf Ungarn; vor Allem aber die Schlußbedingung, Mathias solle nach dem Tode seiner ersten Gattin, der siechen Katharina, keine zweite Ehe abschließen, den voraussichtlichen Quell künftiger Zerwürfnisse. Mathias empfand, abgesehen von der hohen Summe, welche Ungarn als Lösegeld für die Reichskrone dem Habsburger zu entrichten hatte, das Lästige dieser Abmachungen doppelt schwer, als er immer mächtiger dastand und seine erste Ehe, wie voraussichtlich, der Tod der kinderlosen oder in Geburtswehen verschiedenen Gattin so bald löste (1464, Februar). Die Türkengefahr und die böhmische Frage in ihrer ersten Phase (1468—1470) geboten dem Ungarnkönige, mit dem Kaiser auf äußerlich gutem Fuße zu bleiben. Aber schon der Wiener Congreß vom Februar 1470 schloß mit dem offenen Bruche Beider, und dem Habsburger war es kein Geheimniß, wie tief die Hand des Corvinen in die Adelsfehden der österreichischen Länder gegen ihn, den angestammten Fürsten, reichte. Andererseits wußte Mathias, daß K. Friedrich die böhmische Candidatur des Jagellonenprinzen Wladislaw unterstütze. Es kam zu keinem Kriege zwischen Ungarn und Habsburg-Oesterreich, weil der Kaiser alle Ursache hatte, einem solchen auszuweichen, und der König um den Besitz der böhmischen Krone rang, überdies eine Magnatenverschwörung im eigenen Lande zu bekämpfen hatte (1471).

An ihrer Spitze standen der Graner Primas Johann Vitéz, noch vor Kurzem einflußreicher Günstling des Corvinen, aber jetzt durch den Bischof von Erlau, Johannes Bekensloer, einen Schlesier, in der Gunst des Königs überflügelt und durch manche Finanzmaßregel des hierin, wie in Allem kurz angebundenen Corvinen erbittert; sodann sein Neffe Johannes Csesinge, vor kurzer Zeit Geheimschreiber des Corvinen, Bischof von Fünfkirchen, mit dem Dichternamen „Janus Pannonius", ein Gegner des Legaten

Hieronymus Landus, — als Führer nahezu der ganzen Prälatenschaft Ungarns, — den Erlauer und Kalocsaer Kirchenfürsten ausgenommen; ferner die Magnaten Niklas Ujlaky, den das Schwinden der Aussichten auf den zugesagten Königsthron Bosniens unlustig stimmmten, Reinold Rozgonyi, Niklas Perényi — unter zahlreichen Magnaten, denen die stramme Autokratie und der kostspielige Krieg des Königs um Böhmen ebenso wenig behagte, als den vielen Gespanschaften, die alle in diese Empörung hineingezogen wurden.

Jedenfalls beweist die Ausdehnung dieser gefährlichen Sachlage am besten, daß die Wurzel des Uebels in der mißliebigen Politik des Königs stak und die frische Erinnerung an das wiederholte Zusammengehen Ungarns und Polens den Aufstandslustigen die Handhabe bot, sich schon im April 1471 an den Jagellonenhof zu wenden und in der Person des Prinzen Kasimir, Wladislaw's jüngern Bruders, einen Prätendenten zu suchen. Man kam ihnen doppelt gern entgegen und am 6. September erging aus Krakau ein Manifest, worin der Prinz sein Erbrecht auf den Thron darthut und der Person des Corvinen, als Thronräubers, den Krieg erklärt. Mathias verstand es jedoch, mit Thatkraft und Umsicht die Gefahr wirksam und rasch zu beschwören. Indem er den wichtigsten und reichsten der Unzufriedenen, den alten Niklas Ujlaky zum „Könige" Bosniens und dessen Sohn Lorenz zum „Herzoge" von Ujlak ernannte, brach er der Bewegung der Magnatenschaft die Spitze ab und seine geflissentliche Milde, sein Entgegenkommen den ständischen Wünschen erstickte bald Alles im Keime. Als Prinz Kasimir im October 1470 mit einem polnischen Heere einbrach, fand er nur in Oberungarn einige Unterstützung und in der Nähe von Pest-Ofen, wo er seinen Anhang zur Königswahl am Rakosch versammelt glaubte, seinen Gegner Mathias mit einer starken Kriegsschaar vor. Der Jagellone wich nun in das westliche Bergland zurück; aber nur das dem Graner Erzbischofe zuständige Neutra öffnete ihm die Thore. Bald sieht sich Kasimir gezwungen, ohne Schlacht oder ernstlichen Kampf Ende 1471 aus Ungarn heimzuziehen. Mit der Reichsumwalzung war es vorbei und der Graner mit dem Fünfkirchner büßten als Haupträdelsführer. Beide starben 1472, der Eine als gestürzter Reichsfürst unter strenger Aufsicht, der Andere als Flüchtling. Schon am 18. Januar 1472 konnte Mathias an seinen Anhänger Zdenko von Sternberg mit scherzhaften Worten über den günstigen Ausgang des ganzen Handels schreiben und über die Polen derb losziehen, von denen so Mancher die Lust verloren habe, binnen Jahr und Tag seinen „weißen Erdbeerensaft" zu schlürfen. Er glaube, Zdenko

werde, wenn er das gelesen, vor Freuden dreimal auf einem Fuße emporspringen.

Es scheint nun nicht, daß Mathias irgend einen greifbaren Verdachtsgrund wider den Kaiser diesbezüglich festhalten konnte, aber als Gesinnungsgenossen der Jagellonen mochte er ihn immerdar der Mitwissenschaft des Unternehmens zeihen. Auf der andern Seite kannte aber der Habsburger die innigen Beziehungen des Corvinen zu seinem Widersacher, dem Pfalzgrafen Friedrich, der im Juli 1471 in neuen Zerwürfnissen mit dem Kaiser erscheint, und zu dem Burgunderherzoge Karl, den K. Mathias wiederholt als Schiedsrichter in seinem Streite mit den Jagellonen sich auserſah. Er wußte sehr gut, daß der Ungarnkönig von den unzufriedenen Adelsherren in Oesterreich, dem Liechtensteiner Heinrich, dem Jörg und Friedrich von Pottendorf, Heinrich von Puchheim, Veit von Eberstorf, dem Dachauer und seinem ehemaligen Söldnerführer Ulrich von Grafeneck, die sich über die Münzverschlechterung, Unterlassung der landesfürstlichen Taidinge und über den Zoll- und Mauthzwang bei ihm beschwerten, als Gönner und Schutzherr galt, an dem sie den bequemsten Rückhalt in ihren Widerstandsgelüsten besäßen. Ein Schreiben Friedrich's an Mathias rechtfertigt jene Maßregeln und wünscht, der Ungarnkönig möge den Beschwerdeführern ihre Unterthanspflichten auseinandersetzen. Dies und der Einfall des Böhmen Zeleny, eines Söldnerführers Mathias', mit raublustigen Brüderrotten nach Oesterreich, wurde von Seiten des Kaisers dem Corvinen auf's Kerbholz geschrieben, und dieser wieder hatte allen Anlaß zum Grolle, als Friedrich am Augsburger Tage (April 1473) das in seiner Nothlage dem Ungarnkönige gemachte Versprechen, ihn dort als König Böhmens vor den Kurfürsten zu verkündigen, nicht einlöste; dagegen aber am 12. und 13. März 1474 in Nürnberg ein Waffenbündniß mit den Jagellonen zur Züchtigung der österreichischen Rebellen und gegen Ungarn abschloß. Mathias, der darüber nicht lange in Ungewißheit blieb, rüstete zum Kriege gegen die Jagellonen und traf den Kaiser äußerst empfindlich durch den Plan der zweiten Ehe mit Beatrix, Tochter des neapolitanischen Königs Ferdinand, entgegen dem Vertrage von 1462, und zog auch den Mailänder Herzog Johann Galeazzo Maria Sforza in ein Bündniß gegen Friedrich.

Dieser weilte damals im Reiche, hielt den Augsburger Tag ab und that (27. Mai 1474) den Pfälzer in die Acht. Ueberdies mag er die Jagellonen in den Krieg mit Mathias gedrängt haben, da sich ein in dieser Hinsicht abmahnendes Schreiben des P. Sixtus vor-

findet. Der Breslauer Friede zwischen den Jagellonen und dem Ungarnkönige, der den Kaiser bedingungsweise einschließt, bemerkt ausdrücklich, daß darin auch jene Unterthanen Friedrich's einbegriffen seien, welche unter dem Schutze des Corvinen ständen. Das sind nun eben jene oben genannten Adelsherren, welche im Herbste 1476 drohend dastehen, während der verrufene Zeleny, der Tettauer u. A. als „Unterthanen des Ungarnkönigs" dem Kaiser Fehde ansagen (November, December). Das Waffenbündniß zwischen Wladislaw und Friedrich gegen Mathias (December) trug, wie wir sahen, nicht die gehofften Früchte. Bald kehrte (1477, Sommer) Wladislaw, mit dem Habsburger überworfen, heim und die ganze Kriegsgefahr lastet nun auf Friedrich.

Außerdem hatte K. Friedrich T. im Frühjahr 1476 einen folgenschweren Mißgriff begangen und mit dem ihm eigenen zähen Sinne weiter verfolgt. Johann Bekensloer, der Rivale und Nachfolger des Graner Erzbischofs Vitéz, gerieth bald zu seinem königlichen Gönner in eine ähnliche schiefe Stellung. Ein persönliches Motiv war dabei das Maßgebendste, die Eifersucht gegen den bevorzugten Liebling des Königs, den gewandten Italiener und Standesgenossen Bekensloer's, Gabriel Rangoni von Verona, Inhaber des reichen Bisthums Erlau. Daß zwischen dem Graner als politisch Unzufriedenem und dem Kaiser noch vor der Flucht Bekensloer's aus Ungarn eine Verbindung bestand, ist unzweifelhaft. Denn Letzterer hätte sonst seine glänzende Lebensstellung nicht so leicht aufgegeben und den Grimm des furchtbaren Corvinen herausgefordert. Nun aber erschloß ihm K. Friedrich, voll Begierde, den an Baarschaft überreichen, für dringliche Darleben leicht zu gewinnenden Bekensloer, den in Mathias' Politik und Ungarns Verhältnisse eingeweihten Staatsmann, dauernd an sich zu fesseln, nicht nur eine Zufluchtstätte in seinem Lande, sondern auch die bestimmte Aussicht auf den vornehmsten Bischofsstuhl Süddeutschlands, Salzburg.

Da lagen nämlich die Dinge folgendermaßen. Der Salzburger Erzbischof Bernhard, aus dem österreichischen Edelgeschlechte der von Rohr, zunächst Regularchorherr zu S. Pölten in N.-Oesterreich, dann Domherr und Stadtpfarrer von Salzburg, folgte dem Metropoliten Burkhard, aus dem Kärntner Hause der Weißpriach († 16. Februar 1466) in der erzbischöflichen Würde, den 25. Februar 1466. Zeitgenossische und spätere Quellen bezeichnen ihn als einen üppigen, bequemen und wankelmüthigen Kirchenfürsten, dem der Verdruß mit dem händelsüchtigen Domprobste Kaspar (von Stubenberg), die Vereitlung des Wunsches, seinen Neffen Sixtus Tannberger

auf den Kärntner Bischofsstuhl in Gurk zu bringen, dagegen die kaiserliche Präsentation des Lorenz Freyberger, endlich manche Drangsale und die wachsenden Beschwerden seiner Landschaft, lange vor 1476 den Entschluß eingaben, abzudanken und genußvoller Muße zu leben. Ja, den 20. Mai 1470 bereits schloß E. Bernhard mit K. Friedrich zu Völkermarkt ein Abkommen, demzufolge dem Kaiser für den Fall der thatsächlichen Abdankung des Kirchenfürsten ein Vorschlagsrecht eingeräumt ward. Darauf baute nun der Habsburger den Plan, mit der seiner Zeit erledigten Würde den flüchtigen Graner Erzbischof auszustatten.

Daß Bekensloer's Flucht aus Ungarn nicht vor dem März 1476 und zwar unter dem Vorwande erfolgte, es handle sich um eine Wallfahrt nach Aachen, erweist der diesbezüglich vom Kaiser zu Neustadt, den 29. Februar 1476, ausgestellte Geleitsbrief, der für den Primas und dessen Gefolge von 60 Rossen ausgestellt erscheint. Als sich nun diese angebliche Pilgerfahrt als Reichsflucht Bekensloer's mit all' seiner beweglichen Habe und Briefschaft entpuppte, bemühte sich Mathias, den Flüchtling zur Rückkehr zu bewegen und dann dessen Auslieferung beim Kaiser durchzusetzen. Als Beides mißlang, hatte der Corvine einen Grund zur maßgebenden Beschwerde und allfälligen Kündigung des Friedens. Er entgalt es dem Habsburger durch die, Letzterem so verhaßte, zweite Heirath, mit Beatrix von Neapel. Die schöne, stattliche, aber gemütharme Braut machte die Reise durch Inneröstrreich inmitten der Gräuel des frischen Türkeneinfalles nach Ungarn, woselbst zu Stuhlweissenburg, den 22. December, die Trauung mit großartigem Gepränge vor sich ging. Der Cardinal Piccolomini äußert sich in seinem Schreiben: „Den Kaiser ärgert die Hochzeit, denn was ärgerte ihn nicht", ... „Es ist wahr, vertragsmäßig ist festgestellt worden, daß der König sich nicht vermählen solle, aber den Frieden mit seinen schweren unerträglichen Bestimmungen (für Mathias) hat die äußerste Noth dictirt (1462); jetzt sind die Umstände anders".

Wie weit diese beiderseitigen Spannungen griffen, beweist am besten das Verhalten des Ungarnkönigs zum Burgunderherzoge Karl. 1476, den 9. Mai, schrieb Mathias an den befreundeten Herrscher, kurze Zeit nach dessen erster Niederlage bei Granson: er möge den thunlichsten Ausgleich mit den Eidgenossen suchen; denn hinter all' dem stäke der Kaiser mit seinen Ränken und hetze die Schweizer und den Burgunder gegen einander; wir entnehmen dies den gleichzeitigen Depeschen der Botschafter des Mailänderherzogs über die Waffengänge Karl's d. K. mit den Eidgenossen. Als dann

zufolge des jagellonisch-habsburgischen Bündnisses und der kaiserlichen Belehnung Wladislaw's mit Böhmen, am 12. Juni 1477, Mathias seine Kriegserklärung wider den Habsburger absandte, war dieselbe nicht nur an die österreichischen Landherren und deutschen Reichsfürsten, sondern auch an die Eidgenossen gerichtet, um sie über die Gründe seiner ausschließlich gegen den Kaiser gerichteten Fehde aufzuklären. Allerdings säumte auch der Kaiser nicht, in seinem Gegenmanifeste vom 26. Juni an die Stände Ungarns den Corvinen der Unterstützung der Aufständischen Oesterreichs und des Friedensbruches anzuklagen. P. Sixtus IV. suchte zu Gunsten des Turkenkrieges dem Bruche der beiden Herrscher zu steuern, er belegt (1476) die Aufständischen in Oesterreich mit dem Banne, er läßt auf Friedenshandlungen im Hochsommer 1477 zu Mittsee und Krems hinarbeiten, die allerdings ebenso erfolglos waren, als der Schiedspruch des Graner Erzbischofs zwischen ihnen und dem Kaiser, der allerdings im August bereits den Krieg gerne los geworden wäre. Wie die Sachen lagen, mußte der Kampf des Ungarnkönigs gegen den Kaiser und seinen nur kurz ausharrenden Waffengenossen, K. Wladislaw, mit der Demüthigung Friedrich's enden.

Das zeigte der Kriegszug des Corvinen von Heimburg bis Klosterneuburg und auf's linke Donauufer; die Einschließung Steins und Krems durch seine Truppen, die Beschießung Mauterns, die Furcht Wiens und Wiener-Neustadts vor einer Belagerung. „Nie sah ich solchen Krieg", schreibt der Günstling des Corvinen, Gabriel Rangoni aus Pertholdsdorf bei Wien, den 21. August: „der König zieht in's Feld mit seiner Frau und Mutter, mit vergoldeten Triumph-Wägen, als gälte es eine Hochzeitsfahrt und täglich erobert er anbei Schlösser und Ortschaften; Niemand leistet ihm Widerstand". Der Kern der Aufständischen hielt ja zu ihm; die Liechtensteiner allein sollen ihm mehrere Tausende Bewaffneter zugeführt haben. Der Kaiser, der sich nach Linz zurückzog, sah sich der Hülfe des Reiches vollkommen ledig, Inneröſterreich war vom Türken heimgesucht und die bedeutenden Darlehen des Graner Erzbischofs hatten für die Ausrüstung Maximilian's in die Niederlande herhalten müssen. Friedrich hatte keinen Bundesgenossen, keine Truppenmacht, kein Geld, er war gezwungen, den Frieden im Hoflager des Ungarnkönigs zu Korneuburg ansuchen zu lassen; ein Entschluß bitterer Nothwendigkeit. So kam es den 10. November zum Vorfrieden. In einer Korneuburger Urkunde läßt sich der Kaiser zu dem Versprechen an K. Mathias herbei, die Sforza's des mailändischen Herzogthums zu entsetzen, dasselbe an Neapels Königshaus zu verleihen und be

jungen Schwager des Corvinen, König Friedrich, mit der eigenen Tochter Kunigunde zu vermählen; allerdings gehaltleere Zusagen. Sie finden sich in dem Gmundener Frieden vom 1. December als geheimer Artikel aufgenommen. Diese Urkunde traf in ihren Punkten den Kaiser überaus hart. Sie nöthigt den Kaiser zur Belehnung Mathias' mit der böhmischen Herrschaft und Kur, zur vollen Begnadigung der Aufständischen und zur Zahlung der Kriegskostenentschädigung mit 100,000 Goldgulden. Den 13. December huldigt der Corvine dem Kaiser auf schriftlichem Wege als Lehnsträger Böhmens. Kaum ein halbes Jahr früher hatte der Jagellone aus der Hand des Kaisers das böhmische Lehen empfangen, und wieder ein Jahr später nach dem Gmundener Frieden gewahren wir den Abschluß des Ausgleiches zwischen Wladislaw und Mathias nach langem Hader. So rasch wechselten die Verhältnisse und noch rascher sollten die Friedensversicherungen der Gmundener Urkunde von den thatsächlichen Feindseligkeiten überholt werden.

Hier ist uns aber — unmittelbar vor dem Ausbruche des neuen, entscheidenden Kampfes — ein Ruhepunkt geboten, im Kurzen der gleichzeitigen Türkengefahr der habsburgischen Länder zu gedenken. Seit 1469 ward es immer klarer, daß der Türke, begünstigt von den westlichen Eroberungsplänen des Ungarnkönigs, für die eigenen Angriffe auf die christliche Nachbarschaft immer bequemere Gelegenheit fand und insbesondere Venedigs Besitzstand am Ostgestade der Adria und das ziemlich wehrlose Innerösterreich bedrohte. Allerdings blieb Mathias den Osmanen furchtbar, aber er zog die Bekämpfung des Kaisers dem Türkenkriege vor, zu dessen Führung ihm doch auch Venedig Subsidien zahlte, während die Pforte ihrerseits auch einem großen Zusammenstoße mit dem Corvinen auswich. Dafür gestaltet sich die Chronik der Türkeneinfälle nach Innerösterreich und in dessen Nachbarschaft immer reicher an Thatsachen bedauerlichster Art. Schon 1468 verordnet der Kaiser Bet- und Kirchfahrten wider den Erbfeind der Christenheit. 1469 erblicken wir den „Sakman" der Türken in Krain und Untersteier, im Bereiche von Cilli, 1471 sengen und brennen sie im Frühlinge und Herbste in Krain, Kärnten und Südsteier. Damals hörte man schon allenthalben manche Histörchen von dem gefährlichen Kundschafterwesen der Pforte. „Der türkisch Kayser", sagt Unrest, „hatt in den Lannden all Stett lassen abmallen und ist vüberweyst worden von einem vertriben Pharrer und von zwain Prelaten, die der Turkh heimlich ausgeschickt hat in den Landen all stett lassen abmallen". 1473 riefen sie die Grafen von Krupa gegen die Frangepani herbei.

15,000 türkische „Renner" streiften bis vor Laibach, Cilli und hinüber nach Kärnten gen Bleiburg und Völkermarkt. 1474 erscheinen sie schon wieder in den südlichen Gebieten Innerösterreichs. 1475 zeigen sich die Gefürchteten in großer Stärke als Helfershelfer des einen Frangepani („Hanns von Prundlein, d. i. Brinje") und des krainischen Edelmannes Schneeperger gegen den Kaiser. Damals befehdete diesen auch der einstmalige Genosse Baumkircher's, Ulrich von Peßnitz, Herr zu S. Gotthard a. d. R. und auf Rohoncz, ein streitbarer und friedloser Mann. Die Türken bedrängen Krain und Untersteier. Der innerösterreichische Heerbann unter Herrn Sigmund von Polheim erleidet bei Kaisersberg oder Wisell an der Sottla (die Satl) am Bartholomäustage (24. August) eine entscheidende Niederlage. Im Herbste des gleichen Jahres, im Juli des nächsten, kommt Krain und Untersteier wieder an die Reihe. Besondere Steuerumlagen erscheinen verzeichnet, um die 1475—1476 fortgeschleppten Gefangenen lösen zu können. Auch das Lavantthal, Friesach, S. Veit in Kärnten, der obere Murboden wußten von der Türkennoth des Jahres 1476 zu erzählen. 1477 kamen Krain und Friaul in arge Noth.

Fragen wir, welche Gegenanstalten der Kaiser bisher traf, der furchtbar anwachsenden Gefahr zu begegnen, so gewahren wir allerdings auf der einen Seite die Ausschußlandtage der Steiermark, Kärntens und Krains, so 1470 zu Friesach, S. Veit, Völkermarkt, 1474 zu Wolfsberg in Kärnten, Marburg in Steier, 1475 abermals in Marburg, 1476 in Graz u. s. w., auf welchen die Türkengefahr der ständigen Behandlung unterliegt, — ferner die immer häufigeren und drückenderen Geldumlagen, oder außerordentlichen allgemeinen Einkommensteuern, welche, bis zum Taglöhner und Dienstboten herab, die abgabenpflichtigen Landesfassen in Anspruch nehmen, der „Wochenpfennig" u. s. w., — endlich die Bemühungen des Habsburgers, auf den deutschen Reichstagen eine „merkliche und eilende Hülfe" wider den Türken zu Stande zu bringen. Darüber berathschlagte man 1471 zu Regensburg und faßte den Beschluß, 10,000 Mann aufzubieten, 7500 Fußknechte und 2500 Reiter, die sich um Graz und andere Orte Innerösterreichs einfinden und gegen die Türken verwendet werden sollten. Zöge der Kaiser in eigener Person in's Feld, so sollten auch alle anderen Könige und Fürsten eingeladen werden, damit das Heer stärker werde. Von einer eigenen Türkensteuer auf 3 Jahre, einem zufließenden Theile der Ablaßgelder und der Judensteuer ist gleichfalls die Rede. Am ausführlichsten behan-

delt die Türkenauflage der Augsburger Reichstagsbeschluß (1474).

Allein es kam zu nichts Rechtem, denn es fehlte dem Reiche kräftiges Gemeingefühl und dem Kaiser entschiedenes Wollen und Handeln. Diese Gebrechen seines Wesens rügt in herbster Weise ein Maueranschlag, der i. J. 1478 zu Graz an's Licht trat und ohne Zweifel von einem Prediger- oder Barfüßermönche herrührt. Die Schrift will den Kaiser aus seinem „Schlafe und lässigen Wesen" rütteln, sie hält ihm seine Herrscherpflichten, den Jammer der Erbländer, die Verzweiflung des gemeinen Mannes vor Augen, sie rügt seine Habgier und Kargheit; am schlechtesten ist sie natürlich auf die Besteuerung des Kirchengutes und der Geistlichkeit zu sprechen. Anspielungen in dieser Schrift lassen voraussetzen, daß ihr Verfasser die Türkennoth, den gefährlichen Aufstand der Kärntner Bauern und ähnliche Regungen der Nachbarschaft in Rechnung zog. 1478 suchten die Türken das Krainer-Land und Kärnten heim. Hier war der Bauer in einer düstern, verzweifelten Stimmung und betrachtete sich dem Schwerte des Feindes schutzlos preisgegeben, überdies hart bedrückt von den Finanzmaßregeln der Regierung. Als der kaiserliche Viztum zu Spital in Oberkärnten den Bauern die Entrichtung der „Siebelpfennige" in doppelter Zahl vorschrieb, weil der gute alte Aglajer — oder Aquilejer — Silberpfennig dem verschlechterten gemeinen Pfennige mehr als doppelt im Werthe überlegen wurde, so genügte dies, den bereits vorhandenen dumpfen Drang der Bauernschaft nach gewaltsamer Selbsthülfe in völligen Aufstand zu verwandeln Als Vorwand der bewaffneten Zusammenrottung, welche rasch von Spital gen Villach und in's Unterland, in's Glanthal, ja weiterhin sich erstreckte, dient die Abwehr des Türken. Der Bund organisirt sich, zählt Ausschüsse, Obersten, verfügt über eine Bundeskasse u. s. w. „Es war auch die gemeine Sag", bemerkte Unrest, der ausführlichste Chronist dieses und anderer Vorfälle, „sie wollten sich nach der treulosen Schweizer Gewohnheiten richten". Auch schickten sie in das steiermärkische Ennsthal, „da hatten die Bauern vorher auch einen Bund angedreht, dessen Meister ein gewisser Mainhard war, der darum in Gefangenschaft gerieth, und erlangten eine Abschrift desselben Bundes".

Diese charakteristische Stelle wirft ein grelles Streiflicht auf die Stimmung des gemeinen Mannes Innerösterreichs. Trug doch schon im December 1474 die Werbung des Marburger Ständetages an den Kaiser die ernste Botschaft vor, das Bauernvolk sei durch die Türkennoth dahin gebracht, in verzweifelter Stimmung den Ge-

horsam aufzusagen, den Türken zuzufallen und nach Welschland, Ungarn oder anderswohin auszuwandern. Ueberdies lagen im Jahre 1478 der ältere Sohn Baumkircher's und der Herr von Weißpriach gegen den Kaiser in Fehde und die Landschaft Steier hatte die helle Noth mit dem Aufbringen von Geld zur Befriedigung der genannten Gläubiger des Landesfürsten, der Lösung der Gefangenen aus Türkenhand und mit der Abwehr der Osmanen. Gleichzeitig regt sich die Judenfrage, eine der brennendsten Inneröisterreichs. Ein tiefer Groll wider diese Kammerknechte des Landesfürsten, der in ihnen eine wichtige Finanzquelle sah und begünstigte, wider ihre Beherrschung des Geldmarktes und Gläubigerschaft, den socialen Krebsschaden jener Zeit, athmet aus den Klagen der Ständeversammlungen, denn Hoch und Nieder, Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauern standen infolge zerrütteter Wirthschaft bei der herrschenden Geldnoth und dem wachsenden Steuerdrucke in vielfachen Schuldverhältnissen zum betriebsamen Israeliten, der in allen Städten und Märkten angesiedelt war, und dem vor Allem der gemeine Mann „in der Tasche lag", wie man zu sagen pflegte.

Um nun wieder auf den Kärntner Bauernaufstand zurückzukommen, so nahm derselbe nicht durch die Macht der gesetzlichen Ordnung, sondern infolge des Türkeneinbruches ein blutiges und klägliches Ende. Die osmanischen Reiterschaaren brechen durch die Flitscher Klause aus dem Friaulischen in's Kärntner Land; Unglaubliches leisteten ihre von Hause aus der steilsten Felsenpfade gewohnten Pferde. Sie erscheinen Sonntags, den 22. Juli, vor Tarvis. Hier, an der Kocka, wollten ihnen 3000 bewaffnete Bauern den Weg verlegen; allein bald nahmen alle bis auf 400 Reißaus: es blieb nur noch eine Hand voll übrig, die, von Erzknappen und anderen Bauern verstärkt, sich zur Wehre setzte. Die meisten traf der Tod und bald war von Thörl aus der Wiederschein brennender Ortschaften weit in's Land hinein zu schauen. Von Villach und Spital bis in's Gurkthal und nach Friesach hin wirthschaftet der Sakman des Türken erbarmungslos. Erst dann erging die strenge Verfolgung der Schuldigen am Aufstande durch den Arm der Obrigkeit; sie strafte jedenfalls mehr hart als gerecht, ohne in weiser Erkenntniß dem Grundübel nachzuspüren und abzuhelfen. Gleichzeitig war auch die häufige Landplage jener Zeiten, ein gefräßiger Heuschreckenzug, in's Land gekommen und verzehrte den Rest der Feld- und Wiesenernte.

Im Sommer 1479 erscheinen abermals die Türken in Untersteier. Gleichzeitig aber sollte das gespannte Verhältniß zwischen Friedrich und Mathias durch einen leidigen Zwischenfall dem neuen,

offenen Bruche entgegengetrieben werden. Im Herbste 1478 hatte der Kaiser zu Graz den Erzbischof Bernhard von Salzburg zur festen Zusage der Abdankung vermocht. Als jedoch der bedeutendste Gegner Bernhard's, Domprobst Kaspar von Stubenberg, kaiserlicher Rath, in Murau verstarb (1478, 25. October), und die Salzburger Landschaft der Cession auf's Entschiedenste gegenübertrat, ließ der Rohrer, berathen von dem Seckauer Bischofe Christoph (Trautmannsdorf), dem Kaiser erklären, jene Zusage müsse als widerrufen gelten. Friedrich, hocherzürnt, daß seine Hoffnung, den Graner Exprimas rasch mit Salzburg zu versorgen, abermals vertagt sei, betrachtet nun den Rohrer so gut wie des Erzbisthums verlustig (März 1479) und behandelt die hochstiftlichen Besitzungen in Kärnten und Steier als verfallen. Das treibt den Rohrer dem Ungarnkönige in die Arme. Den 17. November schließt er als Erzbischof von Salzburg einen Vertrag mit dem Corvinen, der diesem die salzburgischen Städte, Schlösser und Ortschaften als Besitzungsplätze einräumt. Auch der Bischof von Seckau setzte sich mit Ungarn in's Einvernehmen.

So erscheinen die Heerschaaren des Corvinen bereits Ende 1479 in Pettau und anderen salzburgischen Oertlichkeiten unter Führung des Feldhauptmanns Hanns von Haugwitz von Seyberstorf in Schlesien (der „weiße Haugwitz" genannt, zum Unterschiede von dem „schwarzen" Haugwitz), und bald sollten ihnen unter Peter von Gara, Stephan Zápolya, Tettau, Jakob Székely, dem Panisko u. A. Feinde erstehen. Der unselige Salzburger Handel hat die magyarische Invasion in Steiermark und Kärnten, einen fast zehnjährigen Parteikrieg, zur Folge, dessen wüstes Einerlei hier nur angedeutet werden kann. Der Kampf zwischen dem Könige und Kaiser war so gut wie gegeben, wenn auch anfänglich durch diplomatische Künste etwas verdeckt. Denn gerade dieses Jahr bot dem Corvinen durch den einseitigen Türkenfrieden Venedigs und durch den Sieg seiner Feldherren, des Woiwoden Stephan Báthory und des Grenzcapitäns Paul Kinizsi, über ein osmanisches Raubheer am Brodfelde bei Hermannstadt (13. October 1479) die Handhabe, den Türkenkrieg bei Seite zu schieben und an die Eroberungen im Westen zu denken. Ueberdies hatte Mathias schon im März 1479 ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Eidgenossenschaft abgeschlossen, zum Beweise, wie er seine Stellung im Auslande zu befestigen bemüht war.

Schlimme Aussichten drohen dem Kaiser. 1480 fallen die steiermärkischen Burgstädte Radkersburg und Fürstenfeld (letzteres 12. Mai 1480) in die Hände der Ungarn; in Kärnten sind

sie der Vororte Friesach, Gmünd u. a. mächtig und bedrohen den oberen Murboden.

Das genannte Jahr ist überdies der Zeitpunkt eines der ausgedehntesten und furchtbarsten Türkeneinfälle. Er umfaßte Steiermark von Cilli bis in's Oberland und Ostkärnten. Von Kärnten nämlich drangen die Osmanen über den Neumarkter Sattel an die obere Mur bis Göß und Leoben und über Zeiring bis gegen Rotenmann im Paltenthale und dann südwärts gegen das Mittelland. Damals sank die östliche Vorstadt von Graz in Brandtrümmer und gleichzeitig heischte der schwarze Tod, die Seuche, der „große Sterb", seine zahlreichen Opfer neben der Heuschrecken- (Haberschrecken-) Plage. Ein uraltes Gedenkbild an der Südseite des Domes von Graz verewigt die „drei Gotzplagen" jenes fürchterlichen Jahres. 1481 im April rückt das Ungarnheer unter Stephan Zápolya und dem Tettauer von Croatien vor das steierische Marburg; doch verhandelt der päpstliche Legat eine Waffenruhe. Der Kaiser hatte ein Entsatzheer unter der Führung des Graner Exprimas und des böhmischen Söldnerhauptmanns Waclaw Wlk (meist Wulko Watzla geschrieben) aufgeboten, das auch einen Einfall in Ungarn versuchte. Das Hochstift Salzburg litt am meisten durch die Invasion der Ungarn und den Krieg mit den Kaiserlichen, den im Lungau der streitlustige Domprobst Ebran gegen den Wulfersdorfer und den Liechtensteiner Niklas auf Murau, sogar mit angeworbenen Schweizer Söldnern, führte. Die Kaiserlichen halfen sich dawider neben gemietheten Soldaten mit dem bäuerischen Landsturme. Schon den 25. April 1481 schließt Niklas von Liechtenstein, der wichtigste steierische Dynast am obern Murboden, einen Neutralitätsvertrag mit dem Ungarnkönige. Es war dies ein Vorbote des förmlichen Abfalles von der kaiserlichen Sache und ein schlimmes, manchen Andern verlockendes Beispiel. Die allgemeine Nothlage und die Hülflosigkeit des Landesfürsten entschuldigen so manchen dieser Parteiwechsel. Das Bewußtsein, die Angelegenheiten der eigenen Kirche gründlich verfahren zu haben, brachte denn doch im Herbste des Jahres 1481 den Erzbischof Rohrer dahin, in die Ausgleichvorschläge des päpstlichen Legaten einzugehen und endlich den 24. November in seine Verzichtleistung zu Gunsten Bekensloer's einzuwilligen. Er bedang sich die Weiterführung des erzbischöflichen Titels, eine jährliche Leibrente von 4000 Goldgulden und den Ruhesitz in Tittmaning. Hier starb er, den 21. März 1487, wenig mehr beachtet und wie verschollen, am Schlagflusse, beim Mahle vom Tode erfaßt. Im Januar ging die förmliche Uebergabe des Hochstifts vor sich. Das Erzbisthum

übernahm Johannes Bekensloer zunächst als gewesener Primas von Gran und „Administrator" von Salzburg, Hauptgläubiger und wichtigster Vollmachtträger des Kaisers. Auf den bischöflichen Stuhl zu Seckau gelangte im März 1482 Mathias Scheidt, ein rühriger Kämpfer für die Sache des Kaisers.

In dem wüsten Gedränge der weiteren Ereignisse auf dem Boden der Steiermark treten die Kämpfe zwischen den „Königlichen", d. i. den Ungarn, und ihren Parteifreunden, wie ein solcher der Liechtensteiner Niklas auf Murau wurde, mit den Kaiserlichen, die Gefangennehmung des kriegerischen Bischofs von Seckau (1484), den der Chronist Unrest rügt, weil er den Krummstab mit dem Spieße, die Infel mit dem Eisenhute vertauschte, und der Tod des wackern Tannhauser, eines kaiserlichen Heerführers, in den Vordergrund. In Kärnten spielen in den Kämpfen mit den Ungarn die zweideutigen kaiserlichen Söldnerführer, der Jilg, Sohn eines Salzburger Gerbers (Jrcher's) und der „Jörg Ertzknapp", oder „Jörg von Stall" eine Rolle. Herr Andrä Weißpriach wird wegen Soldforderungen an den Kaiser dessen Feind. In Krain schlug sich gleichfalls auf die Seite des Corvinen der wilde, raubsüchtige Burggraf von Lueg, Erasmus (der Lueger), und trotzte in seinem unbezwinglichen Felsenneste der Belagerung durch die Kaiserlichen unter Führung des Hauptmanns von Triest, Niklas Rauber. Jener trieb den Hohn so weit, die Belagerer mit Speisevorrath und Erfrischungen zu versorgen, da ihn ein Felsengang nach Wippach hin aller Proviantsorgen überhob. Der Verrath eines Leibdieners ermöglichte die Tödtung des Burgherrn durch den Schuß eines Triester Steingeschützes. Auch die Türkeneinfälle (1482, 1483) nach Krain und Kärnten nehmen ihren Fortgang. Es ist ein entsetzlicher Zustand, der von Jahr zu Jahr der Entscheidung harrt und durch die maßgebenden Vorfälle im Lande Oesterreich nur noch verschärft wird.

Schon zu Anfang 1482 kündigt der Corvine dem Kaiser den Krieg an. Sein Söldnerhauptmann Zeleny eröffnet ihn mit einem verheerenden Einbruche seiner leichten, räuberischen Truppen. Der regelrechte Krieg beginnt mit der Belagerung von Heimburg Tapfer erwehrt sich die Stadt der ersten Angriffe; erst am 30. September erliegt sie dem Feinde. Nun droht der Schrecken des Krieges den Wienern, die schon von der Pest d. J. 1481 und der dauernden Störung des Gewerbes und Handels viel zu leiden hatten. Bald gelingt dem Ungarnkönige die vollständige Isolirung Wiens; S. Veit, Baden, Mautern, Kl. Enzersdorf sind in seiner Hand. Korneuburg und Stockerau sehen ungarische Schanzwerke oder Täber

in nächster Nähe. Die Donaustadt erkauft mit schwerem Gelde eine Waffenruhe und der Winter bestimmt die Feinde zum Abzuge nach Steiermark. Das nächste Jahr steigert die Gefahren, deren unmittelbarer Eindruck in den tagebücherlichen Vermerken des Zeitgenossen Tichtl, Professors der Medizin und praktischen Arztes, sich kundgiebt und auch in Unrest's Chronik wiederklingt. Theuerung und Mangel machen sich immer mehr geltend und das bittere Gefühl, vom Kaiser sei keine rechte Hülfe zu erwarten. Die Gefahr wächst i. J. 1484, denn die Friedensverhandlung des Papstes und Kaisers scheitert an dem festen Entschlusse des Corvinen, den Habsburger zu erdrücken. Bruck a. d. L. ergiebt sich den 25. Februar. Korneuburg vertheidigt sich wacker und öffnet erst den 1. December dem Könige die Thore. Die Hauptstadt selbst sieht sich vom April an immer mehr eingeschlossen, der Proviantzufuhr beraubt. Allerdings gelingt es noch den getreuen Bürgern von Krems und Stein sechszehn Lastenschiffe die Donau hinabzubringen und sie erreichen, trotz des feindlichen Kreuzfeuers, ihr Ziel Anfangs Mai. Allein das war auch die vorletzte Zufuhr von Bedeutung.

Die Hoffnungen der Wiener klammern sich an die Hülfe des Kaisers. Er weilt in Graz, in schweren Sorgen, aber auch ohne den innern Drang zum schleunigen, rettenden Wagniß. Zwanzig lange und bange Wochen harren die Wiener der Antwort. Endlich kommt die Vertröstung auf Pfingsten; da könne er Hülfe schaffen. Er begiebt sich dann nach Linz, um dem Reiche näher zu sein. Von der jüngern Hauptstadt Oberösterreichs aus sendet er noch drei Schiffe mit Lebensmitteln, welche glücklich nach Wien gelangen, ohne durch die eiserne Sperrkette über die Donau und das Geschützfeuer der Ungarn abgeschreckt zu werden. Die Worte Bonfin's, der Kaiser habe mit Schadenfreude den Wienern den gleichen Hunger gewünscht, den er selbst einst in seiner Hofburg durchmachen mußte und dies ihren Sendboten als Abfertigung auf den Weg gegeben, zählen zu den eben nicht seltenen rednerischen Erfindungen und Unwahrheiten dieses ebenso officiosen als ungenauen Leibhistoriographen der Corvinen. An gutem Willen zu helfen fehlte es dem Habsburger nicht, aber es hätte eines Mannes der That und nicht eines phlegmatischen Fatalisten bedurft, um in dieser Nothlage den rettenden Weg zu finden. Immer enger wird die Umschließung der Stadt, die Donau wird unfahrbar; dicht vor Wien erhebt sich ein ungarisches Standlager. Der gemeine Mann beginnt zu hungern und ihm fehlt die eiserne Ausdauer, noch lange solche Noth zu ertragen. Das Patriziat oder die reichen Bürger Wiens, ein Permann, Schenck, Hayden,

Tennckh u. A. waren bestversorgt, aber ihre Selbstsucht überwog den loyalen Gemeinsinn, das gesunde Gemeingefühl. Reich und Arm, Optimaten und Proletarier treten im Schooße der belagerten Stadt einander im Kampfe gegenüber; ein schlimmes Vorzeichen! Die Botschaft vom 28. Januar 1485 an den Kaiser nach Linz bringt am 11. Februar abermals nur Versprechungen kommender Hülfe und ihnen folgen Trostschreiben. Der neuerwählte Bürgermeister Stephan Oen konnte mit Lebensgefahr auch nicht mehr erzielen. „Man verzweifelt an der Ankunft des Maximilian und an jeder kaiserlichen Hülfe", schrieb schon am 20. April Tichtl in sein Tagebuch. Schon nach dem erfolgreichen Sturme der Ungarn vom 8. Mai greift der Gedanke der Uebergabe immer mehr um sich. Der Ungarnkönig war der baldigen Uebergabe sicher. Sollte er doch ja, wie die Sage erzählt, in Verkleidung Wien ausgekundschaftet haben. Der Rector der Universität wird zur Unterhandlung bevollmächtigt (14. Mai); am 23. Mai erschienen die Sendboten Wiens mit der Erklärung, den 1. Juni wolle sich die Stadt ergeben, wenn bis dahin keine Hülfe käme. Und sie kam nicht. Vier Tage später räumen die kaiserlichen Räthe Wien. Schon den 28. Mai erscheint der natürliche Sohn des Corvinen, Johann, als Gast in den Mauern Wiens; am Vorabende des Frohnleichnamstages (1. Juni) hielt der Ungarnkönig seinen prunkvollen Einzug als neuer Gebieter der Stadt. Sie wird seine Residenz. Es war der Zeitpunkt der tiefsten Erniedrigung des Kaisers und der ihn erlebte, mußte wankend werden im Glauben an den weitern Bestand der Habsburgermacht im Uferlande der Donau. Die bittere Empfindung des Augenblicks bricht in Tichtl's Worten durch, mit denen er dem Kaiser Lebewohl sagt. Und der nicht minder loyale Unrest schreibt in dem gleichen Gefühle: „Wien, es steht von dir geschrieben, du seiest auf dem Wasserfluß Donau, darauf 62 Städte liegen, die mächtigste an Volk und Leuten. Du bist genannt das Haus von Oesterreich, darin mancher Herzog von Oesterreich behaust ist worden und vor allen seinen Feinden versichert und manchen fürstlichen Krieg geführt hat. . . . . Jetzt sind nun wahr worden die fünf Vocales, A E I O U, die etliche längst ausgelegt haben: Aller Erst Ist Oesterreich Uerloren, wiewohl sie anfänglich nicht in dieser Meinung verwendet wurden".

Und als das allzeit getreue W.-Neustadt, vom Wulfersdorfer tapfer vertheidigt, endlich auch den 17. August 1487 capitulirt, klagt Unrest, der Kaiser haben seinen Lieblingssitz „so

lieberlich verlassen". Es war die Zeit der Feuerprobe für das Haus Oesterreich. Aber es bestand sie.

10. Tirol 1464—1490. 11. Die deutsche Königswahl und die Ereignisse in den Niederlanden (1486—1488).

Literatur (vgl. die Lit. z. burgund. Frage o. Nr. 7). Lichnowski, 8. Bd.; Brandis, Gesch. der Landeshauptleute von Tirol, herausgegeben von einem s. Nachkommen, Clemens, Grafen von B. (1850); Sinnacher, Beitr. z. Gesch. der K. v. Säben-Brixen, 6. u. 7. Bd.; Primisser, Der venetianische Krieg, im Sammler f. Gesch. Tirols 2c., 2 H. Vgl. Hormayr's Tschb. 1837 und Oesterr. Archiv, h. v. Kaltenbäck 2c. (1831), (kurze Angabe über ein Moment in der Schlacht bei Calliano); Ueber die Verhandlungen zwischen Sigismund, den Tiroler Ständen und den andern Habsburgern, s. Hormayr's Taschenb. 1839; Egger, Gesch. Tirols I., 6. u. 7. Buch. — Ueber die deutschen Reichsverhältnisse: Ranke, Gesch. Deutschlands im Reformationszeitalter, 1. Bd. (3. A.); Droysen a. a. O.; Kessler-Klein a. a. O.; Höfler, Fränkische Studien im 7. Bde. des Arch. f. K. österr. Gesch. (1851); Heiner, O. T. v., Gesch. der Regierung Albrecht's IV. (s. o.); E. Osann, Z. Gesch. des schwäbischen Bundes 1487 - 1493 (Habil.-Schr. 1861, Gießen); J. B. Weckerle, de Bertholdis Henneberg. stud. polit. 1484 — 1504, Diss. (Münster 1868); Schweizer, Vorgeschichte und Gründung des schwäbischen Bundes, Diss. Zürich (1876); Die Lit. über Maximilian I. im XI. Buche; vgl. Janssen, Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik.

10. Herzog Sigismund sollte nach dem endlichen Austoben des cusanischen Streites und der Gradner Fehde nicht lange des Friedens genießen. Zwei Jahre nach der Constanzer Richtung (1466, 15. Juli) zwischen ihm und den Eidgenossen kam es zu dem sogenannten Waldshuter Kriege, in welchem die Appenzeller eine Hauptrolle spielen, und der Kaiser, wenngleich vergeblich, die Reichshülfe gegen die Schweizer aufbot. Ludwig von Bayern-Landshut übernahm die Vermittelung; es kommt zum Frieden vom 27. August 1468, in welchem Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden (ob und in dem Kernwald), Zug, Glarus, Solothurn, Freiburg i. Un., S. Gallen und Appenzell, also zwölf Orte, mit dem Tiroler Herzoge sich vergleichen. Obgleich der Kaiser am 25. Mai 1469 diesen Frieden für ungültig erklärte, weil der Herzog sich darin nothgedrungen verbindlich gemacht habe, die Straflosigkeit den Eidgenossen für ihren Friedensbruch bei Kaiser und Papste auszuwirken, und am 31. August überdies die Reichsacht über die Eidgenossen aussprach, so vermied doch H. Sigismund klüglich jede

Wiederaufnahme des Krieges und trat damals in jene bereits anderorten angedeuteten Beziehungen zum Burgunderherzog Karl, welche schon den 23. Juni 1469 zu der Zahlung von 10,000 Goldgulden an die Eidgenossen durch den Genannten, statt des Herzogs Sigismund, führten. Wir sehen auch, wie jenes Fußfassen des Burgunders am Ostgemärke der Eidgenossenschaft durch pfandweise Erwerbung des vorderösterreichischen Besitzes Sigismund's: Grafschaft Pfirt, Elsaß, Sundgau, Breisgau, Schwarzwald mit den vier Waldstätten — für die Summe von 80,000 Goldgulden — einen wesentlichen Umschwung in der politischen Haltung der Eidgenossen zu dem Habsburger Sigismund herbeiführte.

Die Schweizer Gemeinden drängen in den Herzog, die Pfandschaft rückgängig zu machen, sich mit ihnen zu verbinden. Von 1473—1477 wachsen diese innigen Beziehungen, deren Grund in den Besorgnissen der Schweizer vor den burgundischen Eroberungsgelüsten lag. Dagegen zeigt sich in dem Verhältnisse des Herzogs zu den Engadinern und in den drei rhätischen Bünden: Gotteshausbund (la lia cade), Grauer Bund (la lia sur oder grischa)*) und Zehngerichtenbund (la lia dellas desch drettüras), welche 1471 im Dorfe Vazerol eine Einigung, den vazerolischen Verein, schlossen — ein ungemein heikles, jederzeit Verwicklungen ausgesetztes Nachbarverhältniß, wie schon 1475 der sog. „Hennenkrieg" mit den Engadinern und die Verstimmung der Bündner zeigt, als 1477 Gaudenz von Matsch die acht Gerichte im Prätigau: Davos, Kloster, Prätigau, Lenz, Belford, Churwalhen, Hinter- und Vorder-Schanfigg, dem Herzoge veräußerte. Doch standen damals die zur Vermittlung angerufenen Eidgenossen mit Sigismund auf gutem Fuße.

Die Bisthümer des Landes machten dem Herzoge nunmehr keine schweren Sorgen; Golser von Brixen und Johann Hinderbach von Trient waren nicht vom Schlage des Cusanus und schon die Türkengefahr, die seit 1474 das Land Tirol als Nachbarn Kärntens immer mehr aufschreckte und 1477 namentlich eine eifrige Correspondenz des Brixner Kirchenfürsten wachrief, bewog die Bischöfe zum engern Anschlusse an den Herzog als Landesfürsten.

Eine der schlimmsten Fehden zog sich der Habsburger durch fremdes Aufhetzen in den letzten Jahren an den Hals, einen Krieg mit Venedig, der seit Jahren gutnachbarlichen Macht. Die Grafen von Arca, die von Castelbarco und der neue Bischof von

*) Durch ein Versehen wurde II. S. 249 diese ladinische oder romanische Benennung dem Gotteshausbunde beigesetzt.

Trient, Ulrich von Frundsberg (f. 1486), drängten den Herzog in den Krieg gegen die Signoria, um das von ihren Grenzbesitzungen durch Venedig Annectirte auf diesem Wege zurückzugewinnen; bereits 1485 begann ein Vorspiel der Feindseligkeiten. Auch der bayerische Einfluß machte sich dahin geltend. Man zerrte den Anlaß des Krieges mit Venedig förmlich herbei, indem man die Silberbergwerke im Valsugan der Republik entriß und ihre Kaufleute auf der Messe vergewaltigte. Mit bayerischer, schwäbischer und habsburgischer Hülfe, meist Söldnervolke, das man auch in der Schweiz warb, hemmten die Herzoglichen den Einfall der Venetianer in's Tridentinische und warfen den Feind zurück. Roveredo entriß man der Republik und begegnete unter der Führung des Gaudenz von Matsch mit Muth dem weit größern Heere der Signoria, das nach Enthebung des Julius Cesare von Varano, der vielgenannte Roberto von Sanseverino befehligte. Da kam es zu dem berühmten Zweikampfe des Venetianers Anton von Sanseverino mit dem ritterlichen, handfesten Grafen Hanns, Truchseß von Waldburg-Sonnenburg, der mit dem bejubelten Siege des letzteren schloß; bald darauf zum Treffen vom 4. Juli bei Ravazzone, wo der Feldherr Venedigs nur mit genauer Noth der Gefangenschaft entrann. Daß nach diesen Erfolgen Gaudenz von Matsch einen so eiligen Rückzug antrat, schrieben nicht blos seine Gegner einem Bestechungsversuche zu. In der That konnte der finanziell ziemlich heruntergekommene Herr jenen Vielen leicht zugezählt werden, die durch den Krieg aus ihrer Geldklemme kommen wollten. Südtirol ward sich selbst überlassen, und gegen die Heranziehung neuer Soldtruppen wehrten sich die erbitterten Stände. Um so rühmlicher war der Sieg, den der wackere Stadthauptmann von Trient, Friedrich von Kappel, ein erprobter Krieger, gegen den überlegenen Feind bei Stein am Callian (Calliano) durch kühnen Ueberfall erfocht. Er war entscheidend und kostete auch dem venetianischen Feldherrn das Leben. Noch heutzutage lesen wir die Namen der Tapferen, die auf Tiroler Seite gefochten, auf der Gedenktafel im deutschen Hospiz zu Trient. Der weitere Kampf löst sich in einen Raubkrieg auf, und endlich bewirkten Papst und Kaiser durch den Frieden vom 14. November 1487 das Ende des leichtfertig begonnenen Streites.

Gerade um diese Zeit tritt bereits der Zwiespalt der Tiroler Stände und ihres Herzogs, sein Zerwürfniß mit dem Kaiser über die Anwartschaft Tirols, in seinen Höhepunkt, und die Zukunft des Landes naht ihrer endgültigen Klärung und Entscheidung.

Herzog Sigismund war, je höher an Jahren, in den Schattenseiten seiner Charakteranlage immer bedenklicher und unbeliebter geworden. Der schöne, stattliche, nicht ungebildete Jüngling, der seine große Körperkraft gerne im Ringen erprobte, der Regent mit offener, freundschaftsbedürftiger Seele und ungemessener Freigebigkeit, verwandelte sich allgemach in den Wollüstling, von Günstlingen und Frauen beherrscht und schamlos ausgebeutet, und in den mißtrauischen Herrscher, durchaus schwachen, unselbständigen Wesens. Den Werth häuslichen Glückes kannte er nicht. Die Ehe mit der feingebildeten Eleonore von Schottland († 20. November 1480), einer Dame, der die mittelalterliche Literatur eine deutsche Uebersetzung des lateinischen Romans „Lother und Maller" verdankt, war freuden- und kinderlos geblieben; wohl aber sprach man mit Unwillen von den erschöpfenden Auslagen, welche dem alternden Herzoge zahlreiche außereheliche Verbindungen und deren Nachkommenschaft verursachten. Es war dies ein starker Gegensatz zu der vorwurfsfreien Ehe Kaiser Friedrich's und Lenor's von Portugal († 1469) und zu dessen tadellosen Witwerschaft, wenn wir auch die Gegensätze in Temperament und in den Lebensanschauungen Beider nicht übersehen dürfen. Auch die zweite Ehe des betagten Sigismund mit Katharina von Sachsen (1483) konnte keine Gewähr für legitime Nachkommenschaft des Tirolerherzogs bieten, und von dem Hochzeitsfeste war man um so weniger erbaut, als der alte Bräutigam viel zu jugendlich dabei that und nur mit Mühe von einem „scharfen Rennen" zurückgehalten werden konnte. Die Günstlingswirthschaft, Verschwendung und Geldverlegenheit am Hofe Sigismund's, der trotz des Bergsegens und der vielfachen Einnahmequellen nur wie zum Hohne der „Münzreiche" genannt werden konnte, erbitterte immer mehr die Stände, und der abenteuerliche Einfall des Herzogs, bei seiner voraussichtlich kinderlosen Ehe, Tirol und Vorderösterreich an die bayerischen Wittelsbacher von der Münchener Linie, zunächst an H. Albrecht IV., zu bringen, führte zum Bruche.

Sigismund stand nie gut mit K. Friedrich und seiner Linie, in der er bei seinem Descendenzmangel einen lauernden Erbschaftsanwärter sah und die Einflüsterungen seiner Günstlinge, zu denen Gaudenz von Matsch, Graf Georg von Sargans, Oswald von Türstein, Heinrich von Fürstenberg und Andere niedern Standes, z. B. der Pfarrer Schweickle zu Gmalz, selbst Weiber, wie die Anna Spieß (die „Spießin"), zählten, nährten nur den Argwohn. Dies war dem Münchener Bayernherzoge, dem unternehmenden Albrecht IV., ganz willkommen und er nährte durch eine Günstlingspartei am Ti-

roler Hofe diesen Argwohn nach Thunlichkeit. So erklären wir uns um so leichter den innigen Anschluß Sigismund's an diesen Wittelsbacher, dem er schon 1479 zweimal 160,000 Gulden verschrieb, auf daß ihn Albrecht gegen seinen kaiserlichen Vetter schirme, — die Mahnung des Herrschers an H. Albrecht IV., aus Anlaß der Kränklichkeit des letzten Görzers, Pfalzgrafen Leonhard, er möge auf der Hut sein und vorkommenden Falls rasch die Görzer Ländereien besetzen, ein Drittheil davon für sich nehmen und überhaupt dafür sorgen, daß sie nicht, im Sinne der Erb-Verträge zwischen Habsburg und Görz (1360 und 1486), dem Hause Wittelsbach und dem deutschen Reiche entfremdet würden, und andererseits die große Bereitwilligkeit des Wittelbacher's, seinem Gönner und Freunde, so im Venediger Kriege, Geld vorzuschießen, wofür er allerdings auf sechs Jahre fast ganz Vorderösterreich (habsburgisch Elsaß, Breisgau, Sundgau, die vier Reichsstädte, die schwäbische Landvogtei, Hohenberg und Nellenburg) in Pfandschaft und Verwaltung übernahm.

Es war aber zu Beginn des entscheidenden Jahres 1487 von dem Herzoge Sigismund ein Schritt versucht worden, der ebenso eigenmächtig als verhängnißvoll genannt werden muß. Kaiser Friedrich hatte nämlich bei seiner Flucht vor dem Corvinen aus den eigenen Landen in's Reich die einzige Tochter Kunigunde zu Innsbruck der Obhut seines Vetters und dessen zweiter Gattin anvertraut. Hier lernten sich Albrecht und die Kaiserstochter näher kennen, faßten Neigung zu einander, die dem Herzoge Sigismund doppelt willkommen war, und dieser ließ das Paar, seine künftigen Erben, zu Innsbruck, den 1. Januar 1487, gegen Wissen und Willen des Kaisers in geheimer Ehe verbinden. Die Nachricht davon mußte der Kaiser um so übler aufnehmen, je beunruhigender die Mittheilungen von dem Hinterlassenschaftsplane Sigismund's wurden. Als er überdies durch den eigenen Schwiegervater Sigismund's, Albrecht von Sachsen (do. Leipzig, 16. Februar 1487), den brieflichen Wink erhielt, es liefen am Innsbrucker Hofe Gerüchte umher, der Sachse und der Kaiser seien entschlossen, den Tiroler Herzog wegen dessen allzu großer Freundschaft zum Bayern, der Herrschaft zu entsetzen, ja zu vergiften, und Sigismund werde sich daher sputen, sein Erbe, mit Uebergehung seiner nächsten Verwandten, Fremden zuzuwenden; und endlich in Erfahrung brachte, daß Sigismund die ganzen Vorlande (19. Juli 1487) an die Bayernherzoge Albrecht IV. und Georg um 50,000 Fl. veräußert habe, allerdings gegen jährlichen Wiederkauf, durfte er nicht länger säumen, sein Ansehen, das habsburgische Gesammtinteresse und das Anwartschaftsrecht seiner Linie zur Geltung zu bringen.

Dem kam der Widerwille der Stände Tirols gegen das bayerische Project ihres Herzogs und überhaupt ihre schlechte Stimmung dem Landesfürsten gegenüber, fördernd entgegen. Es bedurfte nicht einmal der Mahnungen des Kaisers zur Treue, wie solche (26. Juli) an Innsbruck und (15. August) an die Landstände Tirols gerichtet wurden. Aufgebracht über die riesigen Kosten des gemeinschädlichen Venedigerkrieges, ergossen sich die Stände am Meraner Tage (November) in Beschwerden und schüchterten den wenig widerstandsfähigen Herzog bald ein. Als nun Anfangs 1488 der Kaiser in das Land kam, konnte er als Schiedsrichter und Vermittler zwischen dem Fürsten und den Ständen leicht den Ausschlag geben. Schon der Haller Landtag von Mitte August 1487 hatte ja den H. Sigismund förmlich auf die Anklagebank gesetzt und ein ganzes Sündenregister ward ihm vorgehalten. Bedeutsam war es insbesondere, daß die Stände die Huldigung an das Haus Oesterreich in Aussicht stellten und erklärten, im äußersten Falle statt Sigismund einen andern Habsburger als Landesherrn anzuerkennen. Der tödtliche Streich sollte seine Günstlinge und Räthe treffen. Sie hatten, des Unheils gewärtig, längst das Feld geräumt, bevor sie der Kaiser in die Acht that.

Der Landesfürst fügt sich in Alles. Er giebt seine Räthe preis, er nimmt das Zugeständniß an Herzog Albrecht von Bayern zurück, er muß einwilligen, nichts gegen die habsburgischen Hausordnungen ohne Einwilligung des kaiserlichen Vetters und königlichen Neffen veräußern zu wollen und läßt sich auch die Nichtigkeitserklärung aller Verschreibungen gefallen, die er sich „zur Zeit des bösen Regimentes“ einreden und entlocken ließ. Dies Alles ebnete der Februar-Landtag 1489, und der Kaiser gab dem im Mai seine Bestätigung. Im März des nächsten Jahres erscheint K. Max aus den Niederlanden in Tirol, und die Zukunft des Landes naht der Entscheidung. Bald findet sich der kraft- und willenlose Sigismund bewogen, den Neffen und deutschen König als künftigen Landesherrn zu adoptiren und schon den 16. März 1490 huldigen diesem die Stände Tirols und Vorderösterreichs; Sigismund zieht sich in den Ruhestand zurück, mit einer Jahresrente von 52,000 Goldgulden und den Lieblingsschlössern, die alle seinen Namen führten (Sigmundskron, Sigmundslust u. s. w.). Er taugte nicht mehr zum Herrschen, und seine Lande fügten sich dort ein, wo ihr naturgemäßer Platz war, in den habsburgischen Gesammtstaat. Das vollzog sich, als noch der greise Erblasser lebte; denn erst 1496, 4. März, schied er von hinnen, drei Jahre später als sein kaiserlicher Vetter.

Diese Tiroler Angelegenheiten berühren sich nahe mit der Entwicklungsgeschichte und den ersten Lebenszeichen des schwäbischen Bundes, deren wir gedenken wollen, nachdem die Königswahl Maximilian's, des Kaisersohnes, und die niederländischen Verwicklungen ihre andeutungsweise Würdigung gefunden haben werden.

11. Das folgende Buch wird den Lebensgang des letzten deutschen Habsburgers der ältern Reiche im Zusammenhange schildern. Hier findet des sachlichen Verbandes willen nur das seinen Platz, was mit der kaiserlichen Thätigkeit Friedrich's zusammenhängt. Seit Maximilian Gemahl der Erbtochter des Burgunderherzogs geworden und nach deren Tode für die Zeit der Minderjährigkeit des Sohnes dieser Ehe das burgundische Erbe verwaltete, ward der alte Kaiser um so mehr veranlaßt, für die Thronfolge Maximilian's in Deutschland durch dessen Königswahl zu sorgen und ihn als Reichsgehülfen zur Seite zu haben. Daß er und die deutschen Kurfürsten selbst die böhmische Wahlstimme dabei ausschlossen, mag theils in dem Umstande seine Erklärung finden, daß es dem Titel nach zwei Böhmenkönige gab, Wladislaw und Mathias, daß jeder von beiden über einen Theil des böhmischen Reiches, jener über das Hauptland, dieser über Mähren und Schlesien gebot, der Kaiser der Schwierigkeit einer neuerlichen Entscheidung über die Kur auswich; sodann in der Thatsache seinen Grund haben, daß seit den Hussitenkriegen eine tief gehende Spaltung zwischen Deutschland und Böhmen zu Tage trat.

Es ging daher die Frankfurter Wahl (16. Februar) und die Aachener Krönung Maximilian's (9. April 1486) ohne Rücksicht auf die Kur und das Erzamt des Böhmenkönigs vor sich. Wladislaw empfand dies mit Recht als kränkende Zurücksetzung und auch die böhmischen Stände dachten darüber nicht gleichgültig, wie dies ja aus einem Schreiben Bohuslaw's von Lobkowic auf Hessenstein hervorgeht. Es wird darin die Hoffnung ausgesprochen, daß man dies mit Hülfe Ungarns und Polens an Deutschland rächen werde. Auch an Frankreich und England wolle man sich wenden und wenn nicht anders, selbst mit den Tartaren in Bund treten. In der That erscheint Mathias aus Oesterreich in Iglau und schließt Freundschaftsverträge mit Wladislaw. Der Ungarnkönig empfängt zu Eggenburg Botschafter des Franzosenkönigs Karl VIII., die über ein Bündniß gegen Maximilian verhandeln. Es scheint, als solle es zu einem von Kasimir und Mathias geförderten Kriege Wladislaw's wider Deutschland kommen. Aber das Schwert, kaum ge-

zückt, fährt bald wieder in die Scheide. Denn die Willkürmaßregeln des Corvinen in Schlesien, insbesondere gegen die Fürsten von Münsterberg, Oppeln und Oels (1487), über welche diese schon am Nürnberger Reichstage (April 1487) beim Reiche Klage führten, nicht minder das berechtigte Mißtrauen gegen die unberechenbaren Pläne des Ungarnkönigs und die tiefe Abneigung K. Kasimir's von Polen wider Mathias, all' dies bewirkte 1489 einen Umschwung in der Politik Wladislaw's, der denn doch, an sich wenig kriegslustig, einen kostspieligen und unfruchtbaren Krieg gegen Kaiser und Reich scheuen mußte. Von dieser Seite beeilte man sich auch, begütigend entgegenzukommen. Officielle Schreiben der sechs Kurfürsten (15. April und 21. Mai) versicherten dem Böhmenkönige, daß sein Ausschluß von Wahl und Krönung nur zufällig gewesen sei und seinen Rechten weiterhin keinen Eintrag machen sollte. So kam es am 16. Juni zum förmlichen Ausgleiche. Dagegen traten Böhmen und Polen (23., 29. April) in ein Bündniß gegen Mathias und schlossen bezügliche Einigungen mit Brandenburg und Sachsen.

Inzwischen (1488) hatten Kaiser und Reich einen Krieg zur Befreiung des deutschen Königs zu führen. Maximilian war am 1. Februar 1488 Gefangener der Stadt Brügge geworden; das schlimme Werk der antihabsburgischen Partei in Flandern und der französischen Wühlereien. Da mußte der alte Kaiser noch einmal mit dem Reichsheere in's Feld. Den 9. Mai zieht er von Cöln gen Aachen und weiter in die Niederlande vor Brügge. Albrecht von Sachsen führt das Reichsheer. Die Stadt muß sich nun zur Freilassung des hohen Gefangenen bequemen. Den 17. Mai, Morgens 9 Uhr, verließ der deutsche König die ungastliche Stadt und bald sahen sich Vater und Sohn wieder, der alte und der junge Habsburger, voll tiefer Rührung. Der Kaiser verkündigt am 19. Mai das tröstliche Ereigniß dem Reiche. Die beiden Vertreter des Hauses Oesterreichs hatten jedoch in nächster Nähe einen wichtigen und schwierigen Handel zu ordnen, der mit der tirolischen Frage und mit der Entwicklung des schwäbischen Bundes zusammenhängt.

Die Sachlage zwischen Habsburg und Bayern-Wittelsbach war ziemlich widerspruchsvoll, Albrecht IV. von Bayern-München thatsächlich Schwiegersohn des Kaisers, Schwager des deutschen Königs und doch zufolge der ohne ihr Wissen und Willen vollzogenen Ehe mit Kunigunde und vornehmlich durch seine Absichten auf Tirol und die Vorlande mit ihnen im schweren Zerwürfniß. Zur Einschüchterung der bayerischen Wittelsbacher war der schwäbische Bund die beste Waffe. Die Idee des schwäbischen Bundes hängt mit

der des gesicherten Reichsfriedens und beziehungsweise der Reichsreform zusammen. Insofern kann man den Zeitgenossen, Kurfürsten Berthold von Mainz, einen gebornen Henneberger Grafen, ja selbst den römisch-deutschen König, den gleichfalls reformfreundlichen Habsburger Maximilian, gewissermaßen als Pathen des schwäbischen Bundes bezeichnen. Thatsächlich war aber Graf Hug oder Haug von Werdenberg, vielbeschäftigter Rath des Kaisers („ein kluger Mann, der viel schöner Worte kann", heißt es in einem gleichzeitigen politischen Liede aus dem gegnerischen Lager), der Vater des schwäbischen Bundes und dessen Mutter die alte schwäbische Georgen-Ritterschaft, welcher eben damals Graf Hug als Hauptmann vorstand. Er war gut kaiserlich, ein Gegner der Eidgenossen, kein Freund Sigismund's von Tirol und den bayerischen Wittelsbachern abgeneigt. Ueberdies wollte ja K. Friedrich eine solche Bundeshülfe gegen seinen übermächtigen Feind, K. Mathias und gegen den Hauptgegner seines Sohnes, Frankreich, verwerthen, und auch in dieser Richtung wirkte Graf Haug, sein Vollmachtträger. Schon den 28. Juli 1487 entwarf die Versammlung der S. Georgen-Ritterschaft und der schwäbischen Städte am Tage zu Eßlingen einen „Vergriff der Aynung", am 4. October erklärte ein kaiserliches Mandat den Bestand des Bundes. Den 14. Februar 1488 kam es zur Verbriefung und den 9. März zur förmlichen Feststellung der Organisation des Bundes, welcher deutlich auf den Satzungen der S. Georgengesellschaft fußt. Schon 1487 erscheint H. Sigismund in dem Bunde, seit October, mit allen seinen Leuten und Landen, denn er konnte nicht anders. In Tirol selbst ließ der Bischof von Brixen kirchliche Umzüge veranstalten, um dem Himmel für dies Bündniß als Schutz des gemeinen Friedens zu danken.

Der Bund war nun ein Drohmittel gegen die bayerischen Wittelsbacher, Georg von Landshut, den Sohn Ludwigs des Reichen und gegen Albrecht IV. von München. Herzog Georg kam zuerst entgegen. Aber auch K. Max strebte Angesichts Frankreichs und Ungarns Thronerledigung (1490) eine Verständigung mit beiden Wittelsbachern an. Diese, vornehmlich Albrecht IV., waren durch das Erstehen der „Gesellschaft zum Löwen vor dem Böhmerwald" oder der Löweler (14. Juli 1489 zu Chamb) im Kreise der ostbayerischen Ritterschaft und deren Eintritt in das schwäbische Bündniß, ferner durch die Verbindung der Brüder Albrecht's IV. gegen diesen und den Tod K. Mathias' von Ungarn (1490) um so mehr vereinzelt und gefährdet. Ueberdies hatte der Kaiser durch den Regensburger Handel Anlaß zur Aechtung des Herzogs (27. September

1491). 1492, Frühjahr, brachen die Truppen des schwäbischen Bundes in Bayern ein. Da schloß denn Herzog Albrecht IV. den Vergleich vom 25. Mai 1492 mit den Habsburgern. Er erklärt alle Verschreibungen Herzog Sigismund's für null und nichtig und bekömmt das Heirathsgut seiner Gattin Kunigunde zugesichert. Dagegen wird die Reichsacht von ihm und Regensburg genommen. Der Tod K. Friedrich's (1493), des hartnäckigern Gegners der wittelsbachischen Uebergriffe, erleichterte die völlige Verständigung Albrecht's IV. mit seinem Schwager Maximilian.

12. K. Mathias' Tod und dessen Folgen. 13. K. Friedrich's III. Persönlichkeit und dessen Ausgang (1493). Umschau.

Literatur (vgl. die der vorigen Abschnitte). F. A. Kollar, Ursinus Velius de bello pannonico (die urkundlichen Erläuterungen dazu, 1762); Katona, hist. crit. Hung., XVI., XVII.; Engel, Gesch. des ungarischen Reiches und seiner Nebenländer, III. Bd.; G. Pray, epistol. procerum r. Hung., I. (1805); Teleki, 5. Bd.; Fessler=Klein, Palacky, Langenn, Lichnowsky a. a. O.; Schedius' Zeitschr. v. u. f. Ung., J. 1804, 4. H. (Aufs. von Engel über Zápolya und seinen Einfluß auf die ung. Thronwahl); Tagebuch über den Heerzug des röm. K. Marimilian gegen Ungarn u. s. w. (1490) in Hormayr's Arch. (1810), vgl. auch die wichtige zeitgenössische Aufzeichnung im 4. Hefte des Ver. f. deutsche Gesch. u. Alterthumskunde (1869), eben diesen Zug Max' I. vor Stuhlweißenburg betreffend; Firnhaber, Beitr. z. Gesch. Ungarns unter der Regierung der K. Wladislaus II. und Ludwig II. (1490—1526) im Arch. f. K. österr. G. (1849, II. B.), Urkunden z. Gesch. des Anrechtes des Hauses Habsburg auf Ungarn (ebenda, XXIV. Bd.); Theiner, Monum. Hung., II. Bd.; Die Charakteristik K. Friedrich's III. (IV.) in den Werken von Kurz, Lichnowski, Chmel, Ranke, Droysen u. s. w.; Ueber die Devise A. E. J. O. U.: den Aufs. in Kaltenbäck's österr. Zeitschr. f. Gesch. (1837); desgl. die ältere lat. Diss. v. Schwarz und Willisch v. J. 1716 (Altdorf); Kniaziolucki, Johann I., Albrecht, K. v. Polen, in seinen ersten Regierungsjahren. Diss. 1875.

12. Wir nahen dem Ausgange der Herrscherzeit des Corvinen. Das Jahr 1485 eröffnete dem Ungarnkönige den Weg in das Herz der österreichischen Hausmacht und zwang den alten Kaiser zur Rolle eines Hülfesuchenden im Reiche. Von Cöln aus (21. Mai 1486) entbietet er dem Lande Oesterreich und den anderen Provinzen, daß er den gewesenen Erzbischof von Gran und Administrator von Salzburg zu seinem Statthalter bestellt habe.

Neben diesem waltete der wackere Reinprecht von Reichenburg der Feldhauptmannschaft. Einen Monat später vertröstet der K. die W.-Neustädter auf sein baldiges Erscheinen. Dazu kam es wohl nicht, aber am 19. Juli kündigt Friedrich von Nürnberg aus das Kommen des kaiserlichen Feldhauptmannes, Herzogs Albrecht des Kühnen von Sachsen, an und am 9. August erklärt derselbe dem Ungarnkönige den Krieg. Dieser stellt in Abrede, daß er einen Angriff auf das Reich begonnen, er habe nur den habsburgischen Erblanden gegolten. Wie hoch auch Mathias die Kriegstüchtigkeit des Sachsenherzogs anschlagen mochte, er wußte ebenso gut wie dieser selbst, daß die Kriegsmittel fur die Ausfechtung der kaiserlichen Sache nicht im Entferntesten ausreichten. Hatte doch schon am 14. August Albrecht den Kaiser um Hülfe angesucht, da die Söldner über die mangelnde Zahlung ungehalten seien und er von dem Seinigen nichts weiter vorschießen könne. Wenn nun W.-Neustadt dem Ungarnkönige gegen Vertrag die Thore öffnete, so war daran der Sachsenherzog nicht Schuld und die Rüge, die ihm deshalb der Kaiser (29. August) in verdeckten Worten ertheilte, durfte er zurückweisen, über Verleumdung klagen und seiner Thätigkeit bei allem Mangel ausgiebiger Mittel, seiner Vorkehrungen zu Gunsten Inneröstereichs, des glücklichen Gefechts bei Regau in der Steiermark u. s. w. nicht ohne Selbstgefühl gedenken. Jedenfalls ward er verstimmt, und nun faßte Mathias den Plan, Albrecht von Sachsen mit dem Kaiser zu entzweien und sich selbst einen längeren Augenblick der Ruhe und Sammlung zu verschaffen. Dies bezweckte die Zusammenkunft des Ungarnkoniges mit dem Herzoge zu Markersdorf bei Melk, und obgleich der Kaiser alle Unterhandlungen mit dem Corvinen verpönt hatte, kam es doch zum Abschlusse eines Vertrages (22. November bis 16. December 1487), welcher einen Waffenstillstand gewährte und die Entscheidung des Streites zwischen Mathias und Friedrich dem Papste anheimgab. Der Corvine konnte so den Schein der Friedensgerechtigkeit wahren, den Kaiser in Verlegenheit bringen und seinen Verdacht gegen das Pflichtgefühl H. Albrecht's steigern; hierdurch den Bruch zwischen Beiden zu beschleunigen. Daß Albrecht seine Dienste dem Habsburger förmlich kündigte, entnehmen wir den Urkunden vom Februar und März 1488. Und doch mußte der Kaiser, so lange ihm keine ausgiebigen Kriegsmittel zur Verfügung standen, sich um die Verlängerung der abgeschlossenen Waffenruhe selbst bewerben. Denn Innerösterreich hatte sich ohnehin schon zur halben Huldigung an den Ungarnkönig bequemt und der kleine Krieg der Kaiserlichen um den Semering herum konnte keinen Ausschlag ge-

Mathias erlebte aber 1489 das Bündniß Böhmens und Polens wider sich, seine wachsende Kränklichkeit drängte ihn, die letzten und liebsten seiner Entwürfe in's Reine zu bringen. Seine beiden Ehen waren kinderlos geblieben; doch erwuchs ihm in außerehelicher Verbindung, wie es heißt, mit der Breslauerin Marie Krebs, ein Sohn, Johannes mit Namen, und diesem Sprossen wollte er den Thron vererben. Je größer die Schwierigkeiten, den Makel seiner Geburt zu beseitigen, waren, desto angestrengter zeigt sich die Thätigkeit des Vaters für den einzigen Erben. Er behandelt ihn bei Hofe in diesem Sinne, er läßt ihn mit den Gesandten fremder Mächte verkehren, bedeutende Liegenschaften in Ungarn und glänzende Titel, so der eines „Herzogs" gesellen sich dazu; insbesondere aber sucht der Corvine seinem Sohne Schlesien als sicheres Apanagegebiet und die Krone Böhmens zu verschaffen. Das Eine zeigt sich am besten in der gewaltsamen Depossedirung der Fürsten von Münsterberg, Oppeln und Oels, deren schon oben Erwähnung geschah. Letzteres tritt in den Verträgen über die Verlobung des Hanns oder Johannes Corvinus mit der Nichte des Mailänder Herzoges, Ludovico Sforza (Moro), Bianca Maria, (1486/7) deutlich zu Tage. Dem Italiener genügten nicht als Widerlage an die Braut N.-Oesterreich, der ganze schlesische Besitz und Besitzanspruch des jungen Corvinen in und auf Schlesien, neun große Schloß-Herrschaften und drei Comitate Ungarns; er bestand noch darauf, daß der Sohn des Ungarnfürsten vor der Hochzeit den Königstitel führe. Mathias sagte dies binnen Jahresfrist zu, mit der Erklärung, daß, wenn es nicht der von Ungarn sei, es der böhmische werden solle.

Der König hatte nun aber, wie bereits gesagt, ein neues Gegenbündniß, das der beiden Jagellonen, Kasimir und Wladislaw, auf dem Halse; überdies beschäftigt ihn jetzt mehr als je die Thronfolgefrage und das Verhältniß zur Pforte; er strebt einen Ausgleich mit dem Kaiser an, der eben den böhmischen Königstitel auf den Sohn vererblich machen könne. Zunächst begab er sich, gichtleidender als je, Mitte März zu Schiffe von Wien nach Ofen. Hier bearbeitet er die Reichsstände zu Gunsten der Nachfolge seines Sohnes im Reiche Ungarn. Es fehlt nicht an vielseitigen Zusagen; aber deren Aufrichtigkeit war zweifelhaft. Ueberdies lag die Gattin des Königs, die kinderlose und darum doppelt ehrgeizige Beatrix, der Thronfolge des natürlichen Stiefsohnes begreiflicher Weise von Herzen abgeneigt, ihrem Gatten unablässig in den Ohren, sie zur Mitregentin und Nachfolgerin zu ernennen. Mathias vermied es

unter solchen Umständen, die Mitregentschaft und Thronfolge „Herzogs“ Johann Corvinus förmlich zu verkündigen. Er übergab jedoch die wichtigsten Kronburgen und Reichsfestungen, den königlichen Schatz und die Plintenburg sammt der Reichskrone, der Obhut des Letztgenannten und nahm zu seinen Gunsten der schwarzen Legion den Schwur der Treue ab. In diese Zeit (1. Juni 1489) fällt auch der interessante Bericht des päpstlichen Sendboten aus Ofen an P. Innocenz VIII. Der römische Stuhl hatte nämlich die Auslieferung des türkischen Prätendenten Dschem (Zizim), des Gegners des Sultan Bajazed II., an Mathias beharrlich verweigert und damit den Plan eines Schreckmittels für die Türkenmacht festgehalten. Mathias war jedoch seit dem böhmischen Kriege, insbesondere aber seit 1483, bestrebt, zum größten Verdrusse Roms, gutnachbarliche Freundschaft mit der Pforte zu halten. Auf die Gegenvorstellungen des Nuntius antwortete der König mit der Drohung, „den Kaiser der Türken zu Lande nach Italien tragen zu wollen, wenn der Papst etwa Lust bekäme, jenen Prätendenten zu Wasser in die Türkei zu befördern“ und betonte mit „boshaftem Lachen“, wie man ihm wohl ein Bündniß mit dem Sultan verargen könne, da doch der Polenkönig als Glaubensverächter, durch „Tartaren und Ketzer“ Ungarn habe verheeren lassen.

So suchte sich der Corvine den Jagellonen gegenüber rückenfrei zu halten, und auch die Botschaft der deutschen Fürsten, mit dem Bayernherzoge Otto an der Spitze, war ihm willkommen, denn sie handelte um den Frieden mit dem Kaiser. Eine Zusammenkunft beider Monarchen soll den 13. September 1489 zu Linz stattfinden. Der Kaiser entsendete jedoch seinen Sohn, K. Max, der Corvine den Bischof Pruisz, und zwar mit der Botschaft, Mathias sei zur Rückgabe sämmtlicher deutsch-habsburgischer Lande gegen Zahlung von 700,000 Dukaten gewillt. Während nun der Kaisersohn diesen Antrag als weiterer Behandlung angemessen erachtet, ist ihm der Kaiser abgeneigt. Es kömmt zunächst nur zu einer neuen Verlängerung der Waffenruhe von sechs Monaten.

Da begiebt sich nach Neujahr 1490 der Ungarnkönig nach Wien, gichtkrank, aber die Seele voll Entwürfe zu Gunsten seines Sohnes und Erben. Die von den höfischen Sterndeutern verrufenen Monate November, December, waren vorbei. Allein das Geschick hatte ihn schon auf der Liste der dem Tode Verfallenen. Wohl gelangt er noch nach Wien; sein Befinden giebt keinen ernstlichen Besorgnissen Raum, da werfen am Palmsonntage (4. April 1490) Krämpfe und ein Schlaganfall den Corvinen, nach langem Verweile[illegible]

im Gotteshause, daheim auf's Krankenlager, auf welchem er den 6. April nach langem Todesringen und unter furchtbaren Schmerzen, unfähig zu sprechen, verscheidet. Bald gelangt der größte der Wahlkönige Ungarns in die Marienkirche der Stadt Stuhlweißenburg zur letzten Ruhe (26. April). Schlimme Gerüchte liefen durch die Leute von einer Vergiftung des Hingeschiedenen. Man beschuldigte zunächst die Königswittwe Beatrix und den Statthalter Wiens und Oesterreichs, Stephan Zápolya, des Verbrechens; mit welchem Rechte bleibt dahingestellt. Aber das Benehmen Beider nach dem Tode des Königs dem Corvinen Hanns gegenüber und in der ganzen Thronfrage machen ein solches Gerücht begreiflich. Ueberdies wandte sich um 1488 der „Statthalter Wiens“ (? wir kennen unter diesem Titel damals nur Stephan Zápolya) an den Senat Venedigs mit der Anfrage, ob ihm die Beseitigung des (türkenfreundlichen) Königs erwünscht sei, was dieser aber verneinte.

Wie dem auch sein mochte, der gewaltige Herrscher war todt und mit seinem letzten Hauche zerfloß eine ganze Fülle weiterer Entwürfe. An 47 Jahre alt, noch in der besten Strömung der Lebensjahre, schied Mathias aus dem Dasein. Volle 32 Jahre lenkte er die Geschicke eines Reiches, dessen schwierige Stellung er vollkommen beherrschte, dessen unruhige, aufruhrlustige Ständeschaft sein Adlerblick, seine eiserne Strenge niederhielt und gefügig machte. Ein Zug der Willkür und Härte geht durch das Wesen dieses Mannes, der bald nach seiner Thronbesteigung den eigenen Oheim und Hauptförderer seiner Wahl, Szilágyi, allerdings gereizt durch dessen Widerspruch und leidenschaftliche Eigenmächtigkeit gegen die Bürger von Bistriz im Lande Siebenbürgen, nahezu der Todesstrafe würdig fand und längere Zeit in hartem Gefängnisse hielt; der den Kanzler und Erzbischof von Kalocsa, Paul Várdai, wegen eines diplomatischen Verstoßes mißhandelte und bis zum Tode in Haft beließ, wenngleich eingeräumt werden muß, daß dieser Staatsdiener durchaus unbeliebt geworden war. Der Eroberer verschlang in Mathias den maßvollen, nur der gedeihlichen Zukunft des eigenen Reiches zugewandten Herrscher. Der Kampf um Böhmen, um die Besitzungen des Hauses Oesterreich, war ein bloßer Krieg des Ehrgeizes und der Ländersucht, der im Herzen des Volkes keinen Anklang finden konnte. Denn es mußte ihm maßlose Opfer bringen. Von diesem wußte auch Mähren und Schlesien zu erzählen. Gewalt und List begegnen sich in den weitausgreifenden Wegen der Politik des Corvinen. Aber er war ein bedeutend angelegter, hochbegabter Mensch, „ein weiser, gelehrter König, dessen Vortrag durch Nachdruck

und Würde geziert wird; der nie mehr spricht, als nöthig ist. Gewiß übertrifft er, was Verstand, Rede und Betragen anbelangt, alle Fürsten, die ich kenne", schrieb der Sendbote des Papstes, Bischof von Castella, über den Corvinen nach Rom. Ein sattelfester Theologe, ein Mann, der die römischen Klassiker liebte, der gern Gelehrte um sich sah und große Summen aufwandte, um eine der berühmtesten Bibliotheken seiner Zeit anzulegen; der sich mit dem Gedanken der Stiftung einer Hochschule werkthätig herumtrug und an den Bestand einer Gelehrtenakademie dachte, — als solcher bewies Mathias, daß Politik und Waffengeräusch den regen Trieb nach edlerer Geistesnahrung in ihm nicht ersticken konnten. Dazu gesellt sich geistige Beweglichkeit, schlagfertiger Witz und eine Beredsamkeit, die ebenso gut einschüchtern als gewinnen kann. Die Schwierigkeit seiner Herrscheraufgabe machte ihn härter, als er vielleicht unter anderen Verhältnissen geworden wäre. „Ich kenne das Ungarnvolk", schrieb er einmal an den Papst, „man muß es mit eisernem Zügel lenken". Der Hochadel liebte ihn nicht, er athmete auf, als er den Tod des Corvinen vernahm; aber der Bürger besaß an ihm, wenngleich einen strengen Herrn, doch einen Beschützer und im Nachrufe des Bauers: „K. Mathias ist todt, — dahin ist die Gerechtigkeit", macht sich die Anerkennung für einen richtigen Herrschergedanken des Corvinen geltend. Die wahre Größe eines Königs, welche nur schafft und nicht zerstört und Alles zur freiwilligen Anerkennung ihres sittlichen Werthes zwingt, wohnte nicht in der ehernen Brust des Corvinen, aber politisch groß im gewöhnlichen Sinne muß man den Herrscher nennen, welcher große Zwecke mit unerschöpflichen Mitteln zu fördern verstand und dessen Tod für die Machtstellung Ungarns unersetzlich blieb.

Sein sehnlichster Wunsch war die Thronfolge seines Sohnes. Aber nicht allein der Makel der Geburt stand dem Corvinen Johann im Wege; es war auch die Erinnerung an seinen Vater ein Hinderniß für ihn in den Magnatenkreisen. Ueberdies fanden sich noch vier andere Bewerber ein und gerade die im Augenblicke einflußreichsten Personen: die Königswittwe Beatrix und Stephan Zápolya, den, sowie seinen ältern Bruder Emerich († 1487 als Palatin), der König mit Gütern und Würden reich aber nicht dankbar machte, arbeiteten gegen den Sohn des verstorbenen Herrschers.

Unter den anderen Thronbewerbern muß zunächst K. Maximilian, der Kaisersohn, genannt werden. Auch er besaß eine Partei in Ungarn, wie wenig sie auch hervortritt, denn schon ein Jahr vor dem Tode Mathias', den 9. April 1489, handelt der Briefwechsel

zwischen dem deutschen Könige und dem Sachsenherzoge Albrecht in ganz bestimmten Ausdrücken von diesem Anhange. Zwei Wochen nach dem Hinscheiden des Corvinen schreibt Max von Innsbruck an die ungarischen Reichsstände, ihn auf Grundlage seines Erbrechtes, das der Vertrag von 1463 verbürgt habe, als König anzuerkennen und zu krönen; solche Sendschreiben finden sich auch an einzelne Städte ausgefertigt. Würde sich Maximilian, damals noch verwittwet, entschlossen haben, das sehnliche Verlangen der Königswittwe Beatrix nach zweiter Ehe zu erfüllen, so hätte er an ihrem Schatze und Einflusse alsogleich eine Stütze gefunden; aber diesem Verlangen wich sein richtiges Gefühl aus. Zunächst beeilte er sich, die habsburgischen Lande von der ungarischen Occupation zu säubern, um dann mit Waffengewalt seinen Anspruch auf Ungarn zu unterstützen, den die Ständeversammlung am Rákoschfelde (vom 15. Mai bis Mitte August 1490), als dem freien Wahlrechte Ungarns widerstreitend, entschieden ablehnte.

Weit mehr Aussichten winkten zwei anderen Bewerbern, den jagellonischen Brüdern, Wladislaw und Johann Albrecht, Söhnen des Polenkönigs Kasimir. Eine eigenthümliche Laune des Geschickes, die an der Selbstsucht ungarischer Magnaten und an der Heirathslust der Königswittwe Beatrix ihr Werkzeug fand, legte Wladislaw, dem gutmüthigen Schwächlinge, der der böhmischen Krone nicht gewachsen war, noch ein zweites Reich in die unberufenen Hände. Eingefädelt wurde die Sache durch den angesehensten Baron Mährens Wilhelm von Pernstein und auf ungarischer Seite durch Stephan Zápolya, der, wie es heißt, Selbstgefühl genug besaß, sich oder seinen ältesten Knaben des Ungarnthrones würdig zu halten und da es mit der eigenen Bewerbung nicht anging, entschlossen war, die ungarische Krone möglichst vortheilhaft zu verkaufen. So läßt sich nämlich der geheime Vertrag auffassen, den Zápolya mit Wladislaw schon am 8. Mai zu Prag unterhandeln ließ. Mit Zápolya gingen die vermeintlichen Stützen des jungen Corvinen Hand in Hand. Der arglose, gutmüthige Sohn Mathias war von Anbeginn verrathen und betrogen, doch fand er sich bald in die Enttäuschung seiner Erwartungen. Beatrix, von Maximilian verschmäht, wandte sich nun Wladislaw zu; und daß er ihr ein sehr unbestimmt gehaltenes Eheversprechen gab, ist ebenso sicher, als daß er dies als bloßen Nothbehelf auf dringlichen Rath seiner Parteigänger hin betrachtete und ergriff, wie es seine vertraulichen Erklärungen vom 12. October darthun.

Die Geschichte der Wahl des Böhmenkönigs zum Herrscher

Ungarns, die sich erst am 15. Juli vollzog, ist ein Gewebe von Parteiränken, das am allerwenigsten der junge Corvine zu zerreißen im Stande war. Selbst die schwarze Legion, die damals in Mähren lag, erkaufte man für Wladislaw. Der Schiedspruch Zápolya's, der die Dinge von Wien aus beobachtete, zu Gunsten des Böhmenkönigs, war Komödie und nicht ehrenhafter als sein Abzug von Wien. Johann Corvin schließt nach kurzem Kampfe seiner Anhänger mit Wladislaw einen Vergleich und begnügt sich mit den Zusicherungen des Vertrages vom 17. Juni, die ihm ausgedehnte Besitzungen gewährleisten und den Thron Bosniens (!) in Aussicht stellen. Den 31. Juli beschwört Wladislaw zu Farkashida, bei Tyrnau, die Wahlcapitulation, welche die thatsächliche Rückeinlösung Mährens, Schlesiens, der Lausitz und der Sechsstädte zu Gunsten Böhmens für die 1478 festgestellte Summe vorschrieb, und hielt am 9. August den Einzug in Ofen. Die Personalunion zweier Reiche, Ungarns und Böhmens, vollzieht sich neuerdings. Aber der neue Thron sollte dem Böhmenkönige noch schwere Sorgen bereiten.

Zunächst war sein Bruder Johann Albrecht ein Nebenbuhler. Der Polenkönig, und namentlich dessen Gattin, wollten den stattlichen jungen Mann, voll Ehrgeiz und Feuer, mit Ungarn versorgen, da dessen beiden anderen Brüdern, Alexander und Sigismund, Polen und Lithauen zugedacht war, und der älteste Sohn, Wladislaw, sich mit dem böhmischen Throne begnügen könne. J. Albrecht fand auch an Báthory, dem Woiwoden Siebenbürgens, insbesondere aber an Stephan Rozgonyi, Perényi, Blasius Magyar, Parteigänger in der oberungarischen Magnatenschaft, die jedoch am Wahltage nicht durchdrangen. Er erscheint dann schon Ende Juli mit einem Heere in Ungarn und zieht bis vor Pesth. Nun wird unterhandelt, und Albrecht zieht sich zurück, ohne aus Oberungarn zu weichen. So wurde erst nach dem Feldzuge Wladislaw's und nach der Schlacht vor Kaschau (Januar 1491) der Vertrag vom 20. Februar 1491 zwischen den jagellonischen Brüdern angebahnt, der dem Verzichte Albrecht's auf die ungarische Krone, dessen Entschädigung mit schlesischen Besitzungen und oberungarischen Orten entgegenstellte. Nach dem Tode K. Kasimir's (1492, 7. Juni) erfolgte Johann Albrecht's Wahl zum Polenkönige (27. August); dies Ereigniß änderte wesentlich die Bestimmungen jenes Vertrages, und so fand denn 1494 (April) zu Leutschau im Zipserlande eine Zusammenkunft der vier jagellonischen Brüder statt, welche das Verhältniß Albrecht's zu Wladislaw endgültig regelte.

Weit schwieriger und nachhaltiger gestaltet sich das Verhältniß Wladislaw's zu dem zweiten Thronrivalen, zu Maximilian. Schon im August 1490 hatte sich der deutsche König Wiener-Neustadts und Wiens bemächtigt, die ungarischen Besatzungen aus Inneröſterreich und dem Lande u. d. Enns räumten bald die Plätze. Eine Botschaft Wladislaw's findet sich ein, aber der Habsburger denkt an keinen Vergleich. Den 17. September verläßt er mit einem Söldnerheere Wien; am 21. September unterwirft sich Oedenburg, noch bevor den 4. October Maximilian die ungarische Grenze überschreitet. Am 13. September hatte Wladislaw die Krone Ungarns in Stuhlweißenburg auf's Haupt gesetzt erhalten, der Sohn des Corvinen sie vor ihm einhergetragen, — einen Monat später stand schon Maximilian vor den Thoren der ehrwürdigsten Stadt Ungarns. Eisenburg, Güns und Steinamanger hatten sich ihm rasch ergeben; jetzt trat seine Partei, die Frangepani, Thallóczy, Bánfy, Szécsy, der Veszprimer Bischof, einige Corvinianer, offen auf. Veszprim und und Schümeg fielen so in seine Hände. Báthory und Kinizsy können sich in Stuhlweißenburg nicht halten, sie geben die Stadt preis. Den 17. November umschließt das deutsche Söldnerheer die Stadt, erstürmt und plündert sie, ohne daß es Maximilian hindern kann. Er legt sich nun den Titel eines Königs von Ungarn bei und will gegen Ofen aufbrechen, aber Geldmangel und die Meuterei der Söldner nöthigt am 20. December den Kaisersſohn zum Rückzuge nach W.-Neustadt. Bloß H. Christoph von Bayern machte mit 8000 Mann den Versuch, gegen Ofen vorzudringen. Doch bleiben die bisher gewonnenen Plätze in den Händen seiner Besatzungen.

Im Sommer 1491 fallen diese Oertlichkeiten wieder in die Hände der Ungarn von der herrschenden Partei zurück; gleichzeitig wird jedoch zwischen Wladislaw und Maximilian über einen Ausgleich verhandelt, der zu Preßburg den 7. November 1491 zu Stande kömmt. Der Hauptpunkt des Vertrages sichert den Habsburgern, im Falle des Absterbens Wladislaw's ohne Manneserben, die Nachfolge am Throne Ungarns und enthält die Bestimmung, dies der nächsten Reichsversammlung (vom 2. Februar 1492) zur Bestätigung vorzulegen. Die Führung des Titels „König von Ungarn" steht Maximilian frei, und Ungarn wird ihm denselben geben. Allerdings tobte der Reichstag gegen diesen Vertrag, man schrie: „Vaterland, Freiheit und Ehre seien verkauft! Tod den Verräthern!" — Straßenanschläge forderten jeden rechtschaffenen Ungarn auf, eher zu sterben, als sich der österreichischen Knechtschaft zu unterwerfen, aber dieser ungeberdigen Ablehnung des Vertrages durch die erhitzte Stimmung des

Reichstages und der großen Menge stehen gewichtige urkundliche Thatsachen gegenüber: die von siebenzig weltlichen Magnaten Ungarns-Siebenbürges am 7. März unterschriebene und besiegelte Urkunde, welcher zufolge die Genannten in die Hände der vier Vollmachtträger Maximilians den Eid ablegen, ihn gegebenen Falles jenem Vertrage gemäß als Herrn und König wählen und annehmen zu wollen. An der Spitze stehen die Namen der Ersten im Reiche: Johannes Corvinus, „Herzog von Slavonien, Oppeln und Liptau", Graf Stephan Báthory, Woiwode Siebenbürgens, Stephan Zápolya, Erbgraf der Zips, Paul Kinizsi, Graf von Temesch und Hauptmann des Unterlands, Herzog Lorenz Ujlaky (Niklas' Sohn, Hauptanhänger Johannes Corvinus'), Ban von Macsó. Und eine zweite Urkunde, worin sich Egerváry, der Banus Croatiens, Slavoniens und Dalmatiens, zwei Frangepani, der Graf von Krbava, zwei Grafen von Blagaj und zwei Zrinyis unterzeichnet finden, neben 47 anderen Adeligen, besagt dasselbe von Seiten der Ständeschaft Slavoniens-Croatiens. Dazu gesellen sich noch zwei Urkunden, deren eine von zehn Prälaten, die andere von päpstlich-weltlichen Personen unterzeichnet wurde. Es waren das gewichtige Zeugnisse für die Anerkennung des habsburgischen Thronrechtes auf Ungarn in den maßgebendsten Kreisen, aber die Reichsversammlungen wichen dieser Frage beharrlich aus.

13. Alle diese wechselvollen und nachhaltigen Erscheinungen waren an dem Auge des alten Kaisers, Friedrich III., vorbeigezogen, als ihn der Tod den 19. August 1493 von dem Krankenlager erlöste, an welches ihn ein schweres Fußleiden gefesselt hielt. Was hatte sich nicht Alles in dieses lange Herrscherleben zusammengedrängt! Trug er doch mehr als ein halbes Jahrhundert die Krone Deutschlands (1440—1493), 41 Jahre die Kaiserkrone, 58 Jahre stand er den habsburgischen Ländern der steiermärkischen Linie vor. Der hochgewachsene Mann, von würdevollem Aeußern, hatte nichts von dem Wesen seines ehrgeizigen, unternehmenden Vaters, des „eisernen" Ernst, des Gatten der starken Cimburgis. Friedrich der „Friedsame", der unkriegerische Mann, war gewissermaßen nur der von der Zeit fortbewegte Zeiger an dem Uhrwerke der Geschicke seines Hauses, nicht das Triebrad, das es in Bewegung erhielt. Aber er überdauerte die glänzendsten Erscheinungen seiner Zeitgenossen und Gegner, den ruhelosen jungen Bruder Albrecht IV., Georg Podiebrad, den Corvinen, den kühnen Burgunderherzog, den Pfälzer Frie-

brich, den Brandenburger Albrecht Achilles und Andere. Zehn Päpste gingen an ihm vorüber.

Lang ist die Reihe der Demüthigungen, die er hinnahm und hinnehmen mußte, wiederholt geschehen Versuche, ihm die deutsche Krone zu entreißen; acht Jahre vor seinem Tode war er aus seinen Stammlanden hinausgedrängt. Aber er bleibt Kaiser, es gelingt ihm die Wahl des einzigen Sohnes zum Könige und Nachfolger; das Entrissene kehrt wieder zurück. Ja, es ereignet sich noch Günstigeres. Die burgundische Heirath eröffnet seinem Hause den Weg zur europäischen Großmachtstellung, die Einigung sämmtlicher habsburgischen Lande vollzieht sich seit 1485—1490 durch seine Einwirkung in der tirolischen Frage. Da mochte sein ahnungsvoller, an der künftigen Größe des Hauses Oesterreich zäh' und gläubig haftender Geist um so mehr an seinem Lieblingssymbole, den fünf Buchstaben A E J O U festhalten, die, wie verschieden auch gedeutet*), jener fatalistischen Anschauung entsprechen. Ein Mann der nüchternen Lebensregel, ohne Tiefe des Gemüths, ohne Adel der Gesinnung und Kraft des Willens, der die Nichtigkeit des Welttreibens durchschaute, aber auch Alles nach dem eigenen kleinen Maßstabe zu messen gewohnt war, sah er sich nur zu oft seinen eigenen Maximen durch den Zwang der Umstände und die eigene Unentschlossenheit, Schwerfälligkeit, durch die eigenen Mißgriffe, entfremdet. Wenn er gerne im Munde führte: „Ein Fürst, der regieren will gewaltiglich, der huet (hüte) sich vor Besammlung nobilium" — so war gerade sein Regiment in den Landen eine förmliche Musterkarte von Ständetagen, Ausschußversammlungen u. dgl., die er einzuberufen in Uebung hatte, um die eigenen Verlegenheiten auf andere Schultern zu wälzen und eben dadurch in noch größere zu gerathen. Nicht besser erging es ihm mit der andern Maxime: „Nichts zu verleihen, denn thue man dies, so käme das Geliehene entweder gar nicht, oder in unvollkommenem oder schlechtem Zustande zurück — oder der Freund, dem man das Geliehene abforderе, werde zum Feinde", denn Keiner der Habsburger hatte so viel Pfandschaften als Lohn oder Abschlagszahlung veräußert und dabei an den Pfandinhabern die ärgsten Widersacher sich an den Hals gezogen. Ein Freund der Alchymie, die den Stein der Weisen, das Geheimniß der Goldmacherei suchte, befand sich K. Friedrich doch in ewigen

*) Austriae Est Imperare Orbi Universo . . . Austria Erit In Orbe Ultima . . . Aller Ehren Ist Oesterreich Voll . . . Alles Erdrich Ist Oesterreich Underthan. . . .

Finanznöthen, mochte er auch noch so viel Versuche anstellen, um durch Auflagen aller Art, Taxen für Wappenverleihungen u. dgl., die Leere des Herrschersäckels zu füllen. Wie so viele Standesgenossen, vertrauete er der Sterndeuterei; ahnenden Geistes sah er den Tod seiner Widersacher, die besseren Zeiten seines Hauses in den Sternen vorgezeichnet, aber die Astrologie lehrte ihn nicht, die nächsten, brennendsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Dennoch gebrach es ihm nicht an scharfem Verstande für die verschlungenen Wege der Staatskunst, ebenso wenig, als an lebendigem Sinne für Recht und Gesetz, das er zu achten gewohnt war und selten verletzte. Musterhaft war sein Privatleben in strenger Lebensordnung und einfach bürgerlicher Sitte, — war doch auch sein phlegmatisches Wesen verzehrenden Leidenschaften fremd. Ein trockner, schlagfertiger Humor, der in zahlreichen Aussprüchen hervortritt und ihm bis in's Greisenalter treu blieb, milderte das Pedantische, feierlich Abgemessene seines Wesens und Benehmens. Dieser Humor äußert sich noch in der letzten Zeit, da ihm zufolge seines Fußleidens das Bein abgenommen werden mußte. „So wird mir und dem heiligen römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten", äußerte er, in sein Schicksal ergeben. Dieses Reich war allerdings auch krank, und er konnte nicht sein Arzt sein. Geräuschlos und wenig vermißt ging der alte Kaiser aus dem Leben, denn längst hafteten alle Blicke an der jüngern Erscheinung, dem Manne der That, an Max I.

Der Tod K. Friedrich's III. berührt sich mit dem Ausgange des Mittelalters und den Anfängen der Neuzeit. Für Oesterreichs Geschichte bedeutet er den Eintritt einer neuen Epoche, des großstaatlichen Lebens. Wir haben die Skizze seiner Herrscherzeit mit einem Umblicke innerhalb der Staatsverhältnisse Europa's eingeleitet, um so mehr ist am Schlusse seiner Tage ein Rück- und ein Vorblick, eine allgemeine Umschau am Platze, welche die zwischenläufigen Entwicklungen der nachbarlichen Reichsverhältnisse in ihrem Ergebniß zusammenfaßt und die Erkenntniß der nachfolgenden vorbereitet.

Dies gilt insbesondere von drei westlichen und drei östlichen Staatssystemen, inmitten deren zwei andere, das italienische und ungarische, wesentlichen Umwälzungen entgegengehen. Auf dem Boden Welschlands, dessen zunächst gedacht werden soll, trifft die habsburgische Reichs- und Hauspolitik mit Frankreichs Herrschaftsplänen und mit der Gründung eines spanischen Machtgebiets, andererseits mit der Politik Venedigs und des römischen Stuhls zusammen, welche beide der Ausbreitung fremdstaatlicher Einflüsse beharrlich,

aber mit wechselndem Erfolge entgegenwirken. Der Hauptkampf dreht sich vorzugsweise um die Vorherrschaft Frankreichs oder Habsburgs, insbesondere von dem Augenblicke an, als es zur Bildung einer habsburgisch-spanischen Macht kömmt. Eine wichtige Episode ist der Krieg Habsburg-Oesterreichs mit der Republik des h. Marcus, der in erster Linie in der nachbarlichen Territorialpolitik seine Beweggründe hat. Die Rivalität Habsburgs und Frankreichs, durch die burgundische Länderfrage angeregt, erwächst zu einer europäischen Angelegenheit, die Jahrhunderte lang ausgefochten wird. Frankreich macht seit Ludwig XI. große Fortschritte in der Kräftigung monarchischer Gewalt und Centralisirung der Staatsmittel, die ihm in diesem Kampfe große Vortheile gewährt. Der zweite romanische Weststaat, Spanien, geht seit 1477 der Ausbildung der Personalunion Kastiliens und Arragoniens und einer Großmachtstellung entgegen, welche seit 1516 dem Hause Habsburg durch Erbschaft zufällt. Als dritte westeuropäische Macht tritt der englische Inselstaat auf, seit dem Ausgange der Kämpfe der beiden Rosen und der Thronbesteigung des ersten Lancaster-Tudor's mit Heinrich VII. (1485).

Die Türkengefahr wird eine gemeineuropäische; die orientalische Frage und mit ihr der osmanische Staat beginnt das dritte Stadium, das der größten Entfaltung der Eroberungspolitik des Sultanates im ganzen Bereiche des Mittelmeeres, des Balkans, der Karpathen und Ostalpen. Ihrem Bereiche verfällt zunächst Ungarn, dessen Anfall an Habsburg gleichzeitig mit Böhmens Erwerbung eine Hauptaufgabe der Politik Habsburgs bleibt. Das polnische Jagellonenreich widerstrebt eine Zeit lang diesen habsburgischen Tendenzen, und dies veranlaßt das Haus Oesterreich, sich mit dem emporstrebenden Czaren- oder Moskowiterreiche in diplomatische Verbindungen zu setzen, welche bis zum Jahre 1488 hinauf erkennbar sind.

Elftes Buch.*)

Der Uebergang zur Geschichte der Neuzeit. (Maximilian I. und seine Enkel 1493 [1459]--1526.) Die vorbereitende Epoche der Gesammtstaats-Geschichte Oesterreichs.

Literatur.

Quellen (Specialgeschichtliches bei den betreffenden Abschnitten): a) **gemeindeutsche u. österreichische Chroniken** u. s. w. Vgl. o. d. X. Buch, S. 307--309. Insbesondere: Fugger-Birken, Gerh. van Roo u. s. w. Außerdem: Der Theuerdank und Weißkunig (das ältere Bibliographische b. Schmit-Tavera, I. S. 81 f.). Vgl. Khautz, Versuche österr. Gelehrsamkeit (1755); Heller, in: Säck und Heller, Skizze einer Gesch. der verschiedenen Ausgaben Theuerdank's, (Nürnberg 1822); Chmel, Handschrr. d. kais. Bibl., II., 132--458; Haltaus, i. s. Ausgabe des Theuerd., 2. Bd. d. Bibl. d. ges. deutschen Nationallitteratur u. sep. (1836). Ueber den Weißkunig: Ranke a. a. O.; Anzeiger f. Kunde deutscher Vorz. (1854) (S. 215—242) und die neueste Abhandlung von Liliencron im hist. Taschenb. v. Raumer-Riehl, 1873. Die Ehrenpforte (Glar in den Quellen u. Forsch. z. vaterländ. Gesch., 1849); Triumphzug (in Bartsch: peintre graveur VII.). Spießhammer oder Cuspinianus: de Caesaribus atque Imperatoribus Romanis (1540 durch Gerbel herausg.), vor 1512 voll. schließt mit e. Abriß der Gesch. Maximilians; Austria cum omnibus ejusdem marchionibus etc., ac rebus preclare ad haec usque tempora ab iisdem gestis (h. 1553 von C. Brusch). Ueber Cuspinian vgl. Aschbach, Gesch. der Wiener Univ., II. und Haselbach, im Jahresber. des Josephst. Gymn. in Wien (1867); S. v. Herberstein, Raytung meines Lebens (Autobiogr. 1488, † 1566), vollst. A. v. Karajan in den fontes rer. austr. I. A., I. Bd; Kirchmayr v. Ragn (1534), Chronik (vorzugsweise Tirol, aber auch die Nachbarschaft betreffend), wichtig für die Zeit Max' und Ferdinand's I. in den fontes rer. austr. a. a. O.; Wolfg. Laz (Lazius), geb. 1514, † 1565

*) Im Interesse des Zusammenhanges erscheint diese Epoche als XI. Buch. Als XII. B. wird sich die Verfassungs-, Rechts- und Culturgeschichte bis 1526 im Grundrisse, sammt der genealogischen und Uebersichtstabellen anschließen.

z. Wien. — Vienna Austriae rer. Vienn. comm. und s. einzelnen geneal.-hist.-topogr. Arb.; vgl. Khautz a. a. O., S. 143 ff. Von den allgemeinen Zeitbüchern bieten Kilian Leib, Annales 1502—1548 (I. A. bis 1523 in v. Aretin, Beitr. VII., IX.; II. A. 1524—1548 in Döllinger, Mater. z. Gesch. d. 15. u. 16. Jahrh., 1862 . .) und Christoph Scheurl, Geschichtsbuch der Christenheit (1511—1521), h. in den Jahrb. der deutschen Kirche im Zeitalter d. Ref., h. v. Knaake u. Soden I. (1872) — Einiges von näherem Belange. Maßgebende Sammlungen sind noch immer die von Schardius historicorum opus in IV. tomos divisus (1574 [n. A. 1673], I. Thl. — 1517; 2. Thl. über Karl V.; 3. Thl. über Ferd. I.) und M. Freher (Germ. rer. scrr., 3 Bde., 1600—1611, 2. A. 1634 . . . 3. A. v. Struve, 1717); 2. Bd., Zeit Friedrich's III. u. Maximilian's I.; 3. Bd. Zeit Karl's V. Von den ausländischen Quellenschriftstellern der romanischen Länder handelt Ranke's Zur Kritik neuerer G.

b) **Böhmische Chronographie.** Vgl. o. S. 309, insbesondere die alten czechischen Jahrb. im III. Bde. der scrr. rer. boh., h. v. Palacky. Dazu Bartosch, Prager Chronik (1524—1530) in czech. Spr., h. v. Erben (1851); nach einer alten lat. Uebersetzung des XVI. Jahrh., h. v. Höfler (1859) und kleinere Aufzeichn., z. B. des Paul Korka von Korkyně (1522—1544) i. czech. Spr., s. Cas. česk. mus. 1829, II. 29; Hajek von Liboczan (✝ 1553), Kronika ceská 1541 u. i. spät. Ausg. (neu aufgelegt, mit treuer Nachahmung des alten Druckes, von Schönfeld, 1819). Die deutsche Bearb. unternahm Joh. Sandel 1596 (1697, 1718 spätere Drucke); Martin Kuthen von Springsberg (✝ 1564), Kronika o založeni země české u. s. w. (Chronik von der Begründung des Böhmenlandes) . . . welmi krátce z'mnohých kronikářuw sebraná (sehr kurz, aus vielen Chronisten gesammelt) 1539 (2. A. 1585 v. Weleslavin, 3. A. 1817).

c) **Chronographie z. Gesch. Ungarns.** Bonfin (—1595) s. o. Eine Art Fortsetzung bildet das Werk des Venet. Joh. Mich. Brutus (geb. 1517 ✝ 1592) libri rerum hungaricarum, in zwei Drittheilen (bis 1552) erhalten (XIV. Buch Fragment), h. v. Toldy in den Monum. hist. Hung. scrr. XII. ff., h. v. d. Pesther k. Akad. (1863 f.). G. Szerémy (Georgius Syrmiensis), geb. um 1490, Mem. de occ. Hung. (1484—1543); das Pamphlet eines Zápolyaners in unglaublich rohem und fehlerhaftem Latein. Mon. h. H. scrr., h. v. Wenzel (1857). Die wichtigste zeitgen. Quelle für diese Epoche: Ludovico Cerva v. Cervarius Tubero (geb. 1455 zu Ragusa, ✝ 1522), Commentarii sui temporis (1490—1522) o. Libri commentariorum de rebus, quae temporibus suis in illa Europae parte, quam Pannonii et Turcae eorumque finitimi incolunt, gestae sunt (1. A., Frankfurt a. M. 1603, Ragusa. 1784; auch in Schwandtner's scrr. rer. hung., I. Bd.) Hierher gehören auch die Ungarn betreffenden Aufzeichnungen des venetianischen Gesandten, Marino Sanuto, h. v. Wenzel — 1501 im tört. tár (Geschichtsarchiv) der Pesther Akademie, 14. Bd.

II. **Urkundenwerke** (vgl. o. S. 310). Lünig, Glafey, Georgisch . . . J. J. Müller, Reichstags-Theatrum, wie selbiges unter K. Max I. Reg. gestanden, 2 Thle. (1486—1500 u. 1719 f. (früher, 1709 erschien: Reichstagsstaat unter K. Max I., 1500—1508). M. le Glay, Correspondance de l'empereur Maxim. I. et de Marguerite, 1507—1519 (2 Bde. 1838), von dems.: Nego-

ciations diplom. entre la France et l'Autriche durant les trente premières années de 16. siècle (1845), I. Bd.; J. Chmel, Urkunden, Briefe und Actenstücke z. Gesch. Maximilian's I., 1845 (Bibl. d. Stuttg. lit. B.); M. Gachard, Lettres inédites de Maximilien, duc d'Autriche, roi de Romains et empereur sur les affaires des Pays-Bas de 1478—1508, 2 Thle. (1851—1852), v. d. Brüsseler Akad. h.; Janssen, Reichscorr. d. St. Frankfurt a. M. (reicht bis 1519); V. v. Kraus, Maximilian's I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk, Freih. z. Stettenberg u. a. Briefen, 1477—1513 (1875). Maximilian's I. Itinerar v. 1493—1519 v. Stälin in den Forsch. z. deutschen Gesch., I., 347—384. Das allg. dipl. Material in Rymer, foedera, conventiones literae . . . . inter reges Angliae et alios quosvis imperatores (London, 1705—1735; Haag, 3. A. 1739—1745; neue A. 1816 ff.). J. Dumont, Corps universel diplom. du droit du gens, 800—1731 (1726—31) IV. Bd. Für Ungarn u. d. Süddonauländer die bekannten Urkundenwerke von Theiner: Monum. Hung., II. u. Monum. Slavorum merid., I. Für Polen: Dogiel, Codex Diplom. r. P. (verstümmelt) (1758), Pzyszczewski u. Muczkowski (1874 f.), Raczynski (1840, 1845); am wichtigsten für diesen Zeitraum St. Gorski: Acta Tomiciana epistol. legat. . . . . Sigismundi I. regis Polon., 1506 — 1548 (8 Bde., 1852 ff.) und A. Theiner, Vetera monum. Poloniae et Lithuaniae . . (1860 f.) Die venet. Relationen, h. v. Alberi (1839 ff.), haben vorzugsweise für die spätere Zeit Bedeutung.

Inhaltsübersicht.

1. Maximilian's I. Lebensgang bis 1493.

Literatur (die allgemeine biographische siehe am Schlusse). Ueber die burgundischen Händel: E. Münch, Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oesterreich in den Niederlanden. Aus Quellen. I. Abth. auch u. d. T.: Maria v. Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margar. v. York, Gem. Karl's d. K. (1832); P. Perkmann, Erwerbung der burg. und span. Länder an d. österr. Regentenhaus . . . (1477—1516), Klagenfurter O. Realsch.-Progr. (1858 u. 1859); Delepierre, Oct. Chroniques des faits et gestes admirables de Max. I. durant son mariage avec Maria de Bourgogne (Bruxelles 1839); Diegerick, J. L. A., Correspondances des magistrates d'Ypres dep. à Gand et à Bruges pendant les troubles de Flandre sous Maximilien, duc d'Autriche et de Rom. (Bruges 1854); Chmel, Monum. habsburgica I., 1, 159 ff. (vgl. Lichnowski, VII., S. DD.; Hormayr's Arch. [1812]; Müller's Reichstagstheater unter K. Max. u. s. w.; Duellius' Miscellanea I., 18, u. Pez, scrr. rer. austr. II., 551—555; Unrest's Chronik (akad. Abh. v. Krones a. a. O.) und den wichtigen Briefwechsel Max' I. mit Sigmund Prüschenk, h. v. Kraus, 1875); Zum bretagnischen Handel: Das Manifest des niederländischen Rathes in Chr. G. Buder's Nützl. Sammlung verschied. ungedr. Schr. (1735), S. 1 ff. Vgl. Müller, Reichstagsth., S. 127 ff. Die zeitgenöss. Streitschriften des Deutschen Wimpheling und des Franzosen Robert Gaguin, d. Linturius in der Forts. des Fasciculus temporum von Rolevink. (Neuere französ. Arbeiten von Lancelot, Irail, Le Rour de Lincy, Trebuchet . . .).

Die Literatur der anderen mit der Gesch. K. Friedrich's verbundenen Momente s. im X. Buche vom 7. Abschn. an.

1. Es war ein freudiges Ereigniß für das Haus Oesterreich, als am Gründonnerstage d. J. 1459 in der Hofburg zu W.-Neustadt dem Habsburger Friedrich III. ein Sohn geboren wurde, dem in der Taufe ein seinem Stamme bisher fremder Name, Maximilian, zukam. Gewiß hatte sein Vater nicht unterlassen, wie auch der Zeitgenosse, Hofkaplan Grünbeck, andeutet, die Sterndeuter über die Nativität seines willkommenen Sprößlings zu befragen, und sprachen die Gestirne wahr, so mußten sie ein reiches, freudiges, hochgemuthes Leben, viel Kampf und Mühe, hohe Entwürfe und leichtblütige

Hoffnungen, manche Enttäuschung, aber auch ein vollgeschüttetes Maß großer, bleibender Erfolge in Aussicht stellen.

Die Kindheit des jungen Habsburgers fällt in eine bewegte Zeit. Sein Vater ringt mit dem Corvinen um den Besitz der ungarischen Krone, mit dem eigenen Bruder um das Erbe des letzten Albrechtiners und sieht sich bald in der Wiener Hofburg von den eigenen Unterthanen belagert. Auf den kaum vierjährigen, körperlich und geistig rasch entwickelten Knaben, den an inneren Gaben und Frühreife weit mehr die südländische Mutter bedacht zu haben scheint, während Gestalt und sonstiges Aeußere, Gemüth und Gedankenrichtung kerndeutsches Gepräge trugen, übte dies Ereigniß einen tiefen, bleibenden Eindruck. Er empfand die Schrecken der Belagerung; auch mit der wachsenden Noth des Lebensbedarfes hatte die kaiserliche Familie zu kämpfen, und man erzählt, wie der kleine Max im kindlichen Unmuthe über die ewigen Linsen- und Erbsengerichte sich ausgesprochen habe: man möge sie doch lieber dem Feinde zu essen geben. Aus jenen Tagen stammt wohl auch die bittere Erinnerung an E. Albrecht VI., den schlimmen Oheim, der so viel Böses angerichtet, so daß man später diesen Namen vor ihm nicht gut nennen durfte.

Die Erziehung unter den Augen einer ehrbaren, streng religiösen Mutter und eines Vaters von einfachster bürgerlicher Lebensweise, der den Wein verachtete, wenig Tafelfreuden, aber lange, lehrhafte Tischgespräche liebte, auf eine wohlgeregelte Tagesordnung und das Lernen große Stücke hielt, — ließ eine ernste Jugendschulung erwarten, gegen deren Zwang das feurige Naturell des Knaben nach seiner Art ankämpfte. Denn der Hauptlehrer und Erzieher, Peter Engelbrecht von Basel, nachmals Bischof von W.-Neustadt, ein geistloser Pedant, verstand es nicht, den Fürstensohn durch seine Unterrichtsweise zu fesseln, sondern griff häufiger zur Ruthe, wenn es Maximilian an Aufmerksamkeit oder Lernfleiße gebrach, oder wenn er erfuhr, sein Zögling, dem der Waidmann schon im Blute stak, habe irgend ein Hausthier herumgehetzt oder dem Hofgeflügel nachgestellt, um die Eintönigkeit des Stilllebens und der Schulmeisterei im Elternhause sich zu würzen. Beliebter machte sich bei ihm der Jakob Fladnitz, vor allen Anderen jedoch Diepold Stein von Reissenburg, der ihn im Reiten und im Waidwerk unterrichtete.

Schon als Knabe war er Sieger in allen Leibesübungen und Waffenspielen, und das Gefühl wachsender Körperkraft und Gewandtheit stachelte das Vergnügen am kühnen Wagniß bis zur Verachtung der Gefahr. Prophezeite doch ein Jude aus dem Blicke des Knaben:

bald werde von ihm allgemeiner Schrecken ausgehen. Sein Vater selbst, in der Astrologie und in der Chiromantie bewandert, erklärte, die künftigen Geschicke des Sohnes seien derart unbestimmt und verwickelt, daß man weder „Weiß noch Schwarz" unterscheiden könne. Mit der Freude an kühnen Ritten, am Waidwerk und Waffenspiele, ging Hand in Hand eine ungemeine Zähigkeit, sich Alles anzueignen, was dem praktischen Leben frommt, aber auch für das, was Geist und Gemüth nährt und veredelt. Mechanische Fertigkeiten, Bücher, namentlich die der Geschichte, als Zeugin der Vergangenheit und rühmlicher Thaten, Geschlechter- und Wappenkunde, Dichtungen alter Zeit, Kunstwerke und Seltenheiten der Natur, all' dies zog ihn früh an und machte seinen Blick beweglich. Vor Allem aber drängte ihn sein kräftiges, gesundes Wesen, sein der Mittheilung, Liebe und Freundschaft bedürftiges Gemüth, der Thatendrang, unwiderstehlich in die Strömung des Lebens.

Wiener-Neustadt, Schloß Finkenstein, die Grazer Burg (z. B. zur Zeit der ausbrechenden Baumkircherfehde) erscheinen als Aufenthaltsorte der Jugendzeit. Mit vierzehn Jahren begleitet er seinen Vater nach Trier, wo die Zusammenkunft mit dem Burgunder stattfindet. Der hochgewachsene Jüngling mit dem langen Blondhaar, den treuherzigen blauen Augen und blühenden Wangen, behagte Karl dem Kühnen als Verlobter der Tochter. Trotz des Zerwürfnisses, das sich an die Begegnung der beiden Herrscher knüpfte, und des Reichskrieges mit dem Burgunder, behauptet sich der Plan. Der von Karl 1476, 31. Januar, ratificirte Friedensvertrag setzt die künftige Heirath fest, der Burgunder beschwört dies am 6. Mai im Lager vor Lausanne in Gegenwart des Legaten und kaiserlicher Vollmachtträger; die Prinzessin nimmt die Brautgeschenke entgegen und erklärt sich (Gent, 26. November 1476) in Allem und Jedem einverstanden, und ebenso stellen am 24. Januar 1477, noch bevor die Nachricht vom Falle des Burgunders eingetroffen war, die beiden Habsburger, Vater und Sohn, die endgültigen Verschreibungen aus.

Als nun das Geschick Karl's des Kühnen sich erfüllt hatte, war es hoch an der Zeit, daß der Bräutigam Braut und Erbe möglichst bald aufsuche, um nicht Beides zu verlieren. Ludwig XI. von Frankreich begann in der rücksichtslosesten Weise die Sachlage auszubeuten. Er bemächtigt sich des Herzogthums und der Freigrafschaft (Franchecomté) Burgund unter dem schamlosen Vorwande der Beaufsichtigung und Wahrung für die rechtmäßige Erbin Maria; seine Agenten bearbeiten die Städte des Burgunders in der

Picardie (z. B. St. Quentin, Peronne), die Vororte Flanderns, insbesondere das reiche Gent und Brügge, zu Gunsten Frankreichs. Es gelingt ihm auch alsbald die Besetzung von Tournai, Arras, Hesdin, Boulogne u. s. w. Selbst den Schwager des Burgunders, Eduard IV. von England, will er für sich gewinnen und ersucht den Böhmenkönig Wladislaw, ihm seine angeblichen Rechte auf Luxemburg zu übertragen (!). Endlich bringt er der zwanzigjährigen Erbin des Burgunders seinen siebenjährigen Sohn, den Dauphin (Karl VIII.) als Bräutigam auf. Aber gerade dieses Treiben wirkt in den maßgebenden Kreisen Burgunds verstimmend und festigt nur Maria in dem Entschlusse, an ihrem Bräutigam festzuhalten und die französische, sowie eine andere Heirathscombination entschieden abzuweisen.

Am 26. März 1477 sendet sie ihren Getreuen nach Wien mit einem Schreiben, das den Verlobten zur äußersten Eile aufmahnen soll. Wohl erkannte diese Nothwendigkeit der Vater Maximilian's, aber auch da verleugnete sich nicht sein bedächtiges, schwerfälliges Wesen. Ueberdies war das Jahr 1477 für ihn sorgenvoller als ein anderes, der Ungarnkrieg vor der Thür, der Schatz ziemlich leer. Man wendet sich an Sigismund von Tirol (21. April), an die Reichsfürsten (19., 20. Mai). Ein großes Anlehen bei dem flüchtigen Graner Erzbischof, Johann Bekensloer, muß die Mittel zur standesmäßigen Brautfahrt des Kaisersohnes beschaffen. Inzwischen war bereits 15. Februar (5 Tage nach erhaltener Kunde von dem Tode Karl's d. K.) der Bischof Georg von Metz und der Protonotar Georg Heßler als kaiserliche Botschaft von Wien nach den Niederlanden abgegangen und brachten den 18. April am Hoftage zu Gent ihre feierliche Werbung vor, indem sie die diesbezüglichen Verschreibungen, Brief und Ring der Braut vorwiesen. Maria erkannte dies Alles an und betheuerte, nur den Kaisersohn als ihren Gemahl erwählen zu wollen. „Allüberall", sagen die gleichzeitigen „Nova de Burgund", „habe man auf den Straßen rufen hören: „Kaiser, Kaiser und Prinz Maximilian!" Die Ständeversammlung zu Löwen anerkannte den Ehevertrag, und am 26. April 1477 fand das procurationsmäßige feierliche Beilager statt. Der Bayernherzog vertrat dabei den abwesenden Bräutigam.

Endlich kann sich der Ersehnte, wie Unrest sagt, „zwischen Ostern und Pfingsten", jedenfalls in der zweiten Maihälfte, mit stattlichem Gefolge, das immer mehr anwächst, in Halbtrauergewande auf den Weg machen. Zu Köln weilte er vom 18. bis 31. Juli; dann geht es nach Aachen weiter. Ueberall begrüßt

Jubel den ritterlichen, leutseligen Kaisersohn von achtzehn Jahren, der mit seinen Brautgeschenken den 11. August in **Brüssel** und sieben Tage später in **Gent** eintrifft. Mit welchen gemischten Empfindungen er die Reise machte, und wie reich die Eindrücke in den Niederlanden wurden, beweist am besten der Briefwechsel Maximilian's (s. 18. Juli do. Köln) mit dem allmächtigen Günstlinge seines Vaters und persönlichen Vertrauten, **Sigismund Prüschenk**, Freiherrn von Stettenberg.

Maria von Burgund, deren Wohlgestalt er ausführlich schildert und sie „ein schöns, fromms, tugendhafftigs Weib" nennt, von ebenmäßigem Baue, schneeweiß, braunhaarig, mit kleinem Näschen, Haupt und Antlitz, braun-grauen Augen, von schönem, lauterm Glanz, halb geschlossenem, etwas gehobenem, aber reinem und rothem Munde —, eine ganze Weidtmännin mit valken und hunden", — war nicht das erste Weib, das den feurigen Maximilian gefesselt. Er gedenkt in dem Briefwechsel der Laxenburgerin, der „alt Buberin", vor Allem aber der Rosina und des herzbrechenden Abschieds, den er von ihr genommen habe, und die er dem Prüschenk an's Herz legt, sie zu versorgen und ihr von ihm unter dem Namen eines „Herrn Kaspar Perekhaimer" zu schreiben. Aber das ihm von der Politik bestimmte Eheweib erhielt nun den gebührenden Platz in seinem Herzen, als sie ihm entgegen eilte und, ihn küssend, unter Freudenthränen die Worte sprach: „Nun sei willkommen das edelste deutsche Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt". Die Vermählung fand am 19. August statt; am 24. August ward Max feierlich mit dem Schwerte umgürtet und legte den Eid als Landesherr ab; dann ging es nach Brügge, Westflanderns Hauptstadt, nach Hennegau und Namur und endlich nach Löwen in Brabant.

Nun wurde Max gleich in den Ernst des Lebens eingeführt. Schon im September 1477 zog er gegen Frankreich in's Feld und nicht ohne Ehren; doch kam es schon 18. September zur Waffenruhe. Aber Angesichts der wachsenden Ränke und Rüstungen Ludwig's XI., den Max unmuthvoll den „größten verzagten Böswicht" nennt, und der beschämenden Geldnoth wünschte Max die Unterstützung und das persönliche Erscheinen des Vaters herbei. Es thue ihm, dem „großmächtigen Herrn großer Länder und Städte", weh', alle Kleinodien versetzen zu müssen; selbst seine Frau habe dies mit dem Prunkmantel ihres Vaters gethan (18. October 1477, Pernes). „Ich bin mit Schand und Spott hier", schreibt er den 4. Februar 1478 an den Prüschenk, „als ich euch das manigmal vorprophetisirt hab vor meinem Aufbruch zu Wien". „Kommt der Kaiser zur rechten Zeit, so bin ich im

Himmel". Widrigenfalls sei der Verlust ein oder zweier unwiederbringlicher Länder oder des Ganzen zu besorgen. Sonst allerdings behagt es dem Kaisersohne inmitten eines glänzenden Hoflebens, wo Frauenschönheit, heitere Lebenssitte, Spiel und Jagd zusammenwirken. „Hätten wir hie Fried, wir säßen im Rosengarten", schreibt K. Max.

Im Frühjahre 1478 nahm der Habsburger und seine Gattin auch die Huldigung Seelands und Hollands entgegen; sein kaiserlicher Vater belehnte ihn (19. April mit Urkunde, datirt v. Graz) mit den deutschen Reichslehen Burgunds: Holland, Seeland, Flandern, Geldern, Zütphen, Brabant, Luxemburg und Limburg. Auch in den oberburgundischen Provinzen, auf welche sich jene Waffenruhe nicht bezog, im Herzogthum und in der Freigrafschaft Burgund, erhob die antifranzösische Partei, unterstützt von dem durch Ludwig XI. getäuschten Prinzen von Orange, zu Gunsten Maria's als der natürlichen Erbfrau, ihr Haupt; so daß die Franchecomté ganz, das Herzogthum theilweise dem Franzosenkönige entrissen wurde. Bald aber brachten die von den Schweizern unterstützten Waffen Frankreichs ganz Burgund und einen Theil der Freigrafschaft unter sich. Abgesehen davon lud K. Ludwig XI. Anfangs 1478 den (verstorbenen) Karl von Burgund und hierauf dessen Erben vor sein Parlament in Paris wegen Lehnstreubruch oder Felonie um durch diese staatsrechtliche Komödie seine Annexionspläne zu sanctioniren. Andererseits bot den 2. Februar dieses Jahres Kaiser Friedrich III. das Reich gegen Ludwig XI. auf, allerdings ohne merklichen Erfolg. Doch das wirksamste Mittel suchte der Valois in der Aufhetzung der Niederländer gegen den deutschen Eindringling, Maria's Gemahl.

Wieder kommt es (6. Juni) zu einer Waffenruhe mit Frankreich. Max erfreute sich am 24. Juni 1478 der Geburt eines Sohnes, an dem er nun einen „Gesellen" habe, und auch die Niederländer wurden ihm als Vater ihres künftigen Erbherrn nun geneigter als zuvor. Inzwischen waren auch von Ludwig XI. alle Zurüstungen zur Wiederaufnahme des Krieges getroffen, desgleichen ein Bündniß mit Kastilien-Arragon abgemacht (9. October). Allein die Entscheidungsschlacht vom 7. August 1479 bei Guinegate in der Picardie entschied gegen Ludwig XI. Erwartungen. Maximilian ward Sieger des Tages und seine ritterliche Tüchtigkeit gewann ihm viele Herzen. Die niederen Burgunderlande, auch Luxemburg, wurden nun ganz frei vom Feinde. 1480 vermittelte Maria's Stiefmutter, Margarethe von York, bei K. Eduard IV. in England ein Bündniß mit Burgund, und die Verlobung des zweijährigen Söhnleins Maria's

und Maximilian's, Philipp's („des Schönen"), mit der dritten Tochter des Königs.

Um diese Zeit war dem jungen Ehepaare ein zweites Kind, eine Tochter, Margarethe (geb. 10. Januar 1480), beschieden. Ludwig XI., der einen neuen Stillstand eingegangen, griff nun 1481 den Plan auf, seinen Dauphin mit dieser Prinzessin zu verloben; doch verlangte er sogleich als künftige Mitgift die Abtretung der Grafschaften: Charolais, Auxerrais und Masconnais; was Maximilian nicht gut annehmbar fand. Da sollte ein schwerer Schlag das glückliche Familienleben des Habsburgers zerstören. Auf einer Falkenjagd verunglückt seine blühende Gattin durch einen Sturz vom Pferde (25. März 1482). Tags darauf war der dreiundzwanzigjährige Gatte verwittwet, und bald fühlt er, er gelte in den Augen der Niederländer als Fremdling, gegen welchen Frankreich alle Hebel in Bewegung setzt, um ihn der Vormundschaft über den Sohn Philipp und der Reichsverwesung zu berauben. Bei den Flandrern, insbesondere bei Gent, glückten diese Ränke, und Angesichts dessen fühlt sich Maximilian zum Frieden von Arras (1482, 23. December) mit Ludwig XI. bewogen. Er bekräftigt das Verlöbniß zwischen Margarethe und dem Dauphin und weist als Mitgift der Braut die Grafschaften Burgund (Franchecomté), Artois, Masconnais, Auxerrais, Salins, Bar-sur-Seine und Noyes aus, die alsbald, bis zur Zeit der Vermählung, im Namen des Dauphin verwaltet werden sollen. Auch St. Omer fällt ihm dann zu. Im Falle der Kinderlosigkeit kehrt Alles an Erzh. Philipp und dessen Nachkommen zurück. Schiede dieser vor der Mündigkeit aus dem Leben, so gelangen sämmtliche burgundische Erblande an Margarethe und den Dauphin. Am drückendsten jedoch war die Bedingung, welche die Mambournie über Philipp einer burgundischen Ständecommission überwies und Max und dessen Sohn Philipp als „Grafen von Flandern" dem königlichen Parlamente unterordnete.

Schon im Juni wurde die dreijährige Braut ihrem dreizehnjährigen Verlobten nach Paris zugeführt. Einige Wochen später (30. August) starb Ludwig XI. Er hatte die Wege der französischen Politik gegen das Haus Burgund-Oesterreich klar vorgezeichnet. Maximilian, auf sich selbst angewiesen — denn sein Vater, der Kaiser, gerieth immer tiefer in den verhängnißvollen Ungarnkrieg —, einer Gattin beraubt, die mit weiblicher Anmuth eine starke, treue Seele verband und seine Hauptstütze war, ja auch von seinen Kindern getrennt, mußte in ernsten Kämpfen sein gutes Recht als Landesfürst, Vater und Vormund verfechten und wahren, und in der That gelang

es ihm, den „Eber der Ardennen" (Grafen von Arenberg) und die Lütticher, die Bürger von Utrecht, zu demüthigen und endlich auch die von dem neuen Könige Frankreichs, Karl VIII., Maximilian's künftigem Schwiegersohne, wider ihn gehetzten Genter in die Enge zu treiben. So wurde er 1485, Juni, auch von den Flandrern als Mambour anerkannt und ihm sein siebenjähriger Sohn Philipp wieder zugeführt.

Das Jahr darauf schmückte die deutsche Königskrone Maximilian's Haupt. Das geschah den 5. April 1486 im Dome zu Aachen. Es war ein weihevoller Augenblick, denn so Mancher hoffte, in dem blühenden, kräftigen Manne mit leuchtenden Augen werde ein waffentüchtiger Schirmer des Reiches erstehen und dessen altes, verrottetes Wesen auffrischen und verjüngen. Dann hieß es wieder die Niederlande im Auge behalten und das geheime Wühlen Frankreichs in den flandrischen Städten durch drohende Verbindungen mit den Herzogen von Orleans und Bretagne entgelten. Gent empört sich ganz offen. Max will nun selbst die Gefahr beschwören; die Bürger von Brügge laden ihn ein, ihre durch Gent aufgehetzte Stadt zu betreten. Er schlägt, nicht fähig des Gedankens an Verrath, die Warnung seiner Räthe, auch des getreuen Lustigmachers oder Hofnarren Kunz von der Rosen, in den Wind, und zieht in die Stadt ein (1. Februar 1488). Schon am 4. Februar steht der Aufruhr vor der Thür. Maximilian's Räthe, darunter sein getreuer Peter Langhals, werden geächtet. Vergebens sucht der König durch seine Persönlichkeit den Sturm zu beschwören. Als Tags darauf ein Schreiben der Genter eintrifft, ist Max Gefangener der von Brügge. Bald fließt das Blut seiner Räthe. Er selbst wird in der Kronenburg in dem Hause eines Spezereihändlers verwahrt, von allen Genossen geschieden und streng überwacht. Der Graf von Zollern und Philipp von Nassau entkamen mit der Botschaft von der unerhörten Begebenheit; der erlauchte Gefangene selbst fand Gelegenheit, ein Sendschreiben an den Kaiser und die Fürsten des Reichs aus der Stadt zu schaffen, um sie zur Hülfe und Rettung zu bewegen. Er konnte auf das Schlimmste gefaßt sein, auf den Tod. „Sie werden mir Gift zu essen geben und damit tödten", heißt es in diesem Schreiben. Und in der That, die Leidenschaften der Aufgewiegelten waren hoch gestiegen; man erzählt auch, sie hätten sich an die Republik Venedig mit der Frage gewendet, was sie mit ihrem Gefangenen beginnen sollten und zur Antwort erhalten: „Ein todter Mensch mache keinen Krieg". Wäre diese Antwort auch nur aufgebracht, so entspräche sie doch der Sachlage, denn in der That bestand ein Bündniß mit der Signoria. Es

waren bange Wochen (5. Februar — 16. Mai) harter Haft und quälender Sorge. Aber auf die schmähliche Bedingung, nicht nur der Mambournie über Philipp zu entsagen, sondern den eigenen Sohn der Erziehung Karl's VIII. oder eines andern französischen Prinzen auszuantworten, wollte er nie und nimmer eingehen. Die Befreiungsversuche seines getreuen Kunz von Rosen mißlingen, denn bei dem letzten, da sein lustiger Rath als Beichtiger eingeschlichen mit ihm das Gewand wechseln und seine Stelle einnehmen will, sträubt sich das richtige Gefühl des Königs gegen eine solche Flucht und um diesen Preis.

Endlich regt sich doch Alles zu seiner Befreiung. Der Ständetag zu Mecheln vom 24. Februar beschließt die Maßregeln der loyalen Elemente Niederburgunds. Die Nachbarn Frankreichs ergreifen gegen diesen Bundesgenossen der Flanderer die Waffen, das Reichsheer erscheint, und endlich schlägt die Stunde der Befreiung (16. Mai); bald umarmen sich der alte Vater und der junge Habsburger in wortarmer Rührung.

Max hatte den Bürgern von Brügge Vergeben und Vergessen zuschwören müssen. Allein von Reichs wegen wollte man nichts desto weniger die Empörer züchtigen, und diese fanden an Philipp von Cleve, einst Nebenbuhler Maximilian's, einen Führer von Muth und Geschick. Doch gewann Albrecht von Sachsen und das Reichsheer im Bunde mit den Getreuen Maximilian's in den Niederlanden 1489 die Oberhand und der Vergleich vom 31. October bestätigte für Flandern die Uebereinkunft, die der Frankfurter Reichstag vom Juli zwischen Max und Karl VIII. angebahnt hatte. Gent, Brügge und Ypern mußten durch Abgeordnete vor Maximilian knieend Abbitte leisten. Philipp von Cleve erhielt auch Verzeihung, setzte aber bald von Sluys aus die Feindseligkeiten bis 1492 fort.

Schon im Frühjahre 1489 hatte Maximilian den niederländischen Boden verlassen, um in Tirols Bergen freier aufzuathmen und sich mit seinem Ohm Sigismund über die Anwartschaft des Landes zu verständigen. Der Herzog Tirols gewann ihn lieb und fand sich um so leichter in den Gedanken, ihm (1490) Tirol schon bei Lebzeiten zu übertragen. Dann galt es, die Mißverständnisse zwischen dem schwäbischen Bunde und dem Kaiser in dem Handel des Herzogs Georg von Bayern-Landshut auszugleichen (10. Juni 1489) und die Fehde zwischen dem Kaiser und dem schwäbischen Bunde auf der einen, H. Albrecht VI. von Bayern-München auf der andern Seite zu trennen (Mai). Schon in diesem Handel zeigt sich eine politische Meinungsverschiedenheit zwischen Friedrich

und Max, noch mehr tritt sie in der Stellung zu Mathias von Ungarn an den Tag. Der junge Habsburger ist dem Ausgleiche geneigt, der alte widerstrebt ihm.

Da legt sich der Tod in's Mittel. 1490, 6. April, scheidet der Corvine aus dem Leben. Aus dem lieb gewordenen Tiroler Lande rufen nun ernste Pflichten den Kaisersohn. Es gilt die Rückeroberung der an Ungarn verlorenen Erblande. Doch bedarf es der Rüstungen. Im Juni finden wir Max in der Steiermark, wo er dann Hartberg den Ungarn entriß. Auch weilt er in Graz und sammelt Streitkräfte. Von Steiermark aus sendet er den Dechant von Brixen und den Grafen von Anhalt an die Wiener mit der Botschaft seines baldigen Anzuges. Jubelnd begrüßt man allda, der ungarischen Herrschaft müde, die Kunde. Tichtl, der Wiener Arzt und Professor, schreibt in sein Tagebuch: „Gott sei unsterblicher Dank für eine so große, ja die größte Wohlthat, die man je erlebte, Amen, Amen . . . . Deshalb gab uns der allmächtige Gott den gerechtesten, enthaltsamsten, gestrengsten, tapfersten Maximilian, Maximilian, Maximilian!" Dieser Name ist einmal schwarz, einmal roth und einmal grün geschrieben, das nächste Mal schwarz, aber mit doppelt großer Schrift. Es ist, als konnte sich der würdige Mann nicht satt schreiben und satt sehen an diesem vielversprechenden Namen.

Zunächst zog Maximilian vor W.-Neustadt, freudig aufgenommen von den Erlösten, dann rückt er vor Wien. Die Stadt öffnet ihm die Thore als ihrem Befreier, aber die ungarische Besatzung in der Burg unter Upor's Befehle leistet Widerstand, Max wird beim Sturme verwundet, aber bald capituliren die Ungarn. So ist die Hauptstadt ganz in der Hand des Kaisersohnes und bald auch das Uebrige. „So elendiglich wie die Frösche wurden binnen Kurzem die Ungarn aus Oesterreich vertrieben", schreibt Tichtl in überwallender Genugthuung. Bis Stuhlweissenburg bringt der deutsche König vor, um sich die Krone des Karpathenreichs zu holen, nimmt die Stadt mit Sturm, will nach Ofen vordringen, muß aber aus Soldmangel, vom Vater nicht unterstützt, verdrossen heimkehren. Der Preßburger Friede (1491, November) wahrt mindestens seinen Erbanspruch auf Ungarn.

Zu den unangenehmen Eindrücken des ungarischen Handels gesellt sich die schwere Doppelbeschimpfung durch den Franzosenkönig. — Noch vor dem Hinscheiden des befreundeten Bretagnerherzogs Franz II. hatte der verwittwete Max seinen Entschluß kundgegeben, die Erbtochter des siechen Fürsten zu ehelichen. Die Absichten des Erblassers so wie des Bewerbers trafen in der Absicht zusammen,

dem Franzosenkönige eine empfindliche politische Schlappe beizubringen. Kaum war der Bretagner verschieden, so beeilte sich Max, die Ehe procurationsmäßig durch seinen Stellvertreter (1491, März) vollziehen zu lassen. Die angetraute Herzogstochter Anna wurde jedoch von Karl VIII. mit Waffengewalt und von den Ständen der Bretagne halb gezwungen, halb überredet (November 1491), ihm selbst, als ihrem Lehnsherrn, die Hand zu reichen, und er schickte dem deutschen Könige, als Vater, die zwölfjährige Margarethe, ein geistvolles Mädchen, die längst versprochene Braut zurück. Ein Schrei der Entrüstung ging durch Deutschland über diese gehäufte Schmach; er giebt sich in der gleichzeitigen Literatur kund; aber der Entrüstung folgte nicht sobald die That; erst im Februar 1493 kam es von Seite des schwäbischen Bundes zu einem mittelmäßigen Aufgebote, und ein halbes Jahr früher (September 1492) zeigten die deutschen Reichsstände am Koblenzer Tage, daß das kaiserliche Aufmahnen gegen Frankreich ohnmächtig war und König Max auf so gut wie Nichts rechnen könne. Es ist das erste Mal, daß wir die Unterscheidung, was Sache des Reichs und Privatangelegenheit seines Oberhauptes sei, ihm gegenüber aus unzeitiger Gefälligkeit für Frankreich und mangelndem Gefühle für nationale Ehre scharf hervorgehoben finden und zwar von Seite einer Partei, mit dem Mainzer Erzbischof Berthold an der Spitze, die um 1486 so gut mit Maximilian stand und in ihm den Wiederhersteller des Reiches begrüßte. Sie begann in bedauerlicher Weise ihre Wege von denen des Reichsoberhauptes zu trennen. Denn das war Maximilian schon der That nach, bevor sein greiser Vater die Augen schloß (19. August). Auf Heinrich VII. von England, der allerdings zur Coalition gegen Frankreich geneigt schien, war kein Verlaß. Er schloß 1492, 3. November, mit Karl VIII. den Frieden von Estaches. Auch kam es wegen Perkins Warbeck, des falschen York, zur förmlichen Spannung mit England. Unter diesen Umständen mußte sich Max den Friedensantrag des Franzosen, dessen Auge schon den Weg nach Italien suchte, gefallen lassen. So kommt es 1493, 23. Mai, zum Frieden von Senlis. Er löst Margarethen's und Karl's VIII. Verlobung; der König Frankreichs liefert die Grafschaften Artois, Charolais und die Franchecomté aus, unter Wahrung seiner Lehnshoheit. Den Besitz des Andern wußte sich die französische Politik thunlichst zu verklausuliren. Max wird als Mambour seines Sohnes Philipp anerkannt.

Der Vertrag zu Senlis und des Kaisers Tod sind die große Wende im Herrscherleben Maximilian's I. Der reife Mann steht

nun an der Spitze des Hauses Habsburg und des Reichs, gegen Frankreich die Hand am Schwertgriff.

---

2. Die Weltlage, die Richtungen und Ergebnisse der österreichischen Politik Maximilian's I. in ihrer Verkettung und allgemeinen Bedeutung (1493—1519).

Literatur (vgl. auch die Lit. z. 3., 5. und 8. Abschn.). Schlosser, Raumer (Gesch. Europa's v. 15. Jahrh. an); Havemann, Gesch. der ital.-franz. Kriege v. 1494—1515 (1833); Ranke, Gesch. d. roman. und germanischen Völker (1494—1535, I. —1514); Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter, I., II.; Fürsten und Völker von Südeuropa, — vgl. das Einleitende zu seiner Gesch. Frankreichs (s. auch gesamm. Werke); K. Hagen, Deutschland's liter. und relig. Verhältnisse im Ref.-Ztalt. (1843—44, Titel-A. 1868); Droysen, Gesch. d. preuß. Politik, I. u. II.; G. Waitz, Deutsche Kaiser v. Karl d. Gr. bis Maximilian (deutsche Nat.-Bibl. V.) (1862); Klüpfel, Kaiser Maximilian I. (1864); Lanz, Einleitung zum 1. Bde. d. II. Abth. der Monumenta habsburgica (1857); Muratori, Annali d'Italia, A. v. 1838, 4. Bd. (1358—1687); Leo, Gesch. Italiens, 5. Thl.; de Leva, Giuseppe, Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia, I. (1863), behandelt die Zeit Maximilian's einleitungsweise; Souchay, Gesch. der deutschen Monarchie, 4. Bd. (1862); Buchholtz, Gesch. K. Ferdinand's I. (einleitende Abschnitte i. I. Bde.); Bülau, Gesch. des europ. Staatensystems (1837—39); Janssen, Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik; Martin, Histoire de France, 6., 7. Bd. (1855 . .); Lappenberg-Pauli, Gesch. v. England, 5., 6. Bd.; Prescott, history of the reign of Ferdinand and Isabella . . . . (1838) (deutsche Uebers. d. Gesch. Ferd. und Isabella's von Spanien, 1842); Reumont, Gesch. Roms, III.; Gregorovius VII. VIII.; Zinkeisen, Gesch. d. Türkei, II.; Gisi, der Antheil der Eidgenossen an der europ. Politik, 1512—1516 (1866); Wachsmuth, Gesch. d. polit. Parteiungen, III. (1856).

Der Schwerpunkt der politischen Sachlage Westeuropa's ruht seit 1477, wie bereits anderorts angedeutet worden, in dem Kampfe Frankreichs mit dem Hause Oesterreich um die burgundische Länderschaft; in der Ausbildung einer Großmacht auf der pyrenäischen Halbinsel durch die Personalunion Arragons und Kastiliens und die spätere Vernichtung der maurischen Herrschaft im Süden Spaniens, und endlich in dem Emporstreben der neu begründeten Monarchie der Tudors in England. Jener Streit der letzten Valois von der Hauptlinie mit Maximilian, der auch die Mach-

stellung und Ehre des deutschen Reiches wesentlich berührt, findet allerdings durch den Frieden von Senlis (1493) auf dem burgundischen Boden eine längere Unterbrechung, flammt jedoch dafür im welschen Lande empor als Kampf um die Hegemonie oder Vorherrschaft auf der apenninischen Halbinsel, wobei die Machtfrage Habsburgs und des deutschen Kaiserthums als Inhabers alter lehnsherrlicher Rechte in Ober- und Mittelitalien und Vogtes der römischen Kirche Hand in Hand ging und in Maximilian I. einen thatenlustigen, aber an Kriegsmitteln armen Vertreter fand.

Die Invasion Karl's VIII. nach Italien war das Ergebniß abenteuerlicher Politik des Franzosenkönigs, des kleinen Karl, der so gerne sein Ideal, Charlemagne, nachgeahmt hätte und sich als Endziel nicht bloß die Bezwingung Italiens, sondern auch die Vertreibung der Türken aus Europa vor Augen hielt. — Sie ward durch die Unzufriedenheit einer starken Partei in Neapel gegen K. Ferdinand I., den unehelichen Sohn K. Alfon's, den Herrscher beider Sicilien (s. 1442) und durch die Todfeindschaft zwischen dem neapolitanischen Hofe und Ludovico Sforza (Moro), dem Verweser und bald Herrn des mailändischen Herzogthums, begünstigt, indem der Herrscher Mailands selbst die Franzosen einlud, sich Neapels zu bemächtigen. Der haltlose Rechtstitel für Karl's VIII. Unternehmung bestand in der Erbschaft (1480) des Anspruches René's von Lothringen-Anjou auf Neapel, eines Anspruches, der sich auf eine Verfügung der launenhaften Königin Neapels, Johanna II., stützte. Die leichte Besitzergreifung vom neapolitanischen Reiche war nicht nur Spanien-Arragon, welchem Sicilien seit Alfons V. Tode zugefallen war, dem Könige Ferdinand, dem Katholiken, ein Dorn im Auge, sondern zugleich ein Schreckschuß für die Hauptmächte Italiens: Papst Alexander VI. (Borgia), die Signoria von Venedig und Ludovico Sforza selbst, dessen böses Gewissen in dem ganzen Handel von der begründeten Furcht beschlichen ward, Karl VIII. werde alsbald auch auf Mailand greifen. Schwer empfand dies aber auch König Max, seit 1494, 16. März, Gemahl der Nichte Ludovico Sforza's, Bianca Maria.

So kommt es zur Bildung eines Waffenbündnisses gegen Karl VIII. als Störefried des südlichen Staatensystems, zur ersten heiligen Liga (1495, 31. März), so genannt, weil der heilige oder römische Stuhl an der Spitze stand. Alexander VI., der verrufenste Träger der dreifachen Krone, in politischen Dingen schlau und umsichtig, Spanien, Mailand, Venedig und König Max standen da im Bunde. Letzterer übergiebt damals seinem siebenzehnjährigen

Sohne, Philipp dem Schönen, die burgundischen Lande. Karl's VIII. Lage ist nun bedroht, er weicht aus Neapel, die französische Fremdherrschaft „zerrinnt wie der Frühlingsschnee an der Sonne" und bloß die Tapferkeit der Schweizer Miethtruppen, seither leider nur zu oft „Reichsläufer" in Frankreichs Solde, erkämpft dem Könige bei Foronuovo die Heimkehr ohne schimpfliche Niederlage. Der Tod raffte ihn von hinnen (1498, 7. Januar), bevor es ihm gelang, neuerdings über Italien gerüstet herzufallen und zunächst Mailand an sich zu reißen. Der Hülferuf des geängstigten Ludovico Sforza, und der Versuch des Franzosenkönigs, die Florentiner Republik durch die Aussicht auf die Annexion Pisa's und Livorno's zu födern, bestimmten Max I. zum Heereszuge nach Italien (1496, August). Venedig nahm ihn gewissermaßen in Sold, und die erste heilige Liga fand auf Betreiben des englischen Gesandten ihre Erneuerung in Rom (18. Juli 1496). Aber schon die Abänderung des Artikels, der den Zweck des Bündnisses feststellt, dahin, daß nun Nichts mehr von der Wahrung der Rechte des römisch-deutschen Reiches gesagt erscheint, zeigt, daß die Ligisten durchaus nicht gewillt waren, auf den Gedankengang Maximilian's einzugehen. Und da bei den deutschen Reichsfürsten selbst die Kriegslust des Habsburgers ebenso wenig Anklang fand und das stärkste Hinneigen zum Frieden mit Frankreich zu Tage tritt, so erklärt sich ebenso der Mißerfolg der Unternehmung Maximilian's (vom August — October), die mit dem Angriff auf Livorno schloß, als der Groll des Habsburgers gegen das mißtrauische Venedig, das immer mehr, schon aus politischem Hasse gegen den Ränkeschmied Ludovico Sforza, Frankreich sich nähert, und endlich Maximilian's Aerger über den unverläßlichen Papst, somit der Zerfall der ersten heiligen Liga als eines unnatürlichen und darum unhaltbaren Verbandes interessenfeindlicher Mächte.

Andererseits zeigt sich auf dem Reichstage zu Worms (1495, März), wo das Reformwerk zunächst in Augenschein genommen wurde und zu Gunsten eines ewigen Landfriedens das Reichskammergericht mit dem schwäbischen Bunde als Executionsmacht eingerichtet ward, dagegen der königliche Reformentwurf abgelehnt und nur Kärgliches an gemeiner Steuer geboten wurde, bereits der innere Gegensatz in den Anschauungen der Fürstenpartei und des Reichsoberhauptes in dem, was Aufgabe der Reichsreform sei und was Deutschland fromme. Noch greller tritt dies am Lindauer (1496—97) und am Freiburger (1497—98) Tage vor Augen. Und bald bricht der Schweizerkrieg (1499) los, der Kampf der

Eidgenossenschaft um die völlige Lösung von der deutschen Reichsgewalt und zugleich der Krieg der rhätischen Bündner und ihrer Schweizer Waffengenossen gegen das Haus Oesterreich in Tirol. Die Niederlagen des schwäbischen Bundes gegen die Schweizer und deren Sieg über die Tiroler ergänzen sich und bilden für Maximilian, der durch den Handel mit Geldern in den Niederlanden beschäftigt ist und erst zum Schlusse der entscheidenden Vorfälle eintrifft, die schlimmsten Errungenschaften, da er die Sachlage nicht ändern kann und sein Ansehen im Reiche eine starke Schädigung erfährt.

Es ist dies um so bedenklicher, als sich gleichzeitig Frankreich unter dem neuen Könige Ludwig XII. (Orleans), von weiblicher Seite einem Verwandten der Visconti's, auf Mailand stürzt und Maximilian, dessen Unternehmung (1498, Sommer) gegen Ostfrankreich erfolglos geblieben war, das Schicksal Ludovico Sforza's nicht ändern kann. Vergebens hatte er schon 1497 bei der zerfallenden Liga Geld zum Kriege gegen Frankreich nachgesucht und auf die Bundesgenossenschaft Spaniens gerechnet, mit welcher Macht eben damals eine folgenreiche Doppelheirath vereinbart (1496/7) worden war. Aber Spanien verständigte sich mit Frankreich (1497, Februar, Mai); Ludwig XII., bei der Krönung (27. Mai 1498) mit dem Titel: „Herzog von Mailand und König beider Sicilien“ ausgestattet, schließt mit Venedig ein Bündniß gegen den Sforza, das Mailand als Beutestück im Auge hat, und 1499 (September) ist bereits Ludovico Sforza vertrieben; er versucht nochmals Mailand den Franzosen zu entreißen und wird den 10. April 1500 ihr Gefangener. Ludwig XII. ist Herr des Mailändischen, und der Augsburger Reichstag (1500, April—August) hat allerdings viel mit der Reichsreform, vor Allem mit der Bestellung eines Reichsregiments oder der Statthalterschaft zu thun, täuscht aber wieder gründlich die Erwartungen Maximilian's auf ausgiebige Truppen- oder Geldbewilligungen zur Bekämpfung Frankreichs auf dem Boden Italiens. So muß sich denn widerwillig der Habsburger zur Waffenruhe mit Frankreich (December 1500—Juli 1501) entschließen, und da Erzherzog Philipp, sein Sohn, Gemahl der spanischen Thronerbin Johanna, bereits 1498 mit Ludwig XII. über Burgund geeinigt, auch jetzt für den Frieden arbeitet, ergiebt sich Maximilian in den Trienter Frieden mit Frankreich (1501, 13. October). Ja die Verlobung des Erstgeborenen Philipp's, Maximilian's Enkels Karl, mit Ludwig's XII. Tochter Claudia, scheint das Verhältniß zu Frankreich noch mehr zu ebnen. Max muß sich eben in das Unvermeidliche fügen, und dies um so mehr, als ihn die Türken-

gefahr beschäftigte und vor Allem das wachsende Zerwürfniß mit der Kurfürstenpartei, Berthold von Mainz an der Spitze, in Athem hielt.

Der Gelnhauser Bundestag dieser Oppositionspartei (1502, 30. Juni) schien nicht Geringeres, als die Absetzung Maximilian's vorzubereiten und in den gegenseitigen Vorwürfen Maximilian's und Berthold's spiegelt sich die leidige Thatsache, daß der Habsburger die Frage der Reichsreform im monarchischen, Berthold im oligarchischen Sinne gelöst sehen wollte; jener in einer kriegerischen Politik nach außen, dieser in der Bildung einer Fürstenrepublik, mit dem Könige als Präsidenten an der Spitze und in ängstlicher Vermeidung jedes Zusammenstoßes mit Frankreich das Heil Deutschlands erblickte. Maximilian verstand es jedoch, den Pfälzer Philipp von dem drohenden Bündniß rechtzeitig abzuziehen und der von ihm glücklich ausgefochtene bayerisch-pfälzische Erbstreit (1504) stellte wieder sein Ansehen im Reiche her (1505). Ueberdies starb sein bedeutendster Widersacher, Kurfürst Berthold, bereits den 21. December 1504.

Längst trat wieder die italienische Frage in den Vordergrund. Allerdings schien es, als sollte der Mantuaner Congreß der Christenmächte: Frankreich, Spanien, Venedig und Rom (1500, September) einen Kreuzzug gegen die drohende Osmanenmacht zeitigen. In dieser Richtung hatte K. Max bereits im Juli 1500 Anträge an Venedig gelangen lassen, zugleich aber auch einen Waffengang gegen Frankreich nahe gelegt. Aber jenen Mächten war der Kampf mit der Pforte, obschon Lepanto in Bajazed's II. Hände fiel und die Türkenschaaren bis Friaul vordrangen, weit nebensächlicher als andere politische Interessen. Venedig selbst schloß mit Bajazed II. Frieden (1503).

Ludwig XII., geleitet von seinem Minister Georges von Amboise, Erzbischofe von Rouen, dachte bereits auch an die Eroberung Neapels und verständigte sich darüber mit Ferdinand dem Katholischen von Spanien, im Vertrage von Granada (1500, 11. November), der die gemeinsame Occupation Neapels festsetzte und bei welchem Anlasse man über den Theilungsplan in's Reine kam. K. Ferdinand von Neapel arbeitete, Angesichts der Rüstungen Frankreichs, unterstützt vom Kardinal Ascanio Sforza, dem Bruder des unglücklichen Ludovico, bei der Signoria an einem Bündnisse gegen Frankreich. Allein Venedig, obschon etwas übellaunig, zufolge getäuschter Hoffnung in Hinsicht des mailändischen Beuteantheils, weist die Anträge zurück. Schon damals läßt es Ludwig XII. an Dro-

hungen gegen die Signoria nicht fehlen. 1501, im Juli, unternimmt Frankreich den Angriff auf Neapel; bald darauf rückt auch ein spanisches Heer unter dem berühmten Gonsalvo von Cordova (el gran capitan) ein. Maximilian sieht sich genöthigt, im October 1501 den bereits erwähnten Frieden mit Frankreich einzugehen. So erscheint denn im Herbste 1501 Ludwig XII. als Vorherrscher auf dem Boden Italiens.

Es galt nun in den Augen Ludwig's XII. und seines Ministers Amboise als zweckmäßig, zur Sicherung dieser tonangebenden Stellung im welschen Lande das Haus Habsburg in einen scheinbar vortheilhaften Vertrag einzufädeln. Ihn unterhandelte von habsburgischer Seite Maximilian's Sohn, Erzherzog Philipp, mit spanischen Vollmachten. So kam den 14. December 1502 der Trienter Vertrag zu Stande. Die offenen Artikel besagten ein ewiges Bündniß, die gegenseitige Garantie der Besitzungen, Ludwigs XII. Belehnung mit Mailand als deutschem Reichslehen, und stellten dafür die Verlobung Karl's und Claudia's, ja auch, zur Durchführung einer völligen Doppelheirath, die Verbindung des eventuellen Dauphins und einer kommenden Enkelin Maxen's (!) in Aussicht. — Frankreich tritt für die Erbfolge Habsburgs in Ungarn, Böhmen und Spanien ein, unterstützt die Romfahrt Maximilian's und dessen Türkenkrieg; ja es verpflichtet sich zur Nichteinmischung in die deutschen Reichsangelegenheiten, „damit sie in die früheren und alten Bedingungen und Ehren rückversetzt werden möchten".

Es war dies Alles eitel Blendwerk, und weit ernstlicher meinte es wohl Frankreich mit den geheimen Artikeln, in denen zunächst das Bündniß gegen Venedig und sodann die Absetzung des Papstes Alexander VI. durch ein Concil zur Sprache kommt. Erzherzog Philipp ging da weiter, als die väterlichen Instructionen besagten; denn bei der Papstfrage hatte Ludwig XII. seinen Cardinalminister Amboise als Nachfolger auf dem römischen Stuhle im Auge und auch bei Venedig handelte es sich für Frankreich nur darum, dem eigenen Grolle gegen den lästig gewordenen Verbündeten in der Mailänder Sache Luft zu machen. Zu Blois und Lyon (5. April 1503) kam es aber so weit, daß Neapel als Mitgift für die Verlobten Karl und Claudia bezeichnet wurde. Hiermit glaubte Frankreich die neapolitanische Beute gegen Spaniens Kniffe am besten geborgen. Spanien weigert sich jedoch, den Lyoner Tractat zu ratificiren, Gonsalvo von Cordova verweigert ihm seine Anerkennung, während Erzherzog Philipp, darob grollend, in die Niederlande abgeht. Es sollte sich nun zeigen, daß Ferdinand

der K. und sein Minister Card. Ximenez dem französischen Cabinete nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen waren. Frankreich hatte gewissermaßen für Spanien das neapolitanische Königreich occupirt, denn binnen Jahr und Tag drückte Gonsalvo von Cordova die Feldherren Frankreichs aus dem Lande hinaus, und Fernando, Friedrich's Sohn, wandert als Gefangener nach Spanien. Neapel war 1503–1504 spanisch geworden, das Königreich beider Sicilien ein wichtiger Stützpunkt der weitausschauenden Politik Ferdinand's des Katholischen. Frankreich macht bald gute Miene zum bösen Spiel. Mit Neapel hatte es kein Glück, in der Papstfrage ging es nicht besser. Alexander VI. war den 18. August 1503 gestorben, ihm folgte der kurzlebige Pius III. (Piccolomini) vom 22. September bis 17. October desselben Jahres. Nach dessen Hinscheiden bestieg den römischen Stuhl Cardinal Julian della Rovera, als Julius II., ein alter Mann voll Kriegsfeuers und italienischen Nationalgefühls. Schon die Nebenbuhlerschaft des Cardinalerzbischofs von Rouen, Amboise, machte ihn den Franzosen abgeneigt.

Da schien der Tractat von Blois (22. September 1504) die venetianische Frage einer gemeinsamen Lösung durch Habsburg und Frankreich zuzuführen, beide Mächte einander noch näher zu bringen und auch den neuen Papst dabei zum Mitinteressenten zu machen. Die Signoria hatte sich's nach allen Seiten hin verdorben, den deutschen König gereizt, Ludwig XII. erbittert und durch ihre Annexionen in der Romagna den römischen Stuhl herausgefordert. Vor Allem aber verlockte ihr Landbesitz zu einem Theilungsplane. Daß Frankreich dabei die Hauptrolle spielt, begreift sich leicht, denn für seine oberitalienischen Pläne bildet Venedig einen lästigen Riegel. König Max war noch nicht so entschieden des Letzteren Gegner; wissen wir doch, daß er damals selbst der Signoria den Rath gab, sich bei Zeiten mit dem P. Julius II. zu vergleichen. Wie aufrichtig jedoch der französische Hof es mit dem Tractate von Blois hielt, worin zu lesen war, Ludwig XII., Max und P. Julius II. verbänden sich „wie eine Seele in drei Körpern", beweist die Geschichte des folgenden Hagenauer Tractates vom 5. und 7. April 1505. Dabei finden wir als Vertreter des Franzosenkönigs den Cardinal von Amboise, K. Max und seinen Sohn, Erzh. Philipp, vertreten. Letzterer suchte um so mehr eine Anlehnung an Frankreich, je schiefer die Stellung wurde, die er zu seinem Schwiegervater, Ferdinand dem Katholischen, einnahm. 1504, 26. November, war nämlich die Schwiegermutter Philipp's, Isabella von Castilien, gestorben, und die patriotische oder Autonomistenpartei Castiliens

bestimmte den Landeserben, Erzh. Philipp, als Gemahl Johanna's, vom Könige Ferdinand ungetheilte Herrschaft über Castilien, ja sogar Navarra zu verlangen. K. Ferdinand widerstrebte jedoch einer solchen Lösung der staatlichen Einheit Spaniens und sah mit Besorgniß die Annäherung seines habsburgischen Schwiegersohnes an Frankreich. Ueberdies war am französischen Hofe die Königin, Ludwig's XII. Gattin, Anna von Bretagne (Maximilian's Braut und Wittwe Karl's VIII.), aus Groll gegen Louise von Savoyen, die Mutter Franz' von Angoulême, des nächsten männlichen Seitenverwandten und Thronerben und Bewerbers um die Hand der Königstochter Claudia, und aus angestammten Sympathieen für die habsburgische Heirath der Tochter ziemlich eingenommen. Der angeführte Hagenauer Tractat schien nun in der That Habsburg und Valois noch enger verbinden zu sollen. Amboise leistet im Namen seines Herrn die Huldigung für Mailand, Erzh. Philipp die Huldigung für Geldern an das Reich. Die Verlobung Karl's und Claudia's wird neu bekräftigt, überdies in einem geheimen Vertrage die Reform der Kirche und die Absetzung des P. Julius II. in Aussicht genommen.

Wenn wir nun sehen, wie sich gleich darauf der erkrankte Franzosenkönig durch den Cardinal Amboise von dem Hagenauer Tractate dispensiren läßt und schon im October desselben Jahres zu Blois ein Vertrag zwischen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen in Scene geht, worin nichts Geringeres verhandelt wird, als die Vermählung des vierundfünfzigjährigen verwittweten Königs von Spanien mit der achtzehnjährigen Nichte Ludwig's XII., Germaine von Foix, und beide Herrscher „wie zwei Seelen in Einem Körper" zu Schutz und Trutz verbunden, sich auch über Neapel, als eventuelle Mitgift Germaine's, einigen, so ermessen wir klar genug das Doppelspiel Frankreichs und gerade jetzt von ihm eine Heirath vorbereitet, welche die habsburgischen Aussichten auf die spanische Erbschaft entschieden schmälern konnte. Jedenfalls bestimmte diese verschleierte Sachlage den König Spaniens, ein äußerliches besseres Einvernehmen mit seinem habsburgischen Schwiegersohne herzustellen. Philipp trat zu Anfang Januar 1506 mit dem Könige Englands, Heinrich VIII., in Unterhandlungen über ein Bündniß, wurde von P. Julius II. angegangen, ihn gegen die Nebenbuhlerschaft des nun auch vom Könige Spaniens begünstigten Amboise zu stützen und bestand darauf, daß Gonsalvo von Cordova Neapel übergebe. Im April 1506 fand sich nun K. Ferdinand bestimmt, die Oberherrschaft Castiliens dem Ehepaare Johanna und Philipp förmlich auszuantworten.

Dagegen löste die Ständeversammlung zu Tours vom 14. Mai desselben Jahres jeden Zweifel über die Richtigkeit der früheren Uebereinkünfte Ludwigs XII. mit den Habsburgern. Frankreichs Hof hatte sich mit Spanien verständigt und konnte um so leichtern Muthes durch die Komödie eines ständischen Protestes gegen die Ehe Claudia's mit dem Habsburger Karl das seit 1502 herumgeschleppte Verlöbniß lösen, um das ernstlicher gemeinte zwischen dieser Prinzessin und Franz v. A. einzuweihen. Jetzt verlangten die Sendboten Ludwig's XII. von K. Max den Fortbestand des Tractates von Blois (1504) „ohne den ursprünglichen Heirathsartikel" (sans mariage) und die Belehnung Claudia's und Franzens mit Mailand (August 1506).

Das war denn doch eine etwas starke Zumuthung an den deutschen König, den bald ein schwerer Verlust traf, der Tod seines einzigen Sohnes Philipp, des Erzherzogs von Burgund und Erben Castiliens. Erst 28 Jahre alt schied dieser aus dem Leben und hinterließ zwei Söhne und eine Tochter: Karl, Ferdinand und Maria und eine Wittwe, die bald in tiefe Schwermuth, den Vorboten des Wahnsinns, zu verfallen begann. Dem Erstgeborenen dieser Enkel, Karl, die ganze spanische Erbschaft gewahrt zu sehen, blieb eine der wichtigsten Angelegenheiten des in zweiter Ehe kinderlosen Maximilian, und deshalb kam ihm der spanisch-französische Heirathsplan sehr in die Queere. Von nun an begannen wieder Unterhandlungen mit dem Tudor Heinrich VII. über eine englische Heirath Karl's.

Das Jahr 1507 offenbart nun neue geheime Werbungen Ludwig's XII. an Maximilian, andererseits eine Zusammenkunft des Franzosenkönigs und seines Ministers mit Ferdinand von Spanien zu Savona. Der deutsche König durchschaute die Zudringlichkeit des Franzosen, der die venetianische Frage jetzt bei Seite schob und dagegen die Papst- und Kirchenfrage in seinem Sinne lösen wollte. Das war für Max ein Sporn mehr, um sich auf dem Kostnitzer Reichstage der Unterstützung der deutschen Stände für die längst geplante Romfahrt zu versichern und so das Netz der Pläne mit dem Schwerte zu zertrennen. Die Schmähschriften, die man bei dem französischen Agenten, dem Mönche Ant. de Caballis vorfand, die officielle Beschwerde der deutschen Reichsstände darüber, die Gegenschrift des Königs, zeigen am besten, wie schlecht man doch eigentlich mit Frankreich stand und wie sehr es dem französischen Hofe darum zu thun war, der Ehre und dem Credite der deutschen Reichsgewalt entgegen zu arbeiten. Frankreich schürte auch bei den Venetianern gegen die Romfahrt Maximilian's und fand

um so geneigteres Ohr, als die Signoria selbst nicht gewillt war, dem deutschen Könige die Wege offen zu halten. Ebenso zurückhaltend benahm sich P. Julius II., der ein deutsches Reichsheer nur gegen die Türken geführt wissen wollte. Der venetianische Doge Loredano ließ durch Gritti dem Habsburger entbieten, Max dürfe nur mit kleinem Gefolge erscheinen. Und doch konnte das Reichsheer, das dann gegen Como aufbrach, mit seinen 12,000 Mann als keine erdrückende Gefahr für Italien gelten. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Schweizer, denen Max Bellenz (Bellinzona) anbot, ebenso spröde thaten als die Venediger, welchen der deutsche König einen Theil des Mailändischen in Aussicht stellte.

Angesichts der Haltung des Papstes und der offen feindlichen Gesinnung Venedigs ließ sich Max den 5. Februar 1508, als „erwählter römisch-deutscher Kaiser" im Beisein des päpstlichen Legaten Bernardino Tusculano im Dome von Trient, an der Pforte Italiens, krönen. Anwesend waren die Fürsten von Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Anhalt, Würtemberg und Liegnitz. Wir gewahren in dieser Thatsache einen Vorfall von maßgebender Wichtigkeit; es ist ein durch den Zwang der Verhältnisse herbeigeführter Bruch mit den Traditionen des mittelalterlichen römisch-deutschen Kaiserthums. An die Stelle der Kaiserkrönung in Rom tritt nicht bloß vorübergehend ein Nothbehelf; die Krönung innerhalb der deutschen Reichsmarken ersetzt fortan jenen, einst unentbehrlichen Act in der Siebenhügelstadt; die „erwählten römisch-deutschen Kaiser" werden zur Regel. Wohl wurde noch ein Habsburger, Karl V., Maximilian's Enkel, in Italien mit der Kaiserkrone geschmückt, aber auch nicht innerhalb der Mauern Roms, es geschah zu Bologna. Mag man auch noch so sehr begeistert sein von dem Glanze und Waffengeräusche der alten Romfahrten, welche einst das deutsche Reichsbanner im welschen Lande bei der Romfahrt umgaben, die nüchterne Logik der Thatsachen zwingt zu dem Bekenntniß, daß sich all' dies überlebt hatte und, entsprechend dem Geiste der Neuzeit, die Weihe des Kaiserthums der Hand des Papstes nicht mehr bedurfte. Der römische Stuhl selbst bahnte diese Anschauung durch die bezügliche Haltung des Papstes Julius II. an. Die Zeiten Maximilian's I. und seines Enkels Karl können gewissermaßen die Uebergangsperiode genannt werden. Max selbst ist der deutsche König, in welchem die mittelalterliche Anschauung von der Hoheit des Kaiserthums und seiner Mission in Italien mit der politischen Erkenntniß der widerstreitenden, wesentlich geänderten Verhältnisse und neuen Zeitforderungen gewissermaßen im Kampfe liegt.

Der erwählte römisch-deutsche Kaiser belegt nun Venedig mit der Acht und Aberacht des Reichs und zieht vor Vicenza. Der Venedigerkrieg beginnt, und die Signoria, geldreich und darum auch mit Söldnern bestversehen, ist im Vortheile, Max dagegen auf die eigenen schwachen Mittel und die problematische Reichshülfe angewiesen. Er schließt (20. April 1508) eine Waffenruhe mit Venedig und findet nun an Frankreich einen Bundesgenossen. Mathäus Lang, der Gurker Bischof, Günstling und geschäftige Staatsmann des Kaisers, ist für den Ausgleich mit Frankreich, das den Venetianern über den Separatfrieden mit dem Kaiser grollt und die alte Abneigung wider die Signoria nun doppelt stark empfindet.

So kommt es zu dem eigenthümlichen Bündnisse von Cambrai, das im Spätjahre 1508 die staatskluge Tochter Maximilian's, Margarethe, mit dem Cardinal Amboise abschloß. Es umfaßte bald alle Mächte, die der Republik des h. Marcus augenblicklich abhold waren und doch im Herzen einander selbst nicht trauten. Diese waren: der Kaiser, der König von Frankreich, Papst Julius II., Ferdinand von Spanien und England, woselbst (22. April 1509) Heinrich VIII. seinem Vater in der Herrschaft folgte. Es galt die Auftheilung des Besitzes Venedigs auf dem Festlande Oberitaliens, Dalmatien und Cypern. Officiell wurde die Erklärung abgegeben, man wolle die päpstliche Macht gegen die Uebergriffe der Signoria schützen. Der Papst sollte auch den Habsburger als Schirmvogt der Kirche herbeirufen, damit er unter diesem Titel an den Waffenstillstand nicht gebunden sei. Maximilian, dem man den Besitz von Roveredo, Verona, Padua, Treviso, Vicenza zugesichert hatte, ratificirte die Liga schon im December 1508, Julius II. und Ludwig XII. thaten dies erst im März 1509. Die Kriegserklärung Frankreichs an Venedig erfolgte den 15. April; zwölf Tage später der päpstliche Bannfluch und das Interdict gegen den Staat des h. Marcus. Spanien hielt sich im Hintergrunde, England griff gar nicht in den Krieg ein.

In Deutschland, dessen Städte namentlich in den engsten Handelsbeziehungen mit den kriegsbedrohten Ventianern standen, war der Krieg äußerst unpopulär. Auch das Zusammengehen Maximilian's mit Frankreich wirkte verstimmend. Der schwäbische Bund verweigert jede Kriegshülfe.

Seit der Schlacht bei Agnadello (Voila oder Ghiradadda) vom 15. Mai 1509 begannen für die Signoria schlimme Tage, wie gewaltig sie sich auch nach allen Seiten zu wehren verstand.



Den Antrag auf Separatfrieden gegen große **Abtretungen** weist Maximilian zurück, besitzt aber nicht Mittel genug, um das Eroberte zu behaupten. Bezeichnend ist es, daß Sultan Bajasid II., dessen Gegner, dem persischen Schah Ismael, die Venetianer mit seinem Bündnißantrage kein Gehör gaben (1508), der bedrängten Signoria ein Bündniß antrug (1509), und Lorenzo Loredano, ein Verwandter des Dogen Leonardo, aus Groll gegen den „Henker" Julius, für diesen Waffenbund mit dem Türken gegen den Papst eiferte. Frankreich bietet Alles auf, um für seinen Bundesgenossen Maximilian Reichshülfe gegen Venedig zu erwirken. Zu Augsburg, woselbst eine Reichsversammlung vom Januar bis in den Mai 1510 tagte, drang der französische Botschafter Heliano mit seiner hinreißenden Beredsamkeit durch, und man bewilligt endlich 6000 Mann zu Fuß, 1500 Reiter und 500,000 Gulden für ein Jahr. Auch die ungarische Ständeversammlung zu Táta beschließt Kriegshülfe gegen Venedig aus Groll über die Stellung der Republik zur Pforte, aber es kam zu nichts.

Inzwischen war die Liga von Cambrai bereits in der Auflösung begriffen. Schon am 20. Februar 1510 verständigt sich P. Julius II. zu Bologna mit Venedig, das die Sachlage klug erwog und dem römischen Stuhle möglichst entgegenkam; auch Ferdinand von Spanien will nicht das Verderben der Republik und findet das Umsichgreifen des französischen Einflusses immer bedenklicher. Julius II. gewahrt jedoch die Politik Ludwig's XII., oder eigentlich die seines Ministers Amboise, in letzter Linie wider sein Papat gekehrt und so tritt er an die Spitze der sogenannten zweiten heiligen Liga, der Venedig, Spanien angehören und welche auch den Kaiser für sich gewinnen will. So bleiben von den Gliedern des Bündnisses zu Cambrai nunmehr Ludwig XII. und Maximilian übrig, und es war voraussichtlich, daß der naturgemäße Gegensatz ihrer Interessen bald zu Tage treten werde, trotzdem der Habsburger den Tractat von Blois (17. November 1510) mit Ludwig XII. einging und eine Zeit lang die Einladung der Ligisten zum Bunde gegen Frankreich ablehnte.

Denn gerade in der kirchlichen Reformfrage und in Bezug des römischen Stuhles konnte von einer dauernden Verständigung beider Theile nicht die Rede sein. Frankreich faßte ein Concil und die Absetzung des franzosenfeindlichen Italieners, Hauptes der heiligen Liga, P. Julius II., als Hauptziel in's Auge; es bot Alles auf, um Maximilian im Bündnisse festzuhalten. Man verspricht, ihm ganz Italien, Mailand, Toscana und Ferrara unter-

werfen zu helfen, ihn zum größten Kaiser, den es seit Karl d. Gr. gab, zu machen, ihm kräftigst die Hand zu bieten bei der Besetzung des Kirchenstaates, „der von Rechts wegen zum deutschen Reiche gehöre". Maximilian ermaß allerdings das Hohle, Verlogene aller solcher Zusagen, aber sein eigener Haß gegen Venedig, die eigene Abneigung gegen P. Julius II. überwogen den Groll, das Mißtrauen wider Frankreich. Die französische Kirchenversammlung zu Orleans (Mitte September 1510) wurde bereits über ein allgemeines Concil schlüssig; sie tagte dann in Tours weiter (s. 27. September). Als Botschafter Marens ging M. Lang, der Bischof von Gurk, nach Tours. Es kommt zum geheimen Bündnisse beider Monarchen, das die Absetzung Julius II. zum Zwecke hat. Während jedoch Frankreich, unbeirrt von der päpstlichen Bannbulle (14. October 1510), mit Hülfe einer unzufriedenen Partei italienischer Cardinäle das **Pisaner Concil** (Mai 1511) zu Stande bringt und mit Hülfe dieses Concils, das jedoch erst am 4. November eröffnet wurde, auf die Entsetzung Julius II. und die Erhebung eines französisch gesinnten Papstes hinarbeitet, faßt **Maximilian** (s. 11. Januar 1510 abermals verwittwet) **den abenteuerlichen Plan, selbst Papst zu werden**, „das ohnehin eigentlich Uns gebührende Pontificat mit Unserer kaiserlichen Würde zu vereinigen", wie er seinem vertrauten Rathe Paul von Liechtenstein den 16. September 1511 aus Brixen schrieb.*)

Seit Ende August d. Jahres hatte man ja den Tod des schwer erkrankten, hochbetagten Papstes mit Sicherheit erwartet; der Gurker Bischof und der wichtige Vertrauensmann des Habsburgers in der Papstfrage, Cardinal **Adrian von Corneto**, rüsteten zur Romreise behufs der neuen Papstwahl.

*) **Literatur** z. Gesch. des Strebens Maximilian's I., **Papst** zu werden: Die ältere Lit. v. **Goldast** (1614, Polit. Reichshändel, XII.); J. S. v. **Schweinitz** (Cypriani als Schlagwort d. d. Dissert. hist. theol.), (Jena 1716); **Bayle**, Oeuvres III., 2., 124. Cap. (1727); Ludewig (Gel. Anz., 1743); **Bilderbeck**, deutscher Reichsstaat (1738) . . . d. Schmit-Tavera, Bibliogr., I., 1., 105; J. **Großinger**, Ob Kaiser Maximilian der Erste habe Papst werden wollen (Wien 1784); A. **Jäger**, Cardinal Hadrian in Tirol, Lösung des Räthsels, ob K. Maximilian I. im Ernste Papst werden wollte. Neue Ztschr. d. Ferd. IX. Von dems., Ueber K. Maximilian's I. Verhältniß zum Papstthum (Sitzungsber. d. Wiener Akad. hist. philos. Kl., XII. Bd.), behandelt den Card. Hadrian von Corneto als gemeinten eigentlichen Papst; **Lanz** a. a. O. vertritt dagegen die persönlichen Absichten des Kaisers. Ebenso die Recension Jäger's in den Münchener gelehrten Anz. (1856); W. **Böhm**, Hat K. Max I. i. J. 1511 Papst werden wollen. Diss. (Berlin, Calvary). Vgl. auch den 7. Abschnit.

Daß Kaiser Max alle Anstalten zur Verwirklichung jenes abenteuerlichen Planes traf, beweist nicht nur der ganze Inhalt des erwähnten Briefes an den Liechtensteiner, sondern auch das Schreiben an seine Tochter Margarethe vom 18. September dieses Jahres, worin erwähnt wird, der Gurker solle zunächst den greisen Papst für die Coadjutur Maximilian's gewinnen. Der spanische König habe die Mitwirkung zugesichert, unter der Bedingung, daß Max die römisch-deutsche Kaiserkrone ihrem beiderseitigen Enkel Karl (V.) überlasse, was er von Herzen gern thun wolle. Die Römer hätten ein Bündniß gegen die Franzosen und Spanier geschlossen und könnten 20,000 Mann stellen. Er bearbeite die Cardinäle, wozu ihm namentlich 2 bis 300,000 Goldgulden gute Dienste leisten werden. Max unterzeichnet sich in diesem Briefe als „Euer guter Vater Maximilian, künftiger Papst" (votre bon père Maximilianus, futur pape) und läßt dann als Nachschrift einfließen, „das Fieber des Papstes hat zugenommen, er kann nicht lange mehr leben". Aber Julius II., auf dessen Tod Ludwig XII. und Maximilian rechneten, genas, schließt (5. October) gegen Frankreich ein um so engeres Bündniß mit Spanien und Venedig, bemüht sich auch, den Kaiser durch den spanischen Statthalter von Neapel, Don Raymon da Cordona, auf die Ligistenseite zu ziehen, ächtet die widerspenstigen Cardinäle (24. October) und schreibt das lateranensische Concil für den 1. Mai 1512 aus. Die Pisaner Kirchenversammlung nimmt ein klägliches Ende, seit November 1511 gelingt es den Ligisten durch Mathäus von Schinnern, den Cardinalbischof von Sitten (Sion in Wallis) 16,000 Schweizer anzuwerben, da die Eidgenossenschaft gegen Ludwig XII. etwas verstimmt geworden war.

Das Jahr 1512 zeigt einerseits den heftigen Krieg der Ligisten mit Frankreich, das anfänglich (April) siegt, dann Niederlagen erleidet, andererseits das Drängen der Ligisten, Venedig müsse eine Waffenruhe mit dem Kaiser eingehen und endlich den voraussichtlichen Bruch Maximilian's mit dem isolirten Frankreich, das seinen Forderungen nicht gerecht werden will.

Gleichzeitig äußert sich jedoch in der Politik des einen Ligisten, Ferdinand's von Spanien und Maximilian's ein Zusammentreffen in Bezug Venedigs und der mailändischen Frage. Der Kaiser und der Spanier wollen Venedig möglichst eingeschränkt wissen, und während P. Julius II., die Signoria und die Eidgenossenschaft als künftigen Herrn Mailands den älteren Sohn des zu Loches im Kerker verstorbenen Ludovico Sforza, Massimiliano, vertreten, wollen Max und Ferdinand einem ihrer Enkel (Karl oder Ferdinand)

zu diesem Herzogthum verhelfen. Der Kaiser wünschte, Hand in Hand mit Spanien, überdies eine Verständigung mit Ludwig XII. dahin, daß dessen jüngere Tochter Renée mit Karl vermählt, und ihr als Mitgift Mailand und Asti verliehen werde. Auf dem Mantuaner Congresse (August) drang aber der Plan mit Massimiliano Sforza durch; insbesondere weil die Eidgenossen, die eigentlichen Herren der Sachlage, oder doch die bewegenden Kräfte derselben, an ihm festhielten. So kam es Ende December zum Einzuge desselben in Mailand. Der Gurker Cardinalbischof, als Stellvertreter des Kaisers, hatte ihm die Belehnung mit diesem Herzogthum ertheilt.

Am meisten gewannen bei diesem Handel die Eidgenossen und ihre bündnerischen Verwandten; denn sie nahmen alles Land vom Monte Rosa bis zum Wormser Joche in Besitz.

Im November 1512 äußern sich neue Verstimmungen zwischen P. Julius II. und Venedig. Denn am 30. November kam es gegen die Republik zu einem Bündnisse zwischen dem Papste und Kaiser. Mathäus Lang, der Gurker Bischof und wichtigste Botschafter Maximilian's, wird Cardinal und trat dem römischen Stuhle im Namen des Kaisers die Rechte auf Parma, Piacenza und Reggio für 30,000 Goldgulden ab.

Dem entsprechend zeigt sich im Jahre 1513 eine neue Verschiebung im Wesen der zweiten heiligen Liga. Der Papst, Spanien und Maximilian vereinigen sich gegen Frankreich und Venedig, die sich einander nähern. 1503, den 20. Februar, stirbt P. Julius II., sein Nachfolger Leo X. (Medici) hält eine Zeit lang die Richtung in der Politik seines Vorgängers ein. Venedig schließt am 23. März zu Blois ein Bündniß mit Frankreich, das auf den Vertrag von 1499 zurückgreift, dagegen verständigen sich Max und Ferdinand von Spanien mit Heinrich VIII. von England über einen Waffenbund gegen Ludwig XII., und wieder macht sich das Project einer englischen Heirath des Habsburgers Karl geltend. Ferdinand der Katholische war jedoch nur im Interesse des Staatengleichgewichts für ein Bündniß der Abwehr neuer Machtgelüste Frankreichs, während sich Max und Heinrich VIII. über einen Angriffskrieg (5. April, Mecheln) einigten. Diesem Vertrage von Mecheln zufolge sollte sich die zweite heilige Liga zu einer europäischen Coalition gegen Frankreich erweitern und Frankreich als Störefried der Ruhe Europa's von vier Seiten angegriffen werden.

Allein diese Entwürfe verwirklichten sich nicht. Wohl halfen die Schweizer das neu begründete Herzogthum Massimilian Sforza's

stützen, indem sie die bis Navarra vorgedrungenen Franzosen binnen zwei Stunden schlugen (1513, 6. Juni); die Engländer belagern Terrouanne im Flanderischen, die Eidgenossen beschließen am 1. August, dem Kaiser für seinen Einfall nach Burgund 16,000 Söldner zur Verfügung zu stellen und in der Picardie, bei Guinegate, wo vor 34 Jahren der Habsburger die erste Schlacht gewann, gewann er auch seine letzte, die bei Guinegate (16. August), die Sporenschlacht (la journée des éperons), wie man den Tag spöttisch nannte, weil die Franzosen allda mehr von den Sporen als vom Schwerte Gebrauch machten. Das ergraute Haar Maximilian's brauchte sich nicht vor dem blonden, das Alter nicht vor der Jugend, in Bezug des Schlachtenruhmes zu schämen.

Mehr wurde gegen Frankreich nicht erzielt. Gleichzeitig währte ja auch der Kampf Maximilian's und der päpstlich-spanischen Ligisten mit Venedig, dem Bundesgenossen Frankreichs, und fand auch durch den Sieg des ligistischen Oberanführers Cardona bei Vicenza (7. October 1513) keinen entscheidenden Abschluß.

Seit October macht sich auch die zwischenläufige Politik des Papstes Leo X. geltend, der als Italiener die Politik Julius' II. festhält und die fremden Mächte von Italien fern halten will. Er vermittelt zwischen Venedig und Maximilian, zwischen Frankreich und den Eidgenossen, will durch letztere Massimiliano Sforza im Mailändischen beschirmt wissen, möchte aber auch die Spanier aus Neapel verdrängen und zwar mit Hülfe Frankreichs, um den neapolitanischen Thron seinem Bruder Giuliano zuwenden zu können. Es war ihm daher die Einigung sehr unwillkommen, welche (1. December 1513) Ludwig XII. und der spanische Ferdinand zu Blois abschlossen, wonach Ferdinand, der jüngere Enkel des spanischen Königs, mit Prinzessin Renée vermählt und diese mit Mailand und Genua ausgestattet werden sollte. Ja als 1514, den 9. Januar, Ludwig's XII. Gemahlin, Anna, starb, kam das Project auf, dem zufolge der verwittwete Franzosenkönig die Enkelin des spanischen Königes, Eleonore, ehelichen würde (11. März 1514). Dies spornte den Papst um so mehr an, die „entente cordiale“ der beiden romanischen Höfe aufzulockern und Ludwig XII. mit der Eidgenossenschaft und Heinrich VIII. von England auszusöhnen. Es kam auch den 7. August 1514 zu London ein Friedensvertrag zwischen Frankreich und England zu Stande, den von Seiten Heinrich's VIII. der Bischof-Minister Wolsey negocirte; ja den 11. October verschwägerten sich die zwei Könige durch die Heirath Ludwig's XII. mit Heinrich's VIII. Schwester Maria. So wechselnd war der Wellen-

schlag der Interessenpolitik der westeuropäischen Mächte, zum Verdrusse des Kaisers, dessen Hoffnungen auf England ebenso erfolglos wurden, als seine Unternehmungen gegen Venedig. Als vollends Ludwig XII. mit P. Leo X. ausgeglichen und hiermit die zweite heilige Liga in ihrem ursprünglichen Wesen verflüchtigt erschien, besorgte Kaiser Max nicht ohne Grund, daß die burgundischen Räthe auch die Politik seines ältern Enkels Karl ganz von der seinigen trennen und mit Frankreich pactiren wollten. Um dies zu hintertreiben, machte er den Versuch, Karl aus den Niederlanden nach Deutschland zu entführen, was jedoch nicht gelang.

1515, 1. Januar, starb K. Ludwig XII. von Frankreich, ihm folgte der ehrgeizige, kriegslustige Franz I. von Angoulême, sein Schwiegersohn, der „lange Junge", der „Alles verderben würde", wie sein Vorgänger zu sagen pflegte, und dessen Absicht auf Mailand war eben so offenkundig, als sein bezügliches Abkommen mit Venedig. Dieser neuen Störung der Besitz- und Machtverhältnisse Italiens wollte die spanische Politik durch eine neue, zu Rom nach Lichtmessen negocirte Liga vorbeugen, welche den Papst, den Kaiser, Spanien, den Herzog von Mailand, die Eidgenossenschaft und Genua umfassen, einen Türkenzug auf ihre Fahne schreiben, zuvor jedoch alle dieser Conföderation feindlichen Elemente gemeinsam bekriegen sollte (!). Der Papst, Massimiliano Sforza und die Eidgenossenschaft (Schwyz, Nidwalden und Glarus ausgenommen) verständigten sich mit Spanien im Hochsommer. Kaiser Max hatte um dieselbe Zeit eine für die Zukunft Habsburgs wichtige Aufgabe zu lösen, die habsburgisch-jagellonische Wechselheirath und Erbverbrüderung auf dem Wiener Congresse (Juli 1515), der das Verhältniß des Kaisers zu den Jagellonen in Böhmen-Ungarn und Polen endgültig regelt, andererseits seine Stellung zum Moskowiterreiche beeinflußt, indem Maximilian des Letztern nimmer als Schreckmittel gegen Polen bedarf.

In Italien kommt es bald zur Entscheidung. Das Uebereinkommen zu Galerate zwischen K. Franz I. und Massimiliano Sforza (8. September 1515) scheitert und schon den 13.—14. September erkämpft das Franzosenheer, unterstützt durch die Bewegungen der Venetianer unter Alviano, den blutigen Sieg in der zweitägigen Schlacht bei Marignano über die Ligisten und die Schweizer Verbündeten (13.—14. September). Am 8. October bereits verzichtet Massimiliano Sforza auf Mailand zu Gunsten der Franzosen gegen einen Jahresgehalt von 30,000 Dukaten; fünf Tage später verständigt sich P. Leo X. mit ihnen, und schon den 7. November

schließen acht Schweizer Orte ein Bündniß mit K. Franz. Maximilian sah wieder die Sachlage von 1499 vor sich und Venedig ungebeugter denn zuvor.

Nun trat aber den 24. Januar 1516 der Tod Ferdinand's des Katholischen ein, des Gebieters Spanien-Arragons, der neuentdeckten Länder jenseits des Meeres, Siciliens und Neapels, Navarra's, Roussillons und Cerdagnes. Sein letzter Wille ging auf den Grundgedanken der Politik K. Maximilian's ein, auf die Universalerbschaft des ältern ihrer beiderseitigen Enkel, Karl's, des Herrn von Burgund und Castilien. Die Furcht des Kaisers vor den Folgen der zweiten Ehe des Verstorbenen mit Germaine de Foix und seine Abneigung gegen den Gedanken Ferdinand's des Katholischen, die spanisch-habsburgische Macht im Interesse des Gleichgewichts zwischen die beiden Enkel (Karl und Ferdinand) aufzutheilen, war nun gegenstandslos geworden.

Alle seine Gedanken zeigen sich nun Einem Ziele zugewandt: der Universalmonarchie seines Enkels Karl und dessen Kaiserwahl; der Kampf gegen Venedig und gegen die Franzosen in Mailand steht in zweiter Linie. Nichts desto weniger war es ihm auch mit diesem Ernst, so lange ein Erfolg möglich schien, und die englische Allianz einen Nutzen bot.

Wenn bei diesen Bewerbungen um die Bundesgenossenschaft Englands Maximilian die Adoption des Tudor's, seine Belehnung mit Mailand, die Nachfolge im Reiche als Köder aufsteckte, ja im Mai 1516 Max den englischen König nach Trier einlud, mit der Erklärung, er wolle abdiciren und Heinrich's VIII. Wahl auf den deutschen Thron in Angriff nehmen, so waren dies allerdings diplomatische Fechterstücke des geldarmen, subsidienbedürftigen Kaisers, die den zähen englischen Hof freigebiger machen sollten; — ja noch im Frühjahre 1517 war Max bestrebt, die Engländer im Unklaren zu erhalten —, aber die Entschuldigung dieser Geschäftsmoral liegt in den eigenen hochfliegenden Projecten Englands, andererseits in dem deutschen Streben Franz' I. um die Nachfolge im deutschen Reiche und in den allseitigen Wühlereien in dieser Richtung.

1516, 13. August, schloß Karl, der Herr des burgundisch-spanischen Erbes, mit Frankreich den Frieden von Noyons und trennte sich somit in seiner äußern Politik von der des kaiserlichen Großvaters. Allerdings trat derselbe noch den 29. October 1516 in ein Bündniß mit England und P. Leo X., welcher die Franzosen immer mehr zu fürchten anfing; aber M. sah das Erfolglose eines weitern Kampfes

mit Frankreich und Venedig ein und schloß am 4. December 1516 unter burgundischer Vermittlung den Frieden zu Brüssel.

Die letzten zwei Jahre Maximilian's enthüllen uns sein Bestreben, die Umtriebe Frankreichs im deutschen Reiche, die Thronfolge Karl's V. zu hindern und die Gegenversuche Maximilian's, die Wahl seines Enkels bei den Kurfürsten durchzusetzen. Das schleppt sich bis zum Augsburger Tage fort, der im Juli 1518 das Project eines europäischen Krieges gegen den Türken und Karl's Wahl auf der Tagesordnung hat, aber keine dieser Aufgaben löst. Kränkelnd verläßt der Kaiser den Reichstag; noch hatte er die erste That Luther's erlebt, ohne ahnen zu können, welche große Wendung sie den Dingen geben würde. Im Januar 1519 war er eine Leiche, ohne die Wahl seines Enkels zum Nachfolger auf dem Kaiserthrone erlebt zu haben. Aber die Zukunft verwirklichte seine Entwürfe.

Wir haben bisher im Zusammenhange der Politik Maximilian's und ihrer Verkettung mit der gesammteuropäischen gedacht. Nun mögen in einzelnen Skizzen die wesentlichsten Momente dieser Politik mit ausschließlicher Rücksicht auf die habsburg-österreichischen Länder und ihre Interessen zur Sprache kommen.

3. Die mailändische Frage. Tirol und der Ausgang des Schweizerkrieges.

Literatur. Die Quellen: Birkheimer, hist. belli Svitic. (Ges. a. d. Werke v. Rittershusius, 1610); R. Schradin, Unterstaats-Schreiber zu Luzern, schrieb in teutschen Reimen (1500) (Geschichtsfreund der 5 OO.); Wimpheling, Soliloquium pro pace Christianorum et pro Helvetiis ut resipiscant (Gegenschrift); Christoph Schultheiß in Constanz, Der Schwyzer Krieg, her. v. schweiz. Geschichtsforschern, 5. Heft, 2.; Simon Lemnius Emporikus, Dichter eines latein. Epos zu Ehren Graubündtens, (Thiele übers. es 1792—1797 in's Deutsche); Joh. Stumpf, Chronik gem. Eidgenoss. (1548); Wurstisen, Baseler Chronik (1580); Fort. Sprecher, Rhät. Chronik (Chur, 1672); Fugger-Birken (nach dem Mscr. Fugger's im Schweiz. Mus. 1783, 400—417., vgl. 1784, der bezügl. Abschnitt abgedruckt); Klüpfel, Urk. d. schwäb. Bundes u. Chmel's Urk. u. Actenst. z. G. Max' (vgl. Monum. habsb., I., 2. Abth.); Füßli, Gesch. d. Schwabenkrieges aus den Quellen dargest., Schweiz. Mus., 1787 (helvet. Almanach, 1811); A. Jäger, Der Engadiner Krieg i. J. 1499, Neue Zeitschr. des Ferdin. IV., S. 1—227; von dems.: Ueber das Verhältniß Tirols zu den Bischöfen von Chur und zum Bündtner Lande, Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 10. Bd.; Die Urk.-Regg. im

15. Bd. des Arch. f. K. österr. Gesch.; Brandis, Gesch. d. Landeshauptl. Tirols; Kaiser, Gesch. des Fürstenthums Liechtenstein; C. v. Moor, Geschichte von Currhätien, I. Bd.; J. Egger, Gesch. Tirols, II. Bd.; Die Schweizer Geschichtswerke von Müller, Glutz-Blotzheim, Meyer von Knonau, Vögelin ... Rochholz, eidgenöss. Liederbuch; Liliencron, deutsche Volkslieder.

1494, den 16. März, schloß K. Max zu Innsbruck seine zweite Ehe mit der mailändischen Fürstentochter Maria Bianca Sforza. Eine schwerwiegende Mitgift, 400,000 Dukaten, ward dem Habsburger verschrieben, aber mit ihr keine Bürgschaft ehelichen Glückes. Die siebzehnjährige Ehe sollte freudenleer und kinderlos bleiben; denn Max konnte zu der Italienerin kein Herz fassen, und sie nicht zu dem deutschen Gatten. Wohl aber galt in den Augen eines jeden, in staatlichen Dingen und in den damaligen Zeitläufen erfahrenen Mannes als ausgemacht, daß der König in dieser Heirath Handhabe und Mittel suche, in den italienischen Verwicklungen mit mehr Erfolg emporzukommen, und daß auf der andern Seite der Oheim der verwaisten Prinzessin, Ludovico Moro, der selbstsüchtige Gewaltmensch, an dieser Verbindung eine wichtige Stütze seiner mailändischen Herrschaft gewinnen wolle.

In der That erlangte Ludovico Moro 1494, 5. September, zu Brüssel die urkundliche Belehnung mit Mailand als deutschem Reichslehen und ein Jahr darauf (1495, 25. November) die förmliche Investitur.

Kaum waren jedoch sieben Monate verflossen, so erscheint der Mailänder Herzog, durch die Anschläge Frankreichs geängstigt, bei dem Könige zu Mals im Lande Tirol (Anfangs Juli 1496), und ebenso fand sich der päpstliche Sendbote ein, um Max für die Erneuerung der ersten heiligen Liga und zum bewaffneten Einschreiten in Italien aufzumahnen. Der Habsburger sträubte sich, doch unternahm er endlich den Zug, kehrte aber schon nach dessen Mißlingen im December aus Italien wieder nach Mals zurück. Ein Jahr darauf (1497, Juli) gewahren wir Maximilian abermals in Tirol, zu Stams. Hier weilten in seiner Umgebung die Botschafter der deutschen Fürsten, Mailands, des Papstes, Spaniens, der Signoria von Venedig und auch des türkischen Sultans; gewissermaßen der diplomatische Ausdruck der schwebenden politischen Zeitfragen.

Bildet somit das Land Tirol den Schauplatz diplomatischer Thätigkeit, deren Schwerpunkt in der Sachlage Oberitaliens und bald in der mailändischen Frage ausschließlich ruht, so mußte Tirol selbst von der Aussicht eines Krieges Maximilian's um Mailands willen gegen Frankreich und Venedig auf's Empfindlichste berührt werden. Da kam es je-

doch, bevor Max in dieser Richtung Stellung nehmen und für den Sforza und für die Hoheit des deutschen Reiches eintreten konnte, zu einer Kriegsgefahr Tirols von ganz anderer Seite, so daß die Mailänder Frage darüber ganz in den Hintergrund trat. Es brach der Schwaben- und Schweizerkrieg los, die unausweichliche blutige Abrechnung zwischen dem süddeutschen Adeligen und dem Schweizer Bauer, dem „Stiefel" und dem „Bundschuh", und diese Abrechnung, durch reichlichen Hohn und Spott der Schwäbischen gegen die Schweizer „Kühgiher" nur noch beschleunigt, fand an dem Widerstande der Eidgenossenschaft gegen die Verdicte des Reichskammergerichts, an dem unverhüllten Emanzipirungsplane der Schweizer dem Reiche gegenüber, die Handhabe. Schon 1497 drohte dieser Krieg auszubrechen; mit Mühe wurde er zurückgestaut. Max that sein Möglichstes, um den St. Gallner Handel zu schlichten, was gar nicht gut aufgenommen wurde; da man sich schon im schwäbischen Bunde mit einem Kriegsplane gegen die Schweizer vertraut machte.

Da kam es gerade zwischen dem Lande Tirol und den Bündnerischen, den Bundesverwandten der Eidgenossenschaft, Ende 1498 zur Fehde und nun schlug es bald in den Reichskrieg gegen die kampflustigen Schweizer um. Dieses Tirolerkrieges mit Bündnern und Eidgenossen haben wir zu gedenken.

An „Irrungen", „Spänen", „Stößen" und „Händeln" zwischen Tirol und den drei rhätischen Bünden, vor Allem mit dem Gotteshause zu Chur und den Engadinern, hat es nie gefehlt. Schon in den Tagen Herzog Friedrich's IV. wollten sich das ganze Engadin, das Münsterthal und die Churer Gotteshausleute im Vintschgau von der Tiroler Herrschaft völlig lösen. 1491, 24. Juli, schied der verträgliche Churer Bischof Ortlieb aus dem Leben. Der neue Kirchenfürst, Heinrich von Höwen, war ein Freund von Rechtsstreiten und nachbarlichen Besitzforderungen. Ein solcher strittiger Boden war das Engadin von Martinsbruck bis Pontalt; der Boden von Zernec, Furni, Valdona, das Münsterthal bis Glurns. Die Churer Bischöfe waren bis zur Passerbrücke bei Meran begütert; die Habsburger, als Grafen von Tirol, hinwider auch im Engadin und im Münsterthale. Das berührte die Interessen des „schwarzen" oder „Gotteshausbundes". Dem „Zehngerichtenbunde" gegenüber bildeten die tirolischen Ansprüche auf den Prätigau einen solchen Streitpunkt. Die Innsbrucker Regierung maßregelte gerne. Ueber Grenzen, Jagdrecht, Holzung, Gerichtszwang, Mauth und Zoll gab es unaufhörliche Mißverständnisse und Streitigkeiten. Oft setzte es Gewaltthätigkeiten auf beiden Seiten ab. Die Fürstenberger

Taidung (24. August 1493) führte zu nichts; man redete sich nur noch mehr in die Hitze hinein. Auch Persönlichkeiten steigerten die Erbitterung. Als in Folge des Haller Tages (1488) die am meisten belasteten Räthe Herzog Sigismund's, Georg von Sargans und Gaudenz von Mätsch, zu den Eidgenossen flohen, schürten sie nicht bloß bei den Schweizern, sondern auch bei den Bündnern gegen das Haus Oesterreich. Die Gotteshausbündler im Vintschgau gehorchten nur mit Grolle dem Aufgebote Maximilian's (1495) gegen die Franzosen; die Engadiner waren über die Plackereien der Tiroler Regierung erbittert. Und als Gaudenz von Mätsch von Maximilian begnadigt wurde und der Habsburger von ihm den Prätigau erkaufte (1496), fühlten die Zehngerichte und die andern Bündner diesen Pfahl im Fleische tief und haßten doppelt jenen „Abtrünnigen". Georg von Sargans blieb jedoch ein Feind der Tiroler Regierung und speciell ein Todfeind eines der einflußreichsten Räthe, des reichen Gossenbrod, der besonders als „Schweizerfeind" verrufen war.

Der Hauptquell des Krieges lag aber tiefer, in dem stets dringlichen Bedürfniß der drei Bünde Rhätiens, des grauen, des Gotteshaus- und des Zehngerichtenbundes, eine selbständige politische Macht zu werden, losgelöst von jedem Einflusse des Hauses Oesterreich und der Tiroler Regierung. Dies war nur möglich durch Anlehnung an eine Macht von verwandter Gesinnung, gleichem Streben. Das war die Eidgenossenschaft. Deshalb schlossen alle drei Bünde im September 1496 die Ilanzer Einigung mit den Schweizern. Maximilian erkannte dies. Als es über die Schirmvogtei des Klosters Münsterthal zwischen der Innsbrucker Regierung und den Gotteshausleuten zum Streite kam, und den König der Streit mit dem Herzoge Karl von Geldern in die Niederlande abrief (September 1498), wünschte er den friedlichen Austrag des Handels und beauftragte damit den Konstanzer, dann den Augsburger Bischof. Aber die Innsbrucker Regierung war viel zu streitlustig. So kam es zum Angriff auf das Kloster, das die Tiroler besetzen wollten. Die Klosterleute schlugen jedoch die Angreifer zurück. Rasch entwickelte sich der Krieg. Denn die Bündner schlossen nun ein Waffenbündniß mit den Eidgenossen (1498, 13. December), und die Tiroler Regierung rief den schwäbischen Bund zu Hülfe. Bald sollte ein Doppelkrieg, der Kampf Tirols mit den Bündnern und Eidgenossen und der Reichskrieg mit den Schweizern entbrennen.

Zunächst galt er Tirol. Die vier alten Orte der Schweiz

griffen gleich zu den Waffen, die Urner zogen in's Graubündtnische; Luzern, Schwyz, Nidwalden durch den Thurgau in's Rheinthal; auch Zürich war kriegslustig. Bern zeigte sich noch zur Beilegung der Fehde geneigt. Inzwischen boten die Tiroler alle Anstalten zur Landesvertheidigung auf, denn auch Venedig war zu fürchten, das sich den mit Bündnern und Eidgenossen verständigte. Noch einmal schien es möglich, den Krieg zu vermeiden. Am 10. Januar 1499 wird zu Feldkirch eifrig getaidingt. Aber die Innsbrucker Regierung war allzu streitlustig, der Bund zum Schlagen begierig. Und noch einmal, als schon der neue Landeshauptmann Leonhard von Völs (früher landesfürstlicher Salzmeier von Hall) bei Glurns ein kleines Heer angesammelt hielt, kam es durch die Bemühungen des Bischofs Hugo von Constanz zwischen dem Churer und den Gotteshausleuten auf der einen, Tirol auf der andern Seite zur Friedenshandlung (2. Februar). Der einsichtsvolle Leonhard von Völs hatte, im Verein mit dem Feldhauptmann Sigismund von Welsperg, die Waffenruhe mit Mund und Hand beschworen. Die Tiroler Regierung verwarf sie jedoch und wollte dreinschlagen.

Als nun gleich darauf die von den Bündnern entlassenen Urner, unter ihrem Rottenmeister Heinz Wohlleb von Chur, über Sargans heimzogen und, mit den anderen Eidgenössischen am linken Rheinufer vereinigt, von der schwäbischen Bundesbesatzung auf Guttenberg mit Schimpfworten und Schüssen empfangen wurden, Heinz Wohlleb und seine ergrimmten Genossen ein paar schwäbische Häuser in Brand steckten, gab dies den Anstoß zum Wiederausbruche des Krieges, der nun ein allgemeiner, großer und verwüstender werden sollte. Schon am 20. Januar hatte der schwäbische Bund am Tage zu Constanz seine Hülfe gegen die Eidgenossen zugesagt. Und jeder weitere Ausgleichsversuch, wie z. B. der zu Zürich (28. Februar), mußte erfolglos bleiben.

Das erste Treffen fand (6. Februar 1499) bei Atzmoos (Assmaz) statt, in der Nähe von Sargans; dann überfiel (9. Februar) Ludwig von Brandis mit den Schwaben das Kloster im Münsterthal, zog vor Maienfeld, eroberte es wieder und vernichtete eine Schanze am Luciensteig. Schon am 11. Februar ist sie in den Händen der Bündtner. So erbittert ward um diese Paßhöhe gekämpft, daß der Fähnrich von Ulm die Fahne noch im Tode mit den Zähnen festhielt. Immer stärker sammelt sich der schwäbische Bund, aber auch von Bündnern und Eidgenossen wimmelt es in den Gebirgsthälern und die Landschaft Tirol kann nicht zurückbleiben, da der doppelte Feind Marienfeld einnimmt, den Zehngerichtenbund,

die Walgauer vor dem Arlberge zum Mitzuge nöthigt und die Westgrenze des Landes immer mehr bedroht.

Während Zürcher, Berner, Freiburger, Solothurner zum Einfalle in den Hegau sich bereit machen, sammeln sich an 12,000 anderer Eidgenossen im Rheinthal und dringen wüstend auf die andere Uferseite vor. Rankweil wird ein Sammelplatz der Bündner und Eidgenossen, während bei Hard, zwischen Füssach und Bregenz, die Schwaben Stellung nehmen. Hier kommt es zur zweiten Schlacht, doch auch jetzt siegen die Eidgenossen und Bündner.

Inzwischen hatten die Tiroler unter Leonhard von Völs Fürstenberg erstürmt und den Bischof Heinrich von Chur zum Gefangenen gemacht. Nur mit Mühe entkömmt er durch Flucht nach Straßburg, vom Reiche geächtet. Den 22. Februar brach der Völs in das Engadin, aber die von den Eidgenossen unterstützten Bündtner zwangen ihn zum Rückzuge. Der Tiroler Landtag vom 28. Februar sollte nun ausgiebige Kriegsmittel schaffen; man beschloß, binnen acht Tagen 9000 Mann aufzubringen, aber es währte viel länger, ehe man die halbe Mannschaft zusammenbrachte.

Bei dem schwäbischen Bunde ging es nicht minder saumselig her. Daher rühmt auch der zeitgenössische Geschichtschreiber des Schweizerkrieges, Willibald Pirkheimer, der nachmals das Fähnlein der Nürnberger dem K. Max zuführte, dieser Zerfahrenheit gegenüber die Raschheit, Einheit und Mannszucht der Eidgenossen, obschon letztere den eigenen Orten Grund genug zu Klagen gaben. Aber an ihre Fahnen knüpfte sich der Sieg. Sie brechen in den Klettgau und schlagen die Schwäbischen (22. März) am Bruderholze bei Dorneck; zwei Wochen später am Schwaderloch bei Constanz (11. April). Neun Tage darauf kam es bei Frastanz zum blutigen Ringen zwischen den Oesterreichischen, darunter 1500 Erzknappen aus dem Etschland, (der „stählerne Haufe") und den Schweizern unter Heinrich Wohlleb. Auf Bergeshöhe, auf der „Lanzengast", in verschanzter Stellung, erwarteten die Oesterreichischen den Angriff der Eidgenossen; aber ein Verräther, Ulrich Mariß von Schan, führte auf verborgenen Pfaden den Feind in den Rücken der Streiter und er wurde Meister des Schlachtfeldes (20. April).

Auch im Engadin gab es längst wieder Waffengeräusch und Verwüstung. Leonhard von Völs hatte dahin den zweiten Einfall unternommen, nachdem er die Bündner mit Kraft aus der Finstermünz hinauswarf und, trotz der Schwierigkeiten, das störrige Söldnervolk zusammenzuhalten, einen zweiten Zusammenstoß mit dem Feinde im Münsterthale wacker bestanden hatte. Bis Pontalt gelangten

die Tiroler, doch hier nöthigt die Uebermacht des Feindes zur Umkehr mit großer, aus dem armen Engadin schonungslos zusammengeraffter Beute an Rindern, der einzigen Habe des Gebirgslandes.

Das rasche Schwinden seiner ohnehin der wachsenden Gefahr unebenbürtigen Streitkräfte zwang den energischen Landeshauptmann zu den äußersten Anstregungen, die Landschaft Tirol aufzumahnen. Am Meraner Landtage (22. April) drang er durch, und seiner Thatkraft war es zu danken, daß Anfangs Mai 8000 Mann Tiroler, darunter 2000 Scharfschützen aus dem Etschlande, viele Wolgauer und Leute aus dem Bregenzerwalde und vier Fähnlein altgedienter Neapolitaner Kriegsknechte, gegen Glurns und Mals zur Heide, am Reschenscheideck, zogen. Eine bewaffnete Schaar rückte in's Veltlin, mailändischer Kriegshülfe gewärtig, um den Bündtnischen in den Rücken zu fallen. Alle Pässe suchte man bestens zu verwahren, besonders den Eingang in's Münsterthal zwischen dem Böschawalde und Latschberge am schäumenden Rambach. Da thürmte sich eine gewaltige Schanze auf. Man war guter Hoffnung, daß der kriegskundige König selbst über den Arlberg gen Landeck und dann nach Glurns mit 1000 Reitern und 7000 Fußknechten bald anrücken werde.

K. Max war im Januar 1499 aus den Kriegshändeln in Geldern mit dem Herzog Karl Egmont, Frankreichs Schützlinge und Bundesgenossen, durch die drohende Kriegsbotschaft aufgescheucht und zur Beschleunigung einer Waffenruhe mit diesem Gegner veranlaßt worden. Den 12. Februar sandte er von Mecheln den ersten Auftrag zur umfassenden Rüstung gegen Bündtner und Eidgenossen, Mitte Februar von Köln aus die Achtserklärung gegen den Churer und entbot dem Reichskanzler Berthold von Mainz, seines Amtes gegen die Schweizer zu walten. Als die ersten Waffengänge dem schwäbischen Bunde mißglückten, hätte man dem Habsburger die Kriegslast gerne ganz aufgewälzt. Sein Vorschlag, Albrecht von Bayern-München, den wittelsbachischen Schwager, an die Spitze des Bundes zu stellen, behagte nicht; man ereiferte sich über den Herzog, einen „studirten Herrn von der Feder", und den „Bayer", der sich nicht mit „freien Schwaben" zu befassen hätte. Es war der Ausfluß der noch frischen Abneigung gegen den Fürsten, dem noch vor Kurzem der schwäbische Bund in Waffen gegenüberstand.

Am 28. April traf Max am Bodensee in Ueberlingen ein und ließ nun das Reichsbanner wehen, aber es gab keinen rechten Gehorsam, keine Zucht. Man mußte wieder von vorne rüsten; überdies hatten die Siege und Verwüstungen der Eidgenossen und

Bündner den Schwaben einen gewaltigen Schreck und Ueberdruß am Kriege eingejagt. Dazu kam noch die schlimme Kunde von der Niederlage der Seinigen bei Glurns und Mals.

Nicht der tüchtige Landeshauptmann L. v. Völs, wie es die Tiroler Stände wünschten, sondern der unfähige Feldhauptmann Ulrich von Habsberg befehligte hier; so wollten es die Innsbrucker Statthalter. Der Habsberger war der Aufgabe nicht gewachsen; er versäumte, dem Feinde alle Wege zu verlegen, und seine Unsicherheit theilte sich dem buntgemischten Heere mit, in welchem das bäuerliche und städtische Fußvolk mit den übermüthigen Herren und Junkern zu Roß, die in den Niederungen lagen, haderte. Die Ankunft des Königs, der nach Feldkirch eilte, um dann über den Arlberg weiter zu kommen, hätte dies wohl Alles ändern können, aber dazu ließ es der umsichtige und rasche Feind nicht kommen, und so erfüllte sich bald die düstere Ahnung des Herrn Niklas von Brandis. In der Nacht vom 22. Mai klommen die Bündner unter Führung der beiden Lemnius, des Vaters und des Sohnes, welcher letztere „gekrönter Dichter" (poëta laureatus) war, über den Schlingenberg gegen Latsch und erschienen frühmorgens im Rücken der Tiroler. Der Habsberger hielt sie anfänglich für Maximilian's Vortrab. Als er des verhängnißvollen Irrthums inne wurde, zog er sich bestürzt zurück. Aber die Entscheidung ward an der Marenger Brücke und an der Schanze im Böschawalde geschlagen. Es gab ein blutiges Ringen, in welchem der tapfere Bündner Fontana von Oberhalbstein den Tod fand, der da ausgerufen haben soll: „Heute oder nimmer wirst Du bestehen, mein Bündnerland!" Fünf Stunden stritt das Tiroler Fußvolk todesmuthig gegen die allseits einstürmenden Bündtner und Eidgenossen, Mann gegen Mann, aber die adeligen Reiter ließen sie kämpfen, und als sie erlagen, wandte es seine Rosse zur Flucht. So gewann der Landesfeind einen theuern, vollständigen Sieg und zahlt nun furchtbar alle Feindseligkeiten heim. Allüberall im Vintschgau rauchten Brandstätten, und der Verwüstung gab es kein Ende. Vor dem allgemeinen Unwillen hatte der Habsberger entweichen müssen. — Nun allerdings gab es nur Einen Mann, Leonhard von Völs, der helfen konnte und sollte, aber er hätte Wunder wirken müssen.

Zu Feldkirch empfing Maximilian die schlimme Kunde. Mit 8000 Mann eilt er über den Arlberg, den 26. Mai ist er in Landeck, am 29. Mai hatte er das Schlachtfeld erreicht, mit feuchten Augen musterte er die Leichen seiner erschlagenen Tapferen. Er will sie rächen, in's Bündnerland einfallen. Willibald Pirkheimer wird mit

dem Nürnberger Fähnlein entsendet, um eine mailändische Proviantfracht aus dem Veltlin zu geleiten. Der feinfühlende Humanist muß den Krieg verwünschen. Denn entsetzliches Elend begegnet ihm in dem Engadin. Bei einem niedergebrannten Dorfe trifft er zwei alte Weiber, wie sie eine Schaar von 400 Kindern vor sich her treiben und diese vor Hunger über Gras und Kräuter am Wege gierig herfallen. Fünfzig Säumladungen führt Pirkheimer dem Könige zu und berichtet, daß man es drüben mit einer Wüste zu thun bekäme. Dennoch unternimmt der zürnende Habsburger den Rachezug (8. Juni) in's Engadin, wo sich das verzweifelnde Volk mit Steinmassen und Baumstämmen vertheidigt, oder Alles hinter sich verwüstet und dann gegen Chur flieht. Den nutzlosen Zug giebt Max bald auf; den 17. Juni steht er wieder bei Nauders im Vintschgau, um den 20. zieht er über den Arlberg zur Rheinarmee zurück. Die schwierige Aufgabe, Angesichts neuer Gerüchte von Ansammlungen des Feindes im Davos, das Land vertheidigungsfähig zu machen, hatte Leonhard von Völs zu lösen. Ende Juni brach der Feind wirklich ein, wurde zurückgeworfen und in verwüstenden Einfällen in's Engadin (20. Juli bis 20. August) und aus diesem hinwieder nach Tirol (25. August) verlief der kleine, das Elend nur steigernde Krieg. Wie es mit der Botmäßigkeit der Kriegsknechte aussah, zeigt am besten der Bericht des Landeshauptmanns L. v. Völs vom 27. Juli an den König. Gegen ihn, den Jakob Fuchs und Jörg von Liechtenstein wollten sie von ihren Büchsen und Spießen Gebrauch machen, und diese mußten vor den Meuterern die Flucht ergreifen.

Aber nicht bloß das Schwabenland, der Walgau, Tirol hatten entsetzlich gelitten, man sprach von einem dreißig Meilen langen Schauplatze der Gräuel des Krieges, 200 Ortschaften und Schlössern, die vernichtet waren, und einer Einbuße von 20,000 Menschen. Auch die Schweizer und Bündtner hatten unter dem Kriege gewaltig gelitten. Max wies die Rechtfertigung der Schweizer zurück, die ihm als Botin ein redekühnes Landmädchen überbracht haben soll, er hoffte durch die schon Anfangs Juni neu beschlossenen Rüstungen des schwäbischen Bundes die Eidgenossen von drei Seiten in's Gedränge zu bringen und die Kriegsehre, das Hoheitsrecht des Reiches, zu retten. Die Musterung des Heeres fand den 18. Juli bei Constanz statt. Aber so zornig wurde er bei den Ausflüchten und Abmahnungen, als es an's Schlagen gehen sollte, daß er ärgerlich den Stahlhandschuh zu Boden warf und in die Worte ausbrach: „Es ist nicht gut, Schweizer mit Schweizern zu schlagen". Dann fuhr er nach Lindau und machte den Feldhauptleuten neue Vorschläge.

Aber der ganze Plan des Königs wurde durch die entscheidende Schlappe des Fürstenbergers vor Constanz, zwischen Dorneck und Rheinach (22. Juli) zunichte. Schwer traf dies den Habsburger, aber bald suchte und fand er Tröstung in seinem beweglichen Geiste und im Laufe der nächtigen Sterne; Pirkheimer war Zeuge dessen. Schon vom 23.—29. Juli ward in Zürich über den Frieden verhandelt, den 4. August kam es zur Tagsatzung in Schaffhausen. Vom Ende dieses Monats bis 22. September fanden die entscheidenden Abmachungen zu Basel statt. Dem Mailänder Herzoge lag Alles daran, den Frieden zu beschleunigen, denn ihn bedrohte Frankreichs Heer, und er rechnete auf die Unterstützung seines habsburgischen Schwiegerneffen und des deutschen Reiches, wenn man des Schweizerkrieges ledig würde. Sein Sendbote, Visconti, arbeitete in dieser Richtung. Endlich kommt der Baseler Friede zu Stande; er bedeutet die thatsächliche Lösung der eidgenössischen Schweiz vom Reiche, wenn auch die Eidgenossen darin noch nicht als bloße „Schutzverwandte" bezeichnet erscheinen. Die sechs Gerichte im Prätigau kehren unter Tirols Herrschaft zurück. Die Streitigkeiten zwischen Tirol und dem Churer Bisthum und dessen Leuten schlichtet der Augsburger Bischof. Alles Eroberte wird gegenseitig zurückerstattet; es gilt Vergeben und Vergessen auf beiden Seiten. Die Schweiz und das Bündnerland konnte und durfte sich Sieger nennen.

---

4. Der bayerisch-pfälzische Krieg in seiner Bedeutung für Oesterreich (1504).

Literatur. Quellen: A. Zayner (Schreiber d. Bürgerm. v. Ingolstadt), rerum bello bavarico gestarum (Oefele, II., 345—468) fratris Angeli Rumpler abbatis Formbac. de gestis in Bavaria lb. VI. ab exc. Georgii Divitis u. a. a. 1506 lb. VI. (ebenda I., 87—138 und 139—147); Ephemerides belli palatino-boici, ebenda II., 469—499 (auch brevis narratio Anonymi Ingolstadiensis); Trithemius, belli bavarici . . . historia in den Annales Hirsaug., II., a. a. (1504) und für sich b. Freher-Struve (1717) II., 321—381. In jüngster Zeit veröffentlichte v. Weech ein gleichzeitiges „Reissbuch" v. 1504 f. die Geschichte der pfälzischen Vorbereitungen z. bayer. Erbfolgekriege. Vgl. auch die Quellen und Forschungen z. bayer. Geschichte.

Zeitgenössische Panegyrica oder Encomia auf Maximilian's Siege schrieben die Humanisten: Conrad Celtes, Heinr. Bebel, Barth. Perusinus (libri XII., de bello Norico); Bezügliche deutsche Lieder oder Sprüche in Hormayr's Taschenbuch (1832, 1833, 1836). Vgl. Soltau, Körner, histor. Volkslieder; insbesondere die Sammlung von Liliencron.

Brandis, Gesch. d. Landeshauptl. v. Tirol; C. F., Günter, Kurze, jedoch zuverlässige Nachr. v. d. bayer. Fehde in den Acta acad. Theod. Palat., Nr. 445—472; J. Müller, Nürnb. Rathschr., ungedr. Ann. d. Reichsstadt Nürnberg (1792); F. A. Löwenthal, Fh. v., Gesch. des bayer.-landshut. Erbfolgekrieges nach dem Tode H. Georg's des R. z. Bayern-Landshut (1792); Krenner, bayer. Landtagsverh., IX. Bd., besonders XV. Der Kölner Schiedsspruch; Buchner, Gesch. Bayerns, VI. Bd.; Hefner, Gesch. d. Reg. Albrecht's IV. v. Bayern (1852).

Als Georg der „Reiche" von Bayern-Landshut, der Letzte vom Mannsstamme dieser Linie, seinem Ausgange entgegensah, reute ihn der Erbvertrag, welchen er mit seinem Vetter, Albrecht von Bayern-München, abgeschlossen, und er wollte bei Zeiten dem Gatten seiner Tochter Elisabeth, Ruprecht, Kurprinzen von der Pfalz, dem Sohne des Kurfürsten Philipp und der Schwester Georg's, Margarethe, die Nachfolge im Landshuter Erbe sichern. Er übergab ihm Landshut, Burghausen, den Schatz und alles Geschütz. Am 1. December 1503 schied der letzte Landshuter Wittelsbacher aus dem Leben. Ruprecht benahm sich nun sogleich als Erbe und Herr des Landes. Dawider setzte sich Albrecht IV. von Bayern-München kraft des Erb- und Hausvertrages, und im Streite der Parteien sollte nun K. Maximilian als deutsches Reichsoberhaupt entscheiden. Es war ein bedeutsamer Fall und nicht minder heikel, denn Albrecht von Bayern-München war sein Schwager, und Pfalzgraf Philipp, Vater des Nebenbuhlers, erst vor Kurzem Glied jener Kurfürstenpartei, die an Maximilian's Absetzung dachte.

Das Testament H. Georg's vom Jahre 1496, zu Gunsten der Pfälzer, mit Ausschluß der Oberbayern, war schon 1497 ruchbar geworden; K. Max hatte zu Kaufbeuren (23. Mai 1497) über Aufforderung Herzog Albrecht's IV. das ausschließliche Erbrecht desselben und seiner Nachkommenschaft ausgesprochen, und die Bestätigung jenes Testamentes Herzogs Georg beharrlich verweigert. Es war vorauszusehen, daß er am Augsburger Tage (Ende Februar 1504) im gleichen Sinne entscheiden werde. Selbst Papst Julius II. trug sich (1504, 15. Januar) dem Kaiser und Kurfürsten von der Pfalz als Schiedsrichter in diesem Streite an. Unter frohen Lustbarkeiten aller Art, Geschlechtertanz, Rennen, Bankett und anderen fastnachtsmäßigem Treiben, hatte Max auch den rechtsgelehrten Erörterungen der beiden Vertreter der streitenden Parteien, Dr. Gregor Lamparter und Domherrn Leonhard von Eglofstein anscheinend mit vielem Eifer Gehör geschenkt, und fällte am 28. Februar den Schiedsspruch: — die beiderseitigen Rechtsgründe, jenes Testa-

ment und der oberbayrische Theilungsvertrag von 1392 seien kraftlos. Es erheische die Billigkeit, das Land des Erblassers den Herzogen Albrecht IV. und Wolfgang zuzusprechen; aber er werde am nächsten Augsburger Tage die Entschädigung bezeichnen, welche ihm für die vielen Unkosten gebühre, „die er seit langem um das Haus Bayern gehabt." Dieser Spruch des Königs behagte nicht; die Versammlung löste sich auf. Den 13. März begannen wieder die Verhandlungen. Am 16. des Monats ließ sich Max verlauten, er wolle dem Pfälzer, wenn dieser auf die Entschädigungsforderung einginge, ein Drittheil des strittigen Landes zusprechen. Als diese Entschädigung bezeichnete der König: a) die habsburgischen Abtretungen an das Haus Wittelsbach im Schärdinger Frieden vom Jahre 1369, nämlich die nordöstlichen Herrschaften Tirols: Rattenberg mit Zillerthal, Kufstein, Kitzbühel; b) Schmiehen, die Grafschaft Kirchberg, Kanarigl und Neuburg am Inn, Spitz, Oberhausen, Pfaffenhofen, Kloster Königsbrunn, den Wörther und Weißenburger Forst, die „fürstliche Obrigkeit" zwischen Donau, Lech und Werbach; die Herrschaften Weißenhorn und Puch mit Mauerstetten; c) die Juden in Regensburg, die Oeffnung des Innstromes und der Straßen für immer und 110,000 Gulden für die „Reise wider die Türken". Man sieht, der Habsburger wollte dem Pfälzer die Bewerbung um die Erbschaft gründlich verleiden und den Vortheil des eigenen Hauses wahren. Denn in Bezug des Letzteren hatte sich die strittige Landschaft und das Haus Bayern-München zu Verschreibungen herbeigelassen.

Der Pfälzer wies den Ausspruch Maximilian's in Bezug jener Theilung und der Entschädigung unwillig zurück. Den 9. April erließ nun der König einen förmlichen Schiedsspruch: Ruprecht von der Pfalz sollte alle Länder jenseits der Donau, sodann die ganze Baarschaft, Kleinodien und Silber erben, ein Drittheil des Geschützes und die Hälfte der Getreidevorräthe des Wittelsbachers, dagegen Landshut und Burghausen an die Münchener abtreten. Den letzteren haben alle Besitzungen diesseits der Donau zuzufallen. Die am meisten von den Vertretern beider Theile umworbene Ingolstadt, Neuburg und Richthofen behalte der König in seiner Verwahrung bis auf Weiteres. Alle drei Wittelsbacher waren mit dieser Entscheidung unzufrieden, besonders der Pfälzer, denn jede Partei beanspruchte das ganze Erbe. Da bringt die Pfälzer Partei die Entscheidung in Gang. Landshut wird von ihr gewaltsam besetzt (24. April). Nun ist der Krieg entfesselt, und Max kann ihn zum Reichskriege stempeln, denn es ist eine Auflehnung wider sein

Ansehen als Reichsoberhaupt und eine Schädigung des Landfriedens. Den 28. April spricht der König unter freiem Himmel die Reichsacht über den Pfälzer aus. Der Kurprinz Ruprecht war aber ein muthiger junger Herr, der gern vom Leder zog und selbst Spottreime auf seine Gegner feil hatte, und seine Gattin, Elisabeth von Landshut, eine Art Amazone. Ueberdies förderte ihn die Macht seines Vaters; er schloß Bündnisse mit den benachbarten Bischöfen, mit Böhmen, das ihm Söldner zusendet, mit dem Könige von Frankreich. Dagegen hielten zum Reichsoberhaupte in diesem Kriege zunächst der schwäbische Bund, die Reichsstädte des Schwabenlandes: Ulm und Augsburg, ferner Regensburg und Nürnberg, der Würtemberger, der Hesse und Brandenburger, der Pfalzgraf von Veldenz, der Braunschweig-Calenberger Erich, ein besonderer Liebling und tapferer Feldhauptmann Maximilian's, und vor Allem die Wittelsbacher von Bayern-München: Albrecht VI. und Wolfgang; ferner auch Alexander von Pfalz-Zweibrücken. Der Mainzer Berthold, die Bischöfe von Würzburg, Straßburg, Speier, Worms, der Markgraf von Baden, verhielten sich neutral.

Es hing viel an dem Siege oder an der Niederlage der königlichen Partei, man stritt im Bayernlande und in der Pfalz mit großer Erbitterung. Selbst der plötzliche Tod Ruprecht's (20. Juli zu Landshut) beendigte nicht den Kampf, seine Gattin Elisabeth setzte ihn noch einige Wochen fort, bis auch sie der Tod wegraffte (15. September). Noch erlebte sie die Schlacht bei Menzesbach, unweit Regensburg (12. September); aber da erfocht der König den Sieg, den bedeutendsten im ganzen Kriege. Hier standen Böhmen, die Söldner des Pfälzers, mit ihren Ahlspießen und leisteten gewaltigen Widerstand. Beinahe hätte Max, den die ungestüme Kampflust gleich in das erste Treffen fortriß, den Tod von Feindeshand gefunden, wäre ihm nicht Erich von Braunschweig rettend beigesprungen. Endlich wandte sich der geschlagene Feind zur Flucht, und Regensburg begrüßte jubelnd den Sieger. Auch in der Pfalz tobte der Krieg und brachte den Kurfürsten Philipp in's Gedränge.

Das Nachspiel des Krieges ging auf dem Boden Tyrols vor sich. Hier war das nordöstliche Land und Kufstein, die wichtige Paßfestung, mit klafterdicken Mauern, der Preis des Kampfes. Der Befehlshaber Pienzenauer spielte doppeltes Spiel, hatte sich der Gegenpartei zugewendet und die Burg zu übergeben geweigert. Reichenhall, Traunstein, auch Kitzbühel sträubten sich nicht lange. Der König hoffte nun die Sache bald ab[illegible]
Er lagert bei der Zellerburg und läßt drei [illegible]

abfeuern, die Stadt und Festung zur Uebergabe auffordern. Der Pienzenauer hindert aber die Bürgerschaft mit Gewalt und Drohung, dem zu willfahren, und erwidert die Schüsse der Belagerer. Die sieben Hauptschlangen Maximilian's vermögen aber nicht viel gegen die felsenfesten Mauern. Sie donnern meist wirkungslos; der Pienzenauer läßt sie zum Spotte mit einem Besen abkehren; da geht der König eine Waffenruhe ein und läßt von Innsbruck inzwischen die beiden Ungethüme von Geschützen, den „Weckauf“ und „Purlepauz“, herbeischaffen. Wie leid es ihm auch thut, die schönen Festungsmauern zu zerstören, er muß daran. Die beiden Feuerschlünde thun ihre Schuldigkeit; sie durchbrechen mit ihren ungefügen Steinkugeln das Gemäuer. Jetzt allerdings wird es dem Pienzenauer unheimlich, er sendet an den König zwei Knaben mit weißen Stäblein als Friedensboten und wirbt um freien Abzug. Max war aber so erbittert, daß er das Begehren abschlug, die Beschießung fortsetzte, den Sturm befahl, die Burg und die ganze Besatzung in seine Hände brachte. 30,000 Gulden in schwarzen Pfennigen, Geschütz und Pulver und riesige Vorräthe an Mehl und Wein fanden sich vor. Der Pienzenauer und die Anderen sollten das Zerstörungswerk und ihren Widerstand bitter entgelten; alle sollten, so schwur Maximilian, den Tod durch Henkershand sterben, wer für sie um Gnade bitte, trage einen Backenstreich davon. So mußte der Pienzenauer, von dem noch lange dann ein Lied unter den Leuten herumging, der Erste daran; ein schöner Mann, mit langem Schwarzbart, den er seit dem Tode des Eheweibes nicht unter das Messer brachte. Er nahm einen Trunk und hielt sich dann muthig. Mit ihm starben noch siebzehn den gleichen Tod, worunter auch ein böhmischer Edelmann, der sich gewaltig wider den Tod wehrte. Lautlos und immer ungeduldiger in ihrem Mitgefühl sah sich die vornehme Umgebung des Königs an, ohne das entscheidende Wort der Fürbitte zu wagen. Da nahm sich denn doch der wackere Braunschweiger Erich ein Herz und sprach dieses erlösende Wort, worauf wohl selbst Maximilian gewartet haben mag. Der König willfahrte dem, um aber sein Wort zu halten, mußte sich Erich einen leichten Backenstreich gefallen lassen. Die Fürsten und Grafen liefen nun selbst auf die Gefangenen zu, um deren Bande zu lösen. So zogen nun 600 Böhmen von der Besatzung ungeschädigt in die Heimath ab. Schloß und Stadt von Rattenberg ergaben sich ohne langes Sträuben. Ein paar tausend bewaffnete Bauern, die im Grossern- oder Pfingstthal verschanzt lagen und geschworen hatten, sich nicht ergeben zu wollen,

wurden bald durch einige Reiterschaaren und Lanzknechtfähnlein in die Flucht geschlagen.

Das ganze nordöstliche Tirol, das 1369 den Wittelsbachern zugesprochen worden war, lag nun in Maximilian's Händen.

Der Krieg mit der Pfalz, den insbesondere Würtemberg, Hessen und Alexander, Pfalzgraf von Zweibrücken, mit Erbitterung führten, währte bis in den Februar 1505. Endlich kam es (19. April) zur Hagenauer Waffenruhe und der Kölner Reichstag bahnt den Friedensschluß an (30. Juli 1505), den der König als Sieger dictiren durfte.

Aus den nördlich der Donau gelegenen Besitzungen des Landshuters wurde ein eigenes Gebiet für die Söhne des Kurprinzen Ruprecht gebildet, die nachmalige „Oberpfalz". Alles übrige des strittigen Erbes erhält Albrecht IV., des Königs Schwager. Maximilian's Entschädigungsforderungen werden aufrecht erhalten. Vor Allem war ihm die naturgemäße Abschließung Nordosttirols gelungen, wenn auch noch einzelne Thalungen dem Erzbisthum Salzburg angehörten. Im Reiche stand er ganz anders da, als zwei Jahre zuvor, denn der Erfolg ist der Meister der Dinge.

---

5. Habsburg und Venedig. Der letzte Görzer († 1500). Die habsburgische Erbschaft. Verwicklungen mit der Signoria. Die Liga von Cambray und der Krieg mit Venedig, f. 1508–1516 (1518).

Literatur (D. Urkundl. b. Dumont, Le Glay, Chmel, V. Kraus). Quellen. Deutsche: Mich. Coccinius (Köchlin, Schwabe, Schüler und Kollege des Humanisten Bebel, 1448 Rector des Tübinger Pädagogium), (Tubingensis) opusculum de rebus gestis in Italia a mense maio anni 1511 u. a. calendas maii anni 1512 sequentis .... (Freher-Struve, II., 267–568; unvollst. abgdr. ebenso i. d. Sep.-A. v. 1544); Der Weißkunig, in s. dritten Theile (1478–1513), im einzigen Drucke v. J. 1775, S. 277–279, 283–287 und das Weitere bis 306 (vgl. die Abh. v. Liliencron). Damit hängt auch zusammen, was sich im Werke Gassler's: Schilderungen aus Urschriften unserer Voreltern (Innsbruck, 1789, S. 11–41), als „Ein Fragment, so den Zeitraum zwischen 1509–1510 enthält" findet. Aus dem Originalaufsatze großentheils von K. Maximilian I. eigener Schrift; Göbler, von S. Gewere (Dr. d. Rechte, Erich's von Braunschweig Rath und Hofrichter zu Minden), Chronica der Kriegs händel des Allergroßmächtigsten, unüberwindlichsten, hochl. Röm. K. Kaysers und Fürsten weyland H. Maximiliani .... gegen die Venediger und Franzosen .. durch weyl. [illegible] .... Erichen, Hertzogen zu Braunschweige ....

und H. Casimir, Marggr. z. Brandenburg . . . i. J. 1508 gefürt und verhandelt. (Zfft. a. M. 1566); S. v. Herberstein's (geb. 1488, † 1566, Mitkämpfer 1508—1509), Raytung seines Lebens oder Autobiogr. und Kirchmayrs v. Ragen Chronik a. a. O. — s. o. allg. Quellenverz.); Fugger-Birken, Spiegel der Ehren; Gerh. von Roo; Valvasor III. Bd. (1689).

Italienische Quellen: Rilatione di M. Vincenzo Quirini oratore a Massimiliano imp. 1506 m. v. Chmel, Zeitschr. f. Geschichtswiss. 1844; Franc. Guicciardini, storia d'Italia; Pietro Bembo (Cardin. patr. Venet.) historie Venete. Andrea Mocenigo, bellum cameracense (Venetiis 1525); Paolo Giovio (Jovius) histor. s. temporis. Palladio historia della provincia del Friuli. (Udine 1660), parte II., l. III. (Ueber die Friauler Ereignisse) die bereits cit. Werke von Muratori, de Leva; Romanin, Coppelletti Murzano, annali del Friuli 1868, VI. Bd.;

Außer den Werken von: Leo, Ranke, Lanz, noch Havemann, Gesch. d. ital.-franz. Kriege v. 1494—1515. (1833) II. Bd.; Schreiner in Ersch. und Gruber's Encyclop. I. S. 57. Th. (1864), Art. Gradiska. Czörnig, Das Land Görz u. Gradiska; Dimitz, Gesch. Krains, II. Thl. Die Werke über Triest: von Scussa, Jereno d. C. Mainati; Kandler, Löwenthal; Brandis, Landeshauptl.; Mairhofer, Tirols Antheil am Venedigerkriege. Brixner Gymn. Progr. (1852); Fl. Orgler, Leonhard Colonna von Völs, Landeshauptm. an d. Etsch u. Burggraf v. Tirol. (1498—1530), Botzner Gymn.-Progr. (1859). Im J. 1876 veröff. D. Schönherr einen aus venet. u. Innsbrucker Archivalien geschöpften inhaltreichen Vortrag: Der Krieg K. Maximilian's I. mit Venedig. Sep.-Abdr. aus d. Org. d. militärwiss. Vereine. (Wien 1876), 58 S. Vgl. auch Einzelnes wie: K. Maximilian's I. gedrucktes Ausschreiben (aus Toblach v. 8. Oct. 1511). Veröff. v. Bergmann, Btr. z. Gesch. v. Tirol. N. Z. VIII. S. 151. Von demselben die Abh. der Herren von Ems auf Hohenems in den phil.-hist. Denkschrr. der Wiener Akad., bezüglich des Rudolf und M. Sittich von Ems. Maximilian I. wider Venedig; Hormayr's Tschb. (1846); Egger, Gesch. Tirols, 2. Bd.; Krones, Sigismund von Herberstein, mit bes. Rücks. auf die Stmk., Sep.-Abdr. aus den Mitth. des hist. V. f. Steiermark. 19. Heft (1871).

Der Kampf zwischen Maximilian und Venedig, mit der italienischen Sachlage verwachsen, findet seinen Angelpunkt in der Liga von Cambray, umfaßt volle achtzehn Jahre (1508—1518) und zeigt sich von langer Hand vorbereitet. Als Landesfürst Tirols und seit 1500 auch Herr des ganzen Görzer Erbes, andererseits als deutsches Reichsoberhaupt, sah sich dieser Habsburger in den Krieg mit der Signoria halb gedrängt, halb verlockt. Es galt die Sicherung des eigenen Besitzes und ebenso die Schwächung des mächtigsten Staatswesens an der Westküste der Adria.

Zunächst muß der nachbarlichen Verhältnisse und Streitfragen gedacht werden. Wie leicht es bei aller Zurückhaltung des Einen oder des Andern zwischen Venedig und Habsburg zu Span-

nungen und Feindseligkeiten kommen konnte, bewies die Triester Fehde vom Jahre 1469, und der Kampf zwischen Tirol und Venedig im Jahre 1487. Noch mehr Berührungs- und Streitpunkte ergab die Auferbung der Grafschaft Görz und ihrer Dependenzen, auf die wir gleich zu sprechen kommen, sobald der Irrungen des letzten Grafen von Görz mit der Signoria gedacht sein wird.

Pfalzgraf Leonhard, der seine beiden Brüder Ludwig († 1456 oder 1457) und Hanns († 1462, kinderlos) überlebte, stand zunächst nicht mit dem Haupte der Habsburger, K. Friedrich III. sondern mit dem H. Sigmund von Tirol auf befreundetem Fuße. Dieser half den Geldverlegenheiten des Görzers für den Augenblick nach Thunlichkeit ab und betrachtete sich in erster Linie als Erbe, wenn Leonhard kinderlos aus dem Leben schiede. Doch kam es zu keinem eigentlichen Mißverständnisse zwischen dem Görzer und den Habsburgern der Hauptlinie, und seit dem Anfalle Tirols und der Vorlande an Max I. (1490) mußte der kinderlose Pfalzgraf diesen Habsburger als künftigen Erben ansehen und konnte auch seiner Unterstützung in den eigenen Streitigkeiten mit Venedig gewärtig sein. Diese wurzelten in der Gradiskaner Angelegenheit.

Die Türkeneinfälle machten seit 1469 dem Grafen von Görz und noch mehr der Signoria schwere Sorgen. Was schon 1457, 7. April, Enea Silvio in einem Schreiben an K. Alfonso von Neapel-Sicilien aussprach, bald würden die Osmanenschaaren geradenweges durch Kornien und Friaul nach Italien einbrechen, sollte sich bald erfüllen. Schon 1469 drang der Sakman der Türken bis gegen Lupiglava vor und nun folgten bis an die Wende des Jahrhunderts noch fünf Einbrüche, von denen der des Jahres 1472 die Gegend von Monfalcone und Aquileja heimsuchte. Unter diesen Eindrücken zog der Senat Venedigs für das Friaulische die Frage der Landesfestigung in ernstliche Erwägung. Schon 1477 ist von den „Basteien" von Lucinigo in der Nähe von Görz die Rede; aber schon viel früher (1473) muß die Anlage von Schutzbauten bei Mainizza, Fogliano und Gradiska angenommen werden, obschon erst im Februar 1478 deutlich von der citadella Gradische (Festung oder „Burgwerk") die Rede ist. Jedenfalls wehrte sich aber auch 1473 Pfalzgraf Leonhard gegen diese venetianischen Bollwerke auf seinem Grund und Boden, und obschon er beruhigende Worte von der Signoria zu lesen bekam, gab er sich doch nicht für die Folge zufrieden. Und dies um so [illegible] Venedig ziemlich rücksichtslos in seinen Befestig[illegible] und

Villanuova besetzte, an der Isonzobrücke bei Görz einen Thurm aufführen ließ und die Flitsch besetzte. Die Signoria kümmerte sich aber wenig um die Proteste des Görzers und die Fürsprache K. Friedrich's (1486) und ließ ihn gewissermaßen seine Stellung als Vasall Venedigs durch seinen Friauler Besitz, empfinden. Aktenmäßig finden sich diese Klagen aus den Jahren 1497 — 1498 beisammen. Längst hatte schon Venedig einen Provveditore in Gradiska bestellt (1488); mithin von dem Gebiete förmlich Besitz genommen und ein Jahr zuvor allda auf 150 Ackerloosen (parti) jene Familien angesiedelt, welche bei der Uebergabe Skutari's an die Pforte von dort zunächst nach Venedig sich wandten, um nicht türkische Unterthanen zu werden. Die Befestigungen Gradiska's waren um so eiliger vervollständigt worden, als schon Mai 1486 die Leute des Görzers einen förmlichen Angriff auf die Gradiskaner machten. Diese immer unangenehmer sich gestaltende Nachbarschaft Venedigs hatte bereits früher den Pfalzgrafen Leonhard vermocht, seinen Sitz von Görz nach Lienz zu übertragen, wo er auch dem Hause Oesterreich näher war. Im gleichen Jahre, in welchem K. Max die Regierung des Tiroler Erbes antrat, erneuerte zu seinen Gunsten der letzte Görzer die 1364 begründeten Erbverträge und beeilte sich auch jener, Güter in Friaul los zu werden, derentwillen er die Oberherrlichkeit Venedigs, als thatsächlichen Nachfolgers der Patriarchen von Aquileja sich gefallen lassen mußte. Er tauschte nämlich mit Max I. für deutsche Herrschaften die Friauler Güter: Cormons, Latisana, Codroipo, Castelnuovo, Belgrado (Flambro, Roveretti, Mugano, Morigliano u. A.) aus. Die Republik, welcher schon der Besitz Pordenone's in Oesterreichs Hand beschwerlich war, verwahrte sich nun gegen diesen Tausch als ihren Hoheitsrechten widerstreitend; wogegen Graf Leonhard und Max I. erklärten, das seien „Reichslehen". Die Signoria schob allerdings ihr Söldnervolk von Cividale gegen Gradiska vor, wagte aber nicht offene Feindseligkeiten. Maximilian aber ließ durch den Ungrischpacher zu Cormons die österreichische Verwaltung einleiten (1499). Es war dies zur Zeit, als ein furchtbarer Türkeneinfall (September — October) das Görzer Gebiet und das benachbarte Friauler Land heimsuchte. 132 Ortschaften büßten dies und 6000 Gefangene nahm der „Sakman" mit.

1500, den 12. April starb der letzte Görzer, in kinderlosen Ehen, zuerst mit der Tochter des Banus von Slavonien und Titularkönigs Bosniens, Niklas Ujlaki (s. 1475), sodann (1477) mit Paula von Gonzaga-Mantua vermählt. Den 21. Juni 1500 nahmen die Bevollmächtigten des Habsburgers die Huldigung des Ererbten ent-

gegen und eine seiner ersten Maßregeln war die stärkere Befestigung von Görz (1501); denn er konnte ihre Wichtigkeit voraussehen.

Die Signoria gewahrte in dem Hause Oesterreich einen Nachbarn, der nun in langer Linie mit ihrem istrischen und Friauler Besitze zusammengrenzte und dessen Vertreter überdies die deutsche Reichskrone trug. Maximilian erwiderte diese feindselige Gesinnung, und sein Zusammengehen mit Venedigs Herren in der ersten heiligen Liga war eine vorübergehende politische Nothverbindung.

Mit dem Jahre 1506 begonnen die Verstimmungen. Als der Habsburger, der vor Allem die Romfahrt anstrebte und die Signoria brauchte, an sie das Ansinnen um Durchzugsfreiheit stellte, erwiderte der Senat Venedigs, man ehre ihn als Haupt und Vertheidiger der Christenheit, lade ihn zum Besuche der Stadt ein, empfehle ihm jedoch, ohne großes Kriegsgefolge zu erscheinen, wie dies einst sein Vater that (1452, 1468).

Venedig wich daher auch (April) dem Durchzugs-Vertrage des Königs aus und ließ dem in dieser Angelegenheit gleichgesinnten Papste Julius II. seine Anerkennung melden (28. Juli), daß auch er immerdar die Berufung fremder Waffenhülfe nach Italien vermieden habe. Um diese Zeit spielte Frankreich gegen Max verdecktes Spiel, denn den 17. August ließ die Signoria Ludwig XII. entbieten, er möge seine Kriegsvölker vorrücken lassen, sie selbst werde rüsten. Zu Savona dagegen bemühte sich der König Spaniens, den Venetianern abgeneigt, Ludwig XII. — in einer nur vom päbstlichen Botschafter besuchten Geheimbesprechung — mit Maximilian auszugleichen und für ein gemeinsames Zusammengehen wider Venedig zu gewinnen. Der Franzosenkönig suchte in beiden Sätteln zurechtzukommen, jedenfalls die Romfahrt Max' zu hindern, aber die Hauptlast der bezüglichen Anstrengungen den Venetianern zuzuwälzen. Er schlug nun zur Erweiterung der von der Signoria eingegangenen Verpflichtungen eine neue Uebereinkunft vor, die von den Venetianern abgelehnt wurde (6. October), da eine solche nur Verdacht erregen könne.*

Im Sommer (2. Juni 1507) wurde nun Maximilian drängender. Er ließ den Venetianern ein Bündniß antragen, sie vor den Absichten Frankreichs warnen. In der geheimen Senatssitzung vom 22. Juni begann nun ein harter Streit zwischen dem Anfange der Gegner Maximilian's, denen auch der Doge zuneigte, dem partito francese, und dem allerdings schwächern partito austriaco. Diesen hatte (1506) der Staatsmann [illegible]'s, Paul von Liechtenstein, beliebt bei der Republik, [illegible]tianischen Orator

Quirini am Hoflager Maximilian's im Sinne seines Herrn angelegentlichst bearbeitete. Natürlich wog der antihabsburgische Standpunkt vor, und als vollends die Rüstungen Maximilian's ruchbar wurden und er im Spätjahre sich in Bewegung setzte, im Januar zu Trient an der Pforte in's Welschland erschien, war Venedig zur Abwehr entschlossen und alle weiteren Anerbietungen Maximilian's zeigten sich vergeblich.

So that er denn die widerhaarige Republik in die Acht des Reiches (1508, 16. Februar) und begann als erwählter und zu Trient gekrönter römisch-deutscher Kaiser den Kampf, noch ohne alle erhebliche deutsche Reichshülfe, doch einer solchen gewärtig und von der bald genug vereitelten Hoffnung getragen, die Schweizer würden ihn unterstützen, wie dies den Erklärungen des Bürgermeisters von Zürich, Maximilian Rasch, zu entnehmen war. Auch auf Geldhülfen italienischer Städte, selbst auf die 100,000 Ducaten für den Kreuzzug, die der Pabst ihm überlassen sollte, rechnete Maximilian, allerdings ohne irgend namhaften Erfolg. Wie sehr seine Seele voll schwellender Entwürfe war, bewies ja der Constanzer Tag vom April 1507; Großes wolle er vollbringen und nimmer „ein gemeiner Heckenreiter" sein, erklärte er dazumal mit leuchtenden Augen und gerötheten Wangen. Aber anders sollte es kommen. Er mußte mit den eigenen beschränkten Mitteln, mit dem Aufgebote der eigenen Länder an Geld und Truppen in den Krieg gegen einen Feind, der reich war, über eine starke Söldnermacht aus Dalmatien und dessen Hinterlanden, über die kriegstüchtigen Stradioten der griechischen Inseln verfügte und für dessen Zecchinen auch Miethlinge im deutschen Reiche zu finden und zu haben waren. Dem gegenüber machte Maximilian die Erfahrung, daß die zu Constanz von den Reichsständen bewilligten 3000 Reiter und 9000 Fußknechte eben nur bewilligt blieben und zu Folge der wirksamen Gegenanstrengungen Frankreichs nur ein schwaches Contingent auf dem Kriegsschauplatze erschien. Die eigenen Länder ließen es an gutem und werkthätigem Willen nicht fehlen, wie dies ein weiterer Abschnitt im Zusammenhange darthun soll.

Der geheime Kriegsplan des Habsburgers hatte drei Sammelplätze seiner Heeresmacht und zugleich Angriffspunkte im Auge: Trient zum Einfalle in's welsche Etschland, Besançon zum Waffengange wider Burgund und Krain-Görz zur Unternehmung gegen Friaul. Die auswärtigen Botschafter sollten in Tirol zurückgehalten von alle dem nichts erfahren. Obschon nun der Orator Quirini's, im December 1507 von Max entlassen, keine bestimmten Aufschlüsse über

die Entwürfe des Königs zu geben vermochte, bestärkte er dennoch die Signoria in dem Entschlusse, Alles vorzukehren, da Maximilian von den Nachkommen der Scaligeri, von den Söhnen Ludovico's Sforza (Massimiliano und Francesco) und mailändischen Verbannten zur Heeresfahrt gedrängt werde und jenen die Investitur mit Verona und Vicenza als Reichslehen verliehen habe. So marschierten alsbald Truppen der Republik unter der Führung des Nicolo Orsini, Grafen von Pitigliano, und des Provveditore Andrea Gritti zur Etschklause, während der kriegstüchtige und rasche Provveditore Bartolomeo Alviano und Giorgio Cornaro Friaul zu decken hatten. Ludwig XII. schien für die Sache Venedigs bestens eingenommen, denn auch er war bedroht, ließ Kriegerschaaren in's Mailändische einrücken, um gemeinsam mit der Signoria die „Deutschen" zu bekämpfen.

So war der Januar 1508 gekommen; mit etwa 2500 Reitern und 6000 Fußknechten erscheint der König im Tridentinischen. Am 4. Februar setzten sich drei Heereshaufen Maximilian's in Bewegung. Er selbst brach in's Valsugan ein, während eine Theilschaar unter Trapp und Georg von Liechtenstein in's Vicentinische zog; Markgraf Friedrich von Brandenburg sollte Roveredo einnehmen. Erich von Braunschweig schlug den Weg in's Cadorische ein. Allein der Angriff auf Roveredo mißlang, an der Etschklause war der Feind übermächtig und zwang den Brandenburger von Ala aus zum Rückzuge. Maximilian hatte bloß das Gebiet der Sette Communi besetzen lassen können, vermochte es aber nicht zu halten, da diese Kriegsschaar von Bauernhaufen umzingelt, durch Georg von Frundsberg kaum herausgehauen wurde, und mußte nun einen andern Kriegsplan entwerfen.

Denn auch die Dienstzeit der bewilligten Reichstruppen war um, er mußte sich um deren Verlängerung, um ausgiebigere Mannschaft bewerben. Bald sehen wir den Habsburger auf dem Rückmarsche aus dem Valsugan nach Botzen, dann eilt er über Innsbruck in das Reich, um in Ulm neue Reichshülfe zu erwirken.

Die nächste Entscheidung sollte im Friaulischen, im Cadore, fallen. Hier befehligte die Venetianer Alvano, nunmehr zum governatore generale Friauls ernannt. Neben ihm erscheint der Träger eines bedeutenden geschichtlichen Namens: Graf Girolamo Savorgnano. Maximilian's Oberbefehlshaber im Friaulischen Kriege war Erich von Friaul. Noch stand er rüstend auf innerösterreichischem Boden. Ihm sollte Sixt Trautsohn mit seinen zugeordneten Feldhauptleuten, Rudolf von Ems und Hans [illegible]

den Weg bahnen helfen. Als der allzu hitzige Trautsohn nach sieg- haftem Vordringen durch's ampezzanische Dolomitgebiet, Peutelsteins (Podestagno) und Blasburgs Eroberung, gegen Pieve die Cadore (Pleifs) vordrang und seine Stellung unbefestigt ließ, ja gegen den Rath des reckenhaften, aber besonnenen Söldnerhauptmanns Marx Sittich von Ems die Schlacht gegen den überlegenen Feind aufnahm, erlitt er am 10. März durch Alviano und Savorgnano eine ent- scheidende Niederlage. Gegen die gefangenen Deutschen benahm sich der venetianische Pöbel mit vieler Erbitterung und die Kriegsweise der arnautischen Stradioten der Republik findet sich dadurch gekenn- zeichnet, daß sie viele Köpfe der Erschlagenen als Beutestück und Preisanspruch mitnahmen. Reißend schnell gestalten sich nun die Fortschritte der Venetianer. Zunächst wollen sie alles Görzisch- Oesterreichische auf dem Boden Friauls in ihre Hände bekommen und den Krieg einerseits nach Innerösterreich, andererseits nach Tirol hinüberspielen. Alviano erobert Pieve die Cadore, Pordenone, Bel- grado, verwahrt die Flitscher Klause, um den Heerweg abzu- sperren, und bringt Cormons zum Falle (10. April). Schon den 13. April setzen die Venetianer über den Isonzo, der Befehls- haber am Passe nach Görz, Hanns von Auersperg, sandte vergebens um Hülfe nach Krain an den Braunschweiger, nach Tirol an den Brandenburger mit der Mahnung, „falle Görz, so werde Triest, Karst, Krain und ganz Isterreich verloren sein.“ Er selbst konnte mit seinen 700 Mann den Feind nicht aufhalten. Wohl setzte sich Erich von Braunschweig mit etwa 2000 Mann zum Entsatze in Bewegung, aber noch vor ihrem Eintreffen mußte Andreas von Liechtenstein das furchtbar beschossene Görzer Kastell übergeben (22. April). Die Beschuldigung Gerhard's von Roo, dabei hätten als Bestechung vierzig Pfund Venediger-Goldes eine Rolle gespielt ist unerweislich. Duino (28. April), Reifenberg, Angelo, Wippach werden eine Beute der Venetianer.

Wie ganz anders war es gekommen, als Maximilian es er- wartet hatte, da er zu Beginn des Feldzuges an den spanischen König schrieb: „Die Venetianer pflegen ihren Löwen mit zwei Füßen im Meere, mit dem dritten auf der Ebene und dem vierten auf den Bergen abzumalen. Wir haben schon den ganzen Fuß am Gebirge erobert und nichts fehlt uns mehr, als eine Klaue, welche wir mit der Hülfe Gottes wohl binnen acht Tagen besitzen werden; dann wenden wir uns zur Eroberung auch des Fußes auf der Ebene.“

Alviano und Cornaro rückten nun gegen Triest mit dem

venetianischen Landheere, während die Blokade von der Seeseite Contarini in Angriff nahm. Die Vertheidiger dieser Stadt, darunter Niklas Rauber, der kaiserliche Hauptmann, thaten ihr Möglichstes, schrieben allseits Briefe um eilende Hülfe, versuchten es mit Ausfällen; aber mußten schon Anfangs Mai, bei dem wachsenden furchtbaren Geschützfeuer der Venetianer und dessen Zerstörungen, an der Möglichkeit längerer Behauptung der Stadt verzweifeln. Noch mehr war die geängstigte Bürgerschaft zur Uebergabe geneigt. Man löst um 20,000 Dukaten die Plünderung ab, ohne bezügliche Gewaltthätigkeiten abwenden zu können; die Besatzung darf mit den Waffen abziehen (6. Mai). Der neue venetianische Provveditore von Triest Francesco Capello wachte mit Härte über einer jeden Regung des österreichischen Parteigefühls. Jetzt kam auch Mitterburg (oder Pisino) an die Reihe und 16 Kastelle in dieser Gegend fielen den Venetianern in die Hände. Hierauf wandte sich Contarini gegen die Inseln des Guarnero wider Fiume, das verhaßte Hafennest der Schiffe, welche den venetianischen Zöllen entgehen wollten. Fiume zeigte sich bei Zeiten gefügig. Inzwischen zogen Corner und Alviano vor Adelsberg. Die Vertheidiger, Bernard Raunacher und Christoph Frangepani überfielen die Angreifer, drängten sie zurück und drangen nun selbst vor. Aber mit verstärkter Waffenmacht kehrt nun Alviano von Adelsberg zurück, und Raunacher übergiebt Adelsberg, um es vor der Plünderung zu bewahren. Das Ergebniß dieses Krieges faßt der Zeitgenosse Sigmund von Herberstein in folgende Worte zusammen: „Die Venediger übereylten Görz, Triest, Mitterburg, S. Veit am Pflaumb (Fiume) und was innhalb der Wälder am Carst, Ysterreich vnnd Fryaul der Kayser hete. Darunter auch Adlsperg“ ..... An 45 Ortschaften hatte der Venetianer in Händen. Daß nicht wenige feste Plätze darunter durch die Bestechlichkeit der Hauptleute dieses Loos fanden, darf angenommen werden. Herzog Erich von Braunschweig soll auch später diese Hauptleute gefangen und ihnen das Geld (8000 Dukaten) abgenommen haben, um es dem Kaiser zuzusenden.

Auch Tirol empfand den schlimmen Rückschlag. Von drei Seiten greifen es venetianische Truppenmassen an. Stein am Callian hat es mit der Hauptmacht des Feindes (20,000 Mann) zu thun, erwehrt sich aber muthvoll derselben; Peutelstein fällt jedoch in seine Hand. Auch Trient soll venetianisch werden, denn eine Partei der Bürger steht mit dem Feinde im Einverständniß. Friedrich von Brandenburg ist jedoch ein tapferer, wachsamer Kriegsmann.

Da kommt es denn unter dem Eindrucke der all[illegible]

lage, der drohenden Haltung Frankreichs, als thatsächlichen Verbündeten der Signoria, und insbesondere der schlimmen Botschaften aus Inneröſterreich zu dem Entschlusse der kaiserlichen Regierung, einen längeren Waffenstillstand mit der Signoria abzuschließen. Er wird im Marienkloster, zwischen Arco und Riva, durch Paul von Liechtenstein, Bischof Georg von Trient, Ciprian von Serentein, Maxen's Hofkanzler, mit dem Venetianer Zaccaria Contarini und mit den Bevollmächtigten Ludwig's XII., dem mailändischen Stadtpräfecten Carl Juffré und Trivulzio, auf Grundlage des Bestehenden für drei Jahre geschlossen. Alles Eroberte behält Venedig, nur Adelsberg stellt es zurück.

Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß bei diesen Unterhandlungen die Vertreter Ludwig's XII. auf der Zustimmung ihres Gebieters beharrten und die Venetianer nichts desto weniger einen Separattractat mit Maximilian eingingen, welcher die Verbündeten: Rom, Spanien, England und Ungarn auf kaiserlicher, Frankreich, Spanien und die italienischen Conföderirten auf venetianischer Seite einschloß. Dieser Vorgang beschleunigte die Schwenkung der Politik Frankreichs, dem dieser Separatfriede höchst unwillkommen war. In der Sache Gelderns war ja Ludwig XII. Maximilian's Gegner, und die Schlappen des Habsburgers auf dem Boden Oberitaliens kamen ihm sehr gelegen. Die Signoria sollte ihre Sonderpolitik entgelten. So fanden sich der französische König und Maximilian, der mit Venedig abrechnen wollte, im Bündnisse von Cambray (10. December) zusammen. Was darin der deutsche Kaiser vom venetianischen Besitze zugesprochen erhielt, kam in der allgemeinen politischem Umschau bereits zur Sprache. Dem Könige von Ungarn, sobald er in die Liga trete, erscheinen das venetianische Dalmatien und „Slavonien" in Aussicht gestellt. Im April 1509 stand man vor einem neuen, aber allgemeinen Kriege von unabsehbaren Folgen.

Maximilian sah wie immer hoffnungsreich in die Zukunft, wie schlecht auch der Wormser Reichstag (1509, April) auf die Unternehmungen des Königs und den Venedigerkrieg zu sprechen war. So wollte er es zunächst mit den eigenen Mitteln versuchen. Fühlte er sich verpflichtet, das von Venedig Entrissene zurück zu erobern und die Kriegsehre seines Banners wieder herzustellen, so drängten ihn vor Allem die Botschafter Frankreichs und Spaniens, die Mitverbündeten, zu einer Waffenthat. Er möge wenigstens „einen kleinen Angriff mit Raub und Brand thun", damit man an die heimischen Höfe schreiben könne, „Sr. Majestät hätte angegriffen, wie klein das auch wär". Allerdings wird es auch nicht an Stim-

men gefehlt haben, die noch im letzten Augenblicke gerade das Gegentheil riethen, sich mit Venedig gegen Frankreich zu verbinden. Aber einer solchen Handlungsweise war Maximilian, Angesichts der Liga von Cambray und seinen Verpflichtungen gegen dieselbe, um so weniger fähig, je stärker sein eigener Groll gegen die Signoria war, und je weniger er von dieser Seite erwarten konnte. Die, welche Venedigs großartige Rüstungen genauer kannten, wie seine Unterhändler in Venedig, Peter Bender, hätten gerne den Krieg mit der Signoria vermieden gesehen. Denn schon im April 1509 hatte Venedig seine Flotte längst auf Kriegsfuß gesetzt, seine Grenzfestungen armirt und mit verstärkten Besatzungen versehen. Seit Februar waren 30,000 Mann zu Fuß, 3000 leichte Reiter und so schnell als möglich die Stradioten von den griechischen Inseln aufgeboten.

Der Kaiser konnte nicht so rasch ausgiebige Mannschaft zusammenschaaren, wie opferwillig auch seine eigenen Länder waren. Im Reiche zeigt man sich um so verdrossener. Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, seit dem Tode des Mainzers (1504, December) ein Orakel der Reichsfürsten, war dem Wormser Tage fern geblieben und lehnte trotz alles Drängens Maximilian's die oberste Feldhauptmannschaft ab, nicht minder auch alle Thätigkeit, für eine „eilende, tapfere und förderliche Hülfe“ zu sorgen. Der Kaiser konnte bei der Sachlage im Reiche und der Schwierigkeit, aus den Vorlanden und den österreichischen Ländern die einzelnen Streitkräfte zusammen zu ziehen, nicht schnell losschlagen, wie die Franzosen, und keine solche Streitmacht aufbringen. Als diese (14. Mai 1509) bei Agnadello oder Ghiradadda (Chiaraddadda), wie sie die Schlacht benannten, Venedigs Feldherrn, den „Zauderer“ Pitigliano und den „Heißsporn“ Alviano überwanden; — konnte nun auch Kaiser Max zu den Waffen greifen und kündigte mit dem Beginne des Juni seine Kriegsbereitschaft an. Alviano's Aeußerung nach der großen Niederlage: „Der König von Frankreich dürfte wohl Venedig etwas abgewinnen, nicht aber der Kaiser“, schien bald widerlegt. So schnell, wie Frankreich nach seinem glänzenden Siege das ihm vom Bündnisse zu Cambray zugedachte Brescia, Bergamo, Crema, Cremona und Chiarababba — sein nennen konnte (es genügten hiezu zwei Wochen), ging es nicht mit den Rückeroberungen und Occupationen des Kaisers, immerhin aber rasch genug; der Schlachttag von Agnadello bewog auch die Schweizer, von den Soldverträgen mit der Signoria zurückzutreten, welche deren Botschafter Savorgnano eingefädelt hatte. Ueberdies erwärmten

sich jetzt die deutschen Reichsstände für den Krieg, und manche sandten ihre Fehdebriefe der Republik zu. Alle Angebote Venedigs an Maximilian, ihn vom Kriege abzubringen, sind vergeblich.

Maximilian's Heer erscheint mit 15,000 Mann vor Roveredo; Georg von Liechtenstein führt am 1. Juni den Befehl. Die Stadt ergiebt sich. Der Bischof Georg von Trient und die Grafen von Arco bringen die ganze Umgebung des Gardasee's, Riva, Penede, Nago, Torbolo zur Unterwerfung. Dann zieht man durch die Klause gegen Verona. Am 17. Juni begiebt sich Max selbst von Trient an den Gardasee, ohne daß jedoch die angekündigte Besprechung mit dem Botschafter Ludwig's XII., Cardinal Rohan, zu Stande kommt. Verona öffnet den Kaiserlichen widerstandslos die Thore. Die anderen Städte, so Vicenza, Padua folgten bald diesem Beispiele, Treviso ausgenommen; aber die Landbevölkerung war allüberall der Signoria treu ergeben und fügte den Kaiserlichen großen Schaden zu. Bald brach im Vicentinischen Gebiete ein Aufstand los.

Maximilian, der sich vom Gardasee nach Trient zurückbegeben, war den 1. Juli wieder aufgebrochen, um mit neu gesammelten Truppen durch das Valsugan vorzubringen und die bedrohte Verbindung seiner Kriegsmacht bis Bassano frei zu machen; mußte jedoch um die Mitte des Monats vor Feltre und Belluno zurückweichen.

Erich von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der gleichzeitigen Unternehmungen gegen Friaul, sollte nun durch seinen Angriff Luft machen. Und es war hohe Zeit, denn Venedig bot Alles auf, um Padua zurückzugewinnen, das bereits im Juni kaiserlich geworden war, und sein kräftiger Vorstoß von Treviso gegen Castelfranco, sollte schon am 17. Juli für den Besitz von Padua verhängnißvoll werden. An diesem Tage gelingt es Andrea Gritti, die wichtige Stadt dem tapfern kaiserlichen Hauptmann Tressini zu entreißen, und Tags darauf auch das Castell zur Uebergabe zu zwingen. Es lag nun Alles an der Rückeroberung Padua's.

Inzwischen hatten aber auch wichtige Ereignisse auf dem Boden von Görz, Istrien und Friaul stattgefunden. Dort lag die Kriegsführung in den Händen Erich's von Braunschweig. Unter ihm befehligten Christoph Frangepani, ein gefürchteter Mann der Waffen, Christoph Rauber, Bischof von Laibach, Marx Sittich von Ems und Hanns von Auersperg. Auch der junge Sigismund von Herberstein, der damals das Kriegshandwerk erst begann, fand Gelegenheit sich auszuzeichnen, und er-

scheint zugleich als Berichterstatter dieses Krieges. Triest war einer der ersten Orte, der wieder österreichisch wurde (4. Juli). Ebenso Görz und Fiume. Gradiska wehrte sich länger. Frangepani warf die Venetianer aus dem Mitterburgischen, aus dem Karstgebiete, eroberte Duino, Erich von Braunschweig Castelnuovo und Raspurgo.

Aber für die Kriegsführung des Kaisers selbst war der Einbruch des Herzogs in's Cadorische, die Eroberung von Feltre und Belluno das Maßgebendste, denn nun konnte Max gegen Bassano vorbringen und hier wieder Stellung nehmen (5. August). Schon Ende August stand der Kaiser und sein ganzes Belagerungsheer vor Padua, das der alte Pitigliano vertheidigte. Ferraresische, päbstliche, auch französische Krieger zeigen sich im kaiserlichen Lager. Alle Beschießung, alle Anstrengung der Hauptstürme (20.—26. September) konnten die Wiedereroberung des festen, wohlversorgten Platzes nicht bewirken. Es waren kriegerische Schauspiele, deren Herrlichkeit ein Augenzeuge schildert, aber Anfang October gab der Kaiser die Belagerung auf und befand sich den 20. dieses Monats wieder in Verona.

Ebenso nahm der Friauler Krieg nicht den gewünschten Fortgang. Denn der Hauptangriff auf Udine (Weyden) und Cividale (Sibidad), 27. Juli bis 2. August, führte zu keinem Ergebniß; ja vor Cividale brachte Contarini den Kaiserlichen eine Schlappe bei. Der Provveditore Gradenigo wehrte sich tüchtig. Auch Monfalcone (Neumarktl), vor welches die Krainischen zogen, konnte nicht genommen werden. Dagegen fiel Kloster Rosazzo, der wichtigste Punkt zwischen Cormons und Cividale (30. Juli), Tolmezzo (Tulmein) am Tagliamento (3. September) in die Hände der Kaiserlichen. Aber Raspo (Raspurg) eroberten wieder die Feinde (5. November) und vor Marnfels konnten die Oesterreicher „nichts schaffen" (November), wie die genauen Aufzeichnungen Sigmund's von Herberstein darthun, des jungen Kriegers, dem es gelang, bei Colmo (Mitterspill), die Proviantzufuhr unter Michele Marchese's de Gravisi Führung abzujagen, und den feindlichen Hauptmann, Contarini's Unterbefehlshaber, im Kampfe zu fällen. Auch auf der Ostseite des venetianischen Istriens, um Albona, drehte sich (December, Januar 1509/10) die Kriegsfrage. Allerdings war das Schlußergebniß des Kriegsjahres 1509 nicht das, was der Sommer erwarten ließ.

Mit dem Gefühle der Enttäuschung war Anfang October Maximilian nach Innsbruck zurückgekehrt und bedauerte vor Allem

den Verlust von Padua und Vicenza. Immerhin aber war der Feind aus den inneröfterreichischen Südgebieten verdrängt, seiner Eroberungen des Jahres 1508 entäußert; bis an den Quieto konnte der Braunschweiger seine Stellung vorschieben. Auf der andern Seite blieben Roveredo, Riva, Ala, Avio, Mori, Brentonico und die wichtigste Stadt des Festlandes zwischen dem Meere, Verona, der Signoria entrissen, in Maximilian's Händen. Das, was im Juli dieses Jahres der Orator der geängstigten Republik, Antonio Guistiniani, dem Kaiser in Bassano angetragen hatte, war allerdings ungleich mehr, allein der Kaiser hatte allen Grund, diese überschwänglichen Zusagen der schlauen Signoria nicht ernst zu nehmen. Sie waren eben so problematisch, wie die breite, stark moralisirende Rede, welche man dem Sendboten der Republik gewöhnlich in den Mund legt.

Das Kriegsjahr 1510, schien durch die Februar-Bewilligung des Augsburger Reichstages und das Zusammenwirken des Kaisers und Frankreichs gewinnbringend zu werden. Im April zog der kaiserliche Feldhauptmann Rudolph von Anhalt in das Paduanische und vereinigte sich hier mit den Franzosen unter Chaumont. Die Venetianer räumen das Feld; Vicenza, Feltre, Legnano wird ihnen entrissen; die Kaiserlichen nehmen Monselice; aber dann gewinnt die Signoria Oberhand und bedrängt zweimal Verona, ohne dieses tapfer vertheidigte Bollwerk den Kaiserlichen entreißen zu können. Sold und Truppenmangel hatten dem Kaiser einen persönlichen Heereszug nach Italien unmöglich gemacht.

Das Kriegsjahr 1511 zeigt vorzugsweise die harten Kämpfe um Verona. Venedig bietet Alles auf, diesen Schlüssel zum Etschthale den Kaiserlichen zu entreißen, doch wehren diese den anstürmenden Feind ab. Covolo und Peutelstein fallen den Tiroler Kriegern in die Hände (October). Im Inneröfterreichischen tobt der Kampf um Adelsberg; um den „Schilhertäber" im krainischen Pojkthale, nördlich von Zagurje und um Mitterburg. Frangepani schlägt bei Adelsberg den venetianischen Feldhauptmann Civrano entscheidend. Der Friauler Krieg nimmt im Hochsommer den eigentlichen Anfang. Erich von Braunschweig, Christoph Rogendorfer und der Liechtensteiner befehligen. Eine Parteiung in Udine erleichtert die Gewinnung des Vorortes Friauls; Feltre wird kaiserlich, so auch Cividale, ganz Friaul scheint es werden zu sollen. Auch Gradiska hatte man wieder in den Händen. Doch gelingt der überlegenen Macht Venedigs — Gradenigo hatte 18,000 Mann unter dem Löwenbanner — die Rückeroberung des

Ganzen. Nur Gradiska vermag Grimani, der Eroberer Cormons, trotz alles Aufwandes von Geschützfeuer nicht zum Falle zu bringen; denn Frangepani beschäftigte die Belagerer. Fiume wurde von den Venetianern in Brand gesteckt und geplündert; dagegen nahm Frangepani Mocco bei Triest und bedrohte Muggia, wurde jedoch von Civrano zurückgeworfen.

Das Jahr der entscheidenden Kämpfe zwischen der zweiten heiligen Liga und Frankreich (1512) ist zugleich die Epoche der lebhaftesten Anstrengungen der Ligisten, Maximilian mit Venedig auszusöhnen und von Frankreich abzuziehen. Bei den dreimaligen Unterhandlungen mit der Signoria forderte Maximilian die Lehnshoheit über alle venetianischen Besitzungen diesseits des Mincio und eine Lehngabe jährlicher 30,000 (60,000 ?) Gulden. Venedig verwarf dies und verlangte dem entgegen die Rückgabe aller Eroberungen des Kaisers, wofür es 600,000 Dukaten zahlen wolle. Es scheiterte die Friedenshandlung somit, doch kam es zu einer zehnmonatlichen Waffenruhe, und die Abmachungen des Gurker Bischofs mit den Ligisten zu Rom gewährleisteten dem Kaiser den Besitz von Verona, Vicenza, Gradiska und aller eroberten Orte.

Um so geräuschvoller gestaltet sich das Jahr 1513. — Zufolge einer neuen Verschiebung der diplomatischen Verhältnisse war Venedig wieder der Bundesgenosse Frankreichs geworden, während Maximilian und die Ligisten, vor Allem der spanische Ferdinand, gegen Beide zusammen standen. Der spanische Feldherr Cardona, Vicekönig Venedigs, dem ein kleines Heer der Kaiserlichen unter M. Lang, dem Gurker Bischofe, zuzog, rückt vor Padua (1. August 1513); doch hier befehligt der tapfere Alviano und hält die Stadt. Cardona wendet sich nun gegen Venedig selbst. Mestre sinkt in Asche, bis Venedig hin soll das Geschützfeuer der Ligisten gewüthet haben. Alviano drängt sie in das Brentathal zurück; sie leiden empfindliche Noth; da kommt es den 17. October zur Entscheidung vor Vicenza. Alviano wird auf's Haupt geschlagen, muß nach Treviso fliehen, und die Verbündeten können nun im Vicentinischen und Veronesischen ungehindert wintern. Ein anderer schwerer Schlag traf am Jahresschlusse (13. December) die Signoria durch den Verlust Marano's, des mercantilischen und strategetischen Hauptpunktes der Küste zwischen Venedig und Friaul. Vergebens waren alle Anstrengungen Venedigs, durch Savorgnano diese Beute den Kaiserlichen zu entreißen. Frangepani warf den Gegner zurück und eroberte Monfalcone; Udine, Cividale, Feltre, Belluno müssen große Brandschatzungen zahlen. Wie groß die Erbitterung Frangepani's gegen die immerdar feind-

lich gesinnte Bauernschaft ist, verräth seine Barbarei, indem er zweihundert Bauern von Muzzana, die seine Proviantverbindung störten, die Augen ausstechen und die Daumen abschlagen ließ.

Der große Brand, von welchem im Januar 1514 die Lagunenstadt heimgesucht wurde, schien ein böses Omen. Frangepani bringt Udine zur Unterwerfung; ganz Friaul scheint kaiserlich werden zu sollen. Johann von Neuhaus erscheint zum zweiten Male als Landesverweser Friauls, und nach Gemona beruft der kaiserliche Bevollmächtigte, Bischof Rauber von Laibach, das Friauler Generalparlament. Doch sollten bald die Dinge umschlagen. Alviano und Vetturi entsetzten das belagerte Osopo und schlagen den überraschten Frangepani. Der gefürchtete Feldhauptmann des Kaisers wird ihr Gefangener. Nun übernimmt die Führung der Oesterreicher Niklas von Salm, „der Hauptmann mit der eisernen Hand", wie ihn die Venetianer nach dem Zeugniß Herbersteins zu nennen pflegten. Allein seine Kriegsmittel waren zu unbedeutend, als daß er von seinem Hauptquartiere, Gradiska, aus Entscheidendes durchführen konnte. Immerhin schützte er Inneröfterreich und nahm den Gegner Vitturi bei Castiglione gefangen.

Aber mit den Ligisten in der Polesina wurde Alviano rasch fertig; Cardona muß sich bis Verona zurückziehen. Vicenza geht dem Kaiser verloren. Mit Frankreich verbündet bringen die Venetianer Vicenza zum Falle. Dann kommt es September und October zu Unterhandlungen der Waffenruhe.

Das Kriegsjahr 1515 ist nur durch die Rückeroberung Vicenza's, von Seiten der Ligisten unter Cardona bemerkbar; auf dem Friauler Kriegsschauplatze war es still geworden. Auch das nächste Jahr brachte allda nur im September Kämpfe um Bubrio, als der Venetianer Taddeo della Volpe die Waffenruhe brach. Um so bedeutsamer erscheint der Heereszug Maximilian's gegen Mailand. Wohl gelangt er mit seinen Söldnern von Peschiera, das eingenommen wird, bis Lodi und nimmt es mit Sturm; auch überschreitet er die Adda (23. März) und will Mailand angreifen. Aber er ist der fremdbürtigen Miethtruppen nicht sicher; seine Schweizer wollen gegen die Landsleute unter französischer Fahne nicht kämpfen. Er findet sich genöthigt, sie, die spanischen und italienischen Söldner, zu entlassen. Er zieht sich auf Verona zurück, aber auch seine deutschen Landsknechte demoralisirt der Soldmangel und harte Entbehrung; das Gefühl einer verunglückten Unternehmung macht sie doppelt verdrossen. Brescia konnte auf solche Weise der König nicht retten; es fällt in die Hände Frankreichs und Venedigs

(26. Mai). Auf dem Rückzuge von Verona, wie die Chronik Kirchmayr's von Ragen berichtet, meutern die Söldner. Vergebens stellt sich Kaiser Max mit dem Spieße in's erste Glied und spricht sie gütig an, um sie wieder botmäßig zu machen: „wollten sie ihn um seinetwillen nicht schonen, so mögen sie doch der Ehre teutscher Nation gedenken. Sie seien doch deutsch, es habe denn die Luft des welschen Landes seit fünf Jahren ihr Herz und Gemüth welsch gemacht. Sie sollten gedenken, Lanzknechte und nicht Schweizer zu sein." All' seine Credenz, sein Silbergeschirr und Kleinod will er ihnen ausliefern, wenn sie ausharrten. — Gepäck und Schießzeug bleibt zurück, er eilt auf den unwegsamen Pfaden voraus. Zu Lofers (Lavis), zwischen Etsch und Avisio, wär er „gar nahent erschlagen worden" und mußte hören, wie ihn die Tobenden einen „Strohkönig", einen „Apfelkönig" schalten. Das ganze Heer war auseinandergestoben. Zweimal greift nun der Feind Verona an. Von September bis Mitte October schwebt die wichtige Festungsstadt in Gefahr, Tirol bietet Alles zum Entsatze auf. Die Stadt findet an dem wackern Jörg von Frundsberg, Marx Sittich von Ems und an dem Römer Prospero Colonna entschlossene Vertheidiger und behauptet sich.

Da kommt es den 4. December 1516 zum Brüsseler Frieden, der die Waffenruhe mit Venedig als Vorspiel des endlichen Ausgleiches langjährigen Haders einleitet. Max liefert Verona für 20,000 Ducaten aus, behält jedoch Roveredo und das in Friaul Eroberte nebst Gradiska. Zu Mantua findet den 17. August 1517 in Anwesenheit des tirolischen Landeshauptmanns Leonhard von Völs eine neue Uebereinkunft mit der Signoria statt. Frangepani wird aus der venetianischen Haft gelöst, die Waffenruhe auf fünf Jahre verlängert und dem Kaiser die neue Südgrenze Tirols gesichert: Ampezzo (Kovolo, Peutelstein) und die vier Reichsvicariate (Ala, Avia, Mori, Brentonico) nebst Riva (Nago und Torbolo). Zu Angers wurde den 31. Juli 1518 abermals die Waffenruhe mit Venedig zum erneuten Abschlusse gebracht; doch kam es zur definitiven Regelung der Grenzverhältnisse zwischen Venedig, Friaul und Innerösterreich nicht einmal nach Maximilian's Tode (1519), in den sogenannten Wormser Kapiteln (vom 3. Mai 1521), und schleppte sich die Sache bis zum Congreßaustrage des Jahres 1535 unerquicklich fort.

Das waren die bei all' ihrem Wechsel ziemlich eintönigen Wechselfälle des langathmigen Krieges zwischen Venedig und Maximilian. Mit mehr Recht als in jedem andern Kampfe konnte der Habsburger, Angesichts der unerschöpflichen Hülfsmittel seines Gegners und im

Gefühle der eigenen materiellen Unzulänglichkeit, in seinem gemüthlich selbstbelächelten Reiterlatein ausrufen: „Est enim una res miserabilis nostra paupertas“. „Es ist ein elendiglich Ding unsere Armuth!“ Dennoch war der Erfolg nicht unfruchtbar für die Grenzengestaltung seines Staates.

6. Die habsburgisch-spanische Wechselheirath. Maximilian und die Jagellonen bis zum Wiener Congresse von 1515.

Literatur. Ranke, Prescott, Lanz (vgl. auch Perkmann's o. a. Abh.). Ueber das Verhältniß zu Ungarn vgl. die Lit. zum X. Buche, 12. Abschn., und zum 1. u. 2. des XI. Buches. Specialquellen: außer Tubero, Velius, Dubravius, Gerard de Roo, Pontus Heuterus, Fugger-Birken und Isthuanffi (hist. Hung.), namentlich zur Geschichte der habsb.-jagell. Verhandlungen und des Wiener Congresses: Cuspinian, Diarium 1502—1527 (h. v. Karajan in den fontes rer. austr., I. A., I.) und congressus ac celeberrimi conventus Caesaris Maximiliani et trium regum Hung., Boh. et Pol. in Vienna Pannoniae mense Julii a. MDXV. facti, brevis et verissima descriptio (1515), 2. A. (1601) (Opp. Cusp.); Ricc. Bartholinus, Odoeporicon i. e. Itiner. reverend. in Cho. patris et Dom. D. Mathei S. A. Cardin. Gurc. coodjut. Salisburg. quaeque in conventu Maxim. C. A. sereniss. que regum Vladislai, Sig. et Ludov. memoratu digna gesta sunt (1515 gedr. u. b. Freher-Struve, II., 613—672); Herberstein, Sigm. m. Lebensraytung a. a. O.; Decius, Joh. Lud., Liber de Sigismundi regis temporibus, gedr. 1521 (anwesend i. Wien (1515) als Secr. des K.); Wapowski, Erzb. v. Gnesen (fragmentum, gedr. 1593); Gorski, in s. Comm. zu den Actis Tomicianis, III. Vgl. die Untersuchung der Quellen z. Gesch. des Wiener Congresses b. Liske, i. s. Abhandlung i. d. Forsch. z. deutsch. Gesch., VII. Bd., über den Wiener Congreß. Gindely's Abh. im 51. Bde. des Arch. f. K. österr. Gesch. Vgl. über Maximilian's I. Plan, Ungarn und Böhmen mit Deutschland zu vereinigen in Höfler's böhmischen Studien, 12. Bd. ebenda (des Arch. f. K. österr. Gesch.).

Der folgenschweren spanisch-habsburgischen Wechselheirath wurde bereits in der Skizze der allgemeinen politischen Verhältnisse gedacht; wir müssen noch einmal auf den Ausgangs- und Endpunkt dieser politischen Angelegenheit zurückkommen, um sie in ihrer ganzen Bedeutung schärfer zu zeichnen.

Von den fünf Kindern aus der Ehe Ferdinand's von Arragon mit Isabella von Castilien waren vier Töchter, und eins der langersehnte Thronfolger Johann (geb. 30. Juli 1478), der „Prinz von Asturien“, dem an Alter die Infantin Isabella voranging. Dann folgte (1479, 6. November) eine Schwester, Johanna, der

noch zwei jüngere sich anreihten. Daß Frankreichs König, Ludwig XI., unmittelbar nach Maximilian's Vermählung mit Maria von Burgund die Annäherung zwischen den Höfen Arragon-Castiliens und Burgund-Oesterreichs besorgte und bei Zeiten zu kreuzen bemüht war, beweist sein Vertrag mit Spanien vom Jahre 1478, worin Ludwig XI. jeder Verbindung mit Portugal entsagt, dagegen aber Ferdinand und Isabella das Gleiche bezüglich Maximilian's und Maria's thun müssen. Diese Abmachung konnte aber bei den nachbarlichen Zwistigkeiten und Ansprüchen der Reiche hüben und drüben der Pyrenäen keinen ernsten Bestand haben. Der spanische Hof zeigt sich in den Jahren nach dem Tode Ludwig's XI. einer Annäherung an Maximilian nicht abgeneigt. Dies beweist die Thatsache, daß K. Ferdinand, sobald er die Nachricht von der Gefangennehmung des deutschen Königs (1488) in Brügge empfing, Botschafter nach den Niederlanden abgehen ließ, um für die Befreiung Maximilian's zu wirken. Dieser entbot nun eine Gegengesandtschaft an den spanischen Hof, um ein Waffenbündniß gegen Frankreich anzubieten und für sich um die Hand der ältesten Infantin, Isabella (geb. 1470, 1. October), zu werben. Ferdinand und Isabella nahmen die Sendboten bestens auf, lehnten jedoch das Waffenbündniß ab und gaben in Hinsicht des Heirathsprojectes die Erklärung: Isabella sei bereits dem portugiesischen Thronerben versprochen (es geschah bereits 1479), immerhin sei man jedoch bereit, dem verwittweten (kaum dreißigjährigen) Habsburger, oder wenn nicht ihm, so doch seinem Sohne Philipp, nach getroffener Vereinbarung eine der drei jüngeren Töchter zu vermählen. Maximilian selbst entschied sich jedoch bald für die bretagnische Heirath, die durch den Gewaltstreich Karl's VIII. vereitelt wurde. Als Gegner des Brauträubers verbanden sich damals zu Gunsten Anna's von Bretagne England und Spanien mit Maximilian, dem doppelt beleidigten Habsburger. 1492—93 suchte Karl VIII. das drohende Waffenbündniß zu trennen und nicht ohne Erfolg. Vier Monate vor dem Frieden zu Senlis schlossen die Bevollmächtigten des Franzosenkönigs (19. Januar 1493) mit dem spanischen Königspaare den Tractat von Barcelona ab, worin sich die Rückgabe der Pyrenäenstädte Rousillon und Cerdagne an die Krone Castilien-Arragon und der wichtigste Punkt findet, daß Ferdinand und Isabella in Hinsicht ihrer Kinder ohne Karl's VIII. Zustimmung weder mit dem englischen noch habsburgischen Herrscherhause noch mit anderen Feinden Frankreichs eheliche Verbindungen aufrichten dürften.

So sehen wir durch die Politik der Valois einen neuen Riegel dem unbequemen Heirathsprojecte vorgeschoben. Aber Karl's VIII.

neapolitanischer Eroberungszug und die Bildung der gegnerischen heiligen Liga, zu der auch der spanische König zählt, mußten einer neuen Annäherung Habsburgs und Spaniens günstig werden. Ja, wie der gut unterrichtete Chronist Spaniens, Mariana, verbürgt, suchte der Arragonese den deutschen König gerade dadurch für das Waffenbündniß gegen Frankreich (31. März 1495) zu gewinnen, daß er ihm eine engere Familienverbindung in Aussicht stellte und bald mit dem Plane einer Doppelheirath hervortrat. Allen Ränken zum Trotz, welche nun Frankreich bei Maximilian aufbot, brachte der Botschafter Ferdinand's und Isabella's, Franz von Rojas, die endgültigen Vereinbarungen in Flandern zu Stande.

Den 22. August 1496 verließ die spanische Johanna ihre Eltern, um aus dem asturischen Hafen von Laredo mit 130 Schiffen abzusegeln und ihrem Verlobten, Erzherzog Philipp, in die Niederlande zugeführt zu werden. Die Vermählung fand den 21. October 1496 zu Lille statt. Auf dem gleichen Brautschiffe, von den zahlreichen Schiffen begleitet, begab sich die habsburgische Margarethe nach Spanien, um mit ihrem Bräutigam, dem Infanten von Spanien, Johann, vereinigt zu werden. Starke Herbststürme drohten der Flotte das Schlimmste. Doch inmitten dräuender Todesgefahr bewies sich Margarethe ihres muthigen Vaters würdig. Inmitten allgemeiner Verzweiflung improvisirte sie ihre humoristische Grabschrift, den bekannten Reim: Ci gist Margot, la gentil' demoiselle, qu'a deux maris et encore est pucelle (Hier liegt Margot, das vornehme Fräulein, die zwei Gatten besaß, d. i. Karl VIII. und Johann von Spanien, und noch Jungfrau ist). Allein der Wellentod war der Habsburgerin nicht bestimmt, wenn auch kein langes Eheglück. 1497, den 3. April, mit dem spanischen Thronfolger in der Kathedrale zu Burgos verbunden (3. April 1497), verlor sie noch in dem gleichen Jahre ihren jungen Gatten durch den Tod, und so erschloß sich dem zweiten Ehepaare, Johanna und Philipp, die Aussicht auf die Thronfolge, zunächst in Castilien, wie dies schon der öffentliche Akt vom Jahre 1502 verbürgte.

Wir kennen die Hauptmomente in den Folgen der spanisch-habsburgischen Heirath; sie knüpfen sich an den Tod Isabella's (1504, 26. November), an den Tod Philipp's des Schönen (1506, 12. September), an K. Ferdinand's zweite Ehe mit Germaine von Foix, Ludwig's XIII. Nichte und an das Testament des spanischen Königs, dessen Inhalt denn doch das besiegelte, was Frankreich mit allen Mitteln hintanzuhalten bemüht war, die Universalerbschaft

Karl's (V.) von Burgund, des erstgeborenen Sohnes Johanna's und Philipp's, des Enkels Maximilian's und Ferdinand's des Katholischen. Den 23. Januar 1516 stirbt Ferdinand, Ximenez wahrt dem Enkel seines hingeschiedenen Gebieters das Erbe. Den 13. April wird Karl zum Könige in Madrid ausgerufen, aber erst den 13. September 1517 landet er in Spanien, um die Herrschaft des Reiches jenseits der Pyrenäen anzutreten.

Während diese glückliche Lösung der Entwürfe und Hoffnungen Maximilian's sich vorbereitet, war es dem planreichen Kaiser gelungen, ein zweites Heirathsproject zu verwirklichen, dessen Folgen für die Gestaltung des österreichischen Staatslebens geradezu entscheidend werden mußten.

Wir berührten an anderer Stelle die wichtigsten Verträge zu Gunsten des habsburgischen Erbrechtes auf Ungarn, die den Tagen Kaiser Friedrich's III. (1462—1491) angehören und müssen ihrer, des Zusammenhanges mit dem Späteren willen, nochmals und genauer gedenken. Der Oedenburger Vertrag mit Mathias Corvinus vom 19. Juli 1463 (ratif. den 26. Juli, auch von P. Pius II. den 22. October) fand in der Uebereinkunft von Stuhlweißenburg (1469, 3. April) die ständische Bestätigung und eine genauere Fassung dieses habsburgischen Erbrechtes. Es wird ihm oder seinem Sohne Maximilian zugestanden, oder „wenn es mehrere Nachkommen derselben gäbe, Einem von ihnen, welchem das Reich (Ungarn) selbst in der Wahl zum Könige den Vorzug gäbe". Mathias setzte sich seit 1476 und dem Gmundener Frieden vom December 1477 über diese Vereinbarungen hinweg; er verfügte zu Gunsten seines eigenen natürlichen Sohnes über die Thronfolge, ohne dieselbe ihm sichern zu können, dann kam es zur Wahl des Jagellonen, des Böhmenkönigs Wladislaw's, zu der Heerfahrt Maximilian's im Interesse jener habsburgischen Ansprüche und endlich zum Preßburger Ausgleiche und Reichsfrieden vom 7. November 1491 — zwischen den Habsburgern und dem genannten Wahlkönige und dieser dynastische Vertrag, dessen Hauptpunkt die gleiche Fassung wie in der Urkunde von 1469 zeigt, fand 1491—92 durch die uns bereits bekannten Bestätigungen oder Willebriefe ungarischer und croatischer Magnaten seine Anerkennung. K. Max überlieferte diese wichtigen Consensualurkunden dem Kanzler Konrad Stürzel, und der Letztere gab sie in Verwahrung dem Augsburger Rathe. So kam es, daß diese Schriftstücke im Wiener Hofarchive nicht vorhanden waren, als dann Maximilian's zweiter Enkel,

Ferdinand I., seine Ansprüche auf die ungarische Krone verfechten ließ und der Anwalt derselben ihrer nicht gedachte (1527).

In Ungarn trat jedoch schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine starke Oppositionspartei dem schwachen Königthum Wladislaw's in den Weg; ihr Haupt war der Erstgeborene des reich und mächtig gewordenen Erbgrafen der Zips und Palatins Stephan Zápolya. Für diesen selbstsüchtigen Magnaten war der Tod des corvinischen Königs ein Treffer geworden, nicht so für seine Verbündete, Königin Beatrix, die heirathslustige Wittwe, deren Liebesmühe und Geldaufwand zu Gunsten des Jagellonen Wladislaw's unbelohnt bleiben sollte. Sie klammerte sich an das halbe Heirathsversprechen Wladislaw's, hatte sogar die Stirne, einen Prozeß diesfalls bei der römischen Curie anzustrengen, der begreiflicher Weise fruchtlos blieb, erlebte noch den Sturz ihres Hauses in Neapel durch die französische Invasion und starb, vom rächenden Geschick verfolgt, in der bedrängtesten Lage, nahezu Bettlerin.

Stephan Zápolya spielte dagegen die erste Rolle im Ungarnreiche, stand in Erbverbindung mit dem kinderlosen Laurenz Ujlaky, dem reichsten Kavaliere Ungarns, und aus seiner Ehe mit der schönen und stolzen Tochter des Teschner Piastenherzogs, Hedwig, erwuchsen ihm drei Kinder: Johann, Georg und Barbara. Der Erstgenannte wurde nach dem Tode des Vaters (1499) das Haupt des Hauses, dem durch den Anfall des großen Erbes aus der Verlassenschaft Johannes Corvinus (1564) noch weiteres reiches Gut in West-Ungarn und Siebenbürgen zukam.

Johann Zápolya gebietet über einen starken Anhang der dem Hofe abgeneigten Adelspartei, und sein Blick wendet sich der ungarischen Krone zu. Denn spät erst war K. Wladislaw zur Ehe geschritten, führte (1502) Anna von Candale als Gattin heim, und das erste Kind dieser Ehe war eine Tochter, Anna, deren Hand der ehrgeizige Woiwode Siebenbürgens, Johann Zápolya, als Mittel zur Erlangung dereinstiger Herrschaft im Ungarnreiche in's Auge faßte. Um so dringlicher erschien nun ihm und seiner Partei die Nothwendigkeit, den Ansprüchen der Habsburger und dem Anschlusse des ungarisch-böhmischen Hofes an Maximilian durch einen geharnischten Protest gegen die etwaigen Folgen des Preßburger Vertrages von 1491 entgegenzutreten. Es kam nämlich zum Herbst-Landtage des Jahres 1505, den diese Ständefaction ganz beherrschte, da selbst die bedeutendsten geistlichen Häupter der ungarischen Hofpartei, die Bischöfe Bakács und Szathmáry, ihr aus Opportunitätsgründen in dieser Frage zufielen. Die lebhaften Ver-

sammlungen gipfelten in dem Beschlusse vom 12. October, daß bei Strafe des Hochverrathes Niemand einen Fremdländer auf den Thron Ungarns befördern dürfe.

Dieser Beschluß war ein zu offener Schlag gegen die Verträge von 1463—1491, als daß ihn K. Max ruhig hinnehmen konnte. Er erläßt Abmahnungsschreiben an die ungarischen Reichsstände, beginnt zu rüsten und bringt zunächst an den Kölner Reichstag von 1505 eine Beschwerde, worin über die thronräuberischen Absichten „Graf Stephan's Son von Zipsse", d. i. Johann Zápolya, geklagt, die Gefahr eines langwierigen Kampfes zwischen dem genannten Usurpator und dem Hause Habsburg-Burgund, zum Schaden einer gemeinsamen Unternehmung Deutschlands und Ungarns wider den Türken, erörtert und die moralische Verpflichtung der deutschen Reichsstände betont wird, dem K. Wladislaw beizustehen, „damit noch bei Zeiten des jetzigen Königs Böhmen und Ungarn an das Reich gebracht werde, wie solches auch vor Zeiten gewesen ist". Auf diesen Gedanken und die Erklärung, der König wolle Leib und Gut nicht sparen, „damit ein guter Schild wider die Ungläubigen gemacht" werde, kommt auch eine zweite Werbung an den Kölner Reichstag zurück.

Die drohende Haltung Maximilian's und die gefährliche Macht der Partei Zápolya's bestimmten den friedliebenden Jagellonen Wladislaw, der habsburgischen Kriegserklärung durch Friedenshandlungen in Wiener-Neustadt und Ofen (März 1506) zu begegnen, in denen schon eines Vertrages über die eventuelle Verlobung der Königstochter Anna, oder einer noch zu erwartenden Schwester derselben, mit dem jüngern Enkel Maximilian's, Ferdinand, gedacht und die Vormundschaft Maximilian's über Wladislaw's Kinder, im Falle dessen Todes, verbrieft erscheint. Dessen ungeachtet läßt K. Max das Kriegsbanner gegen Ungarn erheben, um eben die Gegenpartei einzuschüchtern. Der ungarische Hof, der das Aufgebot wider den Habsburger doch nur zum Scheine erlassen und zusah, wie der deutsche König Preßburg, Oedenburg, die Schütt und Eisenburg ohne Schwertstreich besetzte, ging auf die Erklärungen Maximilian's von Eisenburg aus (24. Juni) bereitwilligst ein und schickte an dem gleichen Tage Bevollmächtigte zu weiteren Unterhandlungen ab. Die Geburt eines Sohnes Wladislaw's (1. Juli), des ersehnten Thronerben Ludwig, erleichterte ungemein die Lösung der Krise, denn sie schob den Streitpunkt gewissermaßen in ungewisse Ferne. Der Mutter kostete die Geburt das Leben, ein Unglücksfall, der den Jagellonen schwermüthig, doppelt ängstlich und willenlos machte.

So kam es in Wien zwischen den Delegirten Ungarns und Maximilian zum Vertrage vom 19. Juli 1506, worin das habsburgische Erbrecht auf Ungarn, mit Hinweis auf den Preßburger Frieden von 1491, ausdrücklich gewährleistet erscheint. Die Ratificirung dieser Wiener Abmachungen erfolgte schon am 5. August. Die weiteren diplomatischen Aufträge Maximilian's beim ungarischen Hofe übernahm der gelehrte Humanist Spießhammer (Cuspinianus) aus Ostfranken, ein gewandter Kopf. Daß Maximilian aus Anlaß der Wiener Punctationen den deutschen Ständen entbieten ließ: „dadurch werde die k. Majestät und deutsche Nation, so Gott will, gegebenen Falles an ihrer erblichen und andern Gerechtigkeit des Königs Ungarns nicht Mangel haben", entspricht vollkommen dem Inhalte seiner Werbung vom Jahre 1505 an den Kölner Tag. Cuspinian vertrat den Habsburger, der Fünfkirchner Bischof Szathmáry und sein ehemaliger Standesgenosse, jetzt Klosterbruder, Pruiß, ein wichtiger Mann in den letzten Jahren des Corvinen Mathias und zur Zeit der Wahlstreitigkeiten nach dessen Tode, den König Ungarns und Böhmens. Es kommt den 12. November 1507 zu einem neuen, die künftige habsburgisch-jagellonische Wechselheirath neu regelnden Vertrage, wonach einer der beiden Enkel des Kaisers: Karl oder Ferdinand mit Anna, und Ludwig, der jagellonische Thronfolger in Ungarn und Böhmen, mit Katharina, der nachgeborenen Tochter Philipp's des Schönen, Maximilian's Enkelin, oder mit deren älteren Schwester Maria, verbunden werden sollten. Die erste Bestimmung zeigt also eine Alternative, welche mit den anderweitigen (französisch-englischen) Heirathsplänen Maximilian's zusammenhängt.

Der April-Landtag Ungarns von 1507 hatte aber eine so gehässige Stimmung gegen die Verhandlungen mit dem Habsburger an den Tag gelegt und durch die Uebertragung der zweiten Reichshauptmannsstelle an J. Zápolya das Uebergewicht seiner Partei derart begünstigt, daß der eingeschüchterte König, überdies durch die Vertagung seines Lieblingswunsches, das Söhnlein Ludwig schon am 1. Juli 1507 gekrönt zu sehen, höchst beunruhigt wurde. Allerdings erfüllten 1508, den 4. Juni, die ungarischen Reichsstände diesen Wunsch, knüpften jedoch die Gewährung an Wladislaw's bestimmtes Versprechen, für den Todesfall weder Maximilian noch einen andern ausländischen Fürsten zum Vormunde seiner Kinder zu bestellen.

Seit 1510 tritt das Project der habsburgisch-jagellonischen Wechselheirath wieder in den Vordergrund, während

1508—9 die Ligisten von Cambrai, Maximilian an der Spitze, K. Wladislaw zur gemeinsamen Bekämpfung Venedigs aufzuforderu nicht unterließen. Aber die Zukunft seines Sohnes, die ungarisch-böhmischen Reichsangelegenheiten und die Leere des Staatssäckels hinderten Wladislaw an einer Betheiligung an diesem Kriege.

In den diplomatischen Vereinbarungen des Jahres 1511 tritt wieder die Verlobung Anna's mit Ferdinand und Ludwig's mit der Habsburgerin Maria auf die Tagesordnung. Andererseits wiederholte bald Johann Zápolya seine ungestümen Werbungen um die Hand der Tochter Wladislaw's, und die Gunst der Umstände war seinen antihabsburgischen Plänen insofern günstig, als Polens König (seit dem Jahre 1506), Sigismund, Wladislaw's jüngster Bruder, ihm verschwägert und eng befreundet wurde. Sigismund nämlich faßte den Entschluß, die schöne Schwester Zápolya's, Barbara, zu ehelichen. Der Krakauer Dombekan Tomicki, einer der wichtigsten Diplomaten des polnischen Jagellonenhofes, hatte den Auftrag, die Zustimmung des Ungarn- und Böhmenkönigs für diese Heirath mit der Schwester des ihm unbequemsten Magnaten zu gewinnen und bediente sich dabei nicht ohne Erfolg der Beihülfe des Beichtvaters Wladislaw's, Michael Hommel, so daß Wladislaw selbst dem Bruder die Schwester Zápolya's als „tugendreiche“ Braut empfahl, die überdies mütterlicherseits dem Piastenstamme angehöre. Allerdings durchschaute endlich die österreichische Hofpartei, Szathmáry an der Spitze, die diplomatische Intrigue und bewog den König, diesen politischen Mißgriff wieder gut zu machen und bei dem polnischen Hofe auf die Lösung der ganzen Verlobungsangelegenheit zu bringen. Aber es fruchtete nichts. Sigismund war fest entschlossen, Babara zu ehelichen, und seine Verstimmung gegen Maximilian zeigt sich durch die Spannung mit dem deutschen Ordensmeister, Albert von Brandenburg, gefördert. Vor Allem aber erschien das habsburgische Project auf Ungarn und Maximilian's universalmonarchische Tendenz dem polnischen Hofe äußerst bedenklich. So kam es, daß den 8. Februar 1512 die Krakauer Vermählung Sigismund's mit der Schwester Zápolya's und deren Krönung als Polenkönigin vor sich ging; eine Thatsache von maßgebendem Einflusse auf die selbstbewußte Haltung ihres Bruders.

Der Kanzler des Königs, Bischof Szathmáry, die Seele der österreichfreundlichen Hofpartei, verstärkte sich nun mit dem Palatin Emerich Perényi und mit Stephan Báthory gegen das drohende Uebergewicht der Zápolyaner.

Auch der römische Stuhl arbeitete damals insofern gegen den

kaiserlichen Einfluß, als der Legat Staphyläus nicht bloß den Polenkönig zur Nichtbeschickung des Pisaner Concils vermochte, sondern auch den ungarischen Hochclerus bewog, seine Vertreter, den Cardinalprimas Bakács und den Bischof Johann Frangepani (von Modrusch) auf das lateranensische Concil Julius' II. zu entsenden.

Am entschiedensten aber legte sich Tomicki bei seiner neuen Sendung an den ungarischen Hof gegen die habsburgische Politik in's Zeug. In geheimer Besprechung suchte er Wladislaw zu überzeugen, die Hofpartei wolle schon jetzt die ganze ungarische Reichsgewalt dem Kaiser Max in die Hände spielen. Der Habsburger werde Ungarns Macht und Einkünfte für seine selbstsüchtigen Zwecke ausbeuten und darum möchte bei Zeiten Sigismund seinem Bruder die Augen öffnen. Er empfehle seiner Gunst das arg verleumdete Haus Zápolya. Wladislaw war jedoch von Szathmáry's Plänen zu gut berathen, als daß er sich von der Beredsamkeit Tomicki's so leicht hätte überzeugen lassen. Dies bewies seine ausweichende Antwort. Tomicki berichtete daher auch seinem Könige, Szathmáry und seine Partei würden Alles aufbieten, dem Polenkönige nach Wladislaw's Tode die obervormundschaftliche Gewalt in Ungarn durch einen Krieg mit der Moldau und Walachei zu verleiden, und es müsse daher Sigismund die bereits angetragene persönliche Zusammenkunft mit Wladislaw und den Sturz des ränkevollen Szathmáry, der den Ungarnkönig beherrsche und ausbeute, durchzusetzen bemüht sein.

Die Jahre 1513 und 1514 boten für K. Wladislaw harte Prüfungen. 1512 hatte Sultan Selim I. seinen Vater entthront, Brüder und Verwandte den Henkertod sterben lassen und die Periode des größten Machtaufschwunges der Pforte, also auch der wachsenden Gefährdung des ungarischen Reiches begründet. Ein Beutezug auf osmanisches Gebiet gegen den Willen des darin mit Recht ängstlichen Ungarnkönigs unternommen, verschaffte dem Woiwoden (1513, Sommer) Siebenbürgens, Johann Zápolya, wohlfeile Lorbeeren. Mit tausend Reitern brach er nun gegen Ofen auf, drang mit Gewalt in die Ofener Burg und erneuerte mit Ungestüm die Werbung um Anna's Hand. Wladislaw suchte mit Vertröstungen des lästigen Freiers los zu werden und strebte die Sicherung des Friedens mit der Pforte an. Aber alsbald brach der Grenzkrieg mit dem Pascha von Türkisch-Bosnien los, und die Aussicht auf einen allgemeinen Türkenkrieg mahnte zu Rüstungen; zunächst zur Botschaft an den römischen Stuhl, dessen Besetzung durch den Mediceer Leo X. die eigenen überschwenglichen Hoffnungen des Cardinalprimas Thomas

Bakács im Conclave vom 4.—11. März 1513 arg enttäuschte. Er hatte auf die Wirkung großer Geldsummen und noch größerer Versprechungeu gerechnet.

Der neue Papst richtete nun den gebeugten Kirchenfürsten durch dessen Ernennung zum Legaten für den Nordosten Europa's auf und gab ihm die Kreuzbulle für Ungarn mit, als geistliches Rüstzeug zum Türkenzuge, leider nur zu bald die verhängnißvollste Gabe. Bakács wollte dem goldenen Legatenkreuze und der päpstlichen Vollmacht alle Ehre erweisen, er war Feuer und Flamme für den Türkenzug. Seiner überfließenden Beredsamkeit setzte der König, von einer richtigen Ahnung geleitet, bedeutungsvolles Schweigen entgegen; aber nur wenige der Staatswürdenträger bekämpften die Kreuzzugsidee, am nüchternsten und gründlichsten der Schatzmeister Telegdy. Er warnte vor der Ansammlung des Gesindels, das nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen hofft, unter die Kreuzfahne, vor Allem wies er auf den bedrückten, gemißhandelten Bauernstand hin, auf den grundherrlichen Uebermuth der eigenen Standesgenossen und auf die Rachegelüste des Unterthans, wenn man ihm die Waffen in die Hand lege. Allein sein Kassandraruf verhallte wirkungslos.

Mit unheimlicher Freude begrüßt die ungarische Bauernschaft allerorten, von Pest bis Kaschau, von Veszprim bis Großwardein, die Veröffentlichung der Kreuzbulle (16. April 1514) zur Zeit des Osterfestes. Sie verkündigt ihr wahrhaftig die Auferstehung von all' dem Drucke, den sie seit dem Tode des Corvinen durch die Willkür der Adelswirthschaft hatte erdulden müssen; sie bedroht mit Strafen der Kirche jeden Versuch, den gemeinen Mann mit Gewalt vom „heiligen Kriege“ zurückzuhalten. Georg Dózsa, der Székler, dem seine Tapferkeit im Türkenkampfe soeben eine königliche Schenkung, Adelsrang und Kleidung verschafft, empfängt aus der Hand des Cardinallegaten (30. April) den Oberbefehl und die Kreuzfahne, und bald schaaren sich an 40,000 Mann darunter zusammen, Bauern, die ihren Grundherren grollen, verarmte Adelige und Kleinbürger, auch unzufriedene Priester und verkommene Menschen, — ein Heer von Existenzen, die nicht bloß an den Kampf wider die Ungläubigen denken, sondern nach einem Umschwung ihrer Lage verlangen, an Selbstbefreiung und Theilung der Lebensgüter zu denken beginnen. Es fehlt nicht an verlogenen, irreführenden Stimmen, welche dem geringen Manne einreden, der heilige Vater habe den Kreuzfahrern Befreiung von Lasten und Abgaben zugesagt und sie ermächtigt, solche Forderungen mit Gewalt abzuwehren. Schon bringt der Priester

Laurenz in Dózsa, das gottgefällige Werk zu vollenden und den Adel, der jetzt aufgeschreckt, seine Grundholden mit Gewalt vom Kreuzzuge abhalten will, zu vertilgen.

Mitte Mai verbietet ein königlicher Befehl die weitere Aufnahme von Kreuzfahrern und heißt den Zug gegen Bosnien auszuführen. Dózsa hält sich nun überzeugt, es sei auf das Loswerden und Verderben seiner Kriegsgenossen abgesehen; denn auch der Cardinallegat, entsetzt über das Unheil, das er wachgerufen hat, beginnt nun mit dem Bannfluche gegen die „Kreuzer" (Cruciferi = Kreuzträger oder -fahrer) aufzutreten, wenn sie nicht den Waffen und Gewaltthaten entsagen würden. Von seinem Hauptlager zu Czegléd erläßt „Georg Székely (Dózsa), mächtiger Ritter, Haupt und Feldherr der geweihten Kreuzfahrer, Unterthan des Königs und nicht der adeligen Herren", den allgemeinen Aufruf gegen den „treulosen" Adel; bald lodern die Flammen der Herrensitze, und schreckhafte Gräuel berichten die Botschaften der verschiedensten Gegenden Ungarns. Der Reichsadel und Magnatenstand ist von der Gefahr überrascht, betäubt, nur langsam raffen sich einzelne Gespanschaftsbanderien zum Kampfe gegen die Kuruzzen auf. Dózsa hatte sich gegen Szegedin gewendet, ohne die Stadt erstürmen zu können, bricht dann gegen Csanád vor und schlägt das Heer Stephan's Báthory, des Obergespans von Temesch und Reichshauptmanns der Südgegenden, Zápolya's Rivalen. Der Bischof von Csanád stirbt als Ereilter, Gefangener, den martervollen Tod am Pfahle. Auch Schatzmeister Telegdy, der ungehörte Warner und Prophet, und andere Vornehme theilen das gleiche Geschick. Priester Laurenz führt neue Tausende in Dózsa's Lager.

Der Kuruzzenkönig mag nun in seinem grimmen Siegesbewußtsein die Vernichtung der Grundherrschaft, an Standes- und Besitzgleichheit und andere Umsturzpläne gehegt haben, von denen wir den gemeinen Mann damals auch im Westen Europa's, so im deutschen Reiche, allerorten erfüllt sehen. Er will nach Siebenbürgen, seine Stammesgenossen, die milizartig gegliederten Székler, aufbieten, doch Priester Laurenz bestimmt ihn, sich zunächst an das Bollwerk Südungarns, Temesvár, zu wagen. Zum zweiten Male sieht sich Báthory dem wüthenden Feinde gegenüber, der die Stadt umzingelt und berennt, er ruft nach Hülfe. Zápolya bringt sie nun aus Siebenbürgen. Sein wichtigster Rathgeber, der bedeutendste Rechtsgelehrte und redefertigste Mann der magyarischen Oppositionspartei, Stephan Verböczy, soll ihn dazu gedrängt haben. Nach heißem Kampfe wirft die Reitermacht des Woiwoden Siebenbürgens das Bauernheer auseinander. Dózsa, sein Bruder und andere Kuruzzen-

häupter fallen dem Sieger in die Hände. Andere Bauernhaufen wurden ohne sonderliche Mühe bewältigt. Mit dem „Kuruzzenkriege“ war es vorbei.

Das Verfahren gegen die Besiegten, die Gerichtsscenen im Lager Zápolya's machen einen unsäglich wüsten, Gefühl und unbefangenes Urtheil empörenden Eindruck. Es liegt ein wilder Heroismus in der Haltung Dózsa's, wie er die ganze Schuld des Geschehenen auf sich nimmt, den Qualen des Hungers und der unbeschreiblichen Marter auf einem glühenden Throne von Eisen, mit einer glühenden Eisenkrone auf dem Haupte, ohne Schmerzenslaut trotzt, und den durch Hungerqual verthierten Genossen, die sich am Fleische des halb Gerösteten sättigen sollen, verächtlich zuruft, er hätte nicht geglaubt, an ihnen gefräßige Hunde zu finden. Diesem Heroismus gegenüber steht die Grausamkeit Zápolya's, des schwachherzigen und geistlosen Verfechters des Standesprivilegiums, der als Retter des Vaterlandes und Staates bejubelt, mit seinen Genossen im Strafgerichte schwelgt und durch den Schrecken der Hinrichtungen und den eisernen Zwang des Gesetzes alle Regungen im Bauernstande, jeden Ruf nach gerechter und billiger gestalteten Unterthänigkeitsverhältnissen ersticken will, statt einer maßvollen Bestrafung der Rädelsführer des Kuruzzenkrieges die Beseitigung der eigentlich schuldtragenden Mißstände und Unzukömmlichkeiten folgen zu lassen. Denn das Reichsgesetz, welches fortan über den Bauernstand Ungarns die Leibeigenschaft in strengster Form (die mera et perpetua servitus) verhängt, war eben ein Triumph des Parteisieges, die Krönung der privilegirten Herrschaft der „Nation“ im politischen Sinne, der weltlich-geistigen Grundherren. Der Woiwode Siebenbürgens durfte sich der Gloriole des Sieges vor Temesvár, der Huldigungen seiner Standesgenossen sattsam erfreuen; der „große Haufe“ der Lastenträger im Staate, die misera plebs contribuens, erfand, von anderen Gefühlen bewegt, die Legende, Zápolya sei zufolge des Temeścher Strafgerichtes bei der Messe jederzeit erblindet, sobald der Leib des Herrn gezeigt wurde und erst nach zwei Jahren über Fürbitte seiner weiblichen Verwandten und durch deren gute Werke dieser göttlichen Züchtigung ledig geworden.

Die herbste Ironie der Sachlage findet sich aber darin, daß die Schuld der traurigen Reichsbegebnisse nicht bloß dem Primas und Cardinallegaten Bakács, sondern in letzter Linie dem gutmüthigen, friedliebenden Könige zugeschoben wurde. Aus dem Bauernkriege konnten die doppelt erstarkten Zápolyaner trefflich Kapital schlagen gegen den König und die österreichfreundliche Hofpartei, denn sie

fand Gelegenheit, ihr Haupt als den richtigen Steuermann für das schwankende Staatsschiff anzupreisen.*)

Wladislaw war unter diesen Verhältnissen um so mehr an die Allianz mit K. Max gewiesen, und dieser fand außerdem willkommene Gelegenheit, den wichtigen Unterhändler des polnischen Hofes, Tomicki, auf seine Seite zu ziehen und K. Sigismund freundlicher zu stimmen. Szathmáry und Cuspinianus wirkten in ersterer Angelegenheit zusammen; schon 1513 wurde der ehrgeizige Diplomat für den bischöflichen Stuhl in Przemysl und das polnische Vice-Kanzleramt durch den ungarischen und österreichischen Hof angelegentlichst in Vorschlag gebracht und dadurch in seiner diplomatischen Rolle um so mehr beeinflußt, als Johann Zápolya unklug genug war, gegen jene Ernennung Tomicki's im Interesse des königlichen Beichtvaters Hommel zu arbeiten. 1514, im Januar, wurde Tomicki Bischof von Przemysl, bald auch Vicekanzler, saß immer fester in der Gunst Sigismund's und machte nun seinen Einfluß zu Gunsten des Ausgleiches zwischen Polen und Maximilian geltend.

---

*) Quellen z. Gesch. des Bauernkrieges: Stieröchsel (Taurinus), früher Weißenburger, dann Olmützer Bischof, Stauromachia (Engel, Monum. Ungrica [1809], 113—184) a. d. J. 1519; Tubero, b. Schwandtner, Fol. A. II., 324—335; Szerémy, Monum. Hung. (1857), S. 57—70; Vrančic (Verantius), chron. Aufz., Ges.-A. s. Werke. II., 5—14; Isthvánffy, hist. regni Hung., A. v. 1678, S. 40—47. Gleichz. Flugschr. noch zu wenig gesammelt. Eine solche in deutscher Sprache: Die auffrur so geschehen ist in Ungerlandt, mit den Creutzern und auch darbey wie man der Creutzer Haubtmann hat gefangen und getödt Zeckel Jorg (1514) mit fehl. Schlusse verzeichnet Frankl im Százabok (1872) S. 431 ff., wo sich ein beachtenswerther Aufsatz (Beitr. z. G. des Bauernkrieges v. 1514) findet. Urkundensammlungen: b. Katona, hist. crit. H. XVIII., 707—748; Pray, Epistolae procerum Hung., I., 83—91; Wagner, Diplom. comit. Saros. — M. t. akad. évkönyvei (Jahrb. d. ung. Akad.), 11—23; Török, Magyarország primásai (die Primase-Graner Erzbischöfe Ungarns), 155—160, und Frankl a. a. O. aus dem Kaschauer Archive, welches Krones auch für seine Skizze (1862) „Oberungarns Bauernaufstände in alter und neuer Zeit" i. d. Ztschr. f. Realsch. und Gymn. (Wien 1862), 7. Heft, benützte. Abhandlungen außer den erwähnten von M. Horváth (1841) im Aprilhefte des Todománytár (wiss. Arch.) und P. Jászay ebenda (1842), 5. Heft; Feil, Ueber die Kreuzer in Ungarn (1514) in den österr. Blättern, I. (1844). Vgl. auch Engel, Actenmäßige Skizze der Unternehmungen Joh. Zápolya's v. J. 1507—1515 in Schedius' Ztschr. v. u. f. U., I. (1802), S. 147 f., 287 f.; Wachsmuth's, Zimmermann's Arbeiten über Gesch. der Bauernkriege, die Werke von Fessler-Klein, III., Horváth, M. tört., 3., Szalay, 3. Wellmann's Abh. im Hermannstädter Gymn.-Progr. 1865.

Was die politischen Zwangsmittel betrifft, welche der Habsburger gegen K. Sigismund in Anwendung brachte, so drehten sie sich um die diplomatischen Beziehungen des Kaisers zu dem moskowitischen Reiche des „weißen Czaren". Wir haben an früherer Stelle des Jahres 1488 gedacht, in welchem wir den ersten deutlichen Spuren dieser russisch-österreichischen Annäherungen begegnen. Damals waren es wohl diplomatische Begrüßungen ohne eigentlich geschäftlichen Hintergrund, ohne greifbare Zwecke, wenngleich 1490, 1491 förmliche Bündnißverträge abgeschlossen wurden. Seit 1502, 1508 gewannen sie immer mehr an politischer Bedeutung. Iwan I. Wasiliejwič († 1505), der eigentliche Begründer der russischen Monarchie, hatte schon 1478 Eroberungen im Lithauischen gemacht, Liefland nnd Lithauen hart mitgenommen. Sein Nachfolger Wasiliei Iwanowič (1505, † 1533), der Zeitgenosse der Polenkönige Alexander (1501—1506) und Sigismund, lag mit ihnen in heftigen Grenzfehden. Der Friedensschluß von 1508 war nur eine mehrjährige und unsichere Waffenruhe. Je mehr nun Maximilian die Abneigung Sigismund's gegen die habsburgisch-jagellonische Wechselheirath und Erbeinigung inne wurde, desto näher mußte es ihm liegen, Polens Nachbar und Feind, den Moskowiterfürsten gegen Sigismund aufzureizen. So kam es 1513 im Hochsommer zur Entsendung des Botschafters Georg Schnitzenpaumer von Sonnegg, Ritters und Hauptmanns zu Pettau in der Steiermark, an den Czaren Wasiliei. Die Instruction des Botschafters vom 11. August 1513 besagt ausdrücklich den Abschluß eines Bündnisses mit dem russischen Großfürsten gegen Polen. Schnitzenpaumer kam im Herbste nach Rußland und mit einer Gegenbotschaft (Dmitri Laskiew und Diak Elisar Sukow) kehrte er nächsten Jahres nach Oesterreich zurück. Der Czar, kriegslustiger denn je, wünschte den Abschluß eines förmlichen Schutz- und Trutzbündnisses mit dem Kaiser, und es kam den 9. August 1514 in Gmunden zu Stande. Die russische Urkunde, in ihrer Art die älteste im k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, wurde gegen das kaiserliche Document nach Schnitzenpaumer's Entwurfe, auf Pergament geschrieben und mit goldener Bulle versehen, eingetauscht.*) Inzwischen

*) Ueber diese Beziehungen zwischen Rußland und Habsburg: Adelung, Herberstein 1818. Strahl im Archiv, h. v. Pertz 6. Bd. S. 522—546 (1838) J. Fiedler, Die Allianz zwischen K. Max I. und Wasili Iwanowič in den Sitzungsber. d. k. Ak. d. W. in Wien, 43. Bd., 183—236 (1863); Krones, Sigismund von Herberstein. Die Acten des russ. Staatsarchivs s. 1488 als I. Bd. der Monum. Russiae histor., h. v. d. Petersb. Ak. (Ebelen[illegible]

wurde den 29. Juli das polnische Smolensk, eines der wichtigsten Bollwerke des Reiches, von den Russen erobert. Dies Ereigniß und die Kenntnißnahme von den drohenden Allianzverhandlungen des Czaren und des Kaisers, ferner das Eintreten Maximilian's für den deutschen Orden, bestimmten den Polenkönig, sich mit dem Habsburger auf bessern Fuß zu setzen. Ohnehin hatten schon von 1513 auf 1514 neue Verhandlungen zwischen der ungarischen Hofpartei und Tomicki in Ofen stattgefunden; 1514 im April und September, erscheint Cuspinianus daselbst mit neuen Vorschlägen, und da auch der Vicekanzler Polens, Szydlowiecki, durch die Beförderung zum Kanzleramte der ungarisch-österreichischen Anschauung gefügiger gemacht wurde, konnte Cuspinian einen Fürstencongreß beantragen, welcher den 30. Februar 1515 zwischen den Königen Polens und Ungarns zu Preßburg und dem Kaiser zu Heimburg endgültig zu vereinbaren wäre. Der Krakauer Reichstag vom 4. Februar 1515 zeigt allerdings die Edelleute dem Congreßprojecte abgeneigt, nicht so die Magnaten oder Senatoren und Prälaten, welche der Kanzler Szydlowiecki und Tomicki als Vicekanzler ohne sonderliche Mühe dafür gewannen.

Den 18. März trifft K. Wladislaw mit dem Thronfolger und der Tochter in Preßburg ein, sechs Tage später erscheint sein Bruder, der Polenkönig, bald darauf der kaiserliche Vollmachtträger, Cardinalbischof Mathäus Lang, und der Cardinalprimas Bakács. Den 2. April begannen die Verhandlungen, die sich vorzugsweise um die deutsche Ordenssache und das Verhältniß zu Rußland drehten. Dann begiebt sich der Gurker wieder nach Wien, und Max empfängt in Augsburg die Botschaft vom Stande der Dinge. Denn 11. Mai kehrt Mathäus Lang in Gesellschaft von sechs kaiserlichen Räthen nach Preßburg zurück, so daß am 20. bereits die Präliminarien der Friedens-, Kundschafts- und Ehepacten unterzeichnet werden. Lange, ungebührlich lange läßt Maximilian auf sich warten; der polnische König wird ungeduldig, man spricht von seiner Abreise.

Da erscheint endlich, den 10. Juli, Maximilian aus dem Reiche in Wien und entbietet die beiden Jagellonen und ihr Gefolge zu sich als Gäste, da das abgebrannte Preßburg nicht gut zwei Könige und einen Kaiser beherbergen könne. Die Geladenen tragen anfänglich Bedenken, sie besorgen Hinterlist, endlich fassen sie Vertrauen, halten den 17. Juli 1515 ihren Einzug in die Hauptstadt Oesterreichs und die liebenswürdige Weise des Gastgebers, die prunkvollen Festlichkeiten aller Art, der freudige Saus und Braus, inmitten dessen auch der lustige Rath Maximilian's, Kunz von der

Rosen, seine heitere Rolle spielt, all' dies versetzt die königlichen Gäste in die günstigste Stimmung. Im Hintergrunde der rauschenden Ergötzlichkeiten bringen die Räthe der Fürsten die feilende Hand an die bereits zu Preßburg festgestellten Verträge. Den 28. Juli werden sie durch Cuspinianus öffentlich verkündigt; nachdem bereits sechs Tage früher die oft besprochene Wechselheirath procurationsmäßig stattfand. Erst am 2. August kam es zur Trennung, nachdem man noch zwei Tage in W.-Neustadt zugebracht hatte. Wladislaw und Ludwig, der bereits in beiden Reichen, Ungarn und Böhmen gekrönte Thronfolger, begeben sich darauf heimwärts, Sigismund weilte noch bis zum Ende August in Wien und erschien nach fünfmonatlicher Abwesenheit (19. August) in Krakau, ganz und gar dem Habsburger freundlich gesinnt.

Die wichtigen habsburgisch-jagellonischen Abmachungen zerfallen in folgende Urkunden. Von besonderm Gewicht erscheint die Stipulation der Wechselheirath nach beiden Seiten. Die eine bezügliche Urkunde enthält den Heirathscontract zwischen Ludwig, dem Thronfolger Ungarns und Böhmens, und der Enkelin Maximilian's, Maria. Die Ehe erscheint darin als der Form nach vollendet. In der zweiten Urkunde finden wir die formelle eheliche Verbindung zwischen Kaiser Max und Prinzessin Anna, doch sei sie als ungültig zu betrachten, wenn innerhalb eines Jahres „Erzh. Ferdinand von Oesterreich" oder Karl, „Herzog von Burgund und Prinz von Spanien", nachdem seine Verlobung mit Prinzessin Renata von Frankreich gelöst sei, mit Anna durch gegenwärtiges Jawort sich verbunden haben würden. Träte dies nicht ein, so solle sich Maximilian innerhalb dreier Monate nach Ablauf dieser Frist ehelich und leiblich mit (der dreizehnjährigen) Anna verbinden. Man ersieht daraus, daß unter allen Verhältnissen und in welcher Form immer der Bestand der habsburgisch-jagellonischen Wechselheirath gewahrt bleiben sollte. Wir erklären uns daraus am besten, weshalb die Jagellonin Anna im kaiserlichen Hoflager zurückblieb und den Titel „Kaiserin" führte, bis es 1516 (vom März bis Mai) zu den Verbriefungen der procurationsmäßigen Ehe zwischen Anna und Ferdinand kam, und am 12. Juli Kaiser Max der Form nach auf Anna's Hand zu Gunsten seines Enkels verzichtete.

Jedenfalls war mit diesen Heirathspacten, wie scharfsinnig auch diese Thatsache in jüngster Zeit bekämpft wurde, ein gegenseitiger Erbvertrag verbunden, wie ihn die gut unterrichtete venetianische Diplomatie verbürgt. Im Falle Ludwig [illegible]

sollte Anna in dem Königreiche Ungarn auf den Thron gelangen, andererseits Maria als Gattin Ludwig's das Haus Oesterreich im gleichen Falle beerben. Denn darauf mußte eben K. Max das Hauptgewicht legen; damit gewannen die Erbansprüche Habsburgs auf Ungarn ein verstärktes Gewicht, dessen sie auch bei der Sachlage jenseits der Lejtha bedurften. Max würdigte die Stärke der Opposition gegen diese Erbansprüche bei den Ungarn, welche er in der Zuschrift an den burgundischen Hof „das schlimmste und erbärmlichste Volk der Welt" („le plus mavés et depiteulx pople de monde" in seiner Schreibweise) nennt, allerdings in zorniger Aufwallung über das Treiben der Partei Zápolya's. Es ist dies aber jenes Schreiben, in welchem er das Eheverlöbniß zwischen Anna und einem seiner Enkel mit den bedeutsamen Worten rechtfertigt. Hätte er dies nicht gethan, „so würden die Ungarn ihrem Könige, den sie für nichts achten, zum Trotz diese edle Prinzessin seinem Diener und Unterthan (Zápolya) zur Frau gegeben haben, zur ewigen Schmach und Beraubung des Hauses Oesterreich" . . . (a la perpetuel hunte et vole de la maeson d'Ostrize).

Unter den anderen Verträgen, welche eine gemeinsame Unternehmung gegen die Türken, die Obervormundschaft Sigismund's und Maximilian's über K. Ludwig bei Wladislaw's vorzeitigem Tode, die Bestellung eines ungarischen Regentschaftsrathes und Anderes behandeln, erregt das meiste Interesse die Adoption Ludwig's, des ungarisch-böhmischen Thronfolgers, durch K. Max, seine Einführung in die österreichische Familie, ferner die Ernennung des neunjährigen Prinzen zum Generalvicar des deutschen Reiches und eventuellen Nachfolger in demselben. Es war dies offenbar nur ein diplomatisches Kunststück, um dem Könige und der Hofpartei Ungarns zu schmeicheln; jedenfalls nicht ernstlicher gemeint, als die ähnlichen Zusagen Maximilian's an K. Heinrich VIII. von England. Die ganze Urkunde, welche bei dem Knaben Ludwig von „Seelengröße, Sittenreinheit und ausgezeichneten Geistesgaben" spricht, ist eine Stilübung. Schon Spalatin nannte sie „eine wunderliche, seltsame Schrift", und von namhafter Seite wurde ihre Echtheit nicht ohne Gewicht, wenn auch nicht vollkommen überzeugend, bestritten.

Die Aufnahme der Preßburg-Wiener Verträge war im polnischen und ungarischen Jagellonenreiche eine sehr getheilte. K. Sigismund und die Hofpartei, Senatoren und Bischöfe in zweiter Linie, waren in ihren Anschauungen dem Ausgleiche befreundet, der Reichsadel abgeneigt. Aber auch in den Magnatenkreisen Polens war man auf die Feststellung eines Schiedsgerichtes in der Streitfrage

zwischen dem deutschen Orden und Polen nicht gut zu sprechen. Man hatte von Maximilian mehr erwartet. Denn die Annahme, der Kaiser habe mit Worten und Briefen sich und seine Nachkommen verpflichtet, dem Orden weder mit Rath noch mit That wider Polen beizustehen zu wollen, beruht auf keinem thatsächlichen Grunde.

Dagegen hatte Maximilian die Offensivallianz mit Rußland preisgegeben, zum Theile schon vor dem endgültigen Austrage mit K. Sigismund, wenn er auch bemüht war, im guten Einvernehmen mit dem Czaren zu bleiben, wie dies die zweite kaiserliche Botschaft nach Moskau (Doctor Jakob Oelsler und Moritz Burgstaller) von 1514/1515 darthut. Wasiliei Iwanowič wollte aber die mehr zur Defensive abgeschwächte Allianz nicht gelten lassen und beharrte bei der ursprünglichen Fassung. Zu Augsburg protestirte der Kaiser (19. Mai 1515) gegen die Nichtannahme seiner modificirten Allianzurkunde seitens Rußlands, worin es heißt, daß erst dann der gemeinsame Krieg gegen Polen beginnen sollte, wenn man den Weg gütlicher Vermittlung umsonst betreten haben würde. Die wachsende Annäherung an Polen entfernte den Kaiser immer mehr von dem Gedanken eines bewaffneten Zusammengehens mit Rußland, das ihm doch eigentlich nur als Drohmittel dienen sollte. Wasiliei beharrte aber dabei um so hartnäckiger, je tiefer er in den Krieg mit Polen gerieth, das ihm den 8. September 1515 eine Niederlage am Dnieper beibrachte. Im August und September dieses Jahres befanden sich russische Botschafter beim Kaiser, der sich bemühte, zwischen dem Czaren und Polenkönige zu vermitteln. Dies war jedoch nutzlos, denn die Sendboten hatten keine bezüglichen Vollmachten. Nun schickte Maximilian als dritte Botschaft zur Beschwichtigung des kriegslustigen Moskowiters den Pantaleon und gleich darauf den Balthasar Eder nach Rußland, wo derselbe wie ein Spion streng bewacht blieb und erst im April 1516 die Erlaubniß zur Rückkehr bekam. Der Großfürst beharrte auf dem gemeinsamen Kriege. Nun sollte eine neue kaiserliche Botschaft das schwierige Stück Arbeit, den russisch-polnischen Ausgleich, bewirken. Das ward die Aufgabe Sigismund's von Herberstein, des Diplomaten und „wissenschaftlichen Entdeckers" Rußlands, — (1517 bis 1518) der dann am Augsburger Reichstage dem Kaiser und Gurker Cardinalbischofe bis in die Nacht von den Wundern der Fremde zu erzählen hatte und Ulrich von Hutten über die wahre Beschaffenheit der fabelhaften ryphäischen Gebirge Aufschluß gab.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint jedoch das Bestreben Maximilian's, den ihm jetzt eng befreundeten Polenkönig in eine nä-

here Verwandschaft zu ziehen. Den 2. October 1515 war nämlich Barbara, Sigismund's Gattin, in jungen Jahren nach der Geburt einer zweiten Tochter, gestorben, — jedenfalls ein harter Schlag für Zápolya's Hoffnungen, die er noch immer auf Polen setzte. Maximilian ließ ihm alsbald seine jüngere Enkelin Eleonore als Verlobte antragen.

Kanzler Tomicki arbeitet dafür, der Gnesener Erzbischof Laski dagegen; er war für eine masowische Braut. Da bot dem Könige im October 1516 der kaiserliche Sendbote Swichowski zwei Bräute an, die spanisch-habsburgische Eleonore mit 300,000 Goldgulden Mitgift und dem eventuellen Erbrechte auf Flandern und Burgund, und seine Verwandte, die Italienerin Bona, die Tochter Johann Galeazzo Sforza's und der arragonischen Isabella, mit weit größerer Mitgift. Die polnischen Kronräthe dringen auf baldige Heirath des Königs. Im Frühjahre 1517 überbrachte Raphael Leszczynski den Entschluß K. Sigismund's, Eleonore zu ehelichen. Der Brüsseler Hof, überhaupt nicht gut auf die habsburgisch-jagellonischen Verträge zu sprechen, widerstrebte dieser Heirathsangelegenheit. Inzwischen hatte sich auch mit dem Rußlandfahrer Sigismund von Herberstein, der Sendbote der verwittweten Sforza, Isabella, mit dem Conterfei Bona's in Wilna bei K. Sigismund eingefunden. Der Polenkönig fand die Braut begehrenswerth, und 1518 fand die Ehe mit der Italienerin statt. So kam es damals nicht zu der Verschwägerung Habsburgs mit dem polnischen Jagellonenhofe, doch hatte Maximilian auch zu dieser Ehe den diplomatischen Anstoß gegeben. In Ungarn finden wir den Prälatenstaud den Wiener Vereinbarungen größtentheils freundlich gesinnt. Daß aber auch die Magnaten und die Reichsedelleute keinen Widerspruch dagegen erhoben, ist um so bezeichnender. Um diese Zeit hatte Zápolya, der begreiflicher Weise der Einladung nach Preßburg und Wien auswich, gegen den Waffenstillstand mit der Pforte, einen Handstreich gegen eine osmanische Grenzburg versucht, um als Sieger seine Beliebtheit im Lande zu mehren. Der vorwitzige Mann, der weder zum Feldherrn noch zum Staatsmann geboren war, kehrte mit einer empfindlichen Schlappe heim, und die wandelbare Volksgunst vergaß ebenso rasch der Verdienste des Bauernüberwinders. Dies erklärt die Annahme der Wiener Verträge durch die Stände um so besser, denn das Haupt der Opposition war kleinlaut geworden. Desto sonderbarer erscheint es, wie man später dem Mährchen des Geschichtschreibers Istvánffy von der bezüglichen Haltung des Palatins Emerich Perényi, eines festen Anhängers der Hofpartei, Glauben schenken

konnte. Derselbe sei absichtlich von der Wiener Versammlung ausgeschlossen und daheim gelassen worden, habe dann, gichtkrank einhergefahren, in der Stadt laut gegen jene Verträge losgezogen und Maximilian seinen Trotz dadurch gebrochen, daß er dem Ungarnkönige rieth, den habsüchtigen und ehrgeizigen Mann zu beschenken und auszuzeichnen, was er selbst durch das Versprechen der Erhebung Perényi's in den Reichsfürstenstand wirksam unterstützte. Der Palatin habe nun jene Verträge unterzeichnet, sei jedoch noch vor dem Eintreffen der kaiserlichen Ernennungsurkunde gestorben. Seinem Testamente sei die Forderung einverleibt gewesen, daß K. Wladislaw seinen Leichenzug bis an die Donau begleite. Dieser habe an seiner Statt den Thronfolger dazu abgeordnet. Durch solchen Schluß richtet sich am besten die Unwahrheit der ganzen Ueberlieferung. Denn Perényi starb 1519, den 5. Februar, also um drei Wochen später als der Kaiser; König Wladislaw dagegen drei Jahre früher als sein Palatin.

Die Thatsache der Annahme der Wiener Verträge von Seiten der ungarischen Reichsstände läßt sich somit durch dieses Histörchen durchaus nicht abschwächen.

---

7. Die deutsche Frage und die Zustände in den österreichischen Ländern im letzten Jahrzehnt der Herrschaft Maximilian's. 8. Maximilian's Tod (1519). Seine Persönlichkeit.

Literatur. Bezüglich der deutschen Reichsverhältnisse und Reformen vgl. die Lit. z. Abschn. 1, 2, 4. Die älteren Werke von Häberlin, Datt, Schmidt — Ranke, Droysen, Souchay. Hegewisch, Gesch. der Regierung K. Maximilian's I. (Hamburg u. Kiel, 1782—83), 2 Thle.; Klüpfel, K. Maximilian I. (1864).

Z. Gesch. des Zeitgeistes: Geiger, Maximilian I. in s. Verhältnisse z. Reuchlin. Streite, Forsch., IX., 203—217; A. Horawitz, Nationale Geschichtschreibung im 16. Jahrhundert, Sybel's Hist. Zeitschr., 25. Bd. (1871). Vgl. s. Abh. in der Zeitschrift „Im neuen Reich" (1872), S. 361—376, Oesterr. Wochenschrift (1872), S. 545—553, und österr. Gymnas.-Zeitschr. (1877, 44 bis 63); Geiger, Neue Schriften z. Gesch. des Humanismus in Sybel's hist. Ztschr., 33. Bd. (1875).

Ueber die Oesterreich betreffenden Reformen Maximilian's I. und die inneren Verhältnisse der Provinzen: J. Chr. Herchenhahn, Gesch. der Entstehung, Bildung und gegenwärtigen Verfassung des kais. Reichshofrathes, 3 Thle. (1792 f), (Fh. v. Andrian) Historische Actenstücke z. Gesch. d. Ständewesens in Oesterreich (1847); Zeibig, Der Ausschußlandtag der gesammten österr. Erblande zu Innsbruck (1518) (mit Einschluß der vorhergehenden Aus-

schußlandtage), Arch. f. K. österr. G., 13. Bd.; **Krones**, Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österr. Ländergruppe (1863); G. **Wolf**, Archive von Wien (1871); vgl. auch **Buchholtz**, Gesch. Ferdinand's I., I. Bd., u. V. v. **Kraus**, Z. Gesch. Oesterr. unter Ferd. I. (1519—1522) (1873), Einleitung.

O.-Oesterreich: **Pritz**, Gesch. d. L. o. d. E., 1., 2. Steiermark: **Muchar**, 8. Bd.; **Krones**, Btr. z. G. u. Qu. d. steierm. Landtagswesens, 1. Ep. bis 1522, i. d. Btr. z. K. steierm. Gesch., II., III., VI. Heft (im letzten die übers. Zusammenstellung); **Luschin**, steir. Landhandvesten, ebenda IX. Kärnten: **Herrmann**, G. K. f. 1335. Krain: **Dimitz**, 2. Thl., I.; **Czörnig** a. a. O. Tirol: J. **Egger**, 2. Bd. u. s. Abh. über die Entwicklung d. alttirol. Landsch. im Innsbr. Gymnas.-Progr. (1876); **Schönherr** a. a. O.

Z. Gesch. der **Türkengefahr** u. des Türkenkrieges: die ältere Lit. b. **Schmit-Tavera**, I., 1., S. 110 f.; **Zinkeisen**, Drei Denkschr. über die oriental. Frage a. d. J. 1517 (Gotha 1854); **Ilwof**, die Einfälle d. Osmanen i. d. Steierm. Mitth. des hist. V. f. St., 11., 15. Heft: **Muchar**, **Dimitz**, **Czörnig** .... **Parapat** (im letopis slov. Matice 1871). Ueber die windischen Bauernaufstände: **Valvasor**, Ehre des H. Krain, XV. Buch; **Dimitz** a. a. O. (vgl. auch **Zimmermann**, Gesch. d. großen Bauernkrieges [1856], I. Bd.); J. **Mayer**, über die ersten Bauernbewegungen in Steiermark und in den angrenzenden Ländern im 23. H. der Mitth. d. hist. V. f. Stmk. (1875) und s. Materialien und krit. Bemerk. dazu im 13. Jahrg. (1876) d. Btr. z. K. steierm. Gesch.-Quellen.

Ueber den sog. latein. Krieg o. die Unruhen der Wiener Studentenschaft: **Kink**, G. d. Wiener Univ., und **Aschbach** a. a. O., II. (1877); **Hormayr** Denkw. Wiens; **Weiß**, Gesch. d. Stadt Wien.

Biographisches über Maximilian I.: Maximilian's Gedenkbücher (Memorandenbücher), h. v. **Primisser** in Hormayr's Taschb. (1823, 1824, 1827). D. Gespräch der Vögel o. ü. Regentenweisheit, Wiener Jahrb., 40. Bd. Notizenbl. z. Arch. f. K. österr. G., I., 153 f. Maximilian's Jagdbuch, h. v. **Karajan**. Vgl. die älteren Monogr. v. J. **Balde** (1631, 1639); **Pach** (1653); **Hegewisch**, f. o.; **Hormayr** i. österr. Plutarch, V. Bdch.; **Le Glay**, Maxim. l'emp. d'Allemagne et Marguerite d'Autriche sa fille, esquisses biographiques (Paris 1829); M. J. **van der Voort**, Maximiliaen van Osterrik (Antwerpen 1844); **Haltaus**, G. d. K. M. (1850); **Klüpfel** f. o.

Ueber Maximilian's Verhältniß zu der geistigen Cultur Deutschlands: **Hegewisch**, Neue Sammlung kl. hist. Schr. (1809); J. **Schlegel**, Vorles. ü. neuere Gesch. (1811); E. **Münch** in Pölitz' Jahrb. f. G. u. Staatsk. (1831); **Kaltenbäck**, die gelehrte Donaugesellsch. i. Wien u. K. Max I. (1837) (Oesterr. Zeitschr., 1837); **Herberger**, Konrad Peutinger i. f. Verh. z. K. Max I. (Augsburg 1851); **Marggraff**, K. Max I. u. Albr. Dürer, ein Gedenkbl. (1840, Nürnberg); **Hauswirth**, Stand d. Wiss. i. Wien unter K. Max I., Programm des Gymn. b. d. Schotten (1843); **Aschbach**, die früh. Wanderjahre des Conrad Celtes u. die Anfänge der von ihm erricht. gelehrten Sodalitäten, Sitzungsb. d. Wiener Akad. d. Wiss., 60. Bd. (75—150), und f. Gesch. d. Wiener Univ., II.

K. Ferdinand's Instruction an Max Treitzsaurwein wegen Forts. d. Herausgabe des Weißkunigs, Theuerdank's, der Ehrenporten, der Genealogie des österreichischen Kaiserhauses und der Schriften des Stabius. d. Augsb., 1. März 1526, i. Notizenbl. z. K. österr. G., VIII., 286—288.

7. Wir lernten bereits den Gang und das Geschick der deutschen Reichsreform im Allgemeinen kennen und haben nur Einzelnes aus der Entwicklung der deutschen Staats- und Kirchenfrage hervorzuheben, soweit es mit der Persönlichkeit Maximilian's und dessen eigenen Landen in lebendiger Beziehung steht.

Der Wormser Reichstag von 1495 ergab zunächst einen Reformplan, der die Bestellung eines ständigen Kammergerichtes zur Wahrung des Landfriedens und eines Reichsrathes aus siebzehn Mitgliedern des Kurfürstencollegiums, der geistlich-weltlichen Fürsten und Reichsstädte, bezweckte. In den letzteren sollte der Kaiser nur Ein Mitglied, den Präsidenten, ernennen. Die Gefahr für die kaiserliche Gewalt lag darin, daß die Reichseinkünfte und die Söldnermacht des Reiches, gleichwie die großen Lehen, dem Verfügungsrechte des Reichsrathes zustanden, und dieser somit eine autonome Gewalt besaß, nicht bloß den Beirath der Krone abgab. Das fühlte auch Maximilian bald heraus, er sah in diesem geplanten Regimente eine kurfürstliche Vormundschaftsbehörde des Kaiserthums und wollte in seinem Entwurfe vom 22. Juni aus dem Reichsrathe einen kaiserlichen Hofrath ohne Selbständigkeit geschaffen wissen. So blieb die Sache in der Schwebe, und es kam nun den 7. August zum „ewigen Landfrieden" und zur Gestaltung des Reichskammergerichts mit sechszehn (sechs kurfürstlichen, acht fürstlichen — und zwei frei- oder reichsstädtischen) Räthen und einem vom Kaiser ernannten Vorsitzenden, also ganz so wie man es für den Reichsrath vorgeschlagen hatte. Maximilian gestand in dieser Richtung Alles zu, doch mußten ihm die bewilligten 150,000 Gulden als ein sehr karges Entgelt erscheinen. Entsetzlich schwerfällig war überdies die Art und Weise, mit der der „gemeine Pfennig", dies „Almosen", zusammengeschossen werden sollte. Am Lindauer Tage (September 1496 bis 10. Februar 1497) vertrat Kurfürst Berthold denn doch die Nothwendigkeit, das Ansehen des Reiches nach außen zu wahren, gegenüber der leidigen Gleichgültigkeit der Reichsstände. Der zweite Wormser Tag (1497, Frühjahr) führte zu gar nichts.

Auf dem Freiburger Tage (1498) schüttete nun Max seine Erbitterung über die Lässigkeit und Kargheit der Stände aus: „Von den Lombarden bin ich verrathen, von den Deutschen verlassen. Aber ich will mich nicht wieder wie in Worms an Händen und Füßen b[illegible]

den und an einen Nagel henken lassen. Den italienischen Krieg muß ich führen und will ihn führen, man sage mir, was man will. Eher werde ich mich von dem Eide dispensiren, den ich dort hinter dem Altar zu Frankfurt geschworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Oesterreich. Ich sage das und muß es sagen und sollte ich darüber die Krone zu meinen Füßen setzen und sie zertreten". So machte sich die heißblütige Denkweise des gekränkten Habsburgers in dieser Rede Luft, von welcher die Berichterstatter melden, der König habe allda mit den Fürsten in „Gleichnissen" zu sprechen beliebt, „wie der Herr im Evangelio". Allerdings wirkte das ein wenig antreibend auf die Willfährigkeit der Fürsten, aber mit dem „gemeinen Pfennige" ging es nicht recht vorwärts. Einer wollte am Andern warten, was der etwa thue. Die österreichischen Niederlande lehnten jede Verpflichtung zu einer deutschen Reichssteuer entschieden ab. Aus den österreichischen Stamm-Ländern kamen 27,000 Gulden, — nicht viel; aber diese Länder hatten durch die Türkennoth unsäglich gelitten und mußten deren Abwehr, so wie Maximilian's Kriegen immer größere Opfer bringen.

Nach der Baseler Richtung des Schweizer- und Schwabenkrieges kam es zum Augsburger Reichstage vom Jahre 1500 (10. April bis 14. August). Da wurde beschlossen, statt des so verhaßten gemeinen Pfennigs eine Aushebung von Reichstruppen nach einem bestimmten Ausmaße der Bevölkerungsquoten und des Einkommens in's Werk zu setzen. Voll schöner Hoffnungen, in dieser Weise bald an 30,000 Mann Reichstruppen zur Verfügung zu haben, ließ sich Max um so bereitwilliger für die kurfürstliche Idee eines ambulanten Reichsregiments als Ersatzes der schwerfälligen und kostspieligen Reichsversammlungen gewinnen. Diese zwanzig Fürsten und Räthe,*) denen sich als kümmerliche Vertretung der sämmtlichen Reichsstädte zwei Abgeordnete anzuschließen hatten und über dies sechs „allgemeine Reichsräthe" — Ritter und Doctoren, — sollten unter der Führung des angesehensten der Kurfürsten, Friedrich's des Weisen von Sachsen, als kaiserlichen Statthalters, vorläufig sechs Jahre als berathende Körperschaft, vollziehende Centralgewalt und Regiment, an Stelle des abwesenden Kaisers, zu Nürnberg, viermal im Jahre

*) 5 Räthe der Kurfürsten, 6 geistliche, 6 weltliche Fürsten, beziehungsweise die sie vertretenden Räthe, 1 ständiger Vertreter der Reichsgrafen (Adolf v. Nassau), 1 Rath aus den habsburgisch-österreichischen Erblanden, 1 Rath aus den habsburgischen Niederlanden.

tagen. Bei der Bestallung jener allgemeinen Reichsräthe wurden die sechs schon in K. Albrecht's II. Tagen vorgeschlagenen Reichskreise als Grundlage berücksichtigt.

Allein mit diesem überaus friedliebenden Reichsregimente, welches wie ein Bleigewicht jeder Unternehmungslust des Königs anhing, mußte sich der feurige Habsburger um so mehr überwerfen, je entschiedener er von Verständigungen einzelner Kurfürsten, namentlich des Mainzers, mit Frankreich, überzeugt war. Dies und den angeblichen Plan der von Ludwig XII. gehetzten Kurfürsten, ihn zu stürzen, eröffnete Max im Juli 1502 zu Ulm den städtischen Räthen. Mit emporgehobenen Fingern habe er dann zu Gott und den Heiligen geschworen, „wenn man ihm jetzt nicht folge, so wolle er für sein Lebtag vom Reiche zu Tisch und Bett geschieden sein und sich des Reiches nicht mehr annehmen". Er war ganz und gar übellaunig, sorgte sich auch nicht um das neue Regiment, auch nicht um das Kammergericht und bestellte dagegen ein kurzlebiges Hofgericht zu Regensburg. Auch war er Willens, einen Reichshofrath für die Geschäftsführung im Reiche zu Stande zu bringen, als rein königliche Behörde. Er bestellte auch 1501 ein permanentes Hofrathscollegium für seine Erblande, das er zugleich als Reichshofgericht benutzte. Daher benannte man es auch Reichshofrath.

So kam es nun zum Höhepunkte der Mißverständnisse und Zerwürfnisse zwischen ihm und der Kurfürstenpartei, zum Gelnhauser Tage (30. Juni 1502), der ihre Oligarchie feststellen und solidarisch vertreten sollte. Der glückliche Ausgang des bayerisch-pfälzischen Erbstreites (1504) half beiden Theilen über folgenschwere Verwicklungen hinweg, und der Kölner Reichstag (1505) schien dem Ausgleiche günstig. Es war jene Ständeversammlung, in welcher K. Max, wie bereits anderorten erwähnt, in Aussicht stellte, er verhoffe sich, „die Krone Böhmens, wie solches vor Zeiten auch gewesen ist, sammt der Krone zu Ungarn zu dem heiligen Reiche zu bringen, und zwar noch bei Zeiten des jetzigen Königs, wenn ihm aus solchen Nöthen geholfen und die Ungarn ihm gehorsam gemacht würden". Man sieht, es lag ihm daran, das habsburgisch-dynastische Interesse mit dem des deutschen Reiches gerade so zu verquicken, wie Beides eben in seiner Person sich verbunden zeigte. Doch konnten sich hiefür die Reichsstände nicht besonders erwärmen, wie angelegentlich auch der Kaiser auf den Nutzen hinwies, den eine solche Einung der Türkengefahr gegenüber in Aussicht stelle. Sie bewilligten bloß 3038 Mann zu Fuß, und 1058 Mann zu Roß, die auch der König zu seiner Heerfahrt nach Ungarn verwendete.

Andererseits zeigt sich Max geneigt, das „Reichsregiment" anzuerkennen, wann es, fürder aus zwölf Räthen, einem kaiserlichen Statthalter und einem Kanzler zusammengesetzt, eine Körperschaft darstelle, die eben von Fall zu Fall der Verhinderung des Reichsoberhauptes an dessen Statt regiere, sonst aber eine berathende Thätigkeit zu entwickeln habe. Man lehnte dies in der höflichsten Weise ab, indem man erklärte, „Seine Majestät habe wohl und weise regiert und es sei nicht die Meinung, daß man Sie beschränken solle". So war es denn mit dem Reichsregimente vorbei, da es in der oligarchischen Form dem Könige, in der monarchischen den Fürsten nicht gefiel, und man die Kosten darum doppelt scheute. An die Stelle des gemeinen Pfennigs, als Kriegssteuer, trat die „Reichsmatrikel", d. i. die Umlage eines bestimmten Steuerbetrages auf die Fürsten, wobei ihnen eingeräumt wurde, ihn aus eigenem Säckel oder im Wege einer Contribution einzubringen. Der Kostnitzer Reichstag vom April bis August 1507 sah zum letzten Male Vertreter der Eidgenossen mit der Erklärung, sie wollten eine Hülfsschaar zum Römerzuge Maximilian's stellen, aber unbeschadet ihres Verhältnisses zu Frankreich. Dafür sprach sie der König vom Reichsverbande völlig und förmlich los. Es war dieß eine Consequenz des Baseler Friedens. Die Schweizer waren nun nicht mehr „Glieder" des deutschen Reiches, und man erfand einen neuen Titel für ihre thatsächliche Souveränität, indem sie fortan „gehorsame Verwandte des Reiches" hießen.

Bedeutsam sind die Anbringen Maximilian's auf dieser Reichsversammlung (vom 24. Juli). Er will Alles zum Besten der Ehre Deutschlands ansetzen, nach Burgund und dann wider die Ungläubigen (Türken) ziehen, sobald er die Kaiserkrone empfangen habe; eine neue kaiserliche Signatur einführen und einen „erbaren Hofrath" verordnen. „Er wolle sich aller kleinen Händel gänzlich entschlagen und hinfür allein den großen Sachen auswarten. Er mag auch kein gemeiner Reuter mehr sein, noch viel weniger ein Heckenreuter (Abenteuerer), dieweil er das Alter etwas erreicht habe und seine Geschäfte nun zumal zweifach so groß seien als zuvor" .... Auch von der Aufrichtung der „St. Georgen-Gesellschaft mit dem Adel" wider die Ungläubigen ist die Rede, und den Schluß macht der Plan der Verordnung von neun Adelspersonen für die Geschäftsführung des kaiserlichen Reichshofrathes. — Ueberhaupt schien die Stimmung dieser Ständeversammlung wärmer und thatenlustiger als sonst; man bewilligte 3000 Reiter und 9000 Mann zu Fuß für die Romfahrt, wozu die Schweizer 6000 Mann, allerdings bedeutend weniger als Maximilian erwartete, stellten. Um so enttäuschter und fried-

liebender gebehrdete man sich, als die Romfahrt unterblieb, der Krieg mit Venedig (1508) keinen guten Fortgang nahm und weitere Opfer besorgen ließ.

Da hoffte Maximilian als Glied der Liga von Cambray durch sein prunkvolles Auftreten am Wormser Tage (21. April 1509) — er kam mit 1000 Reitern und seine neue Rüstung ward auf 100,000 Gulden geschätzt — neue Kriegsmittel des Reiches möglich zu machen. Er fand aber die Städte und Fürsten abgeneigter als je und erhielt nach Trient von seinen Räthen den ungünstigsten Bescheid von dem Erfolge ihrer Werbung. Auf dem Augsburger Tage (vom Februar bis Juni 1510) half ihm nur die Beredsamkeit des französischen Botschafters aus der Klemme.

Es war auch der Zeitpunkt, in welchem die Kirchen- und Papstfrage, Angesichts der französischen Pläne eines allgemeinen, antipäpstlichen Concils, nicht nur Maximilian's planreichen Geist, sondern auch die deutschen Reichsfürsten lebhafter beschäftigen mußte. Begann doch auch damals der berühmte Federkrieg des Humanisten Reuchlin mit den Gönnern des getauften Juden Pfefferkorn, der im Sommer 1509 im Lager vor Padua dem Kaiser die Vollmacht abgelistet hatte, die Bücher seiner früheren Glaubensgenossen unter Beiziehung von Geistlichen und Gerichtspersonen durchzuspähen, um die etwaigen Schmähungen wider das Christenthum darin aufzuspüren und, von Reuchlin mit seinem Verlangen um Unterstützung abgewiesen, ihn als Judengönner denuncirte. Es war der Kampf gegen die alte mönchische, dem Humanismus entgegengesetzte Partei, als deren Chorführer die Kölner Dominicaner Jakob Hochstraten, Arnold von Tungern und Ortwin von Graet (Ortuinus Gratius) zu den Waffen griffen. In diesem zehnjährigen Kampfe*), der die Humanisten als „Reuchlinisten", darunter auch Maximilian's Liebling, Wilibald Pirkheimer, unter Ein Banner schaarte, traten 1516 als heftigster literarischer Angriff wider das Mönchsleben und seine Bildung die „Briefe der Dunkelmänner" (epistolae virorum obscurorum) zu Tage und machten die Feindschaft beider Richtungen um so erbitterter. Doch kam es in dieser Epoche vor 1517 zu keiner Entscheidung der kirchlichen Frage auf dem Boden des Staates.

*) Ueber diesen Kampf s. D. Strauß, Ulrich von Hutten, 1. A. (1857), 2. A. (1871) und L. Geiger, Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke (Leipzig 1871). Die beste Ausgabe der ep. virorum obscurorum und des einschlägigen Quellenmaterials von Böcking 1869, (b. Teubner) 2. [illegible]

Wir haben anderorten bereits der Pläne dieses Habsburgers in Hinsicht des Papstthums gedacht. In dem Briefe an seinen vertrauten Rath, Georg von Neideck, Bischof von Trient (7. Juni 1507), mehr als drei Jahre vor dem Pisaner Concile, äußert er sich, er habe seinen „Anschlag gemacht, gegen Rom zu ziehen und Papst und Kaiser zu werden". Da nun zu jener Zeit Maximilian noch verheirathet war, überdies am Kostnitzer Reichstage (1507) ein Rundschreiben erließ, worin es heißt: „man wolle das heilige römische Reich erblich an das französische Blut bringen, der König von Frankreich wolle das Papstthum seiner Krone einverleiben" . . . . . und darunter nichts Anderes zu verstehen war, als der Plan Ludwig's XII., seinen Minister Amboise auf den päpstlichen Stuhl zu bringen, so liegt die Vermuthung nahe, daß hier kein Papstwerden Maximilian's in eigener Person, sondern entweder die weltliche Coadjutur oder die Beförderung eines ergebenen Cardinals zur päpstlichen Würde gemeint sein konnte. Guicciardini bezeugt, daß Cardinal Caravajal (1507) als Legat in Deutschland diesfalls mit Maximilian unterhandelte und der wohlunterrichtete spanische Historiker Zurita unterstützt dies durch seine Angaben. Nicht so verhält es sich bei den zwei anderen Briefen Maximilian's an Paul von Liechtenstein und die eigene Tochter Margarethe, von 1511, deren Inhalt oben kurz angedeutet wurde; denn dazumal war Max bereits verwittwet und der ganze Wortlaut der beiden Zuschriften läßt darauf schließen, daß Max den abenteuerlichen Gedanken hegte, selbst Papst zu werden und nicht bloß unter der Blume sprach. Jedenfalls ist es nicht nothwendig, an den Cardinal Adrian von Corneto als den von Maximilian auserkorenen Candidaten der päpstlichen Würde zu denken, wie wichtig auch die Rolle sein mag, welche dieser Gegner P. Julius' II. damals in der Umgebung des Kaisers spielte. Dies ganze Project war allerdings nur eine schillernde Seifenblase, aber auch der Anlauf, die alten kirchlichen Beschwerden deutscher Nation geltend zu machen, führte zu nichts, und das französische Parteiconcil zu Pisa, fand in Deutschland so gut wie keinen Anhang.

Schon 1479 erschienen Gravamina (Beschwerden) der drei Erzstifter Mainz, Trier und Köln, wider des römischen Stuhles und seiner Curtisanen (Höflinge) vielfältige Widerwärtigkeiten und Uebertretungen der Concordate der deutschen Nation, wie solches auf dem Koblenzer Tage entworfen wurde. Diese Beschwerden wiederholten sich unter Maximilian, er selbst trat gegen die Anmaßungen und den Pfründenhandel Roms auf (1510) und gab dem Elsässer Humanisten Wimphe-

ling den Auftrag, auf Grundlage dieser Gravamina nationis germanicae eine pragmatische Sanction zu entwerfen, wie solche Frankreich z. B. unter Karl VI. bereits in der Kirchenversammlung zu Bourges als älteste Grundlage des Gallicanismus zu Stande brachte (1433, 13. Juli) und unter Ludwig XII. in Lyon wieder thatsächlich aufnahm. Wie schlecht aber auch Wimpheling und andere patriotische Gesinnungsgenossen auf die extreme Verherrlichuug der päpstlichen Allgewalt und Verwerfung der Concilien zu sprechen waren, welcher damals ein Thomas de Vio Ausdruck lieh, so wenig wollten sie sich aber des Pisaner Concils annehmen. Man dachte darüber nicht anders als der gelehrte Hirschauer Abt Johannes von Trithem, wegen mancherlei Kenntnisse und gelehrter Geheimthuerei für einen Magiekundigen, einen Schwarzkünstler gehalten, und allerdings ein Praktiker in der Todtenbeschwörung (Nekromantie), Maximilian's Orakel in theologischen Dingen, dem dieser auch die Pisaner Frage vorlegte. Das Pisaner Concil, bei welchem die vier Cardinäle der Opposition: Caravajal, San Malo, Prye und d'Albert, 16 Erzbischöfe und Bischöfe, eine Zahl von Aebten und Canonisten figurirten, war denn doch nur ein Bühnenstück der französischen Politik. Der Clerus Deutschlands erschien gar nicht, trotzdem man da bittere Worte gegen Rom genug vernahm. Maximilian konnte nicht einmal die Versammlung der deutschen Prälaten in Augsburg zu Stande bringen und berief für das nächste Jahr einen solchen Tag nach Trier. Aber es kam zu nichts, und Maximilian selbst wollte ja die französischen Pläne auf das Papstthum kreuzen; sein wichtigster Diplomat in diesen Dingen, der Gurker Cardinalbischof M. Lang überbrachte 1512, den 3. December, dem P. Julius II. die kaiserliche Verwerfung des Pisaner Concils.*)

Wir haben noch zweier Reichstage der Epoche Maximilian's zu gedenken. 1512 begann der erstere von beiden in Trier und schloß zu Köln, von welchem Orte er mit Recht den Namen führt. Hier trat wieder die Kargheit der Reichsstände grell zu Tage. Allerdings verlangte der Kaiser nicht wenig, aber was man bewilligte, war gar zu knickerig, indem man wieder den „gemeinen Pfennig" aber nur zum vierten Theile der früheren Höhe (einen Gulden von 4000 Gulden Kapital) und selbst das nur unter Beschränkungen zugestand. Dagegen fehlte es nicht an allerlei Beschwerden. Positives

*) Vgl. Goldast, Reichssatzungen (Hanau 1609). Eine gute quellenmäßige Skizze des Ganzen in d. Breslauer Diss. v. P. Lehmann, Das Pisaner Concil v. 1511 (1874).

von bleibender Wichtigkeit schuf dieser Reichstag nur zu Gunsten des „ewigen Landfriedens" und des Reichskammergerichtes durch die vollzogene Kreiseintheilung Deutschlands, die uns im Entwurfe schon lange vor hundert Jahren bereits entgegentritt. Die sechs Kreise des Schlick'schen Projectes aus Albrecht's II. Tagen: Bayern, Franken, Schwaben, Oberrhein, Westfalen und Niedersachsen, wurden noch mit vier anderen: Niederrhein, Kurrhein, Oesterreich und Burgund ergänzt. So kam es zu den zehn Kreisen Deutschlands; aber im heftigen Streite zwischen dem Kaiser und den Reichsständen über die Durchführung dieser neuen Territorialverfassung des alternden Reiches. Allerdings machte erst der Wormser Reichstag (1521) diese künstliche Schöpfung lebendig und wirksam, immerhin ist ihr Geburtsjahr 1512, und ihre Bedeutung für die Geschichte unseres Staatslebens ruht einerseits in der Einfügung der österreichischen Erblande als neunten, der burgundischen als zehnten Kreises, andererseits in dem Ausschlusse des böhmischen Reiches. Die Hussitenkriege hatten die Sonderstellung Böhmens immer schärfer hervortreten lassen und es war überhaupt nicht gut denkbar, das jagellonische, mit Ungarn in Personalunion verbundene Böhmen einem Reichskreise einzuverleiben, mochte man auch noch sehr auf die Lehnshoheit des deutschen Reiches und auf die böhmische Kurwürde Gewicht legen. Die czechische Nation hätte sich auch gegen die Einordnung in die Lasten und Pflichten der Reichsgenossenschaft beharrlich gesträubt. Der letzte Reichstag, den Kaiser Max besuchte, war der Augsburger (1. August bis 28. September 1518). Seine Aufgabe drehte sich zunächst um den Türkenkrieg. Voran war in dieser Richtung der Congreß zu Cambray (Anfangs 1517) gegangen. Franz I., der Feuer und Flamme dafür zu sein schien, und Maximilian wetteiferten in diesbezüglichen Projecten, und der Papst Leo X. wollte diese kriegslustige Stimmung der beiden Gewalthaber durch den Beschluß eines allgemeinen Türkenkrieges auf dem lateranensischen Concile (6. März 1517) nur noch anfachen. Die Denkschrift des römischen Stuhles enthielt einen weitläufigen Kriegsplan, den der Kaiser und Frankreichs König auszuführen hätten, und vertheilte gleich die vorläufig angesetzten Kriegskosten von 800,000 Ducaten. Auch Max I. und Franz I. säumten nicht, mit besonderen Denkschriften hervorzutreten. In der kaiserlichen Darlegung war von drei Feldzugsjahren unter seiner Leitung die Rede. Zunächst solle man mit der Eroberung der afrikanischen Besitzungen der Pforte beginnen, im zweiten Kriegsjahre die europäische

Türkei angreifen, im dritten Konstantinopel erobern. Kleinasien würde dann zur leichten Beute.

Wohl ward am 13. März 1518 vom Papste der Kreuzzug und ein fünfjähriger Gottesfriede verkündigt; um dieselbe Zeit ermahnte in Deutschland ein Ulrich von Hutten die deutschen Fürsten zur einmüthigen Bekämpfung des Erzfeindes und hielt dem Kaiser die schwungvollste Lobrede, der deutschen Zerfahrenheit und Unbotmäßigkeit die schärfste Strafpredigt. „Schon seit dreißig Jahren", heißt es darin, „bestreitet er von dem Ertrage seiner Erbländer die Lasten des Reiches und hat keine Ruhe bei Tag und Nacht; aber wir, wenn er einmal seiner Pflicht gemäß einen straft, schreien über Druck und unerträgliche Dienstbarkeit. Freiheit nennen wir jedoch, um das Reich sich nichts kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und ungestraft sich Alles erlauben"..... Einige fürstliche Räthe gingen mit dem Plane um, für den Fall des Todes Maximilian's die deutsche Krone einem Fremden zuzuwenden; das sei aber ein schmählicher, undeutscher und hochverrätherischer Plan.

Gerade das aber, was Hutten am Schlusse als Warnung vor Rom und den Römlingen ausspricht und mit gesteigerter Bitterkeit dann in seinen satyrischen Dialogen gegen den Cardinallegaten des Papstes geltend macht, entsprach der herrschenden Stimmung des Reichstages, der nichts von Opfern zum Türkenkriege wissen wollte und die alten Gravamina nationis germanicae der Curie entgegenhielt. Die kaiserliche Werbung ward den 27. August entschieden abgelehnt.

Und nicht besser erging es ihm in der Wahlangelegenheit seines Enkels. Der Papst entzog ihm darin allen Beistand, und so sprach sich Maximilian über Leo X. nicht minder heftig aus, wie die Anklage der Curie. „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden, und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, die Treue gehalten hat; ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein". — Den 28. September nahm er, kränkelnd, niedergeschlagen, Abschied von seinem lieben Augsburg, nachdem er zuvor noch Martin Luther der schonenden Behandlung des Legaten empfohlen. „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger drinnen", rief er auf dem Wege zurückblickend. „Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, wir werden dich nun nicht mehr wiedersehen!" Es war wie eine Ahnung des nahen Todes. Doch hoffte er in der Tiroler Bergluft bald zu gesunden und schlug die Straße in seine Erblande ein.

Wir müssen nun deren Geschicke in den Jahren 1493—1519

im Zusammenhange mustern. Naturgemäß drängt sich zunächst die Türkengefahr in den Vordergrund und mit ihr wachsen die Schäden und unvermeidlichen Kriegslasten der Lande, die davon in erster Linie betroffen waren, Krain, Steiermark und Kärnten. Nicht bloß die verwandte Bodennatur und Nachbarschaft, auch die gemeinsame Noth und der Drang gleichartiger Interessen fügte diese drei Länder zum Kerne der später sogenannten innerösterreichischen Gruppe zusammen, an die sich die krainischen Angelände: Metlik (Möttling), Poik, andererseits die Grafschaft Görz, österreichisch Istrien und Triest als Mitinteressenten schlossen. Aber nicht lediglich die Türkengefahr bedroht Alle, auch der langwierige Venedigerkrieg, seit 1508 die Türkengefahr an Bedeutung überbietend, hält Alle in Athem durch die Opfer, die sie ihm bringen müssen. Hiermit erweitert sich der Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten und der politische Zusammenhang der sämmtlichen Erblande. Denn auch Oesterreich unter und ober der Enns, Tirol, ja selbst Vorderösterreich haben zu den Kriegslasten beizutragen, und sie so gut wie Innerösterreich bilden ein innerlich selbständiges Glied des deutschen Reiches, das dessen Lasten mit zu tragen hat und seit 1512 in einen eigenen Reichskreis gefügt erscheint. So kommt es, daß der dynastische Verband aller dieser österreichischen Länder auch ein Interessenverband, ein Organismus wird, in welchem der Herrscherwille und das ihm gegenüberstehende Bestreben der provinziellen Ständevertretungen, ihre Wünsche und Beschwerden gemeinsam und desto kräftiger geltend zu machen, die einigenden und bewegenden Kräfte abgeben. Sebst die Judenfrage, das ist der vielversuchte Angriff der Stände Innerösterreichs, Steiermarks voran, gegen die Landsässigkeit der verhaßten Israeliten als fürstliche „Kammerknechte" im Wege einer Ablösung dieses Regales und einer, dem Regenten abgenöthigten Verbannung der „christenfeindlichen Jüdischheit", zog geraume Zeit weite Kreise im landschaftlichen Leben; nicht minder der windische Bauernkrieg der drei innerösterreichischen Lande. Vor Allem aber boten die gemeinsamen Interessen an einer Regelung des Rechts-, Verwaltungs- und Finanzwesens, gleichwie der Landesvertheidigung sämmtlichen habsburgisch-österreichischen Provinzen den Anlaß zu gemeinsamem Vorgehen, und umgekehrt mußte es auch der Regierung willkommen sein, in General- und Ausschuß-Landtagen ihre Forderungen zur Geltung zu bringen und so rascher an's Ziel zu gelangen. So zeigt sich auch gewissermaßen der Anlauf zu einer allgemeinen politischen Gesetzgebung, die ihren Ausdruck in den sogenannten „Libellen" findet.

Wir wollen diese Momente der Reihe nach kurz erörtern.

Die Türkennoth dieses Zeitraums hängt mit den Osmanen-einfällen von 1493—1499 zusammen. Der vom Spätsommer 1493 traf insbesondere Krain, Metlik, das österreichische Istrien und Untersteier hart, führte selbst König Maximilian in das letztere Land und schloß, nachdem der Türke sich nach Croatien zurückgedrängt sah, mit einer vernichtenden Niederlage der Croaten und Krainer unter Wilhelm Auersperg und Kaspar Rauber (9. September), deren Schrecken wieder auf ganz Inneröſterreich zurückwirkten. Ein Jahr darauf erblicken wir den „Erbfeind" abermals in Croatien, Krain und Südsteier. Bedeutsam ist die Bittschrift der Krainer an den König und die Reichsstände Deutschlands um Hülfe in der entsetzlichen Bedrängniß, und noch mehr fesselt eine Supplik der croatischen Stände an K. Maximilian unsere Aufmerksamkeit wegen der umständlichen Schilderung ihrer verzweifelten Lage. Sie brauchen Rettung sonst müßten sie binnen Jahr und Tag türkisch werden und vom Christenglauben abfallen. In dieser Bittschrift meldet sich somit eine Anlehnung Croatiens an Inneröſterreich, eine wachsende Solidarität nachbarlicher Interessen an, und der Schlußsatz, welcher davon spricht, würde man nicht eigentliche Kriegshülfe rechtzeitig senden, so möge man doch wenigstens die croatischen Burgplätze mit Geschütz und Pulver versehen — ist gewissermaßen die Andeutung dessen, was ein halbes Jahrhundert später im croatisch-windischen Grenzsysteme Inneröſterreich-Croatiens verwirklicht erscheint.

Die deutschen Landsknechte, die Maximilian nach Steiermark und Krain führen ließ, blieben meist still liegen, oder wurden in kleinen Haufen von den Türken abgefangen, die sich über ihr „schnödes Gewand" und ihre „langen Strenge" (Lanzenstangen) lustig machten. Ueberdies erging sich der Marburger Ausschußtag der drei Lande (October 1494) in Klagen über das fremde Kriegsvolk.

Der dreijährige Waffenstillstand der Pforte mit Ungarn vom Jahre 1495, in welchem auch K. Max und seine Erbländer aufgenommen erscheinen, war keine Bürgschaft gegen die Raubzüge der Grenzpascha's. Wir sehen dies 1497, 1498 und 1499 am besten, in welchen Jahren Krain, Friaul, Kärnten und die Nachbarschaft arg mitgenommen werden. Etwas besser gestaltet sich die Sachlage seit dem Frieden Sultans Bajazid II. mit Venedig und Ungarn (1503) und insbesondere zufolge der Richtung der türkischen Eroberungspolitik nach dem Oriente hin, wie sie seit 1512 am entschiedensten durch Selim I. vertreten sich zeigt. [illegible]

nunmehr Jahre hindurch nichts mehr von bedeutenden inneröſterreichiſchen Türkeneinfällen, aber die Gefahr bleibt ein halbgezücktes Schwert. Es kommt die Zeit der großen Projecte zu einem allgemeinen europäiſchen Kriege wider die „Ungläubigen", welche wir anderorten kennen lernten und die ſämmtlich wirkungslos einem Feuerwerke gleich verglühten.

An die Stelle des Türkenkrieges, zu welchem auch Niederöſterreich z. B. 1496 eine Steuer zu entrichten hatte, trat ſeit 1508 das Romfahrtsprojekt des Habsburgers und der langathmige Venedigerkrieg. All' dies koſtete Inneröſterreich und Tirol bedeutende Opfer. Zu Mürzzuſchlag am Semering tagten den 2. Februar die Ausſchüſſe der Länder Oeſterreich ober und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain. Maximilian forderte von Unteröſterreich 3000, Oberöſterreich 1500 Mann, ebenſo viel von Kärnten (eingeſchloſſen die ortenburgiſche Grafſchaft) und das Gleiche von Krain, Görz „und Friaul". Steiermark habe ohne die Grafſchaft Cilli 2000 Mann, und die letztere für ſich 300 Mann für die Romfahrt zu ſtellen und durch ein Vierteljahr auf eigene Koſten zu erhalten. Als nun aber ſeit März 1508 der Venedigerkrieg eine ſchlimme Wendung nahm, brachte Tirol am Botzner Tage ein großes Opfer (18. Mai), indem die Landſchaft bereit war, 10,000 Mann auf drei Monate auszurüſten und bei Mangel an Baargeld von Einzelnen ein Drittheil des Silbergeſchirres aufwenden zu laſſen. Der Märzlandtag der Steiermärker zu Marburg (1508) bewilligte 16,000 Gulden wider die Venediger. Von 1508 auf 1509 tagten die Ausſchüſſe der fünf Lande (Nieder-Oeſterreich, Ober-Oeſterreich, Steiermark, Kärnten und Krain) in Salzburg, wo auch die Kriegshülfe auf ſechs Monate (von je 200 Pfund Herrengülte ein Reiſiger und vier Fußknechte, — oder doch 6000 Mann Aufgebot; überdies 1000 oberländiſche Fußknechte und 2000 Böhmen in Sold und Miethe) gewährt wurde. Ueberdies bewilligten die einzelnen Länder beſondere Geldſummen und Aufgebote. Der Hauptübelſtand dabei war jedoch die kurze Friſt der Truppenbewilligungen, denn der Kaiſer klagte (22. Auguſt), er habe davon gar keinen Nutzen gehabt, da die Zeit der Bewilligung verſtrich, bevor die Mannſchaften eintrafen.

Tirol war in dem Jahre 1509 beſonders reichlich mit Landtagen bedacht. Im Januar begann der zu Botzen, Ende Februar der Toblacher, im Juni der Sterzinger und im Spätjahre der Botzner. Beſondere Verhandlungen über die Kriegshülfe wurden zu Wörgl mit den drei Herrſchaften Kufſtein, Kitzbühel und Rottenburg gepflogen. Tirol leiſtet Namhaftes in dieſem Jahre. Der Botzner

Januar-Landtag bewilligte 10,000 Mann und, sollten sie nicht hinlangen, die doppelte Zahl.

Diese Bewilligungen können wir durch die ganzen nächsten Jahre allerwärts verfolgen. Steiermark gab 1510 (April) 28,000 Pfund Pfennige; von 200 Pfund Gült je einen Reiter und zwei Fußknechte auf 4 Monate, 1511 (Juli) im Ganzen 40,000 Gulden, 1512 (August) 10,000 Gulden, dazu ein Hülfsgeld von 8000 Gulden gegen die Türken, 1513: 16,000 Pfund Pfennige (300 Reiter und 600 Fußknechte). 1518 (Juli) bezifferte der steierische Landtag die in den letzten vier Jahren von den sämmtlichen Landen bewilligte Venediger-hulfe auf 400,000 Gulden. 1507—1510 steuerte Krain an 54,000 Gulden bei. Das Alles stand allerdings zum dringenden Bedurfniß in keinem Verhältniß, und der Kaiser hatte nicht Unrecht, wenn er darüber schmälte, aber auch die einzelne Landschaft nicht, wenn sie gegen die immer wiederkehrenden Forderungen remonstrirte. Am stärksten wurde verhältnißmäßig Tirol in Anspruch genommen, „die erste und trefflichste" unter den österreichischen Landschaften, wie sie die kaiserlichen Sendboten im März 1513 am Brixener Tage becomplimentirten. Man verlangte an 80—60,000 Gulden auf 5000 Mann für vier oder drei Monate. Die Landschaft ließ sich zu 40,000 Gulden herbei. Im December bewilligten die Tiroler abermals 20,000 Gulden; 1514, im Januar, 24,000 Gulden (statt der geforderten 50,000). Der December-Landtag dieses Jahres erheischte 36,000 Gulden (3000 Mann für 3 Monate) und 12,000 Gulden nebenbei auf die Grenzschlösser. 1516 bot Tirol 10,000 Mann zur Rettung Verona's auf.

Natürlich unterließen es die Landschaften auch nicht, jedes Mal, mochte es nun in den Einzellandtagen oder in den Generalversammlungen der Ausschüsse stattfinden, über die Unerschwinglichkeit der Forderung zu klagen, die Zukunft in's schwärzeste Licht zu stellen, sich Schadlosbriefe ausfertigen zu lassen und vor Allem zu handeln und zu feilschen, so gut es ging. Regent und Landschaft spielten da die Rolle zweier Geschäftsleute. Ersterer läßt seine Werbung vorbringen, — die Stände bieten möglichst wenig; so kam es z. B., daß ein Wiener Landtag statt 40,000 bloß 12,000 anbot, was K. Max I. allerdings als eine Unverschämtheit bezeichnete. Man rückt sich schrittweise näher. Der Regent läßt die Vortheile einer ausgiebigen und „eiligen Hilff" möglichst beleuchten, da sie spätere Opfer erspare, verspricht aus Eigenem das Aeußerste zu thun und von allem seinem Einkommen (regelmäßig werden die „Hall" oder Salzämter, „Salzsieden", die „Eysenärz", d. i. Eisenwerk[illegible]

Aufschläge von indirecten Steuern ausgenommen); wogegen die Landschaften ihre starken Beschwernisse, ihr Unvermögen, die Größe der bisherigen Anschläge entgegenhalten, mit ihren Beschwerden über Gericht, Mauth, Münze, Fiscalwesen, Steuern, schädliche Einfuhr. u. s. w. der Regierung in die Flanke fallen und nach Thunlichkeit die Höhe und Dauer der Bewilligung herunterdrücken. Die Commissäre bieten nun Alles auf, um die Landschaften gefügiger zu machen, erklären, daß eine solche Kargheit und Widerspenstigkeit dem Kaiser „wenig gefallen", ein „hochs Verdriessen" bereiten werde, und endlich steht die Sache auf einem Punkte, der eine gegenseitige Abfindung möglich macht.

Die Bewilligung selbst zeigt meist eine Alternative, Geld oder Truppen, oder combinirt Beides. Ersteres wird in Pfund Pfennigen oder rheinischen Gulden berechnet, letztere zerfallen in Reiter (Geraisige, kurzweg auch so und so viel Rosse oder Pferde) und Fußknechte oder Söldner. Begreiflicher Weise zog Maximilian, der „Vater der Lanzknechte", größere Geldbewilligungen vor, um statt der vielfach ungeübten buntscheckigen Länderaufgebote mehr an gedienten Söldnern aus Deutschland, Böhmen, aufbringen zu können. Auch leichter Reiter, Husaren, geschieht Erwähnung. Da man gemeinhin auf eine bestimmte Geldeinheit eine bestimmte Zahl von Reitern und Fußknechten rechnete, so hieß das später gemeinhin, den „Mann in das Pfund schlagen" (z. B. auf 200 Pfund Pfennige Gült oder Einkommen einen Reiter und vier Fußknechte). Die Aufbringung des Geldes und der Mannschaft nach vereinbartem Ausmaße war dann Sache der Stände, ebenso die Verpflegung der Truppen im Felde für die bestimmte Zeit. Ständische Ausschüsse, aus denen bald die Verordneten als permanenter Ausschuß hervorgehen, die Viertel-, Rüst- und Mustermeister, jene für das Einsammeln des Anschlages (Kriegssteuer), diese für die Ausrüstung und Musterung der Truppen nach bestimmten Verzeichnissen (Musterrollen), ständische Kriegsräthe, Feldzeugmeister und Feldhauptleute und Proviantmeister hatten für das Alles zu sorgen. In den Zeughäusern des Landesfürsten und der Landschaften waren die Waffenmassen aufgespeichert, welche dem dringendsten Bedürfnisse entsprachen. So lagen in den zwei Innsbrucker Zeughäusern (das eine davon war die alte, von H. Friedrich IV. geräumte, Residenz) im schwersten Kriegsjahre (1509) 10,000 Spieße bereit. Von Engelhardszell in Ober-Oesterreich lieferte Meister Peter Mader 10,200 Stück dazu. Der Herzog Erich von Braunschweig erhielt von Innsbruck hundert Handbüchsen. Armbrüste waren schon von

keiner Bedeutung mehr. Wer noch heutzutage den Eindruck eines alten Zeughauses empfangen will, wie es zur Ausrüstung des Aufgebotes bestimmt war, findet ein solches im Grazer Landhause vollkommen stylgerecht erhalten. Eine Hauptrolle in den Zeughäusern spielten die großen Büchsen oder Donnerbüchsen der Arkelei oder Artillerie, welche mit wuchtigen Schmiedeisen- und Steinkugeln bedient wurden, ein Umstand, der beim Abgange solcher schwierig zu erzeugenden Projectile oft höchst ungünstig in's Gewicht fiel. Als Hauptstücke oder Kammerbüchsen galten Büchsen von 130 und mehr Centnern Gewicht, welche an zwei Centner schwere Kugeln abschossen, allerdings auf Entfernungen, die der heutigen Flugweite gegenüber kindisch erscheinen. Immerhin war für jene Tage das Geschützwesen Maximilian's, das Lieblingsfeld seiner kriegerischen Thätigkeit, namhaft entwickelt zu nennen. Die Namen dieser feuerspeienden Ungethüme, wie z. B. die Hurnassin, Purasserin, Kerrerin, die Frau Humserin, die wunderlich Dirn, die Puelerin, der Baldauf, der Narr und die Närrin, der „Gnad' dir Gott", die schöne Kathl, der Weckauf und der Purlepauz, entsprechen ganz dem Humor ihres Herrn. In zweiter Linie standen die Falkaunen, Scharfmetzen, Nachtigallen, Singerinnen, Rothpüchsen oder Rothschlangen oder Binken, Feldschlangen oder „Hirngrillen", Quartanen (Viertelbüchsen, Karthaunen), wie die Namen dieser langröhrigen Geschütze leichtern Kalibers, meist Fünfzehnpfünder, hießen; die kurz- und breitröhrigen Haubitzen und die Mörser (vom böhmischen houfenice, auch Haufnitzen geschrieben), deren beider Name sich noch bis auf den heutigen Tag erhielt. Vor Padua (1509) zählte das kaiserliche Belagerungszeug im Ganzen 136 Stücke oder Geschütze, eine stattliche Zahl. Die Transportschwierigkeiten erhellen, wenn man bedenkt, daß die „Scharfe Metze", selbst 100 Centner schwer, hundertpfündige Eisenkugeln schoß, dreiunddreißig Pferde zur Bespannung brauchte, überdies zweiunddreißig sechsspännige Wagen, um auf acht Tage mit Schießbedarf versehen zu sein.

Aus den Stückgießern, sehr wichtigen Leuten, gingen die Büchsenmeister hervor, die mit bedeutendem Lohne und meist auf Lebensdauer angestellt wurden und sich verschwören und verschreiben mußten, „die Kunst, so er (bei dem Kaiser) sehen und lernen würde, ohne Erlaubniß Niemanden anzuzeigen, noch zu unterweisen, sondern bis in den Tod zu verschweigen".

Zelte und Pontons oder „Bruggschiffe" gehörten natürlich auch zur Ausrüstung. Das Fuhrwesen repräsentirten, z. B. am Tiroler Heerwege, die sogenannten „Rodfuhren", ein Zug von sechs

großen Güterwagen, deren Auf- und Abladegebäude „Ballenhäuser“ genannt wurden. Natürlich mußte in erster Linie, da es kein eigentliches ärarisches Fuhrwesen gab, die zwangweise Verwendung der Fuhrleute zur Zuführung von Proviant und Munition, natürlich gegen Entlohnung, herhalten. Die Proviantlieferung, durch den Landesfürsten und die Landschaft besorgt, machte Landliefermeister und Feldproviantmeister nothwendig und ging durch viele Privathände.

Der Kern der Aufgebote war das Fußvolk, vor Allem die Lanzknechte, deren Blüthezeit in Maximilian's I. und Karl's V. Tage fällt und für deren Ausbildung der Erstgenannte und Männer wie Herr Georg von Frundsberg, sein Sohn Kaspar, sodann Jakob und Marx Sittich von Ems, Konrad von Bemelberg (der „kleine Heß“) u. A. sich Verdienste erwarben. Das Fußvolk war in Fähnlein, auch Rotten, gegliedert, mit Hauptmann, Feldschreiber, Fähnrich, Feldwebel, Doppelsöldnern (wie die Spielleute mit doppeltem Solde) als Chargen. Der Kern der Reiter waren die schweren oder Eisenreiter, Adelige, welche mit Reisigen oder Knechten in wechselnder Anzahl in den Kampf zogen.

Der Kriegsbedarf förderte auch die Entwicklung des Postwesens; so vor Allem in dem wichtigsten Durchzugslande, Tirol. Zu der älteren Hauptlinie der Reit- und Fahrpost, welche von Füssen über Innsbruck nach Trient führte und aus Operationsrücksichten bis vor Padua verlängert wurde, trat seit dem ligistischen Venedigerkriege eine Reitpost von Nassenreith bis St. Maria unter dem Wormser Joch, denn bis dahin, nach Worms oder Bormio übernahm der Franzosenkönig und bis Mailand der Papst eine solche Linie von „Postereien“. Auch in's Pusterthal und nach Kärnten wurde eine Posterei errichtet. Das Briefschaftenfelleisen, oder der Postereibinkel, machte von Innsbruck nach Trient acht Stationen durch, welche mit je zwei berittenen Postboten besetzt waren. Ein solcher Postereibinkel wurde 1509 von den Venetianern aufgefangen, lag bis jüngst im Archive der Lagunenstadt unbeachtet und bot erst jetzt erwünschte Gelegenheit, die cultur- und sittengeschichtlich interessante Correspondenz der Kriegsleute mit ihrer Heimath kennen zu lernen.

Auch mit Ungarn und Croatien hatte sich Maximilian 1509 in Verbindung wider die Venetianer setzen wollen. Der Primas und Reichskanzler Bakács und der Banus von Croatien zeigten sich jedoch von der Signoria gewonnen.

Bevor wir des nächst verbundenen Ereignisses, des innerösterreichischen Bauernkrieges gedenken, muß noch die Lösung der österrei-

chischen Judenfrage unter Maximilian I. zur Sprache kommen, da sie mit den socialen und öconomischen Verhältnissen der Provinzen und mit ihrer Landtagsgeschichte auf's Engste zusammenhängt. Wir werden der Verbreitung der Israeliten auf dem Boden der Alpenländer im nächsten Buche an geeignetem Orte kurz gedenken. Hier möge nur genügen, daß, abgesehen von Oesterreich, ihr Bestand um die Zeit Maximilian's in der Steiermark am stärksten angenommen werden muß. Dann scheint Kärnten und Krain sich anzureihen. Seit den Tagen der Baumkircher Fehde kömmt die Judenfrage der Steiermark allmählich in Fluß. Insbesondere scharf bringt sie besonders die landschaftliche Beschwerde vom Jahre 1491 zur Sprache. Aber erst fünf Jahre später (1496) kömmt es zu wirksamen Anstrengungen der Stände, das Judenregale dem Landesfürsten abzulösen. Maximilian war minder zähe als sein Vater, überdies bot der Umstand, daß er für seine kriegerische Politik Baarsummen nothwendig hatte, die Gelegenheit, ihm diese Ablösung annehmbar zu machen. In Wien kam es 1494—1495 zu diesbezüglichen Verhandlungen. Am Marburger April-Landtage (1494) wird darauf Bezug genommen, die Stände seien bereit, dem zu Wien von ihnen geforderten Anschlage von 16,000 Pfund Pfennigen noch 64,000 für die „Austreibung der Judenschaft" seinerzeit zuzulegen. 1495, Ende August, reifte endlich am Grazer Landtage Alles zur endgültigen Vereinbarung. Die Stände zahlen 38,000 Gulden in vier Raten. Maximilian erließ dann 1496, 19. März, von Schwäbisch-Werda aus das Verbannungsdecret. Doch schleppten sich begreiflicher Weise die civilrechtlichen Gerichtshändel zwischen den jüdischen Gläubigern und christlichen Schuldnern und auch die Auswanderungsangelegenheiten der Israeliten bis in das sechszehnte Jahrhundert hinüber, wie uns Urkunden aus dem Anfange des letzteren belehren.

Kärntens Ablösungssumme betrug bedeutend weniger, 4000 Gulden. Krain betheiligte sich auch an den bezüglichen Verhandlungen, doch kam es zu keiner Abmachung. Noch 1515 gab es hier zu Lande israelitische Ansiedlungen.

Mit den Nöthen des Venedigerkrieges traf die Gefahr des innerösterreichischen Bauernkrieges zusammen. Sein Mutterland wurde Krain. Die Lage des windischen Bauers war eine ähnliche, wie die der Kärntner Bauernschaft um 1479, wo es auch, wie wir wissen, zum Aufstande kam und wohl noch eine schlimmere, da der Druck der privaten und allgemeinen Auflagen wuchs, die Stimmung sich verschlechterte, und der trotzige, streitlustige Sinn des Krainer Bauers das Seinige beitrug. Wir kennen nicht die

gemeinen Beschwerden der Krainer Bauernschaft, doch giebt es ein Verzeichniß der Klagen der Wocheiner vom März 1515 an ihren Herrn, den Brixener Bischof, das so ziemlich klar die Giebigkeiten an den Grundherrn und Conflicte mit städtischen Gemeinden als Quelle der Unzufriedenheit darlegt. Vergebens suchen wir nach maßgebenden Belegen, die uns besonders zahlreiche Unmenschlichkeiten oder Ausbrüche herrschaftlicher Tyrannenlaune als Ursachen andeuten würden, denn die Thatsache der Gewaltthaten des Georg von Thurn gegen Gottschee und Gurkfeld, bei der Einhebung der allerdings verhaßten Kriegscontribution, steht vereinzelt da. Weit mehr fällt der Rückschlag des langen verheerenden und auszehrenden Krieges in's Gewicht, welcher Krain verwüstet, den Landbau örtlich zu Grunde richtet, Handel und Wandel unterbindet und immer neue Opfer erheischt; damit verkettet sich der leidige Mangel an Einsicht der Grundherren, der schweren Zeitlage durch Beschränkung der eigenen Forderungen in kluger und billiger Weise Rechnung zu tragen.

Die Anzeichen des Krainer Bauernaufstandes tauchen schon um 1503 deutlicher auf. In der windischen Mark oder im heutigen Unterkrain trieb die Vertheuerung der Lebensbedürfnisse den Landmann zum Aufruhr, doch wurde die Bewegung damals noch bewältigt, bevor sie mächtiger um sich griff. Die Grundherrschaften begriffen aber hier wie allüberall nicht die Zeichen und Mahnungen der Zeit, sie verschlossen sich der Einsicht, dem Uebel mit kluger Selbstverleugnung auf den Grund zu sehen. Daß ihnen aber die Gefahr allgemach über den Kopf wuchs, beweist die Thatsache, daß die Krainer Abgeordneten am Grazer Ausschußlandtage vom Februar 1512 erklärten, man müsse es dem Kaiser als Landesfürsten überlassen, der steuerverweigernden Bauernschaft den Kopf zurechtzusetzen, die Landstände seien außer Stande es zu thun, denn der Aufruhr stände vor der Thür. Es geschah, was sich so oft noch wiederholte. Die Landschaft wälzte die ganze Verantwortung auf die Schultern der Regierung, deren Auflagen am verzweifelten Trotze der Grundholden Schuld trügen, während die Regierung erwartete, daß die Grundherren durch Ermäßigung der eigenen Forderungen an den Bauersmann, also durch eigene Opferwilligkeit, demselben die Last der Kriegssteuern minder empfindlich machen sollten.

Allerdings erhoben sich die windischen Bauern der Gottschee gegen die allgemeine Kriegs- oder Landsteuer, aber der sie so schonungslos eintrieb, der Fhr. Georg von Thurn, und sein Pfleger, Gregor Stersen, waren ja ihr Grundherr und dessen Amtmann. Der Thurn habe auch der kaiserlichen Befehle nicht geachtet, erklärten

die Krainer Abgeordneten. Nicht gegen den Kaiser und Landesfürsten lodert der Bauerngrimm auf, er gilt dem grundherrlichen Privilegium, die wachsenden Landeserfordernisse oder gemeinen Lasten unnachsichtig dem Bauer aufzuwälzen, und wie immer erzeugt die launenhafte Willkür im Verfahren mit dem Landmanne das Schlimmste. Ueberdies war kurz zuvor (1519) im Ungarlande der Bauernaufruhr losgebrochen, und wie kläglich auch sein Ende war, es reizte denn doch die Nachbarschaft zu gleichem Wagniß. Der Bauer blickt in seiner Unzufriedenheit nach der bessern Vergangenheit zurück, er weiß, daß in früheren Zeiten die grundherrlichen Zinsen von seinen Huben so gut wie die anderen Giebigkeiten niedriger waren, daß die ursprünglichen Urbarsatzungen, Gemeindeverträge, diesfalls anders lauteten, und will nicht begreifen, daß der Wechsel, die Vertheuerung der Zeiten, naturnothwendig Manches anders gestalteten. Er verlangt den frühern, günstigern Zustand, den er, charakteristisch genug, in Kaiser Friedrich's III. Zeiten findet, — sein „altes Recht", die stara pravda, stürmisch wieder. So heißt es in dem interessanten historischen Liede „von den kraynnerischen bauern": „Aus irer gemein thetn sy schrein: Stara pravda! Ayn jeder wolt sich rechen, seines Herrn gut nun schwechen".

Die einzelnen Uebergriffe des Grundherrn vergrößert die leidenschaftliche Anklage des Unterthans zur Vernichtung alles Bauernrechtes. Für die allgemeine Nothlage wird der Gutsbesitzer verantwortlich gemacht; der angestammte Neid des ärmern Mannes über das bessere Kleid, das bessere Brod des Patrimonialherrn verbindet sich mit dem überreizten Selbstgefühle, der Bauer ernähre und wehre denn doch eigentlich das Land. Beispiele vereinzelter Erhebung wider die Grundherrschaft wirkten ansteckend, denn die aufruhrlustige Gemeinde sucht und braucht Verbündete, da nur ein großer Haufe etwas ausrichten könne. So beginnt die Agitation, der Terrorismus. Einzelne Rädelsführer, Querköpfe, „Schwarmgeister", wie man später zu sagen pflegte, schleppen den großen Troß halb freiwilliger, halb gezwungener Standesgenossen hinter sich, bedrohen jene Gemeinden, die nicht mitthun wollen, als Verräther an der gemeinen Sache, bemühen sich, den ärmeren Clerus, die Landstädte als Verbündete zu gewinnen, entrollen die Fahnen bewaffneter Selbsthülfe als einzigen und berechtigten Rettungsmittels und suchen in der ersten Zeit ihr Beginnen thunlichst hinter die loyale Gesinnung gegen den Kaiser als ihren „gnädigen Landesfursten" zu verschanzen. Denn Er sei dem hart bedrückten armen Manne gewogen.

Das war der Gang und die nächste Haltung der vorzugs-

weise windischen Bauernempörung in Krain und bald auch in den sprach- und stammverwandten Theilen von Untersteiermark und Kärnten, so daß der „windische Bund" in drei Landen emporkam und durch die Bildung von Bundesräthen durch Bestellung von Hauptleuten eine militärische Organisation zu erlangen sucht.

In Krain griff er von der Gottschee und aus dem Unterlande in's Oberland, erfaßte zunächst das Radmannsdorfer Gebiet, woselbst der Bauer Klander sich vom „heiligen Geiste berathen" und zur Führung der „gottgefälligen" Sache berufen erklärte; neben ihm wirkt der „Kropfete (Kropfige) Schneider" von Radmannsdorf, denn im niederliegenden Kleinhandwerk brodelte es nicht minder als in der Bauernschaft, und noch Andere, „die es den Herren schon zeigen wollen". Die Steiner, Krainburger, Veldeser Gerichtsleute fallen zu, ebenso wie die Wocheiner und sogar die gefreiten, gut gestellten Unterthanen des Freisinger Bischofs zu Eisnern erscheinen als Marktleute im bäuerischen Aufruhr. Bis gegen Laibach, Bischoflack, Rottenbühel und Fladnitz erhebt sich Alles.

In Steiermark verbreitet sich im Frühjahr 1515 ziemlich gleichzeitig die Bauernbewegung von Rann an der Save, dem Grenzpunkte zweier Länder und Sammelplatze der Bauernhaufen, die dann die befestigte Stadt angriffen, durch die untere Steiermark. Ein zweiter Mittelpunkt des Aufruhrs wird die Umgebung von Gonobitz. Auch um Saldenhofen und Cilli wird es lebendig. Die Gefahr dringt bis in die Nähe von Graz, in die deutschen Bauernbezirke Mittelsteiermarks, denn im Sulm- und Saggathal kommt es auch zur Erhebung und der Aufruhr greift auch in die östliche Steiermark, an das Raabgebiet, gegen Gleisdorf.

In Kärnten haben wir gleichfalls nicht ausschließlich slovenische Bauernschaften, sondern auch deutsche von der Empörung ergriffen, denn sie verbreitet sich an der Drau, durch das Lavantthal, sodann in's Jaunthal, andererseits bis Leonstein, Glaneck, Straßburg. Bis in's Geilthal verzweigt sie sich. Um Hüttenberg hielten auch die Erzknappen mit den Bauern, und eine spätere, aber gut unterrichtete Aufzeichnung besagt: „Alle Städt' und Märkt', ausgenommen Villach und Völkermarkt, die waren den Bauern günstiger als den Prälaten und denen vom Adel". St. Veit versperrte den Truppen einer ehrsamen Landschaft die Thore.

Der eigentliche Losbruch des Aufstandes zunächst im Krainer Lande, sodann in Steiermark und Kärnten dürfte in den April, Mai 1515 gefallen sein. Denn, abgesehen von dem fraglichen Ausschußtage der drei Lande zu Graz auf Lichtmessen (2. Februar), war

in den Ausschußberathungen zu W.-Neustadt und Wien im März dieses Jahres noch von gütlicher Beilegung der erwachenden Unruhen die Rede.

Abgeordnete der Bauernschaft sprachen in Augsburg bei Maximilian vor (jedenfalls im April), um von ihm Abhülfe ihrer Beschwerden unmittelbar zu erlangen, oder, was noch näher liegt, dem eigenen Beginnen einen loyalen Anstrich zu verleihen. Der Kaiser entließ die Boten der Bauernschaft mit einem freundlichen Versprechen, ihre Angelegenheit untersuchen zu lassen; dies legten die Aufständischen als Genehmigung ihrer Selbsthülfe aus.

Doch bald begannen die Gräuel der entfesselten Leidenschaften, denn die zu Wien mit dem Gurker vereinbarten Gegenanstalten, Absendung von Commissarien zur Abmahnung der Bauern und Berichterstattung derselben an den ständischen Ausschußtag der drei Lande in Cilli, waren gutgemeinte, aber in der zwölften Stunde ergriffene Mittel. Furchtbare Gräuel beging die Krainer Bauernschaft nach der Eroberung von Maihau (15. Mai). Mehr als ein Dutzend Schlösser fielen in ihre Hand. Im Juli nahmen die vereinigten krainisch-steiermärkischen Bauern, die man auf 80,000 (??) Mann beziffert findet, die man aber gewiß nicht so hoch anschlagen darf, die wichtige Festungsstadt Rann, wobei der Befehlshaber Marcus und sein Bruder Stephan von Klis (Klissa, nicht Marcus Klis), viele Edelleute von Croatien und sechszig Knechte den Tod fanden, wie die Marburger Ständeversammlung an den Kaiser berichtet. Die Köpfe der Erschlagenen staken an Spießen und wurden herumgetragen, die Leichen unbeerdigt gelassen. Die kaiserlichen Schlösser Königsberg und Hörberg wurden von den wilden Haufen eingenommen. Im Sulmthale erschlugen die Bauern die beiden Brüder Wolfgang und Andrae von Windischgräz. Aber der Umfang und die Zahl der Bauernfrevel wurde entschieden durch das Gerücht und die Hülferufe des bedrängten Adels vergrößert.

Die Stände aller drei Lande, fieberhaft vielgeschäftig, konnten der Gefahr nicht so leicht Meister werden, und doch behagte ihnen auch das Vorgehen des Kaisers nicht, der, noch den Venedigerkrieg im Sinne, mit den Angelegenheiten dynastischer Politik beschäftigt und, auf anderem Standpunkte als die Stände, den Aufruhr möglichst rasch und unblutig beseitigt zu sehen wünscht und durch Commissäre, die nach Untersteier reisen, einen Waffenstillstand der Bauern verhandeln läßt. In der That schien es hoch an der Zeit, den trotzigen Sinn der Bauern mit Gewalt zu brechen. Die [illegible]
aus dem Kreise der steiermärkischen und [illegible]

welche die Bauernrebellen mit Erfolg bekämpften, waren Georg von Herberstein, dem sein jüngster Bruder Sigismund, der Staatsmann und Rußlandfahrer, ein schriftliches Denkmal setzte, das beide ehrt, und Sigmund Freiherr von Dietrichstein auf Holenburg und Finkenstein, beide vom Kaiser in Ehren gehalten, ersterer sein verdienter Kriegsrath und Hauptmann im Venedigerkriege, letzterer sein besonderer Liebling, dazumal Landeshauptmann von Steiermark. Der Herberstein, von den Steierern zum obersten Feldhauptmann gegen die Bauernschaft erkoren, schlug Bauernhaufen bei Gleisdorf, Saldenhofen und mit Kärntner Hülfe einen andern Theil der Bauern, welche kürzlich Schloß Cilli besetzt hatten. Das muß zur Zeit des Zusammentretens der Ständeschaft zu Marburg (Juli 1515) stattgefunden haben, wie die kaiserliche Correspondenz darthut. Doch beweisen die Erklärungen des Marburger Landtags an den Kaiser, daß die Gefahr noch im vollen Zuge war. In diesen Tagen des Hochsommers zersprengte auch der Dietrichsteiner die Rebellen bei Rann mit kleiner Waffenmacht. Schon vorher hatte er mit dem Landesverweser Kärntens, Veit Melzer, in Kärnten aufzuräumen begonnen; letzterer und die Hauptleute Hanns Hann und Hanns von Greissenegk vollendeten dann das blutige Werk, und so hatte der Kärntner Zuzug dem Herbersteiner in der Kriegsarbeit aushelfen können.

Sehnlichst harrte der Krainer Landeshauptmann, Hanns von Auersperg, des Herbersteiners, um ihm bei der Niederlegung des Aufruhrs in Krain, dem Mutterschooße der Bewegung, auszuhelfen. Bei Reichenburg ging dieser über die Save, und so erschraken darob die Bauern von den Hiobsposten aus Kärnten und Steier, daß ihre Ansammlungen stockten. „Mir ist auch nit anderst", schreibt der Auersperg den 25. Juli aus Laibach an Jörg von Herberstein, „oder ir habt uns aus der hell (Hölle) erledigt". Der Herbersteiner durchzog nun Krain und mit dem August war das ganze traurige Schauspiel vorbei. Wie immer siegte die Ueberlegenheit geschulter und gut bewaffneter Kriegsleute unter erfahrener Führung im Kampfe mit der schlechtbewaffneten, zucht- und kopflosen rohen Kraft.

Das gleichzeitige Spottlied auf die Bauern hatte Recht, wenn es am Schlusse sagt: . . . „in kleiner Zeit, es hat ein endt ir puochen (Pochen); etlich aus in hetten klain gewin. Stara prauda! Sy haben die Schanz verloren, man hat in (ihn, den Bauer) trucken geschorn (trocken geschoren). Leukuf Leukup, woga gmaina; durch ir falsch sinn und arglist erhangen und gespist". In der That zahlte die Zeche, den Leitkauf (leukup) des Handels, die Bauernschaft, die „arme

Gemeinde" (woga gmaina = uboga gmaina), wie sich die Aufständischen nennen mochten; ähnlich wie gleichzeitig in süddeutschen Landen eine Bauernverbindung sich den „armen Conrad im Elend" oder auf der „Hungerwiese" nannte. Sigmund von Dietrichstein verdiente sich da den Namen eines „Bauernschinders", den man ihm zehn Jahre später im neuen Bauernkriege in's Gesicht schleuderte. Die Sieger, erzählt ein alter Bericht im Archive der Dietrichsteiner, „thaten mit Raub und Brand großen schaden, hingen und spiessеten vill der Bauern haubtleut und ihre räthe". Man wollte alle Unbotmäßigkeit in Schrecken und Blut ersticken; denn den gemeinen Mann zwinge nur Furcht und Noth.

Das war nicht die Meinung des Kaisers, der vielmehr die Wurzel des Uebels ausforschen und beseitigen wollte. Seine „Umreiter" sollten im Lande die Bauern vernehmen und ihre Beschwerden aufzeichnen. Auf diese Erhebungen drangen auch seine Bevollmächtigten am Laibacher Tage (Ende 1515). Das aber verdroß die Ständeschaft gewaltig, sie gewahrten in den Umreitern nur Spione und Hetzer und sprachen von neuen Erhebungsplänen der also trotzig gemachten Bauernschaft und erklärten, in Tagen der Noth werde wohl der „fromme und getreue" Adel, nicht der „ungetreue" windische Bauer das Haus Oesterreich retten. Der Landesfürst hatte somit bei seinem Versöhnungswerke die Hände gebunden. Als Strafe der Bauernschaft Kärntens wurde ihr „Bundpfennig" (8 Pfennige) zur Jahresauflage; in Krain kam ein Strafgulden auf jedes Bauernhaus als jährliche Nebensteuer; auch in Steier ist häufig von „Peenfällen" (Bußen, Wändeln) die Rede.

Wir haben etwas länger bei diesen Vorgängen verweilt, weil sie in den früheren landläufigen Darstellungen theils übertrieben, theils vergriffen, erst neueren Untersuchungen eine richtigere Zeichnung verdanken, ein Stück geschichtlichen, politisch-socialen Lebens entrollen und spätere ähnliche Ereignisse klarlegen helfen.

Kürzer können wir uns über das landtägliche Wesen und Leben der Zeiten Maximilian's fassen, da dessen staatsrechtliche Bedeutung, seine Ergebnisse für das Verwaltungswesen an anderer Stelle im Zusammenhange zur Würdigung gelangte. Den Ausgangspunkt der lebhaftesten Ständbethätigkeit bildet der Wiener-Neustädter Ausschußlandtag der fünf Lande: Ober- und Unter-Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain vom Jahre 1502. Seine Beschlüsse zeigen, wie man die Kriegsbedürfnisse des Kaisers benützt, um die Provinziallandtage mit den Ausschußversammlungen oder Generallandtagen sämmtlicher Lande in enge Wechselbeziehungen

zu setzen und eine um so kräftigere, geschlossenere Stellung der Regierung gegenüber in der Kriegs- und Reformfrage einzunehmen. Selbst mit den burgundischen Landen will man in Verbindung treten. Der Mürzzuschlager, Salzburger und Brucker Ausschußlandtag von 1508—1509 zeigten die schärfsten Auseinandersetzungen mit dem Landesfürsten; Niederösterreich hat die Führung. In Salzburg z. B. erklärt man (März 1509), mit der Kriegshülfe nicht über die Grenze der innerösterreichischen Lande, insbesondere nicht nach Friaul rücken zu wollen. Dem entgegen läßt der Kaiser erklären, Friaul sei auch sein Erbland und solle es recht eigentlich zum Nutzen des Hauses Oesterreich und der anderen Provinzen werden. 1510 kommt es zu Augsburg zu den wichtigsten Uebereinkünften, welche die verlangten Reformen, die Abhülfe in den Beschwerden der Stände verbürgen sollen; zu den Augsburger „Libellen" für die einzelnen Lande. Ohne Bewilligung der Stände sollte der Kaiser fürder keinen Krieg führen. Die Ausschußberathungen zu Bruck an der Mur und zu W.-Neustadt vom Jahre 1515 eröffnen die gewundenen Wege jener Berathungen, die 1517 zu Wels und 1518 zu Innsbruck die neue Organisation des provinziellen Verfassungs- und Verwaltungslebens im „Innsbrucker Libell" endgültig besiegeln.

Das ständische und landesfürstliche Princip treibt von entgegengesetztem Standpunkte aus das provinzielle Leben auf die Bahn eines gesammtstaatlichen, in gemeinsame Formen mit autonomem Gehalte.

Das Innsbrucker Libell ist das Schlußwerk Maximilian's auf dem Boden seiner erbländischen Interessen, kein entscheidender Sieg des ständischen, noch des landesfürstlichen Princips, aber doch ein Gewinn für das allgemeine, durch die Ordnung gleichartiger, verworrener Verhältnisse und ein Beweis, wie die Noth der Zeit die Landschaften des Hauses Habsburg anweist, sich als Glieder eines größeren Ganzen zu fühlen.

8. Wir haben den Tod des Kaisers zu erzählen und seiner Persönlichkeit zu gedenken. Maximilian war müde, kränkelnd von Augsburg heimgezogen und hoffte in den Bergen seines lieben Tirols zu gesunden. Als er jedoch nach Innsbruck kam, begegnete ihm die Kränkung, daß die Bürgerschaft, die vom vorigen Jahre her an 24,000 Gulden für die Verpflegungskosten zu fordern hatte und trotz seiner Weisung an die Statthalterei oder Regierung im Lande nicht bezahlt worden war, seinem Gefolge die Unterkunft verweigerte. Tief verletzt wandte sich der körperlich gebrochene Mann aus Tirol zur

weiteren Wanderung nach Oesterreich. Zu Wels, im December 1518, erfaßt ihn das Uebel mit tödtlicher Gewalt. Er hatte noch vor Kurzem gehofft, sich mit seinen alten Arzeneien, Wasser, Luft und Bewegung, heilen zu können, denn zeitlebens waren ihm die Aerzte und ihre lateinische Küche verhaßt; aber bald sieht er, der Tod beginnt sich anzumelden. Bald bedurfte er mehr des Karthäuserbruders Gregor Reisch als der Wiener Doctoren; „er möge ihm den Weg zur Seligkeit weisen". An den Gedanken des Todes soll er sich schon in den letzten Jahren gewöhnt und deshalb einen hölzernen Sarg mit sich geführt haben. Den letzten Willen ließ er am 30. December 1518 aufzeichnen; eine Nachtragsclausel vom 6. Januar 1516 ohne eigenhändige Namensfertigkeit traf Verfügungen zu Gunsten der Amtsgewalt der Statthalterschaft und der Einflußnahme der zehn Testamentsvollstrecker auf die Verwaltung. Wie seltsam es jedoch bei dieser Aufzeichnung des Testaments und insbesondere des Codicills zuging, beweisen die späteren Aussagen zweier Testamentsexecutoren. Den 11. Januar, 3 Uhr Morgens, war er eine Leiche, die dem letzten Willen des Hingeschiedenen zufolge nach der Todtenfeier im Wiener Stephansdome zu W.-Neustadt an der Seite der Mutter († 1469) die letzte Ruhestätte fand.

Seit König Rudolph I., seinem Ahnherrn, gab es keinen Habsburger und deutschen König, der so viel im Volke von sich erzählen machte, keinen, der so vielseitig in Wort, Schrift und Bild verewigt wurde. An zwei vielgelesenen und vielgedeuteten Schrift- und Kunstdenkmalen hatte er den nächsten Antheil durch den Planentwurf und die Förderung des Stofflichen durch eigene Aufzeichnungen, Dictate, also durch förmliche Mitarbeit. Es sind allegorisirende Autobiographieen und zugleich historisch-didaktische Erzählungen, so recht im Geiste und Geschmacke jener Zeit, welche zwischen Humanismus und Scholastik, Altem und Neuem, ausgelebten und im neuen, gährenden Werden begriffenen Staats- und Lebensformen im Kampfe liegt, viel poetisirt, aber wenig Poesie besitzt, die lateinische Prosa auf den klassischen Leisten schlägt und der deutschen Prosa noch jenes reinere Sprachgefühl, jenen kräftigen Wurf nicht zu geben versteht, wie er sich bald darauf in den bewegten Zeiten der eigentlichen Reformation kundgiebt. Unter der Redaction und nach den Dictaten des Kaisers arbeiten ziemlich gleichzeitig seine Secretäre Melchior Pfinzing, kaiserlicher Rath, Trienter Domherr, Probst zu St. Alban in Mainz († 24. November 1531) und Marx Treizsaurwein von Ehrentreiz († 6. September 1527), der Erstere in Versen an dem Theuerdank, der Letztere in Prosa an dem Weißkunig. Während

der Theuerdank bereits 1517 gedruckt vorlag und mit den prachtvollen Lettern Hanns Schönsperger's des Aeltern von Augsburg, mit den kostbaren 118 Holzschnitten, dem Enkel des Kaisers, K. Karl, von seinem Großvater als fertiges Werk zu Brüssel übergeben werden konnte, war der Weißkunig, allerdings schon 1514 beiläufig zusammengestellt, um die gleiche Zeit nur in Reinschrift dem Erben Burgunds und Spaniens „zu Ehren und zu einer underweisung" überreicht worden. Die 237 Holzschnitte, worunter an 24 dem berühmten Hanns Burgmaier angehören, sind vorbereitet, der Text aber selbst ist „ain Materi" geblieben, wie Treizsaurwein im Vorworte bemerkt, aus dem erst ein „volkumenlich Werk" gemacht werden sollte. In der Ambraser Sammlung lange begraben, dann in den Handschriften nach Wien, in seinen Holztafeln und Bildern nach Graz gekommen, erlebte der Weißkunig erst dritthalbhundert Jahre später (1775) den Abdruck.

Der Theuerdank konnte deshalb eine lebendige, weithin verbreitete Wirkung üben; doch lag dies auch in seinem Gehalte. Er ist das versifizirte Jugend- und Mannsleben Maximilian's in seiner bessern, sonnigern Hälfte, des edeln Helden „Theuerdank", der durch „theuere Erfahrungen klug wird", der von jungen Jahren an seine Gedanken „teuerlichen" Sachen zuwendet. Die Allegorie, welche sein Leben von drei Führern oder „Hauptleuten" geleitet werden läßt: vom „Fürwittig", dem gefahr- und abenteuerliebenden „Vorwitz" der überschäumenden Jugend, vom „Unfalo", dem Unfalle, dem Mißgeschick, mit dem der Jüngling, zum Manne geworden, in ernsten Kampf geräth und endlich vom „Neydelhart" (Neidhart), dem Neid des Glückes, der Mißgunst der Welt, die dem Hochstrebenden mit der weitern Strömung der Lebensjahre immer zäher sich an die Fersen heften, tritt vor der Fülle des Thatsächlichen ganz in den Hintergrund und die fingirten Namen wie z. B. König Romreich, d. i. Karl der Kühne von Burgund, Königin Erenreich, d. i. Maria von Burgund, sind ziemlich durchsichtig. Gerne begleiten wir den kühnen Jäger auf seinen gefährlichen Wegen, die ihn nicht selten mit dem Tode bedräuen. Auch das Abenteuer auf der Martinswand erscheint hier, aber weit schlichter erzählt, als in der spätern Legende, denn es heißt hier von seiner Rettung: „aber im hulff der ewig gott, daß er mit dem Ein fuß wider hafftet, da er in setzt nieder". Wir lesen da von den Gefahren auf dem Eise, wie Max seinen eingebrochenen Knecht vom Tode errettet; oder auf der Meeresfluth, oder im Tiroler Pulverthurm, allwo ein „Thörichter", d. i. Blödsinniger, mit brennendem Lichte dem Pulverfasse naht und

von dem geistesgegenwärtigen Max noch bei Zeiten zurückgejagt wird. Das berühmte Turnier zu Worms (1495), wobei Max den französischen Raufbold Claude de la Barre in den Sand streckte, die Schlachtengefahren im niederländischen Kriege vor Gent, in Ungarn (1490), vor Stuhlweißenburg kommen da zur Sprache. Der Inhalt reicht nicht über das 15. Jahrhundert hinaus, ohne daß natürlich eine strenge chronologische Reihenfolge eingehalten wurde.

Anders ist es mit dem Weißkunig, d. i. dem „weißen (nicht weisen) König", wie dies der Zeitgenosse und Vertraute Maximilian's, Spießhammer (Cuspinianus) selbst bezeugt. Schon die Namen der handelnden Personen als Pseudonyme, abgesehen vom „alten weißen Kunig" (K. Friedrich III.) und „jungen weißen Kunig" (Maximilian), sind nicht auf den ersten Blick zu deuten, wie: blauer König (Frankreich), roth-weißer (England), schwarzer (Spanien), grüner (Ungarn), König vom Feuereisen (Karl d. K.), König vom Wurm (Mailänd. Herzog), König vom Fisch (Doge von Venedig), König der Kronen (Papst) u. s. w., wenn dies auch mit der Hauptfarbe und Eigenthümlichkeiten des Wappens u. dgl. zusammenstimmt. Die „braune Gesellschaft" sind die Niederländer, die „Bauern" die Schweizer u. s. w. Die Ländernamen erscheinen verkehrt geschrieben, wie z. B. Siothra = Artois, Idungrub = Burgundi, Ednaloth = Holland, Etnabarb = Brabante u. s. w. Allein nicht darin liegt die größte Schwierigkeit, sondern in dem Umstande, daß, während der Theuerdank keine Geschichte, sondern eine Anekdotensammlung ist, die sich um die Brautfahrt und Heirath Maximilian's mit der burgundischen Maria, als dem Ausgangspunkte, dreht und deren Einzelheiten keiner historisch-kritischen Deutung bedürfen, der Weißkunig eine förmliche Geschichte Maximilian's sein soll und eine solche Analyse äußerst nothwendig hat. Noch bei Lebzeiten des Kaisers bestand daher ein förmliches Fragebuch für den Weißkunig, um sich in dunkeln Einzelheiten bei ihm Aufschluß zu holen. Maximilian starb jedoch, bevor er Gelegenheit fand, diese Fragen zu lösen. Gab es für den „Theuerdank" sogenannte Clavisbücher, oder „Schlüssel", so waren sie für den Weißkunig doppelt erforderlich. Denn die Dunkelheit der Ausdrucksweise weitteifert oft mit der Schwierigkeit der Zeitbestimmung. Das Ganze zerfällt in drei Theile. Der erste holt ziemlich weit aus, denn er beginnt mit der Werbung K. Friedrich's III. um die Mutter Maximilian's, Lenor von Portugal, und endigt mit der Weissagung Niklas Ujlaky's, des vertriebenen (?) siebenbürgischen Woiwoden, der beim Kaiser um Hülfe ansucht (1459), das Kind, welches die junge Frau unter dem

Herzen trüge, werde einst sein Rächer an den Türken sein. Mit der Geburt Maximilian's hebt der zweite Theil an und widmet den größten Raum der Erziehung, der Schulung des Kaisersohnes in Wissenschaft und ritterlichen Künsten, etwas, worüber uns auch der geheime Rath und Beichtvater Marens, Joseph Grünbeck, in seiner, Karl V. gewidmeten, Geschichte Friedrich's III. und Maximilian's (bis 1508) belehrt. Den Schluß bilden die Ergebnisse des Jahres 1477. Der dritte und historisch wichtigste Theil umfaßt die Kriege Maximilian's in den Jahren 1478—1513. Während in den beiden verlaufenden Theilen Treizsaurwein vorzugsweise der Erzähler ist, tritt hier die eigene Arbeit, das von dem Secretär stilisirte Dictat des Kaisers in den Vordergrund, wie dies auch das Bild des vom Throne herab dem knieenden Schreiber dictirenden Maximilian's und die Verse darthun:

„Merk, vil wird von mir geschrieben,
was sachen und Krieg ich hab getrieben,
Darumb schreib, wie ich dir sag,
so kumbt die recht wahrheit an den tag".

Eine Reihe humanistischer Federn, wie z. B. Celtes, Bebel, Wimpheling, haben das Lob Maximilian's in geschichtlichen Darstellungen verzeichnet.

Die Ehrenpforte Maximilian's mit den ziemlich lahmen Versen des Hofhistoriographen und Hofpoeten Stabius und der Triumphwagen sind Meisterleistungen Albrecht Dürer's, an denen der Künstler, von Maximilian vielbeschäftigt, aber mit den Zahlungen an die zähen Nürnberger verwiesen, von 1512—1515 und 1517 bis 1522 arbeitete. Von Dürer stammt auch das beste Conterfei des Kaisers. Das schönste Standbild Maximilian's findet sich unstreitig auf seinem Grabdenkmal in der Innsbrucker Hofkirche. Den Plan des Ganzen entwarf der Kaiser mit Conrad Peutinger, dem gelehrten und kunstsinnigen Patrizier Augsburgs, der in der Regel die Mittelperson bei den wissenschaftlichen, archäologischen und künstlerischen Liebhabereien des Kaisers abgab und Meister, wie der berühmteste Erzgießer seiner Zeit, Peter Vischer von Nürnberg, arbeiteten daran.

Maximilian selbst verewigte sein Denken und Empfinden in den Tage- oder Gedenkbüchern (Memorandenbüchern), die am besten von der ungemeinen Beweglichkeit, ja Unruhe seines geistigen Auges Zeugniß geben. In der That konnte der Spruch: „Wie der Rost das Eisen, so verzehrt Müssiggang die Seele" als goldene Warnungsregel dieser vielgeschäftigen Natur gelten. Vor Allem finden naturgemäß Jagd- und Kriegsangelegenheiten ihren Platz in diesen

Memorandenbüchern, z. B. die ungefügen Schooßkinder seiner erfinderischen Waffenfreude, die schweren Geschütze, die er namentlich verzeichnet, und dabei bemerkt, welches einen Reim habe, oder einen solchen erst erhalten solle. Aber auch wichtige Staatssachen finden sich notirt, z. B. der wichtige Satz: „Item Kunig soll darauf stellen, daß ein Landfrieden zu Oesterreich bestehe, damit alweg zu ainer Meyl ain Edlman ein Schloß hett, der Landesfürst zu III meyllen ein Stat habe", über die Befestigungen der Tiroler Pässe, über „Visirung und Conterfei (Abbildung) des Gebeu und Befestigung der Grafschaft Tirol". Aber auch Verwaltungsangelegenheiten, Finanzsachen — bekanntlich Maximilian's schwache Seite — u. dgl. begegnen uns im Vormerk. Oder es giebt sich da das Interesse an neuen Erfindungen kund, z. B. „Item dem Könige von Hyspany zu schreiben, um seine Karta Marina (Meereskarte), die Pier Zenones erfunden hat"; an kostbaren Seltenheiten der Natur und Menschenhand, mag es nun ein Gestein, ein Juwel, ein Kraut, Schmuck, Bild oder Aehnliches sein. Für seine Freude an der Kunst spricht die Bemerkung, es sollen die Wandgemälde auf Schloß Rungelstein*) erneuert werden, „von wegen der guten alten History und diese history in Schrift bringen". Besonders häufig erscheinen die Notizen, welche die Vorliebe Maximilian's für altdeutsche Dichtung und Sage andeuten. An deren Heldenleben erwärmte er gern die abenteuerlustige Seele, und die Schätze der Ambraser Sammlung enthielten den reichen Nachlaß seiner bezüglichen Handschriftensammlungen. Die Wappenkunde hielt er sehr hoch; in seinen seltsamen Wappencombinationen spiegelt sich die Tendenz seiner weltumspannenden Herrschaftspläne. Nicht am wenigsten konnte er der Frau Historia ergeben sein, welche die Welthändel und die Thaten der Fürsten verewigt, denn sein eigener Ehrgeiz strebte nach diesem ruhmwürdigen Andenken im Gedächtniß der Menschheit und viel lag ihm daran, die Chroniken, welche seiner Vorfahren gedenken, den Stammbaum und die Geschicke des Hauses Oesterreich gesammelt zu sehen. So beauftragt er den Herrn Lasla, Priester, er solle die österreichischen, sächsischen und bayerischen Chroniken „zusammenstimmen". Es ist dies Ladislaus von Suntheim, der Arbeiter an den tabulae Claustroneoburgenses, d. i. den Genealogieen österreichischer Regenten, die zu Klosterneuburg hinterlegt blieben, der höfische Genealoge und Historiker. Wir besitzen einen förmlichen

*) Vgl. die interessante Schrift des Innsbr. Archivar's Dr. Dav. Schönherr, Das Schloß Runkelstein bei Bozen. Mit dem Inventar des Schlosses v. 1493 (1874).

officiellen Auftrag Maximilian's, der den Genannten zu archivalischen Studien und Sammlungen bevollmächtigt und anweist.

Maximilian's leibliche Erscheinung zeichnet unter Anderen Grünbeck anschaulich genug: hochgewachsen, breitschulterig, mit langem, bis zur Schulter herabwallendem Blondhaar, das die Lebensfreuden, Mühen und Sorgen frühzeitig bleichten, offenem, lebhaft gefärbtem Antlitz, woraus eine mächtige, aber wohlgeformte Nase hervorsah. Die starke Brust, reich behaart, umschlossen kräftige Arme mit edelgeformten Händen. Im Baue und in jeder Bewegung des Körpers prägte sich Kraft und Ebenmaß aus.

Seine Seele war reich begabt, nicht mit gründlicher Tiefe des Erwägens, nicht mit der Zähigkeit des Festhaltens der Lebensaufgaben und Pläne, aber mit ungemeiner Vielseitigkeit und Spannkraft, so gut im Lernen dessen, was dem Leben frommt und ihm einen höhern Reiz verleiht, als im Planen und Ausführen der Herrscherzwecke. Des Deutschen in echt volksthümlicher Kraft mächtig, stellte er auch im „Reiterlatein" seinen Mann und sprach das Flandrische, Französische, Englische, Italienische, Windische, Böhmische und Ungarische geläufig genug. Wie vielerlei seinen Geist beschäftigte und worin Allem er zu Hause war, deuten nicht allein die schon besprochenen Memorandenbücher an, sondern erweist sein handschriftlicher Nachlaß, dessen Einzelheiten ihn als Kenner und Gönner aller möglichen Wissenszweige, Künste und Fertigkeiten erscheinen lassen, vor Allem auch der herzerfreuenden Musika. Er war ein trefflicher Platner, ein gewandter Bogen- und Armbrust-Schiftner, ein kundiger Falkenzüchter. — Daß er sich auf anmuthiges Gespräch und auf den Tanz verstand, mochten am besten die Frauen beurtheilen, deren Liebling er war, und die ihm einmal in der Tiroler Stadt Hall die Sporen abschraubten, damit er nicht gleich zu Pferde steige, sondern die Nacht über lustig den Reigen führe. Aber auch die Gelehrten, so gut wie die Künstler, durften ihn mitreden lassen. Die gelehrte Donaugesellschaft (sodalitas danubiana) in Wien, deren eigentlicher Schöpfer der berühmte Celtes wurde, mit Cuspinianus, Stabius, Lazius, Vadianus, Manlius u. A. als Mitgliedern, erfreute sich seiner Gunst, und ernstlich zeigt er sich bemüht, die Wiener Hochschule emporzubringen.

Die landesfürstliche Gesetzgebung ist unter ihm fruchtbar. In Staatsgeschäften überhaupt ungemein selbstthätig, ließ er Alles gerne durch seine Hände laufen. „Ihr kennt S. Majestät besser denn ich", schreibt einer der trefflichsten Räthe, Herr Cyprian von Särentheim, an den einflußreichen Amtscollegen Paul von Liechtenstein (1509,

9. Januar, aus Duisburg), „und daß Ir Majestät alle Ding angeben, durchsehen und corrigiren will; es muß alles bei uns von der königlichen Majestät erledigt werden. Ir Majestät feiert mit und kann nit still liegen; darum unser eins desto weniger ausrichten mag". Am 3. April dieses Jahres klagt er in einem zweiten Schreiben an denselben ein klein wenig, wie: „Ir Majestät von Tag zu Tag elter, zornig und ungedultig wird und nicht leicht zu einem Entschlusse sich drängen läßt". Eine stattliche Reihe von Männern umgab den Herrscher als seine Arbeiter auf dem Felde der Staatskunst. Der Einflußreichste mag wohl Mathäus Lang, der Augsburger Patriziersohn, Bischof von Gurk, Coadjutor von Salzburg und Cardinal, gewesen sein, den gleichwie den Frhrn. Sigmund von Dietrichstein, eine ziemlich haltlose Ueberlieferung mit dem Herzen Maximilian's in noch engere Beziehungen setzt. Daran reihen sich Georg von Neideck, Bischof von Trient, Marschall Paul von Liechtenstein, sodann der tirolische Kanzler und Verwalter der Hofkanzlei, Cyprian Northeim, genannt der Serenteiner oder von Serentein, Schwager des Liechtensteiners, geachtet als redlicher Charakter († 1514), Jakob de Bannisis (Bannisius), Rath und lateinischer Secretär Decan zu Trient (geb. auf der dalmatinischen Insel Curzola (1466, † 1532), Michel von Wolkenstein, Villinger, Renner, Spießhammer oder Cuspinianus, Peutinger, der Secretär Vinzenz Rokhner; aus der jüngern Reihe: Sigismund von Herberstein, Bernard Cles und noch manche Andere, die in den verschiedensten Richtungen als Sendboten, Vollmachtträger Maximilian's verwendet wurden. Auch seiner Privatsecretäre Pfinzing und Treizsaurwein*) dürfen wir nicht vergessen. Vom Vater übernahm er dessen allmächtigen Günstling: Sigmund Prüschenk, Freiherrn zu Stettenberg, der 1500 starb, ohne diese Rolle jedoch bei Maximilian spielen zu können. Gleiches gilt von dessen Bruder Heinrich.

Mit allen bedeutenden Menschen Deutschlands im Verkehre, zählte Max auch den Abt Johann von Trittheim zu seinen näheren Bekannten. Die Fragen, welche er diesem zur Beantwortung übersandte, bezeugen auch Maximilian's theologischen Kenntnisse und die freiere Richtung der Speculation in Glaubens- und Kirchen-

*) Vgl. darüber außer den allgemeinen Werken zur Gesch. Maximilian's und den sonstigen zu Abschn. 1, 7, 8 angegebenen Monographieen: Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österr. Kaiserstaates v. XVI. bis XIX. Jahrh., I. Bd. (1844); Schönherr, Ueber Marx Treytzsaurwein, i. Arch. f. K. österr. G., 34. Bd. (1865).

dingen. Jedenfalls verrathen die Antworten, daß sie dem Abte sauer wurden und nicht so gut glückten wie die nekromantische Beschwörung der ersten und unvergeßlichen Gattin Maximilian's, Maria von Burgund, welche Max zu schauen begehrte. So wurde er mit dem eiteln und geheimthuenden Vielwisser bekannt.

Das aber, was sich nicht lernen läßt, was der Mensch mitbringen muß, Frohsinn, Leutseligkeit gegen Hoch und Nieder, und der Humor, der das Bittere des Lebens leichter verwindet, die Seele spannkräftig erhält und die Umgebung leicht gewinnt, fesselt und erheitert, — der schlagfertige Mutterwitz, der den Nagel am Kopf zu treffen weiß, gehörten zu seinen besten Naturgaben. Solche Lebenszüge und Aussprüche blieben im Gedächtnisse des Volkes haften und sicherten diesem Habsburger den Platz unter seinen Lieblingen. So wenn er im Lager sich das Essen bei der Marketenderin nicht vorkosten läßt, denn sie sei eine Augsburgerin und in Ausburg wohnten lauter „fromme Leute". Oder, wenn er meinte, an den Franzosen sei Alles falsch, denn sie sprächen anders als sie schrieben und sängen höher als notirt sei. Oder wenn er, seine kaiserliche Gewalt leicht verspottend, sagt: Der König der Franzosen sei ein König der Esel, die alle Lasten geduldig trügen, er aber ein König der Könige, denn die Fürsten pflegten nur das zu thun, was sie selbst wollten.

Die seltene Kunst, Freunde und willige Diener zu gewinnen und festzuhalten, war ihm eigen, und selbst lebensfroh, sah er gern frohe Gesichter um sich.

Man kann nicht leicht die Summe dieses bedeutenden Fürstenlebens ziehen, denn Vieles blieb Anlauf, Project, oft von phantastischer Größe oder kleinlicher Abenteuerlust. Geiselte sich doch Maximilian selbst, wenn er meint, Gott thue wohl daran, für die Welt zu sorgen, die ein „armer Gemsenjäger" regieren wolle, oder als er sich einen „Heckenreuter" nannte. Die Reformfrage des Reiches blieb ungelöst, die Wohlfahrt der Erbländer ließ mancher Klage und ernsten Beschwerde Raum. Aber einen gewaltigen Ruck gab Maximilian der Zukunft und Größe seines Hauses, sein Blick umfaßte Viel in Gegenwart und Zukunft; die kundige Hand schlang weithin die Fäden der Berechnung und hielt sie im Gewebe fest. Es war nicht das sprüchwörtliche Glück in fruchtbringenden Heirathen allein, gemäß dem abgebrauchten: „Andere mögen Kriege führen. Du, glückliches Oesterreich, heirathe" (Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!), was den habsburgischen Großstaat begründet, sondern der universalmonarchische Plan einer schwungvollen Seele,

die sich die richtigen Mittel zu suchen weiß uud ahnungsvoll den geheimen Stimmen der Zukunft lauscht oder diese in den Sternen zu lesen sucht. Gegenüber den Tagen seines Vaters erscheint Maximilian's Epoche des Hauses Oesterreich ungleich rühmlicher; Habsburg greift in alle Welthändel maßgebend ein, und auch im deutschen Reiche verspürte man in Allem und Jedem, daß es ein kräftiges Oberhaupt gebe. „Nun ist der todt, der die Dinge leiten und bestimmen konnte, der geliebt und gefürchtet war; nun hat die Sache eine andere Gestalt", klagte Heinrich von Nassau, als Max die Augen geschlossen. Er ist der Januskopf, rückschauend zum Mittelalter, vorwärtsblickend in die Neuzeit, der „letzte Ritter" und der „Lanzknechtvater", welcher das Feuergewehr und grobe Geschütz thunlichst vervollkommnen hilft.

Mancher Herrscher war größer, vollkommener als er, aber konnte den Zeitgenossen nicht in's Herz wachsen. Den „edeln Helden Theuerdank" aber hielt das deutsche Volk in den Erblanden und überall im Reiche mit all' seinen gemeinmenschlichen Gebrechen, seiner Vergnügungssucht, fieberhaften Ruhmbegierde, Leichtfertigkeit, aber auch mit seinen glänzenden Vorzügen liebend fest, und weit besser als alle officiellen Todesklagen belehrt uns davon die Aufzeichnung eines Zeitgenossen, des wackern Tirolers Kirchmayr, der für sich und seine Nachkommenschaft die Zeilen niederschrieb: „Meine größte Freude wäre diesmal, wenn ich im Stande wäre, durch meine Darstellung das Wesen des theuern Kaisers Maximilian ein wenig (mir allein zum Gedächtniß) genügend darzuthun. Denn wiewohl er ein Mensch, kein Gott, und nicht vollkommen gewesen ist, so besaß er doch an Herkommen, Jugend, Gemüth und selbsterworbenem Lobe so viel als einem Menschen genügt".

---

9. Die Enkel Maximilian's I. und die österreichischen Provinzen bis 1525.

Literatur. Buchholtz, Gesch. Ferdinand's I., 1. Bd.; Majláth, Gesch. des österr. Kaiserst., 1., 2.; L. Ranke, Deutsche Gesch. i. Zt.-A. d. Ref., 2., 3., u. Fürsten u. Völker Südeuropa's (die Päpste); Droysen, Gesch. d. preuß. Pol., 3. Bd.; Souchay, Gesch. d. deutsch. Mon., 5. Bd., De Leva, storia documentata di Carlo V., I. Ueber das habsburgische Familienwesen: Bergenroth, Karl V. und s. Mutter Johanna; Pauli, Bergenroth's Entdeckungen in Simancas, Sybel's hist. Zeitschr., XI., 49, s. dagegen die gehaltvolle Widerlegung R. Rösler's i. d. österr. Gymnas.-Ztschr. u. Sep.-A. Vgl. v. Winning, Johanna die Wahnsinnige von Castilien. Ein hist. Problem, nach den neuesten Forsch. bearb. — Karl's V. Kaiserwahl: Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf Deutschland, I. (1848); Soldau, deutsche Königswahlen. Raumer's hist.

Taschenb. (1862); Liske, in Sybel's hist. Ztschr., XVI. Bd., in Bezug Polens; vgl. Forsch. z. deutschen Gesch., ebenda X. J., Aufs. v. Walz, Maurenbrecher, in Sybel's hist. Ztschr., XXII.; vgl. die frühere Polemik zwischen ihm und Druffel im XVII. u. XVIII. Bde.; Monographie: R. Rösler, Die Kaiserwahl Karl's V. (1868, Wien); Palacky, V., 2.; Fessler-Klein, 3. Bd.

Die Angelegenh. der österr. Provinzen: Die Handbücher der Provinzialgeschichte v. Pritz, 2, Muchar, 8, Herrmann, 2, Dimitz, II., 1., 2., Czörnig Egger, 2, — Buchholtz a. a. O., 1. und 9. (Urkunden); v. Karajan, Capinianae strenae (1851); Zeibig, im Notizenbl. z. Arch. f. K. österr. G. (1855); Camesina, ebenda (1856); Chmel, in den Sitzungsber. d. phil.-hist. Klasse, 4. Bd.; Oberleitner, die Parteikämpfe in Niederösterreich in den Jahren 1519—1520 (1864), insbesondere: V. v. Kraus, Z. Gesch. Oesterreichs unter Ferd. I. (1518—1522) (1873), wo sich auch die sorgfältig benutzten Quellen verzeichnet finden. Vgl. auch Krones (Btr. z. K. steierm. Gesch.-Qu. 1865, 1869) und Mitth. des hist. V. f. Steierm. (1870), Sigmund v. Herberstein, ein Lebensbild. Vgl. auch Chmel, habsburg. Archiv (Tagebuch über die Sendung Herberstein's nach Spanien), I. Heft (1846). Ueber die Theilungsverträge Karl's V. und Ferdinand's I.; F. Schrötter, Fünfte Abh. aus dem österr. Staatsarch. (1766) (Vgl. auch Valvasor, Ehre des Herz. Crain, 3. Thl., 330 f.) und die Kärntner Landeshandfeste.

Ueber den würtemberg. Handel: die Werke von Stälin, 3. Bd.; Heyd und Kugler (1865), Ulrich, Herzog zu Wirtemberg; Ulmann, Fünf Jahre Würtemberg. Geschichte unter Herzog Ulrich I. (1515—1519), Giessner Diss. (1866).

Fünf Kinder waren aus der Ehe Philipp's des Schönen mit der spanischen Johanna hervorgegangen, die Erstgeborene, Eleonore (geb. 1498), der als erster Gatte der König Portugals, Emanuel († 1521), beschieden war, sodann der ältere Karl (geb. 24. Februar 1500), Isabella (geb. 1501, † 1526), die ein ungünstiges Geschick seit 1515 an einen rücksichtslosen Gemahl, Christian II., den letzten skandinavischen Unionskönig, in freudenleerer Ehe kettete, Ferdinand, der zweitgeborene Erzherzog (geb. 10. März 1503), Maria (geb. 17. September 1505) und die jüngste Tochter Katharina (geb. 1507), seit 1525 mit K. Johann III. von Portugal vermählt, deren Geburt der Vater nimmer erlebte.

Bot schon der plötzliche Tod Philipp's, in der Blüthe der Jahre dahingerafft, Anlaß zu abenteuerlichen Gerüchten, welche das eheliche Leben der Gatten grundlos verdächtigten, so war dies noch mehr Angesichts der Schwermuth, des besorgnißerregenden Tiefsinnes der Wittwe Johanna der Fall, und als sich immer entschiedener die Nacht des Wahnsinns anzumelden begann, grübelte der Argwohn immer mehr über die Ursachen dieses psychologischen Problems. Kam es ja doch in unseren Tagen dahin, Karl V., dem Erstgeborenen der

unglücklichen Frau, aus mißverstandenen Correspondenzen, die Rolle eines unnatürlichen, die Mutter tyrannisirenden Sohnes zuzumuthen.

Als der eine der Großväter, Ferdinand d. K., aus dem Leben geschieden war (1516, 23. Januar), stand der sechszehnjährige Karl als Erbe Castiliens und der burgundischen Lande bereits an der Schwelle einer Großmachtstellung. Nun fügte das Geschick den zweiten spanischen Reichstheil, Arragon und seine italienischen Nebenländer, an; dazu gehörte das, was an der afrikanischen Küste erworben und jenseits des Meeres in der „neuen Welt" entdeckt, erobert und bald (1518—1521) mit dem mexikanischen Aztekenreiche vergrößert ward. Jetzt erst, aber nach schweren Kämpfen mit dem Städtebunde, den Comuneros unter Villalar's Führung (1518 bis 1522), reifte die Einheit des spanischen Reiches,*) welche in der Personalunion Castiliens und Arragons (seit 1477) ihre unfertige Grundlage besaß. Mitten in dieser Krise starb der andere Großvater, Maximilian (1519, Januar), und ein neues, das habsburgisch-österreichische Erbe, harrte der Uebernahme, und vor Allem galt es, die deutsche Kaiserkrone zu erwerben.

Wir sahen, wie diese kostspielige, aber noch immer begehrenswerthe Krone Maximilian seinem Enkel nicht zu sichern vermochte. Die Augen Heinrich's VIII. von England waren darauf gerichtet, nicht minder aber die Begierde Franz' I. von Frankreich, und wir begreifen dies. Knüpfte sich schon an das Jahr 1477 der burgundischen Erbschaft Habsburgs die Rivalität des Hauses Oesterreich und Valois, so schien sich das Motiv einer solchen Eifersucht schier zu verdreifachen. P. Leo X. war es vor zwei so mächtigen Bewerbern um die Kaiserkrone, wie Karl V. und Franz I., gewaltig bange, er war jedem Dritten geneigter. Doch schien er mit dem Franzosen enger verbündet. Die deutschen Wahlfürsten empfanden dem neunzehnjährigen Habsburger gegenüber, dem Sohne der spanischen Johanna, das Gleiche, nur ließen sich der Mainzer, Kölner, Trierer, der Pfälzer die goldenen Versprechungen Frankreichs gerne gefallen und der Brandenburger Joachim, dem Max I. die jüngste Enkelin, Katharina, angetragen, faßte diesfalls Zweifel, und war als der habsüchtigste Aller von Franz I. durch das Angebot der Schwägerin, Prinzessin René, mit großer Mitgift, nicht wirkungslos geangelt worden. Nur der Sachse, Friedrich d. W., benahm sich mit vornehmer Zurückhaltung und Unzugänglichkeit. So standen die Dinge schon vor Maxens Tode, seit 1518. — Nun 1519 schien es

*) Vgl. darüber Höfler's Abh. i. den Wiener Sitzungsb. hist. Kl. 83. Bd.

für Karl V. noch schwieriger zu werden. Doch besaß er außer den Staatsmännern der großväterlichen Schule: Cardinal Mathäus Lang, Michel von Wolkenstein, Kaspar der Serenteiner, Schatzmeister Jakob von Villingen, Secretär Hanns Renner, an Grafen Heinrich von Nassau und an dem immer bedeutender hervortretenden Bischofe von Trient, Bernhard von Cles (geb. 1485, Bischof seit 1514), besonders aber an Maximilian's treuem Diener, dem Niederländer M. Zevenberghen, rührige Unterhändler seiner Wahl.

Die vier rheinischen Kurfürsten, Ende März 1519 zu Wesel verbündet, waren schwer zu gewinnen; der Brandenburger, „der Vater aller Habsucht und ein teuflischer Mensch in Geldsachen", schreibt Zevenberghen, bewies sich ungemein zähe. Die Unterhandlungen mit dem kinderlosen Friedrich von Sachsen führte vornehmlich Heinrich von Nassau; sie begannen vom Mai zu Lochau, und Angesichts der ungemessenen Forderungen des Hohenzollern Joachim trug man dem Neffen des Kurfürsten Friedrich's, Johann Friedrich, die Prinzessin Katharina an; doch auch Sachsen benahm sich spröde und zuwartend.

Am verwickeltsten gestalteten sich jedoch die Verhältnisse mit der böhmischen Kur. Denn ihr Träger, der dreizehnjährige König Ludwig II. von Böhmen und Ungarn, präsumtiver Schwager der beiden Habsburger, Karl und Ferdinand, sollte selbst um den deutschen Thron candidiren! Offenbar stützte sich die darin größtentheils zusammenstimmende Partei des Hofes und Zápolya's auf den wunderlichen Vertrag von 1515, wonach Maximilian I. den jungen Ludwig adoptirt und ihm die Nachfolge im deutschen Reiche vor die Augen stellt. Maßgebender jedoch als diese gehaltleere diplomatische Stilübung waren andere Motive: für die Hofpartei die Möglichkeit, daß man die Kriegsmittel des deutschen Reiches in solchem Falle gegen die dräuende Türkengefahr in's Feld führen könnte, für die Zápolyaner die Aussicht, die Thronerben Wladislaw's in weitschichtige Angelegenheiten zu verwickeln und für sich selbst in Ungarn freien Spielraum zu schaffen. Gegen dieses abenteuerliche, hoffnungslose Project, das die ganzen Beziehungen mit Habsburg zerstören konnte, stemmten sich jedoch die beiden wichtigen Personen des ungarischen Regentschaftsrathes: Markgraf Georg von Brandenburg und Johann Bornemissza, der Oberschatzmeister; sie waren für die habsburgische Kaiserwahl und die Aufrechthaltung der Vereinbarungen mit dem Hause Oesterreich. Auch das Ausland, Venedig und Rom, auf welche jene Parteien rechneten, wies die Botschafter Ungarns, darunter Verböczy ab, und Leo X. erklärte jene Urkunde Max' I. als ganz belanglos.

Ueberdies kamen auch die böhmischen Stände dem ungarischen Projecte in die Queere. Es verdroß die Böhmen, daß man sie ganz umgehen wollte, daß Ungarn auf eigene Faust handle, Karl V. mit K. Sigismund von Polen, als Obervormund K. Ludwig's II., negociren lasse, während doch um die böhmische Kurstimme die Frage sich drehe. Sie protestirten also gegen alle Abmachungen in dieser Richtung und vindicirten sich selbst auf Grund der goldenen Bulle, aber juristisch unberechtigter Weise, die Ausübung der Kur.

Sigmund von Polen, dem die beiden Nebenbuhler, Karl und Franz I., immer mehr mit Versprechungen zusetzten, wog seinen Vortheil lange ab und trug dadurch nur zur allgemeinen Spannung bei.

In Ungarn war es so weit gekommen, daß man die habsburgisch-jagellonische Wechselheirath rückgängig machen und Anna vom österreichischen Hofe heimbescheiden wollte. Die Habsburger sandten daher zur Aenderung der Sachlage den Spießhammer nach Ofen (April 1519); aber Cuspinianus erreichte nichts. Glücklicher war der welsche Diplomat Andrea de Borgo, der als bestes Beschwichtigungsmittel die Heirath Anna's mit Karl, dem Candidaten der deutschen Kaiserwürde, vorschlug (wie der Brief K. Ludwig's II. an Peter von Rosenberg vom 21. April 1519 aussagt). Aber auch die 10,000 Dukaten, mit welchen Cuspinianus im Mai 1519 bei den einflußreichen Bischöfen Szathmáry und Szalkán vorsprach, waren nicht wirkungslos.

Während nun die Böhmen zu Gunsten ihrer Kurstimme Ludwig II. großjährig erklärten und für seine deutsche Kaiserwahl sich eingenommen zeigten, verdroß dies insgeheim den Polenkönig, der sein Recht als Obervormund festhalten sich möglichst vortheilhaft an Karl V. oder Franz I. verkaufen wollte, und nach beiden Seiten hin die freundlichsten Zusicherungen machen ließ. Endlich kam es doch dahin, daß sich die Böhmen und Ludwig II., oder eigentlich seine maßgebenden Räthe, für die Wahl Karl's V. gewinnen ließen, Ludwig sein Kurrecht dem böhmischen Gesandten übertrug und Sigismund halb und halb geneigt sich zeigte, das geschehen zu lassen, was ihm nicht profitlos schien.

Als nun im Kreise der lebhaftesten diplomatischen Actionen Habsburgs, Frankreichs, Englands und des römischen Stuhles im Juni 1519 der entscheidende Frankfurter Wahltag anbrach, fanden sich die fünf Kurfürsten und der böhmische Gesandte, aber auch der polnische ein. Der Streit über die Führung der böhmischen Kur wurde von den Wahlfürsten zu Gunsten des ständischen Sendboten, Ladislaus von Sternberg, als Vollmachtträgers K. Ludwig's II. entschieden. Da schien sich die Wahl dem Kurfürsten von Sachsen

zuwenden zu sollen. Mehrere Kurfürsten, der päpstliche Stuhl wirkten dahin, selbst Frankreich, das sein eigenes Spiel halb und halb verloren sah, zeigte sich dazu geneigt. Aber der Sachse bedachte die schweren Folgen einer solchen Candidatur, er erwog die Macht und die Traditionen Habsburgs und die öffentliche Meinung, welche für Karl V. sich aussprach. Nicht wenige Fürsten, Städte und die Ritterschaft, in letzterer Franz von Sickingen obenan, waren gegen Frankreich und dem Enkel Maximilian's gewogen. Hatten doch selbst die Schweizer, wenngleich von Frankreich bearbeitet und durch den Krieg des schwäbischen Bundes wider den friedbrüchigen Würtemberger Ulrich beunruhigt, den Werbungen Zevenberghen's im Mai dieses Jahres zu Gunsten eines österreichischen Bündnisses — in der Mehrheit Gehör gegeben.

Die habsburgischen Bevollmächtigten, deren Standlager nun Mainz geworden war, hatten nicht vergeblich gearbeitet. Den 28. Juni 1519 erfolgt die einstimmige Wahl Karl's V. zum Kaiser des h. r. R. d. N. und sechs Tage später (3. Juli) unterzeichnen seine Bevollmächtigten die neu redigirte und sehr beengende Wahlcapitulation. Aber im Gewinne der höchsten weltlichen Würde des christlichen Abendlandes lag ein großer Erfolg. Die Glückwünsche Franz' I. und P. Leo's X. klangen wenig aufrichtig. Die französische Diplomatie verbiß ihren Groll so gut es ging, nur der englische Bevollmächtigte Pace jammerte, seine Gelder seien zu spät eingelangt. Zwölf Millionen Thaler hatte die Wahl Karl's V. gekostet, „Alles schrie nach dem versprochenen Gelde". So Mancher klagte, leer ausgegangen zu sein. Am meisten grollte nachmals der Kurfürst von Sachsen, denn es kam nicht zur versprochenen Ehe seines Brudersohnes mit der habsburgischen Infantin Eleonore. Sie folgte 1524 dem K. Johann III. von Portugal zum Altare.

Mit der Kaiserkrone auf dem Haupte, die er den 23. October 1520 im Dome zu Aachen entgegennahm, ging der erstgeborne Enkel Maximilian's dem Kampfe mit Frankreich um die Vorherrschaft in Italien und der Entscheidung entgegen, ob die Verwirklichung des großväterlichen universalmonarchischen Planes in Allem und Jedem möglich sei. Aber noch ein drittes und bald das folgenschwerste aller Ereignisse stellt sich dem jungen, ehrgeizigen und bedeutend angelegten Habsburger entgegen, die Reformation, die Feuerprobe des neuen deutschen Kaiserthums.

Doch wir müssen nach den deutschen Erbländern des Hauses Oesterreich zurückblicken. Der Tod Maximilian's I. eröffnet eine unerquickliche Uebergangszeit. Seine beiden Enkel und Erben sind weit und ist noch unbestimmt, wer von den Beiden der eigent-

liche Regent würde. Das von K. Max unter Führung des Kanzlers Schaidpöck zu Wien bestellte „niederösterreichische" Regiment für die fünf Lande, war nicht beliebt; insbesondere abgeneigt war man dem Kanzler und dem Regimentsrathe Rottal geworden. Der letzte Wille Maximilian's besserte an dieser Stimmung nichts. In allen Landen wurde geklagt, auch in der Lieblingsprovinz des verstorbenen Habsburgers, in Tirol. Da zeigt sich der gemeine Mann besonders gegen den Wildbann und dessen Feldschäden erbittert. Waren doch unter Maximilian 14 Forstmeister, 105 Forstknechte, 30 Jagdknechte und 1500 Jagdhunde in Thätigkeit; nichts ärgerte ihn mehr als Schädigung seines Wildprets oder Wildfrevel, und große Jagden waren seine Freude. Auch hatte man wie immer genug über die Schäden des Venedigerkrieges und die drohende Türkennoth zu klagen. Am meisten aber bangte vor der Zukunft, vor den Anfängen einer neuen, fremden Herrschaft, und die privilegirte Ländervertretung, die Stände, welche schon in dem Augsburger und Innsbrucker Libell auf die möglichste Stärkung der landschaftlichen Autonomie gegenüber dem landesfürstlichen Regimente hingearbeitet hatten, wollten durch selbständige und gemeinsame Berathungen Angesichts der Herrschaftsfrage und Huldigung die provinziellen Rechte und Befugnisse wirksam vertreten lassen. Alle Länder hielten Ende Januar oder Februar 1519 bezügliche Landtage ab.

In Nieder-Oesterreich brach schon vor der Aufbahrung des verblichenen Kaisers der ständische Zwist mit dem „alten" Regimente aus; dasselbe übersiedelt nun aus dem unruhigen Wien, woselbst wenige Jahre vor dem Tode Maximilian's Studenten und Handwerker blutig an einander geriethen (der „lateinische Krieg"), in das „allzeit getreue" W.-Neustadt (3. Februar). Dagegen verweigern 23 Herren und 61 Ritter dem alten Regimente den Gehorsam und bilden ein „neues ständisches Regiment", für das sich in Wien alsbald die oppositionelle Mehrheit der Bürgerschaft, auch andere Gemeinden, alle Prälaten, bis auf den Probst von Klosterneuburg und den Bischof von Wien, entscheiden. Das alte Regiment kann nicht mehr zur allgemeinen Geltung gelangen, trotzdem ein Schreiben Karl's seine Autorität zu stützen sucht.

In den vier Schwesterlanden ging es allerdings ruhiger zu. Doch bezeichnete auch der Grazer Landtag, indem er den Dietrichstein zur Weiterführung der beschwerlichen Landeshauptmannschaft bewog, schon zwei Mitglieder des „neuen" österreichischen Regimentes. Gleiches geschah in Ober-Oesterreich, Kärnten und wohl auch in Krain. In Tirol überwarf man sich wohl

auch nicht mit dem alten Regimente; der Bauer meinte aber zur Zeit des Februar-Landtags, es gebe nun gar keinen Herrn im Lande.

Im März, Mai und Juni 1519 versammelten sich Abgeordnete sämmtlicher Erbländer zu Bruck an der Mur im Steierlande, woselbst nach dem Innsbrucker Libell die Ausschüsse in Kriegsfragen regelmäßig zu tagen hatten, und ursprünglich auch das gemeinsame landesfürstliche Regiment für die niederösterreichischen Provinzen seinen Sitz haben sollte. Schon bei der ersten und wichtigsten Zusammenkunft wurde eine gemeinsame Gesandtschaft an die Erzherzoge nach Spanien vereinbart, um über die Huldigungsfrage zu verhandeln und Villach dann als Sammelplatz für den 19. Juni anberaumt. Sehr charakteristisch aber ist es, daß sich die Brucker Ausschüsse, voll Mißtrauen gegen die Räthe des verstorbenen Kaisers, an alle Persönlichkeiten seiner Umgebung um Auskünfte über das große und kleine Siegel (Signetring) des Kaisers, die Kleinodien und andere „geheimen Sachen" wandten. Von den Antworten der zehn Testamentsvollstrecker*) beispielsweise an die Krainer Landschaft zeigten die unumwundenen brieflichen Aussagen des Hochmeisters Johann Geymann und Gabriel Vogl, so auch des Krainers Bernhardin Raunach im kaiserlichen Hofrathe, daß bei dem Tode des Kaisers viel Geheimthuerei und mancher unberufene Schritt der Testamentsexecutoren, z. B. die Einsetzung des neuen Hofrathes zu Tage trat und nicht das beste Blut machte.

Von Villach brachen die Sendboten aller Lande den 25. Juni auf in Halbtrauer, um den Weg durch Italien einzuschlagen und von Neapel aus zu Schiff unter mancherlei Fährlichkeiten über das launenhafte Herbstmeer an der katalonischen Küste zu landen. Den 3. November erreichte man Barcelona, und drei Tage später fand die feierliche Audienz bei Hofe statt. Von den Tagebüchern dieser wichtigen Sendung besitzen wir zwei von Bedeutung. Das Eine hat zum Verfasser den bereits öfters genannten Sigmund von Herberstein als den einen der steiermärkischen Deputirten, den berühmten Rußlandfahrer und Diplomaten, das Andere den kaiserlichen Stadtrichter (seit 1512), nachmals Bürgermeister Wiens, Doctor Martin Capinius, auch „Siebenbürger" oder kurzweg „Doctor Mert" ge-

*) Diese waren: Joh. Geymann, Hochm. des 1469 v. K. Friedrich gest. St. Georgenordens zu Millstadt in Kärnten, Georg Slatkonia, B. v. Wien, Joh. Abt zu Kremsmünster, Hofmarschall Leonh. Rauber, Eberhard von Polheim, Gabriel Vogl, Wilh. Scharff (Schurff), Georg Pleischer, Karthäuserprior z. Freiburg i. Br., Johann Renner und Joh. Finsterwald.

nannt, seit 1508 in Wien behaust, einen tüchtigen Juristen, der als Stadtprocurator, dann als Stadtrichter angesehen wurde und bei dem alten Regimente, insbesondere bei dem Kanzler Dr. Schaidpöck nicht sonderlich gut angeschrieben erscheint. Schon in Villach kam es zu einer Parteiung, welche nachwirkte. Die Niederösterreicher, deren Vornehmster Herr Michel von Eiczing war, ein in der Geschichte früherer Zeiten gewichtiger Name, wollten bei der ganzen Botschaft den Reigen führen. Abgemachter Weise lehnte der Genannte die offizielle „Werbung" oder das „Anbringen" der Botschaft bei Hofe ab, und so kam der „Doctor Mert" an die Reihe zum Verdrusse der Steiermärker, des Herbersteiners und des Herrn Hofmann von Grünbühel, einer in späteren Tagen sehr wichtigen Persönlichkeit. Der Erstgenannte äußert sich: es sei der Verhaltungsbefehl der steiermärkischen Landschaft dahin gegangen, „keinem, mindern Stammes denn einem Edelmanne, vor einem solchen Herrn und aus solchen Herren die Werbung zu gestatten", überdies die Werbung deutsch vorzubringen, was Herberstein nicht bestreiten wollte, um nicht in Verdacht zu kommen, er wolle sich als „Lateiner" vordrängen. Herberstein und Capinius sind so recht Gegensätze; jener der gewandte Hofmann und Diplomat, der vor Allem den „Hofbrauch" gewahrt wissen will; dieser der scharfe Jurist, der den Hofbrauch nicht kennt, vor Allem den Anwalt seiner ständischen Vollmachtgeber hervorkehrt.

In Barcelona erwartete man gar nicht diese Botschaft; den 30. Juni war das Schreiben Karl's vom 18. Mai eingelaufen, das die Stände dessen überheben sollte. Den 23. Juli bestellte er mit Vollmacht seines Bruders Ferdinand (vom 12. Juli do. Brüssel) in Bezug der Entgegennahme der Huldigung der Erblande durch Commissäre, als oberste Regierung für alle Lande: den Cardinalerzbischof von Salzburg, Mathäus Lang, den Trienter Bischof, Bernhard Cles, den Bischof von Triest, Peter, und neun adelige Räthe: Sigmund von Dietrichstein, Wilhelm von Roggendorf, Georg zu Firmian, Cyprian von Serentein, J. Villinger, J. Renner, Niklas Ziegler, Hieron. Brunner. Die Huldigungscommissäre für die einzelnen Länder waren auch schon den 27. Juli ernannt. Als daher die ständische Botschaft in Barcelona durch ihr Anbringen gewissermaßen Bedingungen der künftigen Huldigung gegenüberstellte, war man am spanischen Hofe von vorn herein etwas verstimmt, und vollends verdarb es die juristische Rechthaberei, die aus der lateinischen Werbung des Doctor Mert herausklang und mehr als zuträglich den Hof erinnerte, daß man es zunächst mit dem Advocaten der gegen das alte Regiment widerspenstigen Ständeschaft Unterösterreichs zu

thun habe. Der wichtigste Mann am Hofe Karl's, sein Kanzler Mercurio Gattinara, ließ dies auch deutlich die Stände merken. Die Steierer, Kärntner und Krainer dagegen, wenn auch der Rechte und Freiheiten ihrer Länder eingedenk, konnten unter Führung des Herbersteiners mit dem Hofe viel leichter transigiren und waren auch mit den Eigenmächtigkeiten in den Ausführungen des Dr. Mert nicht einverstanden. Dennoch verdroß es auch sie, als z. B. Gattinara eingestand, der Kaiser habe von den Freiheiten des Steierlandes nichts gewußt. „Als wir wieder zur Herberge zogen, nahmen wir das Wort groß zu Herzen", schreibt Herberstein, „daß unser Kaiser um solche unsere Freiheiten nicht gewußt hat, und wir sollen (nach Hause) schreiben, daß man den Commissarien huldigen soll!"

Aber noch eines andern bedeutsamen Ausspruches, einer vertraulichen Aeußerung Gattinara's gedenkt der Herbersteiner: „Ihr Deutschen möchtet gerne sehen, daß unser Kaiser die Ungarin (Anna, Wladislaw's Tochter) eheliche". Es ginge nicht gut, da England, Frankreich und Portugal Bräute antrügen. Erst wenn der Kaiser in Deutschland festen Fuß gefaßt habe, wird er sich „seiner heirath entschließen". Man sieht, daß nicht bloß in Ungarn, sondern auch in den habsburgischen Erblanden jene Heirathscombination gewünscht wurde.

Den 19. December verließ die Sendbotschaft Barcelona, um nun den Landweg über die Pyrenäen, Südfrankreich und Italien nach Hause einzuschlagen. Die Stimmung war nicht die beste, wie sie unter solchen Eindrücken sich eben nur gestalten konnte. Anfangs 1520 kündigte die oberste Regierung den Beginn ihrer Wirksamkeit an. Immerhin jedoch sollte auch dem von K. Max eingesetzten „alten Regimente" gehorcht werden. Dies wirkte auf die Opposition Niederösterreichs doppelt erbitternd.

Vom Januar bis Juli 1520 kam es nun zu den Huldigungen der einzelnen Erblande an die kaiserlichen Commissäre, wobei der neue Grundsatz zur bedeutsamen Geltung gelangt, daß die Huldigung dem landesfürstlichen Gelöbniß die Rechte und Freiheiten der Lande aufrechthalten zu wollen vorangeht. Die formellen Reichsverwahrungen der Provinzen gegen diese Umkehr des ältern Brauches wurden nur zur Kenntniß genommen. Jenes persönliche Gelöbniß mußte eben bei Abwesenheit des Landesherrn die urkundlichen Reverse seiner Vollmachtträger ersetzen. Die Krainer Landschaft bestand auf dem alten Brauche, so daß sich die Huldigung bis in den Hochsommer hinauszog, ohne daß jedoch die Sachlage eine wesentlich geänderte wurde.

In Nieder-Oesterreich verliefen die Dinge um so weniger frei von ernstlichen Hindernissen. Während die Oberösterreicher in Linz huldigen, führt der Kremser Huldigungstag (Januar, Februar) zu nichts. Erst im Juli kommt es zur neuen Ständeversammlung in Klosterneuburg. Zwei Parteien, die fügsame und die unbotmäßige, die Partei der „alten Landesordnung", bekämpfen sich da, endlich (9.–11. Juli) kommt es zur Huldigung. Das war eine Niederlage der Oppositionspartei, und diese wiederholt sich am Klosterneuburger Tage. Inzwischen waren Doctor Mert und der Syndikus Wiens, Dr. Campus, nach Augsburg abgegangen (23. Juli), und Ersterer überdies mit den Herren von Eiczing, Zelking und Lappitz an's kaiserliche Hoflager, von wo sie Ende November entlassen wurden. Man war auf das Hofwesen des jungen Herrschers, der von den Niederländern „gegängelt" werde, schlecht zu sprechen.

Um diese Zeit war jedoch bereits eine wichtige politische Thatsache fertig gebracht, die allerdings erst ein halbes Jahr später zu Tage trat. — Es ist dies der erste Theilungsvertrag zwischen den habsburgischen Brüdern, der als Ort und Tag der förmlichen Ausstellung Worms, 28. April, an der Stirne trägt. Während in der Vollmacht der Erbhuldigungscommissäre Erzherzog Ferdinand als Miterbe der von K. Max hinterlassenen Länder erscheint, wird ihm nun die Regierungsgewalt über Ober- und Unter-Oesterreich, Steier, Kärnten und Krain vollkommen abgetreten. Alles Uebrige behält sich sein kaiserlicher Bruder vor. So waren die Geschicke der fünf niederösterreichischen Lande an den jüngern Habsburger gebunden. Dies und die Linzer Vermählung der Jagellonin Anna von Böhmen-Ungarn mit Ferdinand vom 26. und 27. Mai erhellte die unbestimmte Zukunft der österreichischen Erblande, bereitete aber jener Partei Verdruß, welche lieber den Kaiser zum Landesfürsten gehabt hätte, und war eine starke Enttäuschung der ungarischen Hofpartei, selbst der Böhmen. Der junge Ferdinand stieß in den Lehrjahren seiner österreichischen Herrschaft auf das Gefühl allgemeinen Mißtrauens gegen den Fremden inmitten fremder Räthe und Günstlinge. Bald nachdem der Kaiser die Stände der niederösterreichischen Lande gemäß der (21. April) veröffentlichten Ländertheilung an seinen Bruder gewiesen, erschien Erzh. Ferdinand in Linz und feierte hier 26. und 27. Mai die glänzende Hochzeit mit der Jagellonin Anna. Im Januar 1522 vollzog sich dann die Heirath seiner Schwester Maria mit K. Ludwig II. von Ungarn und Böhmen.

Beide Provinzen, O.- und U.-Oesterreich, erscheinen den 5. Juni 1521 zu Ybbs am vereinigten Landtage, wo der Erzherzog die

Huldigung beider Lande persönlich entgegennimmt, und die scharfe, ungnädige Antwort des neuen Landesfürsten in der Regimentsfrage wirkt nicht wenig beunruhigend. Auch die neue Zusammensetzung des österreichischen Hofrathes, mit der Erzh. Anna und dem Bischofe von Triest an der Spitze, versprach nichts Gutes der Bewegungspartei Niederösterreichs, dem Anhange des sogenannten neuen Regimentes oder „Landrathes", der Partei der „Landesordnung", welche ohnehin bereits 1520 eine moralische Niederlage dadurch erlitten hatte, daß am Klosterneuburger October-Landtage, trotz der Gegenreden der eifrigsten Oppositionsmänner, der Herren von Eiczing und Puchhaim, zunächst der Ritterstand und die entschiedenste Mehrheit der Landschaft auf alle Forderungen der kaiserlichen Commissäre eingegangen waren. Diese Partei hatte ihren wichtigsten Stützpunkt nunmehr an Wien mit seinem Sechsziger-Bürger-Ausschusse, dessen Seele Capinius oder Dr. Mert, Eiczinger, Puchhaim vom Herrenstande und der Bürger Rinner waren.

Am Kremser Landtage vom März 1521 hatten sich allerdings die Niederösterreicher insgesammt gegen die von den kaiserlichen Bevollmächtigten auf 800,000 Gulden für alle Lande bezifferte Auflage gestemmt. Man hatte diese immerhin bedeutende Forderung durch die Auslagen für die bevorstehende habsburgisch-jagellonische Wechselheirath, die Wahl- und Krönungskosten Karl's, die Auslagen für den Kriegshandel gegen Würtemberg (s. 1519), die Türkengefahr und Maximilian's I. hinterlassene Schulden zu rechtfertigen gesucht und den beiden Oesterreich 240,000 Gulden, ebenso viel dem Lande Tirol, 200,000 Gulden den drei innerösterreichischen Provinzen und 120,000 Gulden den Vorlanden zugedacht. 1518 begehrte K. Max I. fast nur die Hälfte: 450,000 Gulden. Oberösterreich benahm sich am gleichzeitigen Linzer Tage willfähriger, Steiermark desgleichen. Dies mußte auf die Loyalität Niederösterreichs einen Schatten werfen und den neuen Landesfürsten gegen die Stände einnehmen, insbesondere gegen die eigentliche Oppositionspartei, die man für eine solche Haltung in letzter Linie verantwortlich machte.

Im Juli bis September 1521 befand sich Ferdinand zu Graz, dann begiebt er sich in die Niederlande und bald, mit dem Jahreswechsel, 30. Januar, 7. Februar 1522 kommt es in Brüssel zur zweiten und dritten Ländertheilung der habsburgischen Brüder. Es ist bedeutsam, daß in dieser Richtung die entschiedene Verwahrung der Krainer Stände am Laibacher Huldigungslandtage vom 15. Juni 1521 gegen die Absonderung der südösterreichischen Gebiete: der „windischen Mark", Istrien, Karst,

Triest und Fiume von Innerösterreich, laut der ersten Ländertheilung, also das Eintreten für deren politische administrative Zugehörigkeit, dem Erzherzoge die bezügliche Forderung an seinen kaiserlichen Bruder erleichterte. So entscheidet die zweite, Brüsseler, Theilung über die Abtretung der Grafschaften Görz, des Pusterthals (in seiner Ausdehnung von O.-Drauburg bis Linz, ein Streitpunkt der Landschaften Tirol und Kärnten), Ortemburg (in Kärnten), Cilli, Isterreich, Karst, Metling, Mitterburg (Pisino), Triest, S. Veit am Pflaumb (Fiume), Gradiska, Meran (Marano) und Friaul (so weit es noch Streitobject zwischen Venedig und Habsburg trotz des Friedens von 1518 geblieben war) an Erzh. Ferdinand. Die dritte und letzte Theilung, ebenda abgeschlossen, fügte noch Tirol sammt der Grafschaft Kirchberg, das Vorarlbergische (Feldkirch und Bregenz, Bludenz), die Grafschaften Hohenberg, Schelkingen, Nellenburg und andere kleinere Gebiete hinzu. Während all' dies Genannte ein vererbliches Besitzthum Ferdinand's, also ein besonderes dynastisches Ganzes bilden sollte, wurde der habsburgische Elsaß, der Sund- und Breisgau nur auf Lebzeiten dem Bruder Karl's verliehen. — Doch war diesen wichtigen Hausverträgen, die der Bildung zweier habsburgischen Linien, der spanisch- und deutsch-habsburgischen, mit gegenseitigem Beerbungsrechte vorhergingen, eine für Ferdinand äußerst unangenehme Bedingung hinzugefügt. Es sollten nämlich diese Verträge volle sechs Jahre geheim gehalten und dann erst veröffentlicht werden, als gälte es ein Ferdinandisches Herrscherthum auf Probe. Doch wußte Ferdinand dies unerquickliche Provisorium zum rascheren Abschlusse zu bringen. Schon seit 23. Februar sprach man in den österreichischen Provinzen von diesen Verträgen.

Die kaiserlichen, insbesondere die niederländischen Räthe, waren ihm wenig geneigt. Aber auch die Anfänge seines Herschewaltens in den beiden wichtigsten Ländern: Niederösterreich und Tirol, konnten ihn nicht leicht beliebt machen, den Frembling, welcher Volksart, Recht, Brauch, Sitte erst kennen lernen mußte, und dessen ausländische Räthe und Günstlinge verhaßt waren.

Die Sachlage in Niederösterreich erheischte gebieterisch eine Entscheidung. Das alte Regiment blieb ohnmächtig, das neue, der „Landrath", und dann mit ihm Hand in Hand der „Wiener Bürgerausschuß" hatte sich wie eine Regentschaft gebehrdet, auch auf die Regalien gegriffen. Dr. Mert, Capinius, war Bürgermeister geworden. So hatte das Verhängniß dem „Siebenbürger", dessen Familie in den Tagen K. Friedrich's III. aus Hermannstadt (Cibinium, Siebenburg) in Wien eingewandert war, eine verantwortungsreiche Würde,

die Führung der unruhigen Donaustadt in die Hände gelegt. 1503 Procurator der ungarischen Nation an der Wiener Hochschule, Magister der artistischen Facultät, dann Doctor der Rechte und dreimal Decan, 1505—1516, 1512—1517, als Rechtsanwalt ein vielgesuchtes „Orakel", der Sendbote und Sprecher der Stände vor dem Kaiser; seit 1521 die Seele der oppositionellen Autonomistenpartei, ward nun das leitende Haupt der Stadt, als sein Vorgänger, Kirchhofer, aus dem Amte schied. Aber mit bösen Ahnungen nahm er Capinius die neue Würde entgegen.

Von Brüssel erschien den 12. Juni 1522 Erzh. Ferdinand unvermuthet in W.=Neustadt, ohne Wien zu berühren. Dort hatte vom 26. April bis 6. Mai ein wichtiger Landtag in der Türkenfrage verhandelt; gleichzeitig mit der Linzer Ständeversammlung der Ober=Oesterreicher, aber nicht so willfährig wie diese in der Angelegenheit der „eiligen Türkenhülfe", deren es fürwahr bedurfte, denn seit 1522 suchen alljährlich wieder die türkischen Raubschaaren den wohlbekannten Weg nach Inneröſterreich, zunächst in's Krainer Land. Hier sollte vom 25. Mai an ein aus Fürsten und Ständen gebildeter Kriegsrath tagen. Unter den vier hierzu gewählten Landtagsmitgliedern befand sich auch Dr. Mert Siebenburger, und man gab ihnen die Weisung, den Landesherrn um Verlegung der Regierung oder des Regimentes nach Wien zu bitten.

Die Vermeidung Wiens, früher schon die Erhebung Schaidpöck's, des Kanzlers vom alten Regimente, und des Rathes Lamberg zum Freiherrn, Rottal's zum Vorsteher der Raitkammer (oder Staatsbuchhaltung), andererseits die Nöthigung Eiczing's, die Pfandherrschaft Retz aufzugeben, waren deutliche Anzeichen, wie sich Ferdinand zum alten und neuen Regimente stelle. — Den 8. Juli werden die beiden streitenden Parteien vor das Hofgericht in W.=Neustadt gefordert. Zwölf Richter, den Erzherzog und seinen Großkanzler Peter Bonomo, Bischof von Triest, an der Spitze, vernehmen am 10. Juli den Vertreter des alten Regimentes, Schaidpöck, Tags darauf den Sachwalter des neuen, Dr. Gampus. Den 14. und 16. Juli nahmen die Replik Schaidpöck's und die Duplik des Gampus in Anspruch. Der Urtheilsspruch vom 23. Juli rehabilitirte das alte und verdammte das neue Regiment. Klang dieses Verdict an sich schon hart, so müssen wir die Hinrichtung der Herren von Eiczing und Puchheim, welche mannhaft in den Tod gingen (am 9. August), und zwei Tage später die Henkerarbeit an Dr. Mert Siebenburger (Capinius), Rinner und noch vier anderen vom Wiener Bürgerausschuß vollzogen, als in kein billiges Verhältniß zur Schuldfrage gestellt bezeichnen.

Allerdings waren sie die „Rädelsführer" einer ständisch-bürgerschaftlichen Opposition, aber sie planten nicht die förmliche Empörung, den Abfall vom Landesfürsten. Sie vergriffen sich an der Regentschaft, handhabten unberufener Weise die Regalien und fielen als Verfechter eines Princips, das in den Tagen K. Friedrich's nur zu oft und ungestraft mit dem landesfürstlichen im Kampfe lag. Es wird erzählt, daß, von diesem Urtheilsspruche ganz betäubt, Doctor Campus, selbst zu drei Jahren Verbannung verurtheilt, vergaß, die Bitte um Gnade vorzulegen, und der Erzherzog dies starre Schweigen als Verstocktheit ansah. Jedenfalls war der Urtheilsspruch nicht sein Werk; er erfloß aus den Anschauungen eines streng monarchischen Gerichtshofes. Hinter Ferdinand stand sein einflußreicher Günstling, der damals allmächtige Spanier Gabriel Salamanca, der den rebellischen Sinn der Stände gebrochen wissen wollte. Das Volk in Wien „ist ganz still und verzagt gewest, mit großen Sorgen und Trauer", schreibt der dynastisch gesinnte Sigmund von Herberstein. Eine schwüle, unerquickliche Stimmung herrschte nunmehr im Lande Oesterreich; man konnte zu dem Hofrathe als Statthalterschaft ebenso wenig Vertrauen fassen, als zu dem rehabilitirten alten Regimente.*)

Nicht viel besser sah es im Lande Tirol aus, wie uns am unverblümtesten der zeitgenössische Chronist Kirchmair von Ragen berichtet. Denn Bauer, Bürger und Kleinedelmann grollten dem tonangebenden Walten Salamanca's, der im März 1523 mit seinem zwanzigjährigen Fürsten in's Land kam und als Generalschatzmeister Ferdinand's bald den nicht unbegründeten Verdacht erregte, es sei ihm zunächst nur darum zu thun, den eigenen Säckel zu füllen. Der heißersehnte Landtag führte nur zu großen Giebigkeiten. Salamanca brachte die wichtigsten Prälaten und Herren auf seine Seite, denn Alles sonnte sich gern in der Gunst der neuen Herrschaft; er bestimmte den Erzherzog, die alte Regierung neu zu gestalten, indem sieben neue Räthe mit vier alten das „neue Regiment", den „Hofrath", bildeten.

Ferdinand hatte aber noch andere Aufgaben zu lösen; er vertrat ja, als „Statthalter" im Reiche, den kaiserlichen Bruder, den der

*) Ueber Capinius oder Siebenburger (Dr. Mert; minder richtig: Copinitz genannt) vgl. Aschbach's cit. Werk, S. 184—188, wo sich eine erschöpfende Literaturangabe findet. Sehr brauchbar sind die siebenbürgischen Arbeiten über Capinius von W. Schmidt, Gesch. des Wiener Aufruhrs in der Transsilvania, red. von Bielz, 3. Jahrgang (1863), und J. Trausch, Schriftstellerlexikon o. liter.-biogr. Denkblätter der siebenb.-deutschen Kronstadt (1868) (Art. Capinius).

Kampf mit Frankreich in Italien immer mehr beschäftigt hielt. Immer beschwingter wird der Gang der Reformation, seit sie der Kaiser durch das Wormser Edict (1521) geächtet hatte. Das zeigen die hundert Gravamina der deutschen Nation an den Papst am Nürnberger Tage (December 1522 bis Februar 1523). Die Rufe nach politischer Reform werden stärker, allüberall merkt man das Wetterleuchten einer großen Krise, welche der Kampf der Reichsritterschaft unter Sickingen's Führung eingeleitet (1522—1523). Der Nürnberger Reichstag (1524), von Erzh. Ferdinand eröffnet, zeigt den Protest Kursachsens gegen das Wormser Edict. Roms Sendbote Campeggio versucht durch das Versprechen eines allgemeinen freien Concils in Deutschland die weitreichende Gährung zu beschwichtigen. Es naht die Zeit der großen Fürstenparteiung. Das Lager der Katholischen: Bayern, Salzburg, die bayerisch-schwäbisch-fränkischen Bischöfe schließen den 10. Juli die Regensburger Einigung zu Gunsten des Wormser Edicts. Ihr tritt Erzh. Ferdinand bei als Katholik und Statthalter seines Bruders, bemüht sich jedoch, allen ernstlichen Zerwürfnissen mit der Gegenpartei auszuweichen. Die Führung der Evangelischen hat Kursachsen, bald auch Hessen. Der Bauernkrieg beginnt sich anzukündigen. Aber auch zwischen den habsburgischen Brüdern war das Verhältniß ein gespanntes. Erzherzog Ferdinand war Statthalter des Regimentes, welches der Wormser Reichstag von 1521 dem jüngst gewählten und gekrönten Kaiser abgenöthigt hatte. Dieses unbequemen oligarchischen Regimentes wollte der durch und durch monarchisch gesinnte Karl ledig werden, Erzh. Ferdinand dagegen seine Stellung behaupten, aber nicht als bloßer Figurant. Kaiser Karl wünscht die äußerste Stauung, Hintanhaltung eines Parteikampfes in Deutschland; er ist ungehalten über die Unzufriedenheit in den deutschen Erblanden mit der neuen Landesregierung. Salamanca, den ein bayerischer Bericht von 1523 den eigentlichen „Herzog“ nennt, der keinen Nebenbuhler dulde, müsse entlassen werden. Der kaiserliche Rath Hannart sollte diese heikle Aufgabe bei Ferdinand lösen, und der jüngere Bruder von dem ältern gewarnt werden, es möge ihm nicht so ergehen wie dem Schwager Christian von Dänemark, zu größerem Schimpf und Schaden des gemeinsamen Hauses.

Beleidigt über dieses Hofmeistern und entschlossen, dem kaiserlichen Bruder seine Statthalterschaft im Reiche als einen leeren, macht- und mittellosen Namen, und zugleich die Gefahren der reformatorischen Bewegung darzulegen, sandte den 13. Juli 1524 Erzh. Ferdinand den Karl von Burgund, Herrn von Breda, an den Kaiser. Die

deutsche **Königswahl Ferdinand's** war der Schwerpunkt der Sendung.

Im Herbste bricht Franz I. mit starkem Heere in Italien ein, um die Niederlage der Seinigen an der **Biccocca** vom Jahre 1521 wett zu machen und des Herzogthums Mailand wieder Meister zu werden, das der zweite Sohn Ludovico Sforza's zu Lehen erhalten hatte. Ihm stand das lose Bündniß der Habsburger, Venedigs, Francesco Sforza's, des Papstes, der Städte Mittelitaliens und Genua's gegenüber. Dagegen war die Stimmung der **ungarischen** und **böhmischen Stände** antihabsburgisch; man sprach von 50,000 Böhmen, die Oesterreich, und von ungarisch-kroatischen Schaaren, welche unter Christoph Frangepani Kärnten und Steiermark anfallen sollten. Und in diese allgemeine Zerfahrenheit und Kampfbereitschaft brach der große **Bauernkrieg** des Jahres 1525 wie der Wettersturm, den längst schon Gewölk und vereinzelte Windstöße ankündigten.

---

10. Die Reformation und der Bauernkrieg (auf dem Boden der österr. Erbländer) (1520—1526).

Literatur. Allgemeine Werke über die deutsche Reformation: G. J. **Planck**, Gesch. der Entstehung, der Veränderungen und Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs von Anfang der Reformation bis z. Einf. der Concordienformel (1781 f.). N. A. (1791—1800); **Marheineke**, Gesch. d. d. Ref. (1816 f.), 2. A. (1831—34); **Neudecker**, Gesch. d. deutschen Reform. v. 1517 bis 1532 (1843), von dems., Gesch. des evangel. Protestantismus in D. (1843); **Richter**, Gesch. der evang. Kirchenverfass.; **Höfling**, Grundsätze evang.-luther. Kirchenverf. (1851); F. **Haupt**, Der Episkopat der deutschen Reform. (1863 f.); G. A. G. v. **Zezschwitz**, Ueber die wesentlichen Verfassungsziele der luther. Reform., Erlanger Univ.-Programm (Leipzig 1867); A. **Kahnis**, Die deutsche Reform., I. Bd. (1872), der innere Gang des deutschen Protest. (1872), 3. A. (1874); Th. **Henke**, Gesch. d. Reform. (Neuere Kirchengesch., Vorles., h. v. W. **Gass**) (1874).

J. **Merle d'Aubigné**, Gesch. der Reform. in Europa im 16. Jahrh., 5 Bde., 2. Aufl., (Stuttgart 1861) (deutsche Bearb. des 1835 ff. französisch erschienenen, 1861 neu aufgelegten Werkes); **Hagenbach**, Vorles. über Wesen und Gesch. d. Reform. (1851).

Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses (1846—48). Von demselben, Materialien z. Gesch. des 15. u. 16. Jahrh. (1862) (als Theil des Werkes: Btr. z. polit. u. kirchl. Culturgesch. der 6 letzten Jahrh.). **Studien und Skizzen** z. Gesch. der Reform., I. (Schaffh. 1846).

Bucholtz, F. B. v., Gesch. der Reg. Ferdinand's I., 9 Bde. (Wien 1831

bis 1838), 1., 2. Bd.; Ranke, D. G. i. Z. d. R., 4. A. 1867—68 (Ges. W., 1—6). Fürsten und Völker Südeuropa's im 16. u. 17. Jahrh. (2., 4. Bd. — Die röm. Päpste); Droysen, G. d. pr. Pol., 2., 3.; Souchay, Deutschland während der Reform. (5. Bd. der Gesch. d. deutschen Mon.) (1868); Walz, Der Reichstag v. Worms u. s. Bezieh. z. reformat. Bewegung., Forsch. z. deutschen Gesch., VIII. B.; Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten (1865), v. dems., Studien und Skizzen z. Gesch. d. Reformationszeitalters.

K. Hagen, Deutschlands liter. u. relig. Verhältnisse im Reformationszeitalter, 1. A. (1843—44), 2. A. (1868); M. Carriere, Die philosophische Weltanschauung im Reform.-Zeitalter (1847); Roßmann, Beitr. ü. d. Z.-A. der Reform. (Jena 1858); O. Schade, Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit (1856—58); Wiskemann, Darstellung der in Deutschland z. Zeit der Ref. herrsch. nationalökonom. Ansichten. von der Jablonowsk. Gesellsch. preisgekr. Schrift (1861); A. Baur, Deutschland in den Jahren 1517—1525. Betrachtungen im Lichte gleichzeitiger anon. u. pseudon. Volks- u. Flugschrr. (1872); Soltau, Hundert hist. Volkslieder (1836); Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen v. 13—16. Jahrh. (1865 ff.) (Schlußabth.).

Zur Gesch. des großen deutschen Bauernkrieges: Die sogen. Magna Charta oder Reformation K. Friedrich's III. v. 1441, h. v. Böhmer (1818), erläutert v. Fischer (1858); Homeyer i. d. Sitzungsber. d. Berliner Akad. (1856). Die Geschichtswerke des Seb. Franck (vgl. über ihn die Monogr. von H. Bischof [1857] und Hase [1869]), die Chroniken von Haarer (Crinitus) Gnodalius, Herold.

Speziell die Geschichte des großen Bauernkrieges in den Werken von Sartori (1795), Schreiber (1824), Burckhardt (Gesch. des deutschen Bauernkrieges i. J. 1525 mit guter Literaturangabe) (1832), Wachsmuth (1834), Zimmermann (1841—1843 u. n. A. 1854), Bensen (1840), Oechsle (1830, 1844), Zöpfl, Die Hauptm. des Götz v. Berlich. im großen Bauernkriege (1850). Vgl. die neueste Biogr. des Götz v. B. v. W. Götz, Gf. v. Berlich. Rossach (1861). J. E. Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode v. 1522 bis 1526 (1851); J. Friedrich, Astrologie und Reformation oder die Astrologen als Prediger der Reformation und Urheber des Bauernkrieges (1864).

Für die gesammte Flugschriftenliteratur des Ref.-Z.-A. besonders thätig E. Weller i. s. bibliogr. Arbeiten. Vgl. auch Schmit-Tavera, Bibliogr. z. Oesterr. Gesch., I., 2. (Karl V. u. Ferd. I.). Die Quellen z. Gesch. der Wiedertäufer: Seb. Franck's Werke; Bullinger, „Der Wiedertäufer Ursprung" (Zürich 1560); Chr. Erhard, Theologen aus der fürstl. Grafschaft Tyrol, von Hall geboren: Wahrhaftige Historia von den huterischen Wiedertäufern (München b. A. Bergen 1589); Ott, Annales anabapt. (1680).

Die Monographieen über Thomas Münzer von Strobel (1795), Seidemann (1846), Leo (1856); Jäger, Andreas Bodenstein von Karlstadt (1856); Winter, Gesch. der bayer. Wiedertäufer im 16. Jahrh. (München 1809); Gieseler, Kirchengeschichte, III., 4. Abth.; Hase, Neue Propheten (1851 f.); Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte, 3. A. (1853); Erbkam, Gesch. der protest. Secten im Reformationszeitalter.

A. Stern, Ueber die zwölf Artikel der Bauern aus dem J. 1525, I. Thl. Gött. Inaug.-Diss. (biogr., liter., kritisch. Leipzig 1868).

Zur Gesch. der Reformation und des Bauernkrieges in den habsburgisch-österr. Erblanden.

(Ranke, Buchholtz a. a. O., Jörg (besonders reichhaltig f. die Tiroler Verhältnisse), Zimmermann, 5., 6. Abth. . . . .); Raupach, Evangel. Oesterreich, d. i. histor. Nachrichten von den vornehmsten Schicksalen der evang. Kirche im Erzh. Oesterreich, 6 Thle. (1732—44); G. E. Waldau, Gesch. der Protestanten in Oesterreich, Steyermark, Kärnten und Krain von 1520 bis neuester Zeit (1783, 1784) (2. Bd.); A. Klein, Gesch. des Christenthums in Oesterreich u. Steiermark, 4., 5. Bd. (1842).

Salzburg u. Steiermark. Quellen: Chron. Mellic. bei Petz, I., o. Ann. Mell. in den Mon. Germ., XI. Bd. Bericht des Landeshauptm. Sigmund v. Dietrichstein an den Erzh. Ferdinand über den Ueberfall in Schladming (1525), h. v. Stülz im Arch. f. K. österr. G., XVII. Bd. (1857); Seb. Franck, Chr. Gesch.- u. Zeitbuch bis 1535, II., 1677—79, „Aufruhr zu Salzburg u. auch i. d. Steyermark der Ertzknappen und Bauern" u. s. w.; Oberleitner, Regesten zur Gesch. des Bauernkrieges in Steiermark und im Stifte Salzburg (1525—1526) i. Notizenbl. z. A. f. K. österr. G., IX. J. (1859) (68—72, 86—91); Krones, Raytung Herrn Graßwein u. s. w., gleichz. Rechenschaftsbericht über die im steierm. Aufruhr gemachten landsch. Auslagen im 16. Hefte der Mitth. des hist. V. f. Steierm. (1867); Krones, Vorarb. z. Quellenkunde u. Gesch. des steierm. Landtagswesens, 2. Epoche (1522—1564) im 4. Jahrg. d. Beitr. z. K. steierm. Gesch. (1867); Megiser, Khärndtn. Chronik (Ann. Car.) (1612), II. (1342—1345).

Zauner, Chronik von Salzburg, 5., 6. Bd. (1789—1800); Koch-Sternfeld, Beitr. z. deutschen Länderkunde, III., 277 (1833) u. wiederholte Berichtigung einer der wichtigsten Thatsachen des Salzburg. u. österr. Bauernkrieges v. J. 1525; Kürsinger, Oberpinzgau (1841), Lungau (1853); Pritz, Gesch. des L. o. d. Enns, II. Bd.; s. Oberbayr. Arch., V., 282 (vgl. Hormayr's Arch. [1814] Nr. 52); A. Pichler, Gesch. Salzburgs (1865); Muchar, Gesch. d. H. St., 8. Bd.; Robitsch, Gesch. des Protest. i. d. Steierm. (1859) (v. kath. Standpunkt) Peinlich im Progr. des I. Staatsgymn. in Graz 1866 u. 1869.

Tirol. Hauptquelle: Kirchmayr, v. Ragen's Denkwürdigkeiten (1519 ff.); Th. Mairhofer, Brixen u. s. Umgebung in der Reformationsperiode (1520 bis 1525) nach dem ungedr. Bericht des Augenzeugen Angerer von Angersburg, K.K.-Doctor in Brixen. Brixener Gymn.-Progr. (1862). Seb. Ruf, Dr. Jakob Strauß und Dr. Urb. Regius. — Kleine hist. Mitth. im II. Jahrg. im Arch. f. G. u. Alterth. Tirols (1865), 4 Auff. Schönherr, Das Lutherthum im Kl. Stams i. J. 1524; Th. v. Kern, z. Gesch. d. Volksbew. i. Tirol i. J. 1525; Goel. Stampfer, Chronik v. Meran, der alten Hauptst. des Landes Tirol, 2. Aufl. 1867. — Barthold, Georg v. Frundsberg (Hamburg 1833).

Franz Schweygger's Chronik der Stadt Hall (1307—1572), h. v. Dr. Schönherr (1867); Brandis, Gesch. d. Landeshauptl. Tirols. Die [illegible]

richten Burglechner's über den Bauernkrieg im Tiroler-Almanach von Hormayr (1805), vgl. hist.-stat. Arch. f. Südd., I., und Hormayr's Archiv (1817), S. 332 . . Der Urkundenanhang in Rapp: Ueber d. vaterländ. Statutarwesen im 5. Bde. d. Beitr. z. Gesch. u. s. w. Tirols u. Vorarlbergs (1829); Sinnacher, Beitr. z. Gesch. der Kirche v. Säben-Brixen, 7. Bd.; J. Ladurner, Beitr. z. Gesch. des großen Bauernrebells i. J. 1525. Der Bauernrebell in Nons u. Sulzberg, Arch f. Gesch. u. Alterth.-Kde. Tirols, 4. Jahrg. (1867); J. Greuter, Ursachen u. Entw. des Bauernaufst. i. J. 1524 mit vorz. Rücks. auf Tirol. Innsbr. Gymn.-Progr. (1856); Kripp z. G. d. Wiedertäufer in T. ebenda (1857); Beda Weber, Die Stadt Botzen (1849).

Ueber die Anfänge der Reformation in Kärnten: R. Lebinger, die Ref. u. Gegenref. in Klagenfurt. Gymn.-Progr. (1867) — in Krain: Dimitz, II., 2.

Ein späteres Buch wird die Entwicklung der Reformation auf dem Boden der habsburgischen Erblande im Zusammenhange darzustellen haben. Hier erscheint sie nur als bewegende Idee und thatsächliche örtliche Erscheinung festgehalten; gewissermaßen als Schlagwort einer ganzen Epoche. Versuchen wir, das Bild der Zeit, die Reformation selbst und ihren ungeberdigen Genossen, den Bauernkrieg, in das richtige Licht zu stellen.

Zwischen dem Jahre 1517, in welchem der Wittenberger Mönch, der Mann aus dem Volke und zugleich der Schützling mächtiger Reichsglieder, der energische Sprecher der religiös-kirchlichen Bewegung und andererseits selbst noch ein Glied der herrschenden Kirche, seine folgenschweren Artikel gegen den Ablaßhandel vor Allem in die Welt schleuderte und 1525, dem Jahre der großen allgemeinen Bewegung im Reiche, fluthet eine wachsende Strömung bedeutungsvoller Vorgänge, welche ihn, seine Gesinnungsgenossen und Gönner, ebenso wie die Gegner der Reformation, unaufhaltsam fortriß. Die Gegenwart, welche das vor Jahrhunderten Ausgetragene als ein Ganzes überblickt und immer massenhaftere Denkmäler längst entschwundener Zeiten zur Verfügung hat, erkennt klarer als die damalige Welt die Grundursachen jener Strömung, ihren Verlauf und Ausgang, sie vermag mit Hülfe der Quellenkritik und von höherem Standpunkte aus der trüben Fluth besser auf den Grund zu sehen als die unmittelbaren Zeitgenossen, die von ihr eben fortgerissen wurden. Aber dem Geschichtsforscher ergeht es da beiläufig so wie dem Chemiker den organischen Stoffen gegenüber. Er vermag sie allerdings in ihre Grundbestandtheile aufzulösen und für deren Verbindung die Formel hinzustellen, nicht aber das organische Gebilde aus den geschiedenen Bestandtheilen rückzubilden. Der Historiker erkennt die Grundursachen einer solchen geschichtlichen Lebenserscheinung, er versteht es, das Gesetz, die abstracte Formel ihres Wesens auszuklügeln,

aber fast nie gelingt es ihm, sie selbst naturwahr wiederzugeben. Bei einer so complicirten Erscheinung wie der der Reformation, dieser Bewegung auf allen Gebieten, in allen Schichten des Völkerlebens, kommt aber noch der wesentliche Uebelstand hinzu, daß ihre gegnerischen Prinzipien bis in unsere Tage nachwirken, daß der Meinungskampf noch lebendig fortbesteht, und der Historiker, ohne es zu wollen, zum Anwalte für oder gegen die Sache wird, daß in einem Lager die Reformation auf eine ideale Höhe gehoben, in dem andern in den Staub niedergezerrt erscheint und es so schwer fällt, ja beziehungsweise unmöglich wird, diesem Gegenstande ohne Vorliebe oder Haß zu nahen.

Seit anderthalb Jahrhunderten erscheint die Reformation der Kirche als das gemeinsame Bedürfniß des Abendlandes. Aus allen Schichten, im Laien- und Priesterstande erklingt der Ruf nach Verbesserung ihres entarteten Wesens. Die Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts blieben die Lösung der schwierigen Aufgabe schuldig, denn wo es sich wie beim Baseler Concile um die hierarische Machtfrage — zwischen Kirchenversammlung und Papst, oder, wie bei dem pisanischen Winkelconcile von 1511, zunächst um die Förderung der eigennützigen Ränke eines Staates, — Frankreichs, handelte, mußte Rom mit seiner mehrhundertjährigen, von einem großen, einheitlichen Gedanken getragenen Macht, als Sieger sich behaupten. Dazu trat die nicht grundlose Furcht auch jener Männer, die es mit dem Glauben und Kirchenthum ernst nahmen und keineswegs zu den Schleppträgern päpstlicher Allgewalt zählten, daß Neuerungen die Einheit der Kirche untergraben und schädlichem Sectenwesen Thür und Thor öffnen würden.

Die Welt erfüllten aber auch noch andere brennende Fragen, die der Erledigung harrten, sie durchkreuzten die Aufgabe der Kirchenverbesserung oder hingen sich ihr als Bleigewichte an. Das war vor Allem im deutschen Reiche der Fall, wo die politischen und socialen Verhältnisse die verworrensten und heilbedürftigsten waren. Obenan stand die Frage, ob Deutschland eine Fürstenrepublik oder eine Monarchie werden solle, vom Schlage der romanischen Hauptstaaten, Frankreich und Spanien. Im kleineren Maßstabe wiederholt sie sich in dem Widerstreite der Landstände und der Landesfürsten. An sie schloß sich der Kampf der Reichsritterschaft mit den Fürsten, der in der Fehde Sickingen's ausgefochten wurde und mit dem Siege der Fürstenpartei schloß. Daran reihte sich die verbissene Feindschaft des Adels gegen die Reichsstädte und insbesondere gegen die „großen Hansen“, die Großhandlungshäuser und monopoltrei-

benden Handelsgenossenschaften, welche der Anwalt der Reichsritterschaft, Ulrich von Hutten, in seinen Dialogen, die privilegirten „Räuber" (praedones) nennt, ähnlich wie man damals die Portugiesen, als Monopolisten des Welthandels, „Tyrannen des Meeres" und „Geisel der Völker" geheißen findet. In den Städten selbst strebte das Kleinhandwerk, der ärmere Mann, nach gewaltsamer Selbsthülfe gegen das reiche, erbgesessene, amtsgewaltige Patriziat, gegen die bevorrechteten Innungen. Am offenen Lande aber regt sich allerwärts der unterthänige Bauer gegen die geistliche und weltliche Grundherrschaft und ist dem städtischen Wesen mit seinen Vorrechten in Handel und Wandel gründlich abgeneigt; Feind der Geldherrschaft, aber auch abhold dem neuen Rechtswesen, dem theuer gewordenen Prozeßverfahren schriftlicher Art, das so ganz für den Herrn und Reichen mit all' seinen Praktiken und Verschleppungen gemacht sei.

Alle diese verschiedenen Klassen der Unzufriedenen: Reichsritterschaft, Kleinbürger und Bauern erwarten ihr Heil vom Kaiserthum. Alles will nur dem Kaiser unmittelbar gehorchen, denn er ist die bequemste Obrigkeit; alle anderen drückenderen Mittelgewalten sollen beseitigt werden, und all' dieser Druck verschiedener Macht- und Besitz- und Rechtsverhältnisse als „gemeinschädliche Neuerung" abgethan sein.

In diesem Sinne erscheint die sociale Revolution, die sich überall ankündigt, gewissermaßen reactionär, denn sie spricht von der Herstellung der bessern alten Zeit. Ein Gleiches ist es bei der Kirchenfrage, denn auch da ertönt der Ruf der allgemeinen Unzufriedenheit nach Rückkehr zu den einfachen Verhältnissen des apostolischen Zeitalters.

Man vergißt eben die Thatsache, daß die moralische Welt sich in ihrer Vorwärtsbewegung nicht künstlich zurückdrehen läßt und daß jedes Jahrhundert seinen Vorläufer um die angeblich besseren Tage zu beneiden pflegt. Die Unzufriedenen erwarten ihr Heil von dem Machtgebote des Kaisers und ebenso von dem neuen freien Evangelium, von dem Worte Gottes, von welchem Luther in dem Briefe an Spalat in Ende 1520 bemerkt, daß dessen Sache „nicht ohne Tumult, Aergerniß und Aufruhr geführt werden könne". — Es sei „ein Schwert, ein Krieg, eine Zerstörung, ein Aergerniß, ein Verderben, ein Gift (wie Amos sagt), wie der Bär auf dem Wege und die Löwin im Walde, so begegnet es den Söhnen Ephraim". Diese gewaltsame Seite der Reformation schrieb dann Karlstadt von Bodenstein auf seine Fahne. Deshalb wurde der beredte Anwalt der Reichsritterschaft, U. von Hutten, dem von seiner Mission begeisterten

Manne von Wittenberg befreundet, während er anfänglich über Luther's Auftreten und Disputationen als ein „Mönchsgezänke" schadenfrohe Glossen machte. Die Schrift Luther's „von des christlichen Standes Besserung an den Adel deutscher Nation" war in der Form dem Hutten'schen Sendschreiben an den Kaiser und die deutschen Fürsten angepaßt, inhaltlich jedoch mahnt sie an Hutten's Trias, an dessen Klage, Ermahnung und dessen Briefe an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Reichsritter, Kleinbürger und Bauer lasen gierig in Luther's „großem und kleinem Sermon vom Wucher" (1519) den Grundsatz, man solle ohne Zinsen leihen, seine scharfen Ausfälle gegen den Zinsenkauf; in der Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" fanden sie die Vertretung der Nothwendigkeit förmlicher Luxusverbote; wider die „heimlichen Räuber", die „Seiden- und Sammetkrämer", das in der Schrift „von Kaufshandlung und Wucher" (1524) Gesagte; in dem Tractate „wider den falsch gewordenen Stand der Geistlichen" (1522) auch die Rechtfertigung der kirchlichen Revolution; denn es „wäre sechshundertmal besser, daß alle Bischöfe auf einmal umkämen, und daß alle Collegiatkirchen und alle Klöster ausgerottet, zerstört und von Grund aus umgestürzt würden, als daß Eine Seele verloren ginge".

Am meisten jedoch mußte den aufruhrlustigen Mann vom Pfluge die Schrift des Reformators „von weltlicher Obrigkeit, wie man ihr Gehorsam schuldig sei", anheimeln, worin den Mächtigen der Erde der Text gelesen wird: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht ewer Tyrannei und muthwillen die Länge leiden, lieben Fürsten und Herren, da wisset Euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr ein Welt wie vor Zeiten, da Jr die Leute wie das Wild jaget und treibet. Darum lasset ewer Frevel und gewalt und denkt, daß Jr mit Recht handelt und lasset Gottes Wort seinen Gang haben". In dem alten Karsthans, d. i. dem typischen Charakter des freiheitslustigen Bauernthums, dem „bibelfesten, politisch kirchlich reformationslustigen Vorläufer des Bauernkrieges" erscheint daher auch Luther als einer der Gesprächsführer, dem der Karsthans seine bewaffneten Bundesgenossen anträgt, denn zum Kampfe müsse es kommen. Die Umsturztendenzen treten aber besonders in den dreißig Artikeln als Ergänzung des „neuen Karsthans" zu Tage, „so Junker Helfferich, Ritter Heinz und Karsthans, mitsammt ihrem Anhange, hart und fest zu halten geschworen haben". Es gilt die Ausrottung des Pfaffenthums. Jede der unzufriedenen Parteien erwartet von der Reformation die Befreiung von den verhaßten Fesseln, drückenden Bürden, den eigenen

Vortheil; jede liest aus Luthers Tractaten, den Ergießungen eines feurigen Gemüthes und überwallenden Temperamentes, welches die Worte nicht abwägt, das heraus, was ihm behagt und zu frommen scheint.

Sollte aber die lutherische Reformation Boden fassen, feste Gestaltung gewinnen, ein neues, dauerndes Kirchenwesen begründen, so mußte sie mit den bestehenden, schützenden Gewalten rechnen, sie mußte eine conservative Haltung einnehmen, fürsten- und herrenfreundlich werden, — wollte sie nicht in der socialen Revolution als Mitschuldige verkommen. In derselben Schrift, in welcher Luther den Fürsten und Herren den Text liest, heißt es auch: „Die Welt ist zu böse und nicht werth, daß sie viel kluger und frommer Fürst haben solt. Frösch müssen stürch (Störche zu Königen) haben". (Aehnlich hieß es bei Karl's V. Wahl, „die Raben (Fürsten) müssen ihren Geier haben".) 1521 (20. April) antwortet Luther auf den Brief Hutten's, der zum Kampfe auffordert: „Die Welt ist durch das Wort überwunden, die Kirche dadurch gerettet worden und sie wird auch durch das Wort wieder hergestellt werden. So wie überdem der Antichrist sein Reich ohne Gewalt der Waffen angefangen hat, so wird es auch ohne dieselben zerstört werden". Damit wandte sich Luther ausdrücklich von der Sache Sickingen's und Hutten's ab. Und als die Bauernbewegung mit ihren Forderungen in den „zwölf Artikeln" auftritt und von ihm gewissermaßen deren Sanction erwartet, sendet er am 1. Mai 1525 seine „Ermahnung zum Frieden" in die Welt, worin er sich allerdings noch des gemeinen Mannes feurig annimmt, und das scharfe Wort spricht, es seien die Fürsten uud Herren, „so das Evangelium zu predigen verbieten und die Leute so unerträglich beschweren, werth, und hätten es wohl verdient, daß sie Gott vom Stuhle stürze", — aber er verbietet dem Bauer und dessen Aufruhrsgenossen die gewaltsame Selbsthülfe. Ihr gutes Gewissen und Gott werde ihnen helfen. „Und ob ihr gleich eine Zeit lang unterläget und darüber den Tod littet, so gewönnet ihr doch zuletzt, und würde die Seele ewiglich mit allen Heiligen erhalten. Habt ihr's aber nicht Recht noch gut Gewissen, so müßt ihr unterliegen und ob ihr schon zeitlich gewönnet und alle Fürsten erschlüget, doch zuletzt ewiglich an Leib und Seele verloren werden". „Rotterei habe nie ein gutes Ende genommen" . . . . . Zuletzt würden sie „sich selbst untereinander zerfleischen müssen, wie die wilden Bestien". Er widerlegt die zwölf Artikel, so auch den, welcher von der Leibeigenschaft handelt. — Als aber die Bauernschaften nicht auf seine Abmahnungen, auf seinen

Vorschlag adeliger und bürgerlicher Schiedsgerichte hören wollen, und der gräuelvolle Krieg allerorten wüthet, schleudert er gegen sie das maßlos heftige Büchlein „wider die räuberischen und mörderischen Bauern“, die es „wie die rasenden Hunde“ treiben, — und die es auch verdienten, so behandelt zu werden, „als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß“. Daher dann der Ingrimm der geschlagenen und maßlos gestraften Bauernschaft gegen Luther, und die Anklage seiner Gegner, welche sich in dem gleichzeitigen Liede ausspricht, das mit den Worten beginnt: „Das ist das Evangelium, das ihr von Luther gelernet han“ (habt); er ist der Pilatus, der sich die Hände wäscht, der Manteldreher, der unaufhörlich gehetzt und zum Aufruhr getrieben habe, nun aber die „Herrschaft sterkt wider Euch arme Unterthan; Heißt stechen, würgen, der da kann, — und spricht, ihr seyd in Kaysers Acht, die er doch vorhin selbst veracht“.

Luther mußte aber auch mit der radikalen oder Umsturzpartei der Reformation, mit den „Mord-, Rotten- und Schwarmgeistern“, wie sie Luther kräftig betitelt, sich auf das Entschiedenste überwerfen, als seine Schüler und Anhänger Karlstadt und Thomas Münzer ihr Treiben begannen und den Kopf des gemeinen Mannes wirbeln und glühen machten. So, wenn Karlstadt zu Rothenburg a. d. Tauber Gütergemeinschaft, Abschaffung aller Obrigkeit u. s. w. predigt, wenn Thomas Münzer, als Prediger von Zwickau verbannt, nach Böhmen wandert und dann zu Allstedt den Hauptherd für den Aufruhr in Franken und Thüringen gründet. Die geheime Gesellschaft, welche Münzer schon 1523 in's Leben rief, hatte die Vertreibung der Herren, Freiheit und Gleichheit zum Zwecke, ein Leben, aus welchem aller Genuß, alle Verschönerung, auch die Künste und Wissenschaften verschwinden sollten. Bald hatte er mit Luther gebrochen, dem Schleppträger der Herren und Fürsten, dieser „Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei“, wie er ihn in der heftigen Schmähschrift „wider das sanftlebende Fleisch von Wittenberg“ auffaßt und als „neuen Papst“ brandmarkt. Von Nürnberg aus trat er mit den Wiedertäufern im Schwäbischen und in der Schweiz, mit Grebel, Manz, Hubmeier, Stumpf, Bröblein, Stäublin, Blaurock, mit Denk und Hetzer u. A. in Verbindung, welche Alle für ein „neues Gesetz“ und das „Reich Gottes“ eintraten. Insbesondere dem bei seiner Arbeit im dunkeln Schachte grübelnden Erzknappen, dem Kleinbauer oder Häusler, dem Handwerksgesellen, dem armen Weber u. s. w. werden durch solche Schlagworte für die leiblichen Vortheile des neuen, freien Evangeliums Ohr und Auge erschlossen und die „innere Erleuchtung“, die „Stimme des

Herrn", welcher blindlings zu gehorchen sei, wird das Lebensgesetz des Schwärmers. So überzog das Netz der Sectenbildung und socialen Bewegung ganz Mittel- und Süddeutschland, überall dort, wo Herrenübermuth und Gedrücktheit, Reichthum und Armuth grellere Gegensätze bildeten, religiöser Tiefsinn und sinnliche Phantasie mächtiger pulsirten, und auch der niedere Landclerus Sympathie der Bewegung entgegentrug.

Der große deutsche Bauernkrieg des Jahres 1525 zeigt eine ältere und jüngere Wurzel. Jene bildete das lockende Beispiel der Schweizerfreiheit, die von den schlichten Bauern der armen Gebirgswelt durch Einigkeit und Ausdauer im Kampfe mit Herren und Fürsten glänzend erfochten ward und den wachsenden Groll des schwäbischen Nachbars über die eigene Unfreiheit und das rücksichtslose üppige Leben der weltlichen und geistlichen Grundherren wachrief. So regt es sich schon 1493 im Elsaß, 1513 bildet sich der „Bundschuh" im Breisgau, also auf habsburgischem Boden, 1514 die weitverzweigte Verbindung des „armen Konrad". Dazu tritt nun die religiöse Schwärmerei, das Eintreten für das „neue, freie Evangelium". 1522—1525 mehren sich rasch die Bünde im Schwäbischen, — so im Hegau, mit dem Bundschuh und der Sonne in dem Banner, im Allgäu, im Baldringischen, der „Seebund" um den Bodensee, „am schwäbischen Meere"; im Rothenburgischen, im Odenwalde, im Hohenlohischen. Die geistigen Führer der Bewegung, wie Christoph Schappeler (Sertorius) aus St. Gallen, Prediger in Memmingen, Johann Heuglin (Huglin) aus Lindau, Frühmesser zu Sernatingen am Bodensee, Friedrich Weigand, kurmainzischer Kellner zu Miltenberg im Odenwald, Johannes von Fuchsstein, Diener des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg, der, wenn nicht durch den Adel, so durch den Bauer, wenn nicht durch den „Stiefel", so durch den „Schuh" — zu seinem Herzogthume wiederkommen will, können ebenso wenig als ihr Gesinnungsverwandter, Thomas Münzer, für die Autorschaft der berühmten zwölf Artikel der Bauernschaft mit Sicherheit verantwortlich gemacht werden; am ehesten noch der hohenlohische Kanzler Wendelin Hipler, der sich, sowie Weigand und Andere, mit einem großen Verfassungsplane, einer Neugestaltung des deutschen Reiches herumtrug.

Während wir früher allerorten, wenngleich stoff- und zweckverwandte, so doch in der Form und Artikelzahl verschiedene Artikel oder Programme der Bauernbewegung auftauchen sehen, so verschwinden sie mit dem Auftauchen der zwölf Artikel, die nun überall angenommen erscheinen, ein Beweis, daß sie dem Charakter

der Zeit und der Natur des Bauernaufruhrs den entsprechendsten Ausdruck gaben, und daß die örtlichen Bauernaufstände in inniger Verbindung, im durchgängigen Zusammenhange gedacht werden müssen. Wir sehen dies auch, als zu Heilbronn die „Bauernkanzlei" tagte und jene „Verfassungspläne" erörtert und redigirt werden. Der Inhalt dieser zwölf Artikel ist folgender. Als Einleitung geht ein Schutzwort für das „Evangelium" voraus. Dann folgt der I. Artikel über Freiwahl der Pfarrer, II. Abschaffung des Zehentes, III. Beseitigung der Leibeigenschaft. „Darum erfindet sich mit der geschrifft, das wir frey seien und wöllen sein"; aber nicht ohne Obrigkeit. IV. Freies Anrecht auf Wildpret, Vogel- und Fischfang, V. Holzungsrecht, VI. Minderung der schweren Dienste, VII. Vertragsmäßigkeit der Lasten, VIII. Freiheit von Ueberbürdung mit Grundabgaben (Gülten), IX. Abstellung aller Neuerungen im Urbarialwesen, X. Rückgabe der widerrechtlich entzogenen Gemeingründe, XI. Abschaffung des sogenannten Todfalls (Besthauptes), XII. Erklärung, von den Artikeln abstehen zu wollen, welche nicht im Worte Gottes begriffen sind.

Verbinden wir damit den Verfassungsentwurf für das deutsche Reich, der mit der sogenannten „Reformation K. Friedrich's III." inhaltlich sich berührt, so gewahren wir allerdings am besten, wie weit die Bauernbewegung über ihre Lebensgrenzen hinausgriff, und daß sogenannte politische Projectenmacher, Männer von oft unleugbarem Geiste, ehrgeizige Amtleute, kleine Adelige, Landgeistliche u. s. w., den großen Haufen vor sich hertrieben. Zunächst gilt es, die Demüthigung oder „Reformation" der großen „Hannsen", der geistlichen Fürsten, der weltlichen Machthaber und Großbürger, der Allerweltskaufleute und Geldmächte, die Abschaffung der Doctoren geistlichen Standes aus Fürstenrath und Gericht, welche nicht „Erbdiener des Rechtes, sondern besoldete Knechte seien", die Fernhaltung der Geistlichen von Rath und Gericht. Die Abschaffung aller weltlichen Rechte im Reiche zu Gunsten der natürlichen und göttlichen sei wünschenswerth. Vorderhand solle aber eine neue Ordnung der weltlichen Gerichte Platz greifen: obenan ein Reichskammergericht mit sechszehn Personen aus allen vier Ständen, also auch aus dem Bauernstande, in zweiter Linie vier Hofgerichte, sechszehn Landesgerichte, vierundsechszig Freigerichte mit ähnlicher Zusammensetzung und zu unterst die Stadt- und Dorfgerichte als erste Instanz. Zölle, Geleitsrecht, Ungeld und Steuern hätten aufzuhören, so auch das Straßenzwangsrecht. Nur eine von zehn zu zehn Jahren erneuerte Königssteuer solle bestehen. Es solle Münz-, Maß- und Gewichtseinheit

im Reiche sein, gute Münze und freier Bergbau. Die großen Handelsgesellschaften wie die der Augsburger: Fugger, Hofstetter und Welser sollten aufhören; die geistliche Lehre frei sein; alle ständischen Bündnisse fallen und Reichsfriede herrschen. Speciell für die Sache des kleinen Mannes war das Sendschreiben „An die Versammlung gemeyner Pawrschaft" berechnet. Die Mittel einer einheitlichen Organisation des Bauernkrieges bestanden in der Absendung gewandter Emissäre, in dem Terrorismus, welcher die unentschiedenen, friedliebenden Nachbargemeinden bedroht, wenn sie den „gemeinen Nutzen" nicht fördern wollen in der Bestellung von Bundesräthen oder Ausschüssen und in der Verwendung der Sturmglocken als einfachen aber wirksamen Signalapparates. Das waren die Tendenzen und Mittel des großen Bauernkrieges, der nun 1525 mit all' seinen Gräueln losbrach. Verfolgen wir nun die gleichen Verhältnisse der Reformation und des Bauernkrieges auf dem Boden der österreichischen Länder. Salzburg und Steiermark mögen den Anfang machen, da sich hier der Aufruhr innigst verkettet.

Der Salzburger Bauernaufstand wurde der Vater des obersteiermärkischen. Hier im erzbischöflichen Lande war dem Metropoliten Leonhard Keutschacher (1495, † 1519) sein Coadjutor Mathäus Lang, der Gurker Cardinalbischof, Maximilian's einflußreicher Diplomat und Günstling, nachgefolgt, ein humanistisch gebildeter, glänzender, prunkliebender Herr, dem die Einkünfte des Landes nicht reichten. Maximilian pflegte daher von dem Keutschacher, seinem Vorgänger, und dem Gurker, als Gegensätzen in der Oeconomie, scherzhaft zu sagen: Er hätte zwei Pfaffen, deren einen er nie voll, den andern nie leer machen könne. Die Salzburger waren ein unruhiges, der geistlichen Herrschaft abgeneigtes, nach Reichsunmittelbarkeit lüsternes Völkchen; in den bergbaureichen Gebirgsthälern, in der Rauris und Gastein voran, lebte unter den zahlreichen Erzknappen, welche Mathäus Lang in seinen Bergwerken durch zahlreiche Genossen aus den Musterorten des deutschen Bergbaues verstärken ließ, der Geist der Unbotmäßigkeit, und der neue Landesherr war nicht der Mann, den erwachenden Sturm mit Ernst und Milde zu beschwören. Auch die Reformation hatte früh in dem Lande Wurzel geschlagen, denn Stephan Agricola oder eigentlich Kastenbauer aus Bayern, Paul Spretten (Speratus) tauchten hier früh als Sendboten auf, wogegen die Mühldorfer Provinzialsynode des Erzbischofs vom Jahre 1522 den Verfall der kirchlichen Zucht wohl grell zu beleuchten, aber nicht zu hemmen und zu bessern in der Lage war. Der Gedanke, die Säcularisation des erz-

bischöflichen Landes zu erzwingen, beginnt die Gemüther der Bürger von Salzburg zu erhitzen, — den keimenden Aufstand, sogenannt der „lateinische Krieg", vermochte jedoch der Erzbischof mit überlegenen Mitteln, unterstützt vom Tiroler Landeshauptmann Leonhard von Völs, rasch niederzuschlagen (1523).

Aber das Feuer glomm unter der Asche fort, und der Versuch eines Salzburgers, Namens Stöckel, und seiner Genossen, einen Priester gewaltsam zu befreien, welchen der Erzbischof, als des Neuglaubens verdächtig, nach Mittersill in's Gefängniß abführen lassen wollte, — die unzeitige Strenge des Erzbischofs, der den Stöckl, als Verbrecher wider die landesfürstliche Majestät durch seine Räthe, voran den „lateinischen Doctor" Volland, summarisch aburtheilen und dann hinrichten ließ, rief eine neue mächtigere Bewegung hervor. Schon Ende Mai war die Stadt so gut wie nicht zu halten, denn überall her vom Lande kamen die schlimmsten Nachrichten. Die Gastein, wo die reichsten Gewerke und die zahlreichsten Erzknappen hausten, wurde der Herd des weitreichendsten Aufstandes in den Thalgründen bis in den Pongau und Pinzgau hinein und in das salzburgische Bisthumsland auf Tiroler Boden: Brixenthal, Lofer, Unken, — dem der Tiroler Bauernkrieg dann die Hand reichte und der obersteierische verbunden war. Der Aufstand war nun allgemein und als Hauptleute mit Ausschuß- oder Kriegsrath erscheinen der Weitmoser, aus der reichsten Gewerkenfamilie, dann der Michel Gruber, aus dem Pinzgau, zunächst Führer der Bergknappen von Kitzbühel und im Brixenthale, werden Meister des Landes. Der Erzbischof sieht sich genöthigt, auf die Feste Hohensalzburg zu flüchten, wird hier belagert und harrt mit wachsender Angst bayerischer und österreichischer Hülfe.

Inzwischen war es aber auch in der obern Steiermark, jenseits der Mandling, im Ennsthale und im Innerbergischen lebendig geworden. Das Erzknappenvolk zeigt sich wie überall dem neuen Glauben und dem Losschlagen wider die Herren geneigt, und auch die Bauern denken an Erhebung. War denn doch schon im Jahre 1478 ein Ennsthaler Bauernkrieg zu besorgen. In Oberösterreich, namentlich im Salzkammergute, das, zwischen das Hochstiftsland und Steiermark gestellt, gleichartige Verhältnisse aufweist, im Gebiete von Aussee, Ischl, Hallstadt, regte es sich gar gewaltig. Die österreichische Regierung hatte den Kopf voll mit Sorgen; denn auch im Lande unter der Enns herrschte der Geist der Unbotmäßigkeit. Hatten die Bauern 1520 gesagt: „Es gebe keinen Fürsten mehr, sie wollten darum ein gutes Jahr ihrer Freiheit ge-

nießen", ähnlich wie der gemeine Mann in Tirol sprach, so war ihnen jetzt ihr Sinn auf all' das gestellt, was in der deutschen Nachbarschaft die Gemüther so erhitzte. Vor Allem aber war der Kleinhandwerker und Taglöhner in den Städten und am Lande der Winzer („Weinzierlknecht"), ein roher, rauflustiger Gesell. Viele Tausende sollen, wie man der Regierung hinterbrachte, nur auf das Losschlagen gewartet haben. Doch blieb es im Lande Oesterreich bei den Anzeichen des Aufstandes.

In der obern Steiermark lodert er mächtig auf. Die blühende Bergstadt Schladming ist der eine, der Klosterort Admont, dessen Geistlichkeit bedroht erscheint, der zweite Mittelpunkt der Bewegung. In dieser Gegend rotten sich Tausende unter der Führung eines bisherigen Beamten, des Pflegers Reustl, zusammen. Im Innerbergischen ist Eisenerz ein Herd des Aufstandes, der Vorort des großen Eisenbetriebes am Erzberge. Auch das benachbarte Vordernberg steckt in der gleichen Bewegung. Selbst vom obern Murboden, der durch die Flußpforte bei Tamsweg, den steierischen Lungau, mit dem Salzburgischen, vor Allem aber durch die bei Leoben ausmündende Eisenstraße mit dem Vorder- und Innerbergischen zusammenhängt, kamen beunruhigende Botschaften den Ständen des Landes zu, an deren Spitze Sigmund von Dietrichstein, gichtkrank und berufsmüde, nur widerwillig und auf vieles Drängen der Stände und der Regierung das verantwortliche Amt eines Landeshauptmanns in so schwierigen Zeitläufen weiterhin bekleidet. Die Regierung verfügt im Augenblicke über keine ausgiebige Waffenmacht, sie weiß nicht, wo und was sie vorerst angreifen soll; die Hauptlast fällt zunächst auf die Schultern der Stände der Steiermark; auch Kärnten und Krain sollen das gemeinschädliche Feuer löschen helfen. Die Rechtfertigungsschrift des Dietrichsteiners und die Rechnungslegung des damaligen Feldhauptmanns (über das gereisige Zeug) Stephan Graswein „in dem Zueg wider die aufrürerisch Pauern zu Schladming", zeigen am besten, wie schlecht es mit den landschaftlichen Kriegs- und Geldmitteln stand, wie man sich in Eile mit Privatdarlehen und Geldvorschüssen in Beträgen von 500—32 Pfd. Pfennigen behelfen, und der Landeshauptmann in den eigenen Säckel greifen mußte.

Mit buntscheckiger, zusammengeraffter Mannschaft, darunter böhmischen Soldknechten und einer Handvoll Husaren, rückt der Dietrichsteiner zunächst gegen den obern Murboden, dann aber wendet er sich gegen das Innerbergische, nach Eisenerz, um hier den Sturm zu beschwören, und als er inne wird, die Hauptgefahr drohe im Enns-

thal, von hier aus terrorisire die Bewegung das Nachbargebiet, eilt er dahin, jenseits des Rottenmanner Tauern durch den Zuzug kärntnerischen Hülfsvolks verstärkt, aber jeden Augenblick durch ungestüme Soldforderungen der trotzigen Kriegsknechte, Ausreißen Einzelner und die Schwierigkeiten der Gebirgswege aufgehalten. Anfänglich scheint er Herr des Ennsthales zu werden, denn die Aufständischen hatten sich an die Mandlinger Ennsklause zurückgezogen. Schon will er von Irdning aus südwärts abziehen. Aber der Feind ist stärker und schlägt nun los; mit Mühe, Noth und nach einer Schlappe vor Schladming findet hier der Dietrichsteiner gegen Ende Juni ein Unterkommen mit seinem schwachen Kriegshaufen. Die Bürger von Schladming scheinen gewillt, ruhig und botmäßig zu bleiben, wenn sie der Dietrichsteiner vor dem Zwange, am Aufruhr theilzunehmen, bewahren könne. Da die Hauptgefahr von Salzburg aus droht, denn der Ennsthaler Aufstand steht mit dem Salzburgischen unter Gruber's Führung durch die Mandling in organisirter Verbindung, so bemüht sich Dietrichstein, von dem Salzburgischen Rebellenhauptmanne eine achttägige Waffenruhe zugestanden zu erhalten. Sehnsüchtig harrt er der Botschaften vom obern Murboden. Zu Leoben tagt (vom Juni bis August) ein ständiger Ausschuß, in schweren Sorgen über das sich erhebende „Türkengeschrei", d. i. die Gerüchte von einem neuen Türkeneinfalle. Graswein wartet zu Judenburg auf Zuzüge und Weisungen. Der oberste Feldhauptmann, Graf Niklas Salm, rückt mit seinen Truppen gegen Leoben, um, mit dem landschaftlichen Aufgebote unter Führung des Achaz Schratt, Christoph von Radmannsdorf, des bekannten Jörg von Herberstein und Graswein's, vereinigt, dem Dietrichsteiner die Hand zu reichen und dann in das Salzburgische einzubrechen.

Vergebens wartet man jedoch auf eine Post des Dietrichsteiners. Durch das täuschende Zugeständniß der Waffenruhe sicher gemacht, erlebt der Landeshauptmann schon den 2. Juli frühmorgens den Ueberfall des Gruber's, sein eigenes Söldnervolk macht gemeine Sache mit den Rebellen, er und seine adeligen Kriegsgenossen werden Gefangene, und bald sieht er sich im „Ringe" der tobenden Menge als „Bauernschinder" vom Jahre 1515 her angeklagt und geschmäht. Alle heben die Hände empor, als es seinen Tod gilt, da regt sich denn doch ein Rest des Pflichtgefühls in seinen Söldnern, sie wollen nicht, daß es ihm an's Leben gehe, und ein blutiger Streit zwischen beiden Parteien droht, den endlich der Gruber schlichtet. Dietrichstein und seine Standesbrüder werden als Gefangene nach Werfen im Salzburgischen geschafft. Nur die beiden Adeligen, den Reutschach

und den Prancken hätte der Gruber in seiner Hand nicht geschont, „auch wenn sie tausend Leben hätten". Doch sie waren nicht zu finden. Es ist somit das Histörchen vom Schladminger Blutgerichte der Bauern, dem viele Adelige zum Opfer fielen, eine Geschichtsfabel.

Inzwischen stak der Erzbischof von Salzburg noch immer in der Klemme. Bayern, durch seine Agenten über den Stand der Dinge im Laufenden erhalten, sah ohne nachbarliche Hülfeleistung dem Chaos zu, denn ein Doppelplan beherrschte seine Politik. Es wollte dem geängstigten Metropoliten den Herzog Ernst als Coadjutor an die Seite setzen und, wenn es ginge, den alten Säcularisationsplan der Salzburger ausnützen, das Hochstiftsgebiet bayerisch machen. Dagegen wollte und mußte sich Erzherzog Ferdinand stemmen. Denn seine eigenen Botschafter Schurff und Landegg meldeten den 4. Juli, Salzburg wolle sich dem Erzherzoge und der Grafschaft Tirol unterwerfen und einen österreichischen Bischof zum Regenten annehmen. Man sieht deutlich, wie sich die Salzburgische Frage zu einer Art politischen Weltkampfes Habsburgs und Wittelbachs zuspitzt und die Aufständischen durch Vorspiegelungen günstiger Gesinnungen nach beiden Seiten hin der eigenen Sache besser Luft machen wollten.

Erzh. Ferdinand beauftragte den Grafen Salm, mit seinen Truppen in das Salzburgische einzubrechen und so der Coadjutur Ernst's, des bisherigen Bischofs von Passau, dem vor 1519 K. Max das Erzstift zugedacht haben soll, Widerstand zu leisten. Salm widerrieth dies. Noch sei er zu schwach; wenn der schwäbische Bund, die Waffenmacht des deutschen Reiches gegen die Bauern, Truppen nach Steiermark und Kärnten abgeben könnte, wäre er in der Lage, „einen tapfern Zug" gegen Schladming, Rastadt und Salzburg zu unternehmen.

Endlich kam es unter dem Eindrucke der Sammlungen bayerisch-schwäbischer Bundestruppen in Burghausen (Anfangs August) zum nothdürftigen Ausgleiche zwischen dem belagerten Erzbischofe und seinen aufständischen Landsassen. Am 1. September verließ M. Lang Hohensalzburg, allwo er seit 5. Juli eingeschlossen war. Der Bürgermeister von Salzburg und Michel Gruber als „Vorsprech" der Bauern legten dem Erzbischofe die Waffen und Bauernfahnen zu Füßen. So schien Alles wieder in's alte Geleise zu kommen, denn auch in's Ennsthal griffen die Bundestruppen unter Herzog Ludwig von Bayern ein und brachten Gröbming und Haus wieder zur Huldigung an den Erzbischof. Dies Alles war dem Erzherzoge und seinen Räthen

sehr unwillkommen, denn Wittelsbach spielte die Hauptrolle im Salzburgischen, griff sogar, wie gesagt, in's Ennsthal ein. Daher erhob auch die österreichische Regierung große Schwierigkeiten in Hinsicht der Ratificirung des Salzburger Ausgleiches und stellte große Forderungen auf Schadenersatz. Und schrieb auch Salm aus Rotenmann den 30. September, es wäre Zeit, dazuzuschauen, daß „das Haus Bayern nicht wieder im Stift Salzburg wurzle".

Salm war damals auch schon im vollen Anzuge aus dem Paltenin's Ennsthal, zog gegen Schladming und verhängte ein furchtbares Strafgericht über das damals noch blühende Städtchen, indem er es niederbrannte. In seinem Berichte vom 6. October bemerkt er auch, Willens gewesen zu sein, das (salzburgische) Gröbming zu vernichten und habe alles Gebiet strafend heimgesucht.

In der zweiten Hälfte des Octobers war das Ennsthal, soweit es habsburgisch und salzburgisch, von der siegenden Gewalt entsetzlich mitgenommen und der Aufstand niedergeworfen. Der Strafmaßregeln der Regierung wollen wir am Abschlusse des ganzen Kapitels gedenken.

Bevor wir die Ereignisse im Salzburgischen vom Jahre 1526 behandeln, müssen wir auf den bisherigen Gang der gleichartigen und gleichzeitigen Bewegung in Tirol zu sprechen kommen. Hier nahm sie den bedeutendsten, staatsrechtlich folgenschwersten Verlauf. Seit dem Tode Maximilian's war die Unbotmäßigkeit des gemeinen Mannes im Wachsen; vor Allem gegen den verhaßten landesfürstlichen Wildbann, aber auch gegen das neue Regiment im Lande. So begann schon 1519 im Innthal zu Imst ein Aufruhr, im Sill- und Eisackthal kam es zu Verbindungen einzelner Gemeinden mit den Brixener Gotteshausleuten. Im Mai 1520 drohte man der Bischofstadt Brixen mit Plünderung. Ueberdies wurde das Jahr 1520 durch Ueberschwemmungen und Mißwachs stark heimgesucht, was die unzufriedene Stimmung nur noch mehren mußte. Aber im Landtage selbst, der seit 22. Januar 1520 in Bozen seines Amtes handelte, war man gegen das neue Regiment und insbesondere wider das eingesetzte Appellationsgericht, in welchem die „römischen" oder „lateinischen" Doctoren vorwogen, eingenommen, und die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes, insbesondere der Erzknappen, mit dem Monopole der Großhandlungshäuser, voran der Fugger und Hochstetter, theilten auch die höheren Stände. Namentlich waren jedoch zwei Männer von höchstem Einflusse allgemein verhaßt, weil man in ihnen die Quintessenz allmächtiger Räthe, habsüchtiger Willkürmenschen erblickte, der bekannte Salamanca, den man

überdies für einen „azarianischen Juden" und „stinkenden Ketzer" hielt, und Doctor Fabri, der „Kultrunen-Schmied", d. i. Kontrolenschmied.*) Das specifische Tirolerthum, das landschaftliche Selbstgefühl ergießt seinen Unmuth in den Zeilen des Chronisten Kirchmayr, wenn er schreibt, „bisher sei es unerhört gewesen, daß ein Graf zu Tirol, selbst spanisch und durch und durch spanisch, mit Verachtung der Deutschen und ohne Verständniß ihrer Sprache und Sitte, sollte so gewaltig wider alles Freithum regieren und wällische, tyrannische Regierungen einführen".

Zu dieser unruhigen politischen Stimmung gesellt sich die Wirkung der Reformation. Schon um 1520 erscheint ein gewisser Konrad aus Schwaben als Herold des neuen Glaubens in Sterzing, Meran, Brixen. Um dieselbe Zeit taucht einer der ersten und bedeutendsten Anhängers Luther's, Jakob Strauß (geb. Ende 15. Jahrh., 1506 Lehrer im Elsaß), zuerst in Berchtesgaden auf, wird dann von den Schwazer Erzknappen als Prediger herbeigerufen und fand solchen Zuspruch, daß er oft im Freien predigen mußte. 1521, im Juni, erscheint er in Hall und wurde hier so beliebt, daß sich ihm alle Kirchen öffneten, das Volk den Predigtstuhl hintrug, wohin er wollte, und jederzeit ein Schutzgeleite beigab. Er lehrte nicht bloß das „reine Wort Gottes ohne Menschenzusatz", sondern eiferte auch wider die Gebrechen der Geistlichkeit, der Regierung, und vertrat die sociale Reform, ohne geradezu für die Revolution einzustehen. Beim Brixener Bischofe, Seb. Sprenz, als gefährlicher Irrlehrer verklagt, mußte er endlich, trotz allen Widerstandes der ihm getreuen Bürger von Hall, das Land verlassen. Doch auch als Pfarrer in Eisenach blieb Strauß mit denen von Schwaz und Hall im regen Verkehr. Seinen Ankläger, Dr. Seligmann, verabschiedete alsbald die Gemeinde, und bald traf ein zweiter Bote des neuen Evangeliums an seine Stelle. Es war dies Urban König (Regius). Geb. 1489 zu Lindau im Aargau, Freiburger Universitätsstudent, 1510 Lehrer der Beredsamkeit in Ingolstadt, 1517 von K. Maximilian's Hand „poëta et orator laureatus", trat er in den geistlichen Stand, wurde 1520 Domprediger in Augsburg, mußte jedoch als „Lutherischer" diese Stellung aufgeben. Im Spätsommer 1522 erblicken wir ihn im Tiroler Lande zu Bozen, Innsbruck und seit September in Hall, wo er bald allgemeine Sympathieen findet.

---

*) Vgl. das „Ausschreiben der grafschaft Tyrol gemain an dy niderösterr. Land wider den Salamanca u. s. w." in Aretin's Btr. z. G. u. Lit. 5. Bd. (1805).

Aber auch er mußte Ende 1523 dem Ausweisungsbefehle der Regierung weichen. In späteren Jahren gewahren wir ihn als Generalsuperintendenten in Lüneburg. Söll und Arnstedt, welche eine Chronik „ausgesprungene Mönche von Perchtoldsgaden" (Berchtesgaden) nennt, werden gleichfalls Sendlinge des neuen Glaubens, aber auch Verbreiter revolutionärer Tendenzen im Bauernstande geheißen. Im Kloster Stams entdeckte die Innsbrucker Glaubenscommission im Frühjahre 1524 bei den Mönchen viele lutherische Bücher und Tractätlein. Sechs der Mönche erklärten: „Luther sei noch nicht überwunden; man fände nichts in seinen Schriften, was nicht auch im heiligen Evangelium stünde." Bis in's Pusterthal, in den Nons und Sulzberg, in's Fassathal, nach Judikarien, in's Valsugan, lassen sich die Schwingungen der religiösen Bewegung verfolgen. In den späteren Suppliken der Städte und Gerichte im Innthal, Etschland, zunächst der Gemeinden Taur und Rattenberg, Sonnenberg, Stubay, überhaupt in allen Erklärungen und Manifesten der aufständischen Bauernschaft steht das „freie Evangelium", das Recht „freier Priesterwahl" obenan.

Aber auch die Wiedertäufer mit ihren socialistischen Theorieen erscheinen früh auf dem Boden Tirols. So waren ein Schneidergesell aus dem Pusterthal zu Brixen, Mathias Messerschmied, Chorherr zu Innichen im Pusterthaler Villgraten, Vertreter dieser Anschauungen; Karlstadt soll im October 1525 in Lüsen und Klausen gelehrt haben. Jakob Huter, der Gründer einer der bedeutendsten Anabaptistengemeinden zu Austerlitz im Mährerlande, war zu Welsperg im Pusterthale geboren und gründete hier in der Nähe von Bruneck eine kleine Wiedertäufercommune.

Die Einleitung des Tiroler Bauernkrieges bildet der Aufruhr der Schwazer Bergknappen vom Januar 1524, aus Streitigkeiten über arbeitsfreie Tage zunächst erwachsen. Wenn wir bedenken, daß es viele Tausende solcher Arbeiter gab, so begreifen wir das Drohende ihrer zweimaligen bewaffneten Sturmpetitionen. Mit Mühe beschwichtigt man die Massen, deren Losungslied gar scharf wider den Fugger, den Salamanca, die spanischen und niederländischen Räthe, den Bischof von Trient, den Brixner Bischof und den Doctor Fabri loszog.

Sehr bezeichnend ist die Haltung, welche der bald darauf einberufene Landtag einnimmt. Der Erzherzog drängt zur Bewilligung ausgiebiger Truppenmacht, Angesichts der Anzeichen des allgemeinen Aufstandes. Denn „im ganzen Land", schreibt Kirchmayr, „im Innthal und an der Etsch war von etlichen Städten und Bauern

ein solch Geläuf, Geschrei und Toben, daß schier kein guter Mann nicht sicher über eine Gasse gehen mochte. Rauben, Plündern und Nehmen war also gemein, daß auch etlich viel frommer Männer verführt wurden, die es hernach übel gereut hat". Man bewilligt aber Nichts, verschiebt Alles auf eine im Herbste abzuhaltende Berathung sämmtlicher österreichischer Erblande.

Bald darauf kamen schlimme Botschaften. In den Vorlanden, namentlich im Schwarzwalde, war schon 1524 die Bewegung los. Ferdinand's Befehl, die Bauern durch verständige Bevollmächtigte zur Vernunft zu bringen, konnte nicht Wunder wirken, um so weniger, als der vertriebene Herzog von Würtemberg den Bauernkrieg anfachte, um wieder zu seinem Herzogthume zu gelangen. Karl V. hatte nämlich das vom schwäbischen Bunde besetzte und sequestirte Gebiet (1529) für 220,000 Gulden gekauft und 1522 seinem Bruder Ferdinand als Afterlehen des Reiches verliehen.

Die Gefahr nahte dem Nordwesten Tirols, im Bregenzer Gebiete, um die Ehrenberger Klause regt es sich, denn die Allgäuer schlagen los. Ferdinand ließ durch seinen Feldhauptmann Niklas Jurischitz die Ehrenberger Klause und Füssen besetzen (1525, April), das dem Erzherzoge huldigt, zur großen Entrüstung des bayerischen Hofes. Ferdinand bot Alles auf, um die Allgäuer im Wege der Unterhandlung zur Ruhe zu bringen (17. April, Mai) und den schwäbischen Bund vom gewaltsamen Einschreiten zurückzuhalten, aber ohne Erfolg.

Man schwang sich nun, Angesichts der Gefahr, zur Vorbereitung einer Reihe von Schutzmaßregeln und einer Landesordnung empor. Die Regierung bekam doch in solcher Weise eine Handhabe, gegen die Rädelsführer des keimenden Aufruhrs vorzugehen. Namentlich in der Stadt Brixen wurde mit Hinrichtungen nicht gespart; aber diese Strenge, welche auch so manchen Nichtschuldigen durch Haft und Folterung hart mitnahm, verfügt von einer landesfürstlichen Behörde, deren Hauptpersonen allgemein verhaßt waren, goß nur Oel in's wachsende Feuer und die eigentliche Umsturzpartei hielt nun den Augenblick zum Losschlagen gekommen. Den Anfang machten die Brixener Gotteshausleute. In Brixen selbst begann am 10. Mai der Aufruhr. Seine Seele war Michel Gaismayr, der Sohn eines Erzknappen zu Sterzing, vor Jahren Schreiber des Landeshauptmanns Leonhard von Völs, dann Secretär des Bischofs, endlich Zöllner auf der Klausen, ein begabter, hochstrebender, ränkevoller Mensch. Bald konnte er sich „Oberster Hauptmann des Bundes zu Brixen und am Eiseck und ein Mehrer s. Durchlauchts Kammer-

gutes" schreiben. Von Brixen bringt die Flamme des Aufruhrs nach Bozen, Meran, in den Vintschgau, andererseits in's Wipp- und Pusterthal, an die mittlere und untere Etsch, in die Thalungen Nons und Sulzberg, nach Trient, in's Lägerthal und in's Valsugan.

Die Etschthaler, die vom Inn, die Brixener und Zillerthaler stehen auf. Ein großes Bauernparlament zu Meran bereitet sich vor und seine 106 Artikel gehören zu den denkwürdigsten Aktenstücken der Bewegung des Jahres 1525. Man fordert darin die Säcularisation der geistlichen Güter. Nicht bloß die Besitzungen der inländischen Bischöfe von Brixen und Trient sollten dem weltlichen Landgebiete der Grafschaft Tirol einverleibt werden, sondern auch die der ausländischen Bischöfe. Die ganze Grafschaft Tirol mit allen Bisthümern, Klöstern, Schlössern und Gerichten solle fortan einzig und allein dem Erzherzoge als Landesfürsten unterthan sein, welcher hinwieder ohne Wissen und Willen der gemeinen Landschaft nichts verschenken oder versetzen solle. Im Lande Tirol habe nur Ein Recht zu gelten und kein fremdes, unverständliches und unziemliches, nämlich das lateinische oder römische. Das Verfahren solle mündlich, und die Innsbrucker Regierung aus verständigen, ehrbaren Landleuten zusammengesetzt sein. Jeder Unterschied der Personen habe vor dem Gerichte zu verschwinden. Die eigentlich radikale Seite der Meraner Artikel liegt, abgesehen von der energischen Parteinahme für das neue Evangelium, besonders in der Forderung, alle Bischöfe, Klöster und Bettelorden im Lande, drei Ordensstifte höchstens ausgenommen, für immer abzuthun, die Stolagebühren abzuschaffen, die Cumulirung der Pfarren in Einer Hand zu beseitigen, den Ueberschuß geistlichen Einkommens für die Armuth zu verwenden. Alle bisherigen Zinseinnahmen der Klöster sollten fürder von landesfürstlichen Beamten erhoben und daraus die Landesbedürfnisse bestritten werden. Nur diese Finanzbeamten ernennt der Landesfürst, die Gerichtspersonen wählt, setzt ein und ab das Volk. Die Beseitigung der großen Handelsgesellschaften, auf daß die Waaren billiger würden, das Abthun aller nicht landesfürstlichen Zölle, aller Wispelzinse, Marktrechte, Gedinggelder und Todfälle (Besthaupt), das Verbot von Fremdenansiedlungen ohne Einverständniß der Ortsobrigkeiten, die Freigebung der Jagd und Fischerei, die Einführung des gleichen Maßes und Gewichtes, Abschaffung aller Roboten, Holzfuhren, des Siegelgeldes, all' dessen, was man Fiscal- und Finanzhandlung nennt, — athmet den Geist einer durchgreifenden Neuerung, welche Alles beseitigen soll, was Privilegium oder Ausnahms-

recht heißt. Die allgemeine persönliche Erbitterung gegen den Landeshauptmann Leonhard von Völs und insbesondere wider Salamanca spricht aus der Forderung, Beide ihrer Aemter zu entheben. Salamanca und seine ganze Hofsippe wäre des Landes zu verweisen, sein Grundbesitz einzuziehen und dem Landesfürsten zu überantworten. Der bedrohte Günstling floh auch aus dem Lande, um nicht erschlagen zu werden.

Inzwischen hatte Ferdinand, während die Landesvertretung, Angesichts der Mai- und Juni-Vorgänge, halb den Kopf verlor, seine ganze Geistesgegenwart, Umsicht und Thatkraft eingesetzt. Er fühlte ja aus aller Bewegung, aus den Suppliken und Erklärungen der Bauernschaften heraus, daß der Sturm nicht eigentlich gegen den Landesfürsten, sondern gegen die Privilegirten gerichtet sei. Durch Unterhandlungen mit den Allgäuern, deren wir oben gedachten, suchte er das nordwestliche Land vor einem Einbruche der Bauernbündler zu bewahren; den 19. Mai war ein Ehrenhold des Landesfürsten mit den Trienter Hauptleuten und Herrn Georg von Frundsberg an die Landleute an der Etsch und Eisack abgegangen, um sie zu beschwichtigen.

Ferdinand hatte die Ausschüsse der Städte und Gerichte des Inn- und Wippthals nach der Landeshauptstadt berufen, um die Hauptgründe der Bauernerhebung zu erfahren und es an beschwichtigenden Zusagen nicht fehlen lassen. Er bewirkte einen Abschied zur Wahrung der Landesruhe, schrieb einen Landtag auf den 15. Juni aus, hielt einen „eilenden Tag" am 23. Mai ab und errang wenigstens den Erfolg, daß das große Meraner Bauernparlament den Innsbrucker Landtagsabschied annahm und somit auf ordnungsmäßige Behandlung seiner Beschwerden einging. Aber die Meraner Artikel und der große herrschende Einfluß Geismayr's, die Gefahr, daß Bauern und Städte sich verständigen und den Adel mitziehen könnten, machten ihm schwere Sorgen. Er wollte aus dem Lande, um dann von außen her den „Bauernrebell" zu bekämpfen, aber die Bauernschaften hielten alle Ein- und Ausgänge des Gebirgslandes wohl besetzt. Mit Schadenfreude las man am bayerischen Hofe die Berichte der Agenten, welche über die Sachlage fleißig heimschrieben. Er wies mit Festigkeit die ihm vorgelegten Meraner Artikel zurück (26. Juni). Auch das zweite Mal (3. Juli), als er sich Zugeständnissen staatsrechtlicher Natur bequemte, verwarf er die radikalen Forderungen in Bezug des geistlichen Wesens. „Der Erzherzog nimmt sich der Geistlichen fast an", schreibt der bayerische Agent, „das doch ganz wider die Landschaft ist". Den 16. Juli in der dritten

feierlichen Landtagssitzung nahm er die auf Grundlage der Meraner Beschlüsse errichtete neue Landesordnung an, doch auch diesmal schlug er die Artikel von der Säcularisation und der Glaubensneuerung ab. Es war ein Moment, in welchem man für das Leben des Erzherzogs fürchten konnte, so erhob sich der Sturm über die Verweigerung dessen, was man in Hinsicht des Glaubens und der Kirche verlangte. Er ging vorüber, und die Siege des Frundsberg und des Truchseß von Waldburg, des schwäbischen Bundesfeldherren über die Allgäuer Rebellen (15., 16. Juli) kamen ihm in ihren Nachwirkungen sehr zu Statten. Man begnügte sich mit dem Errungenen.

Die neue Landesordnung kann ein Triumph der Bauernschaft, des vierten Standes genannt werden, denn sie wurzelt, wie gesagt, in dem Haupttheile der sachgemäßeren Meraner Artikel. Die „Ordnung für den geistlichen Stand" sollte vorübergehend den Klagen des gemeinen Mannes gerecht werden, die „Empörungsordnung", mit einem Amnestietermine, den „Bauernrebell" lahm legen. Es gelang auch größtentheils, denn der vierte Stand in seiner vernünftigen Mehrheit begriff mit dem gesunden Urtheile des Landmannes in Interessenfragen den Gewinn, welchen ihm die neue Landesordnung bot. Als dann vom 21. Juli ab Ferdinand das Brixener Hochstift weltlich verwalten ließ, kam auch unter den Gotteshausleuten die Bewegung zur Ruhe, und selbst Geismayr wagte es nicht, sich der Vorladung nach Innsbruck zu widersetzen. Hier entschuldigte er seine Rolle mit der Erklärung: „er habe sich solcher Hauptmannschaft zum Besten der Geistlichkeit und des Adels unterstanden, damit die Bauern nicht zu grob handelten". Am hartnäckigsten benahm sich der „Bauernrebell" im Süden im Nons- und Sulzbergthale; auch im Val di Ledro, Valsugan und um Trient ging es stürmisch zu. Erst im September wurde man der Bewegung Meister.

Auf dem Tage zu Revó (21. September) fanden viele Unterwerfungen Statt. Im October gab es manche Henkerarbeit im Trienter und Brixener Gotteshauslande; milder verfuhr man in Bozen und Meran. Innthal und Pusterthal blieben ganz von der Härte der siegenden Gewalt verschont.

Geißmayr war nach sieben Wochen Aufenthalts von Innsbruck entflohen und nahm seinen Weg nach Klösterlein in der Ostschweiz. Sein Versuch, Venedig und Frankreich zum Angriffe aufzumahnen, war zu haltlos. Der eigentliche Zufluchtsort der „Haupträdelsführer" des Tiroler und Allgäuer Aufstandes wurde dann Trogen im Appenzeller Lande. Geismayr dachte an eine

Eroberung Westtirols von der Schweiz und den Bünden aus. Seine ausgesendeten achtundzwanzig Artikel zeigen am besten, was er anstrebte, wie sein Programm mit dem der deutschen „Schwarmgeister" zusammenstimmt. Vor Allem gilt es die Vertilgung jener, die sich dem lautern Worte Gottes antgegensetzen, Abschaffung der Messe und der Bilderverehrung als „unchristlicher Gräuel", ein neues Gerichts- und Verwaltungswesen, mit Brixen als Regierungssitze, wo auch eine Hochschule einzurichten wäre, Beseitigung aller Grundzinse, aller inneren Zollschranken, aller Kaufmannschaften; dafür sollte zu Trient eine große Messe und Niederlage errichtet und ein eigener Amtmann zur Leitung des Handels- und Gewerbewesens bestellt werden. Um den Landbau zu heben, solle man alle Moose und Auen um Meran und Trient austrocknen, den Safran und Oelbaum emporbringen. Am meisten Anziehungskraft sollte der Punkt seines Programmes ausüben, welcher die Erhaltung der Aemter und Gerichte aus den Gütern vertriebener Adeligen und sonstiger Aechter, der eingezogenen Bergwerke und Salinen in Aussicht stellt und den gemeinen Zins nur im Nothfall erhoben wissen will. Aber der entdeckte Briefwechsel mit seinem Bruder Hans kreuzte diese Umtriebe; die Appenzeller, von Ferdinand aufgemahnt, nahmen zu Trogen die meisten seiner Genossen gefangen, nur er entrann, um sich mit dem neuen Salzburger Aufstande (1526) zu verbinden.

Schon im April 1526 begann im Pinzgau eine neue gefährliche Bewegung. Die Pinzgauer rissen die Rauriser mit sich fort, und die Gasteiner, die anfänglich Ruhe halten wollten, müssen sich dem Terrorismus der Nachbarn fügen. Die Langsamkeit der bündnerischen und bayerischen Truppen erleichterte den Rebellen den augenblicklichen Erfolg; die erzherzoglichen Befehlshaber, Ungnad und Thanhausen, waren zu schwach. Rastadt war das Ziel des Aufstandes, Geismayr das Haupt der Rebellen. Nun aber brachen die schwäbischen Bundestruppen in den Pinzgau ein, und Niklas Salm, der zum Entsatze von Radstadt heranzog, schlug die Bauernhaufen den 15. Juni in blutiger Schlacht. Den ersten Juli flohen Geismayr und der Bassler, sein Genosse, mit etwa 1000 Aufständischen über den Tauern nach Tirol. Kaspar Künigl war zu schwach, um sie aufzuhalten, nun aber erschien Georg von Frundsberg vor Bruneck und jagte die Rebellen in die Flucht. Geismayr und seine Genossen flohen nun nach Venedig. Mit bedeutendem Einkommen tritt bald der gewandte Abenteurer als diplomatischer Agent der Signoria auf. Wir werden seiner noch einmal gedenken.

Das Radstadter Blutgericht, seit 20. Juli 1526, war

das Nachspiel der Rebellion. Der Bauernkrieg war erloschen; wie hart man ihn im Schwäbischen und Fränkisch-Thüringischen strafte, wie viel das Schwert der strafenden Gerechtigkeit in den habsburgischen Erblanden zu thun bekam, wissen wir. Dennoch war hier das Ergebniß nicht so niederdrückend für die geschichtliche Betrachtung wie in Süddeutschland, wo wir nur von den wilden Bauerngräueln und den grausamen Strafen der Sieger lesen. In Tirol führte er zu einer durchgreifenden Reform der Landesordnung. In Oesterreich, z. B. Oberösterreich, wo es allerdings nur Zusammenrottungen und einzelne Tumulte, keinen eigentlichen Bauernkrieg gab, nahmen sich die Stände der Bauernschaft gegen die Mandate der Regierung in Bezug der Brandschatzungen an. Das Zerschlagen der Glocken der schuldigen Gemeinden galt als regelrechte Ehrenstrafe, die z. B. nur den Welsern erlassen wurde. Die Stände der Steiermark, Kärntens, wo bereits 1515 ein Aufruhr auf salzburgischen Hochstiftsgründen begonnen, Nieder- und Oberösterreichs, und die Krainer, deren Ständeschaft auch mit Regungen des Bauernaufstandes zu thun bekam, überdies unter der Führung des Hanns Katzianer, Kaspar Rauber und Franz von Thanhausen Zuzug in Steiermark geleistet hatten, beinzichtigen das Hochstiftsland Salzburg als Mutterschooß des Bauernkrieges und forderten Schadenersatz. Ferdinand selbst stellte hohe Ansprüche an das Erzstift. Gerne hätte er dessen Säcularisation durchgesetzt, da aber Bayern das Gleiche im Auge hatte, so neutralisirten sich diese Gegenbestrebungen zum Heile des Erzbischofs. Denn im Jahre 1525 tauchte der Plan der Tiroler Regierung auf, die salzburgischen Thäler von der Stadt zu trennen und dem schwäbischen Bunde zu unterwerfen; ohnehin sei der Cardinal nicht als Glied des schwäbischen Bundes zu betrachten. Der Erzbischof solle resigniren. Offenbar hatte man dabei die Unterbringung eines natürlichen Sohnes K. Maximilian's, Don Georg d'Austria, im Auge. Der angrenzende Theil des Salzburgischen solle von Bayern, das Uebrige von Oesterreich sequestrirt werden. Als Entschädigungsforderungen beanspruchte 1526 der Erzherzog vom Hochstifte: 100,000 Gulden für Steiermark, 18,000 für Oesterreich, 12,000 für Kärnten und 5000 für Krain. Doch wußte sich später ein Metropolit der drückendsten Forderungen zu entwinden.

Der Bauernkrieg war ein mächtiges, da und dort doch ein die faulen Lüfte reinigendes Gewitter. „Was Gott damit gemeint", schreibt der Chronist Herold, „ist über meinem Verstand, will solches der Oberkeit anbefohlen haben".

11. Die Geschichte Böhmens und Ungarns bis zur Mohácser Schlacht (1526).

Literatur (vgl. die allg. Quellenübersicht S. 494 und die Lit. z. 6. Abschnitte).

Böhmen. Die kleineren czech. Jahrbücher bis 1526 im III. Bde. der scrr. rer. boh., h. v. Palacky; Bartosch v. Prag († 1535) im czechischen Orig., h. 1851 v. Erben. Als „des Bartholomäus v. St. Aegidius Chronik von Prag im Reform.-Zeitalter: Chronica de seditione et tumultu Pragensi (1524 bis 1531)", h. v. C. Höfler (1859). (Charakterisirende Einleitung). Das Urkundliche im Archiv Cesky, IV., V. Bd.; Palacky, V., 1., 2.; Tomek's böhm. Abh. über das Leben des Mag. Joh. Paschek von Wrat, Primators von Prag, im Casopis cesk. mus. (1844), I., 17.; Gindely, Gesch. d. böhm.-mähr. Brüder, I. Bd.

Ungarn. Außer den S. 494/5 cit. Quellen: Pray, epistolae procerum regni Hungariae, I. (z. B. das Diarium actorum in comitiis Pestianis des päpstl. Legaten A. Burgius, vgl. Theiner, Monum. Hung., II., nebst versch. Briefen), die von Firnhaber in den Quellen und Forsch. z. vaterl. Gesch. (1849) h. venetian. Gesandtschaftsber. v. Guidoto, Massaro. Die Chronik des Marino Sanuto in Ausz. v. Wenzel im Uj magyar muzeum (1856), 8. Heft und im tört tár, 16. H. und v. Kukuljevic im Agramer akad. Arkiv VIII. IX.; Kovachich, Vestigia comitiorum und Supplem., III.; Thurnschwamb, Chronik, h. v. Engel im I. Bde. der Geschichte des ungar. R. und s. Nebenländer, I., S. 190 bis 209, besonders f. die Zeit v. 1515 an. Die Zipser Chroniken, insbesondere Sperfogel und die Leutschauer Sammelchronik in C. Wagner's Anal. Scepusii sacra et prof., II. Thl.; Gévay, Urk. u. Actenstücke z. Gesch. v. Ungarn im letzten Drittel des J. 1526 (1845); Katona, hist. crit. r. hung., XIX. Bd.; Horváth, II.; Szalay, III.; Fessler-Klein, III.; Stögman's vorzüglicher Aufsatz über die Briefe des Andrea di Burgo, Gesandten K. Ferdinand's an den Cardinal und Bischof von Trient, Bernhard Cles. Sitzungsb. der Wiener Akad., phil.-hist. Kl., XXIV., S. 159—252, besonders f. die Zeit v. 1524—1526. Sacher-Masoch, Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich (Leipzig 1862). Vgl. auch die Auff. in Hormayr's Arch. (1814) Nr. 9; (1827) Nr. 15 (über die Schlacht b. Mohács der letztere); ein zweiter Bericht über die Mohácser Schlacht in den Ztschr. des böhm. Mus., III., S. 92; Engel's Auff. i. Schedius' Ztschr. v. u. f. Ungarn, III. (1803).

(Die Quellen u. Lit. z. Reform.-Gesch. Böhmens und Ungarns im XIII. Buche).

Nur mit wenigen Strichen haben wir das Ergebniß des Staatslebens Böhmens und Ungarns zu zeichnen, wie es seit der Personalunion des Jahres 1490 bis zur Mohácser Schlacht (1526) sich entwickelt. Dort, wo sich die Geschichte beider Reiche mit der österreichischen berührte, wurde bereits dieser Wechselbeziehungen gedacht.

In Böhmen kann unter der schwachen, überdies getheilten Herrschaft des Jagellonen Wladislaw die feudale Gewalt weiter und tiefer wurzeln. Dem Kampfe des Adels mit den landesfürstlichen Städten treten sociale und religiöse Bewegungen zur Seite, die bereits 1476 begannen und den König zur wechselnden Hofhaltung in Königgrätz und Kuttemberg bestimmten, 1483, den 24. September, in Prag so drohend dem als „Polack" geschmähten Könige gegenübertraten, daß er auf die Kleinseite übersiedelte, 1496 als großer Aufstand der Kuttemberger Erzknappen sich darstellen und seit 1502 in den Fehden der Herren von Schlick mit Ellenbogen, seit 1506 in dem grausen Rachekriege des Herrn Kopidlansky von Kopidlno gegen die Prager ihre Verbissenheit zeigen. Selbst die Schlichtungen des Jahres 1509 zur Zeit der Krönung des dreijährigen Thronfolgers führten zu keiner ständigen Erledigung des Ständekampfes. Adel und Städte schlossen erst nach dem Tode Wladislaw's († 1516), am 24. October 1517, den sogenannten St. Wenzelsvertrag. Ein Jahr darauf vollzogen die Haupttheile Prags, die Alt- und Neustadt, ihre Vereinigung zu Einer Gemeinde, und der erste Primator der erweiterten Commune wurde der Utraquist Johann Paschek von Wrat, ein schneidiger Mann von bedeutender Rednergabe. Die Hauptrolle dabei spielt Wilhelm von Pernstein, unstreitig der bedeutendste Mann der böhmisch-mährischen Ständeschaft; schwerer wiegend als der Oberstburggraf Zdenko Lew von Rozmital, der Hauptgläubiger der verarmten, schuldenbehafteten Krone, und dessen Standesgenosse Herr Peter von Rosenberg, — beide politische Köpfe ersten Ranges.

Seit 1520 regt sich wieder der alte Streit der Städte und des Adels, dazu tritt der Glaubenskampf. Utraquisten und Katholiken, einander scheelsüchtig messend, stemmten sich gemeinsam gegen die Union als rechtlosen Eindringling. Wiederholt trafen strenge Verbicte die böhmisch-mährischen Brüdergemeinden; — 1508 eines der schärfsten; aber sie fanden namentlich in Mähren bedeutende Gönner im Herrenstande. Dazu tritt seit 1520 immer mehr der Einfluß der Reformation. Das Auftauchen Münzers in Prag und dessen leidenschaftliche Predigten in der Bethlemskirche waren von unstreitigen Erregungen des großen Haufens begleitet, aber er verschwand wieder wie ein Komet. Nachhaltiger wirkte z. B. Paul Spretten (Speratus) in Iglau, der einst eifrigsten Katholikenstadt Mährens.

Der wichtigste Vermittler zwischen Lutherthum und Utraquismus ward der Saazer Fleischerssohn Gallus Cahera, der die Leitme-

ritzer Pfarre verließ, um in Wittenberg mit Luther und Melanchthon befreundet zu werden. Als Pfarrer der Teynkirche predigte er ganz im Geiste der Reformation. Entschiedenster Führer der „lutheranisirenden" Utraquisten wurde jedoch Johann Hlawsa von Libočan, dem es 1523 gelang, an Stelle Paschek's Primator der Alt- und Neustadt zu werden. Es war dies im Jahre der neuen Aemterbesetzung (13. Februar 1523), welche K. Ludwig vornahm, als er, elf Monate vorher mit seiner Gattin zu Prag eingetroffen, das Land wieder zu verlassen im Begriffe stand. Als aber Gallus Cahera Administrator wurde, begann er bald vom Protestantismus wieder abzuschwenken und den katholisirenden Utraquisten sich zuzuwenden. Um dieselbe Zeit gelang es auch (1424, 14. März) der Partei Paschek's emporzukommen. Paschek wurde wieder Primator, Hlawsa mit seinem Anhange vertrieben, und die strengsten Maßregeln gegen die Andersgläubigen rufen blutige Schlägereien auf der Gasse und in den Schenken Prags wach. Sie klagen zu Ofen beim Könige über diese Gewaltthat, aber all' die königlichen Gegenbefehle fruchten nichts, da 1525 Lew von Rozmital, der abgesetzte Oberstburggraf, wieder sein Amt errang und mit Paschek zusammenhielt. Es war dies am Vorabende des Verhängnisses der böhmisch-ungarischen Jagellonenherrschaft. Seit den Koliner Ständetagen (April 1526) gab es zwei scharf geschiedene, hadernde Parteien, die der Herren Heinrich von Rosenberg und des Wartenbergers oder die Koliner, welche sich als gut königlich gebehrdete, und die Partei Lew's von Rozmital und Paschek's. Man nannte sie auch die Prager Partei. Ein gleichzeitiges satyrisches Gemälde stellt Böhmen als Wagen dar, vorn und hinten bespannt, dessen Räder noch zum Ueberflusse von Menschen festgehalten werden; fünf Männer stehen auf dem Wagen, dabei auch ein jammernder Jude und ein säbelschwingender Türke.

Wir haben der Reichsverhältnisse Ungarns bis zum Tode Wladislaw's II. gedacht. 1516, den 13. März, starb der „gute" König, der täglich Gott um Erhaltung des Friedens bat, ohne erhört zu werden. Eine doppelte Vormundschaft sollte die Schritte des zehnjährigen Thronfolgers lenken, den abenteuerliche, gehässige Gerüchte sogar als unterschobenes Kind bezeichneten, den man als unreif geboren und darum auch zur Unreife an Körper und Geist verdammt ausschrie, während fremdländische Berichte die günstige Entwicklung Ludwig's II. verbürgen. Obervormunde sind K. Sigismund und Kaiser Max, der Regentschaftsrath ist aus dem Cardinalprimas Bakács, Bornemissza

und dem Markgrafen Georg von Brandenburg gebildet, dessen unlauteres, wüstes Leben von den ungarischen Quellen auf's Schwärzeste gezeichnet erscheint. Daß die höfische Partei den früheren Oppositionsmann Stephan Báthory zum Palatin erhob, war ein unstreitiger Gewinn (1519), um so mehr verdroß es den überlisteten Zápolya. 1520 stirbt Selim I., sein Sohn und Nachfolger Soliman der „Prächtige" gleicht dem Vater an Thatkraft und hochfliegenden Entwürfen. Die Türkengefahr an der Südgrenze wächst.

Im Spätjahre 1521 wird der fünfzehnjährige König mündig erklärt, einen Monat später begeht er die Hochzeit mit Maria von Habsburg-Spanien (1522, 13. Januar). Die etwas ältere, leiblich und geistig gereiftere Frau, voll Lebenslust und Hoheitsgefühl, beherrscht leicht den liebesbedürftigen König, aber der Oppositionspartei ist die Fremde, die Tochter eines gehaßten und gefürchteten Hauses, unwillkommen. Wie weit sich das Geklatsch dieser scheelsüchtigen Beobachter versteigen konnte, wie man die Vorliebe der Königin für geselliges Vergnügen verlästerte, beweist am besten Inhalt und Ton der Hofgeschichten jener Zeit in der Sudelchronik des Hofkaplans Georg von Syrmien. Noch weniger verzieh man jedoch der Habsburgerin ihr Streben, eine entschiedende politische Rolle als Königin zu spielen. Die Hofpartei bilden damals Szathmáry, seit Bakács Tode (1520, 11. Juni) Primas und Reichskanzler, ein bedeutender Kopf und ein besserer Patriot als so Mancher, der in ihm nur einen gewinnsüchtigen Höfling verlästerte, Palatin Báthory, der Brandenburger, und Alexius Thurzó, Sprößling eines den Fuggers verschwägerten Großhandlungshauses, das mit den Augsburger Goldkönigen den ärarischen Bergbetrieb Ober-Ungarns im Pfandschaftswege thunlichst auszubeuten verstand.

1524, den 7. April, stirbt Szathmáry; sein unebenbürtiger Nachfolger wird Szalkán. Zur Hofpartei zählen nun auch der Judex Curiae Sárkány und der Schatzmeister Emerich Szerencsés, dessen Gewinnsucht den getauften Israeliten um so gehässiger erscheinen läßt. Es beginnt ein wahrer Hexensabbat des Parteikampfes, denn die Partei Zápolya, mit Stephan Verböczy als Wortführer, sammelt sich, wächst an innerer Kraft und holt zum entscheidenden Schlage aus.

Was war dagegen für die Reichsvertheidigung geschehen, jetzt, wo Ungarn einer Lebenskrise zutrieb, Sabácz, sogar Belgrad (1322, 29. August) in Türkenhand gefallen war? Nicht mehr als für die Reichsreform, nach der der Reichs- oder Comitatsadel, im Hader mit den Magnaten, seit den Tagen zu Tolna und Bács

(1518) unablässig den Ruf erhob; aber ebenso wenig als das Baronat und der Prälatenstand des Reiches Selbstverleugnung und werkthätige Vaterlandsliebe kannte. „Also ist es in Ungarn alweg seltsam zugegangen. Man fragt nach keiner Ehrbarkeit, sondern wer der sterkste ist, schiebt den andern in den Sack", schreibt der Zeitgenosse Thurnschwamb, 1515 in Diensten des Hieron. Balbus (Girolomo Balbi, geb. um 1465, † 1535 zu Venedig, des freigeistigen Satyrikers und Lebemannes, um 1512 königlichen Geheimschreibers und Probstes von Waizen, der 1512—1515 den Sohn Wladislaw's I. unterrichtet und seit 1515 eine bedeutende Diplomatenrolle spielt), sodann Agent des Herrn Jakob Fugger. Mit grellen Farben schildern die Berichte fremder Diplomaten, der Venetianer, Guidoto und Massaro, der päpstliche Sendbote Burgius, der gewandte Geschäftsträger Ferdinand's, Andrea di Burgo, Correspondent des Trienter Bischofs Bernard Kles, einer Hauptperson am Hofe Ferdinand's, das ekle Treiben, die materielle Nothlage des Hofes.

Geräuschlos eroberte sich auch die Reformation ihren Boden im Karpathenreiche. Schon seit 1518 beginnen ihre Spuren in den mit der deutschen Muttererde in mercantilen und geistigen Wechselbeziehungen stehenden Deutschorten Oberungarns und Siebenbürgens; aber auch unter den Magyaren des Landes. Stephan Gálszécsy, Martin Cziriaky waren schon 1520—1522 Schüler der Wittenberger Reformatoren. Ambros aus Schlesien und Konrad Weich lehren um 1522 zu Hermannstadt das neue Evangelium. Mönch Georg und Johann Surdaster, auch ein Schlesier, finden sich ein. Der Sachsengraf, Mark Pempflinger, ist ein Gönner des neuen Glaubens. Unter den Magnaten Ungarns werden es Peter Perényi, Th. Nádasdy, Val. Török u. A. Bis zum Hofe hinauf bringt die Reformation; Markgraf Georg von Brandenburg begünstigt die bezügliche Thätigkeit der Ofener Theologen Simon Grynäus und Veit Winsheim. Die Ofener wagen 1522 die Berufung des Speratus als Predigers. Auch die Königin Maria, deren Beichtvater Henkel reformationsfreundlich ist, gewinnt dafür Interesse, Luther widmet ihr Psalmenübersetzungen. Die habsburgischen Brüder verweisen der Königin diese Anstoß erregende Gesinnung, der Reichstag von 1523, namentlich aber die Reichsgesetze von 1524, 1525 verfügen die strengsten Maßregeln wider das Lutherthum; aber sie bleiben auf dem Papiere. Der politische Parteikampf wird der beste Bundesgenosse der Reformation, er lähmt jedes wirksame Vorgehen.

Und wie er das Staatsschiff Ungarns von innen durchlöchert und aus den Fugen treibt, zeigt am besten der Gang der Ereignisse 1525—1526. Der Rákoscher April-Landtag (1525) verkündet den Sturz der Hofpartei, ihn besiegelt die nicht minder stürmische Hatvaner Versammlung (Juni bis Juli). Die Zápolyaner sind nun obenan, Verböczy Palatin. Da rafft sich 1526 die geschlagene Hofpartei auf, Báthory und die Königin haben die Führung. Denn Maria war so zu sagen königlicher als der König, ihr Gatte. Nicht bedeutungslos war das, was sie als Erledigung der gegnerischen Forderungen geschrieben haben soll: „Unus rex, una lex — Ein König und Ein Gesetz". Unter dem bescheidenen, schon im 14. Jahrhunderte in kirchlichen Kreisen Ostungarns auftauchenden Verbrüderungsnamen Kalandosok schaart sich ein großer Theil des Comitatsadels, rasch unzufrieden mit der Haltung der siegestrunkenen Zápolyaner, neuerdings um die Hofpartei. Bald sind deren Gegner wieder aus den Reichsämtern gedrängt, verfehmt, Báthory abermals Palatin. Grollend zieht sich Johann Zápolya nach Siebenbürgen zurück.

Aber schon droht der Anzug Soliman's mit ungeheurer Kriegsmacht. Ein Akt der Leidenschaft, die Ermordung seiner Sendboten in Ungarn, bot willkommenen Anlaß zur Kriegserklärung. Mit fieberhafter Eile wird nun die Reichsvertheidigung in's Werk gesetzt; ein ergreifendes, aber auch klägliches Schauspiel. Wie sich die Parteien um die Wette anklagen, wie die Finanznoth zu den drückendsten Auflagen drängt, gegen die sich die Städte sträuben, — Sperfogel in seiner Chronik giebt darüber belehrende Aufschlüsse. Wie mochte man jetzt bedauern, daß man das Schooßkind des Corvinen, die schwarze Legion, verwildern und aus Furcht, an ihr eine Stütze des Königthums zu pflegen, schon 1493, 6. Januar, vernichten ließ. Wladislaw's II. Gegner freuten sich damals über den Befehl, den man vom Könige wider jene unbesoldeten und meuternden Krieger erzwang. „Er habe sich mit seiner linken die rechte Hand abgehauen".

Aengstlich fahndet man nach einem Reichsfeldherrn, der einer solchen Gefahr gewachsen sei. Christoph Frangepani (1514—1519 Kriegsgefangener Venedigs, dann Häftling Frankreichs, aber schließlich geflüchtet), mit der ungarischen Hofpartei auf schlechtem Fuße, (Th. Bakács war sein Gegner, mit dem gegenwärtigen Primas Szalkán stand er noch schlechter — im heftigen Wortwechsel Beider war es sogar zu Thätlichkeiten gekommen,) — lehnte ab. Auch Niklas von Salm handelte so, und wir begreifen, daß bei ihm und selbst bei Frangepani sachgemäße Gründe den Ausschlag gaben,

das Bewußtsein, bei solcher Lage der Dinge die ungeheure Verantwortlichkeit nicht übernehmen zu können. Nun zwingt man den wackern Vertheidiger der südlichen Reichsgegenden, Paul Tomory, Erzbischof von Kalocsa, trotz all' seines Sträubens, den Commandostab zu führen. Nach allen Richtungen fliegen die Sendschreiben des Königs um Hülfe; das blutige Schwert im Lande herumgesendet, soll die äußerste Gefahr, aber auch die Verpflichtung äußerster Leistungen zum Besten des Vaterlandes den Gemüthern der Reichsgenossen an's Herz legen.

Den 2. Juli steht der Soliman bei Belgrad, bald naht er Peterwardein. Hülfstruppen erscheinen aus Böhmen, von der Koliner Partei: unter Heinrich von Rosenberg, der aber am Marsche in Zwettel liegen blieb und den 18. August starb, Grafen Stephan von Schlick, Kolowrat, Gutenstein u. A. (die Hülfsschaaren der Prager Partei kamen nicht mehr zurecht); aus Mähren, Oesterreich — von dem Schwager des Königs, Erzh. Ferdinand — aus Polen, vom Papste gesendet. Selbst eine Mönchsschaar hatte sich eingefunden, und ihrer todesmuthigen Tapferkeit gedenkt der Bericht eines Augenzeugen. Langsam geht es mit den Rüstungen in Ungarn vorwärts. Als K. Ludwig II. (20. Juli) Ofen verließ und auf der Insel Csepel Abschied von seiner Gattin nahm, war Peterwardein nahe dem Falle (27. Juli). Zu Tolna (6. August) findet sich Georg Zápolya, der Bruder des Woiwoden ein, welcher letztere den siebenbürgischen Heerbann zuführen soll. Auch jetzt noch fehlen viele Banderien in dem königlichen Heere; noch scheint es möglich, dem Verhängniß durch eine Botschaft an den Sultan und Tributangebot auszuweichen. So räth Bischof und Kanzler Brodericს, ein Augen- und Schriftzeuge der verhängnißvollen Schlacht. Aber die Mehrheit ist kriegsmuthiger. Am 16. August zu Batta ernennt der König Tomory zum Oberfeldherrn, wie flehentlich dieser auch bat, ihn dieser Last zu überheben. Aber der König hatte keine andere Wahl. Den 23. August stand der Sultan bereits bei Eszek, Abmahnungen Frangepani's, die Schlacht anzunehmen, treffen ein; Johann Zápolya entbietet, man solle seinen Zug abwarten. Aber das Säumen des Woiwoden und seine spätere Rolle werfen einen tiefen Schatten auf die Redlichkeit und Vaterlandsliebe dieses Magnaten.

Im Mohácser Lager weckt die Größe der Gefahr doch manche Stimme des Abmahnens, aber eine fieberhafte Schlachtenbegeisterung reißt endlich auch die Zagenden mit sich fort in den ungleichen Kampf vom 29. August. Nicht Zufall schien es später, daß Todtenblässe das Antlitz des zwanzigjährigen Königs überflog,

als er den Helm aufsetzte, es war seine erste und letzte Schlacht. Nach heldenkühnem Kampfe erliegt das Christenheer, und den flüchtigen König begräbt das müde Roß in der Schlammfluth des Csellyebaches, unweit Fünfkirchen. Später fand die Leiche des zweiten und letzten Jagellonen Böhmen-Ungarns ihren Platz in der Todtengruft der Herrscher Ungarns, zu Stuhlweißenburg.

Nicht ohne Mitgefühl begleitet man den Kampf auf der Ebene von Mohács; es ist ein Sieg des osmanischen Eroberungsprincips, das sich dem abendländischen Staaten- und Culturwesen hemmend und feindlich gegenüberstellt; eine Niederlage, welche Ungarns Selbständigkeit vernichtet, seine staatliche Einheit anderthalb Jahrhunderte lang unmöglich macht. Aus der jagellonischen Personalunion treten Ungarn und Böhmen nach einem Menschenalter wieder in neue Verhältnisse, die sich nicht ohne Schwierigkeiten feststellen. Wer aber den innern Zustand Ungarns, den Schiffbruch dieses Staatswesens und die tief gehende Parteiung Böhmens in's Auge faßt, begreift leicht, daß beide Reiche im Sinne begründeter Verträge und dynastischer Verwandtschaften den Anschluß an eine fest begründete Macht brauchten, mit welcher sie seit Jahrhunderten in Wechselbeziehungen und 1437 bis 1457 bereits in Personalunion getreten waren. So entwickelt sich seit 1526/27 der dreigliedrige Großstaat: Deutsch-Habsburg, Böhmen, Ungarn, Oesterreich im universellen Sinne. Und er versprach Bestand, denn, wie ein bedeutender Geschichtschreiber unserer Tage sagt, den Niemand der Parteilichkeit für Habsburg zeihen wird: „Nicht das Glück allein hat die Habsburger emporgetragen. Daß sie, was es ihnen bot, kühn zu erfassen verstanden und keine Mühe und Gefahr scheuten, es festzuhalten, daß sie trotz alledem, was ihnen in den Weg trat, ihr Ziel unverrückt im Auge behielten, daß sie in jedem Errungenen eine neue Aufgabe und einen neuen Anlauf sahen, das fesselte das Glück an ihr Haus. Ein königlicher Geist, der Geist der Größe, erfüllte sie" (Droysen, Gesch. der preußischen Politik, II., S. 179).

Anmerkung, als Nachtrag und Berichtigung zu II., S. 400 f. (Thronbesteigung K. Georg's v. Böhmen u. sein Obedienzeid). Als der Vf. seine Charakteristik der Haltung K. Georg's von Böhmen zur Glaubensfrage und zum römischen Stuhle niederschrieb, kannte er wohl die Abhandlung Dr. A. Bachmann's „Ein Jahr böhm. Gesch., Georg's v. Podiebrad Wahl, Krönung und Anerkennung", im 54. Bde. des Arch. f. österreich. Gesch. v. J. 1876, aber er war nicht mehr in der Lage, die scharfsinnigen Erörterungen dieses werthvollen Beitrages zur Geschichte der Jahre 1457–1458 mit Muße erwägen und für sein Manuscript entsprechend verwerthen zu können. Jetzt, genauer mit ihrem In-

halte vertraut, gewann er die Ueberzeugung, daß Bachmann im VI. Kapitel d. Abh., S. 124 ff., den sichern Nachweis geführt habe, und zwar hinsichtlich: a) der Abschwörung des utraquistischen Glaubens durch K. Georg; b) der eidlichen Zusage desselben an den römischen Stuhl: das Böhmenvolk zum Gehorsam gegen den wahren Glauben und dessen Beobachtung bringen und zur völligen Einheit und Gleichförmigkeit auch im Ritus und in dem Cultus mit der römisch-katholischen Kirche zurückführen zu wollen. Doch sträubte sich K. Georg gegen die öffentliche Eidesleistung und bestand überdies darauf, daß die Glaubensabschwörung in die schriftliche Eidesformel nicht aufgenommen werde, sondern bloß mündlich zu leisten sei. Bachmann zieht auch mit Glück den Bericht des Cardinals Caravajal über die Sendung des Dr. Valentin Berneck, herzoglichen Rathes Ludwig's des R. v. Bayern-Landshut, an P. Paul II. v. Nov. 1465 an, welcher die Erklärung überbrachte: K. Georg wolle nicht nur selbst, sondern auch mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zum Glauben und Ritus der römischen Kirche übertreten und dem römischen Stuhle sich zu gleichem Gehorsam verpflichten, wie ihn auch die übrigen kathol. Fürsten leisteten (S. 131). Bachmann betrachtet somit K. Georg als vor seiner Krönung zur katholischen Kirche wirklich übergetreten, wenn auch nur im Geheimen. Doch giebt er auch (S. 139) zu, daß, indem K. Georg in dem öffentlichen Krönungseide die Rechte und Freiheiten des Landes, also auch die Compactaten beschwor, recht gut den Widerspruch zwischen diesem Krönungseide und dem geheimen Obedienzeide, auf welchem die katholischen Krönungsbischöfe bestanden, herausgefühlt und deshalb auf des letzteren Geheimhaltung gedrungen habe. „Die Zweideutigkeit trug aber für den Augenblick ihre guten Früchte", sagt Bachmann (vgl. auch 140), und darin berührt sich seine Auffassung mit der meinigen (II., S. 401), nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Bachmann überzeugt ist, K. Georg habe wirklich den Plan gehabt, seine utraquistischen Unterthanen der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zuzuführen und sei nur durch unübersteigliche Hindernisse davon abgekommen, während meine Ansicht jenen Obedienzeid als bloßes Mittel zum Zwecke auffaßte und in K. Georg den Utraquisten von Gesinnung vor, wie nach Ablegung jenes verhängnißvollen Obedienzeides, erblickte. Obschon ich noch immer nicht in dieser, um mich so auszudrücken, psychologischen, Frage den Standpunkt Bachmann's durchaus zu dem meinigen machen kann, so finde ich die mir durch seine freundlichen Privatmittheilungen gewordenen Aufschlüsse über die weitere Politik K. Georg's bis 1462 so beachtenswerth, daß ich sie an dieser Stelle mittheile und nur bedauern muß, daß diese auf archivalischen Forschungen in Berlin, München, Eger, Nürnberg, Weimar und Wien beruhenden Studien noch nicht die Presse verlassen konnten. Bachmann schreibt darüber Folgendes:

„K. Georg machte 1461 den Versuch, als er auf dem Egerer Fürstentage vergebens seine Erhebung zum römischen Könige betrieben hatte, sich durch päpstliche Provision zur röm. Königskrone zu verhelfen, nachdem er dies Ziel mit Zustimmung des Kaisers (1460, im Sommer) zu erreichen außer Stande war. Sollte aber die Curie darauf eingehen, so mußte der König ihren anderweitigen

als er den Helm aufsetzte, es war seine erste und letzte Schlacht. Nach heldenkühnem Kampfe erliegt das Christenheer, und den flüchtigen König begräbt das müde Roß in der Schlammfluth des Csellyebaches, unweit Fünfkirchen. Später fand die Leiche des zweiten und letzten Jagellonen Böhmen-Ungarns ihren Platz in der Todtengruft der Herrscher Ungarns, zu Stuhlweißenburg.

Nicht ohne Mitgefühl begleitet man den Kampf auf der Ebene von Mohács; es ist ein Sieg des osmanischen Eroberungsprincips, das sich dem abendländischen Staaten- und Culturwesen hemmend und feindlich gegenüberstellt; eine Niederlage, welche Ungarns Selbständigkeit vernichtet, seine staatliche Einheit anderthalb Jahrhunderte lang unmöglich macht. Aus der jagellonischen Personalunion treten Ungarn und Böhmen nach einem Menschenalter wieder in neue Verhältnisse, die sich nicht ohne Schwierigkeiten feststellen. Wer aber den innern Zustand Ungarns, den Schiffbruch dieses Staatswesens und die tief gehende Parteiung Böhmens in's Auge faßt, begreift leicht, daß beide Reiche im Sinne begründeter Verträge und dynastischer Verwandtschaften den Anschluß an eine fest begründete Macht brauchten, mit welcher sie seit Jahrhunderten in Wechselbeziehungen und 1437 bis 1457 bereits in Personalunion getreten waren. So entwickelt sich seit 1526/27 der dreigliedrige Großstaat: Deutsch-Habsburg, Böhmen, Ungarn, Oesterreich im universellen Sinne. Und er versprach Bestand, denn, wie ein bedeutender Geschichtschreiber unserer Tage sagt, den Niemand der Parteilichkeit für Habsburg zeihen wird: „Nicht das Glück allein hat die Habsburger emporgetragen. Daß sie, was es ihnen bot, kühn zu erfassen verstanden und keine Mühe und Gefahr scheuten, es festzuhalten, daß sie trotz alledem, was ihnen in den Weg trat, ihr Ziel unverrückt im Auge behielten, daß sie in jedem Errungenen eine neue Aufgabe und einen neuen Anlauf sahen, das fesselte das Glück an ihr Haus. Ein königlicher Geist, der Geist der Größe, erfüllte sie“ (Droysen, Gesch. der preußischen Politik, II., S. 179).

Anmerkung, als Nachtrag und Berichtigung zu II., S. 400 f. (Thronbesteigung K. Georg's v. Böhmen u. sein Obedienzeid). Als der Vf. seine Charakteristik der Haltung K. Georg's von Böhmen zur Glaubensfrage und zum römischen Stuhle niederschrieb, kannte er wohl die Abhandlung Dr. A. Bachmann's „Ein Jahr böhm. Gesch., Georg's v. Podiebrad Wahl, Krönung und Anerkennung“, im 54. Bde. des Arch. f. österreich. Gesch. v. J. 1876, aber er war nicht mehr in der Lage, die scharfsinnigen Erörterungen dieses werthvollen Beitrages zur Geschichte der Jahre 1457—1458 mit Muße erwägen und für sein Manuscript entsprechend verwerthen zu können. Jetzt, genauer mit ihrem In-

halte vertraut, gewann er die Ueberzeugung, daß Bachmann im VI. Kapitel d. Abh., S. 124 ff., den sichern Nachweis geführt habe, und zwar hinsichtlich: a) der Abschwörung des utraquistischen Glaubens durch K. Georg; b) der eidlichen Zusage desselben an den römischen Stuhl: das Böhmenvolk zum Gehorsam gegen den wahren Glauben und dessen Beobachtung bringen und zur völligen Einheit und Gleichförmigkeit auch im Ritus und in dem Cultus mit der römisch-katholischen Kirche zurückführen zu wollen. Doch sträubte sich K. Georg gegen die öffentliche Eidesleistung und bestand überdies darauf, daß die Glaubensabschwörung in die schriftliche Eidesformel nicht aufgenommen werde, sondern bloß mündlich zu leisten sei. Bachmann zieht auch mit Glück den Bericht des Cardinals Caravajal über die Sendung des Dr. Valentin Berneck, herzoglichen Rathes Ludwig's des R. v. Bayern-Landshut, an P. Paul II. v. Nov. 1465 an, welcher die Erklärung überbrachte: K. Georg wolle nicht nur selbst, sondern auch mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zum Glauben und Ritus der römischen Kirche übertreten und dem römischen Stuhle sich zu gleichem Gehorsam verpflichten, wie ihn auch die übrigen kathol. Fürsten leisteten (S. 131). Bachmann betrachtet somit K. Georg als vor seiner Krönung zur katholischen Kirche wirklich übergetreten, wenn auch nur im Geheimen. Doch giebt er auch (S. 139) zu, daß, indem K. Georg in dem öffentlichen Krönungseide die Rechte und Freiheiten des Landes, also auch die Compactaten beschwor, recht gut den Widerspruch zwischen diesem Krönungseide und dem geheimen Obedienzeide, auf welchem die katholischen Krönungsbischöfe bestanden, herausgefühlt und deshalb auf des letzteren Geheimhaltung gedrungen habe. „Die Zweideutigkeit trug aber für den Augenblick ihre guten Früchte", sagt Bachmann (vgl. auch 140), und darin berührt sich seine Auffassung mit der meinigen (II., S. 401), nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Bachmann überzeugt ist, K. Georg habe wirklich den Plan gehabt, seine utraquistischen Unterthanen der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zuzuführen und sei nur durch unübersteigliche Hindernisse davon abgekommen, während meine Ansicht jenen Obedienzeid als bloßes Mittel zum Zwecke auffaßte und in K. Georg den Utraquisten von Gesinnung vor, wie nach Ablegung jenes verhängnißvollen Obedienzeides, erblickte. Obschon ich noch immer nicht in dieser, um mich so auszudrücken, psychologischen, Frage den Standpunkt Bachmann's durchaus zu dem meinigen machen kann, so finde ich die mir durch seine freundlichen Privatmittheilungen gewordenen Aufschlüsse über die weitere Politik K. Georg's bis 1462 so beachtenswerth, daß ich sie an dieser Stelle mittheile und nur bedauern muß, daß diese auf archivalischen Forschungen in Berlin, München, Eger, Nürnberg, Weimar und Wien beruhenden Studien noch nicht die Presse verlassen konnten. Bachmann schreibt darüber Folgendes:

„K. Georg machte 1461 den Versuch, als er auf dem Egerer Fürstentage vergebens seine Erhebung zum römischen Könige betrieben hatte, sich durch päpstliche Provision zur röm. Königskrone zu verhelfen, nachdem er dies Ziel mit Zustimmung des Kaisers (1460, im Sommer) zu erreichen außer Stande war. Sollte aber die Curie darauf eingehen, so mußte der König ihren anderweitigen

de

rzoge von Steier.

Ladit m Styriae, S. 381—400). Die Werke des J. A. Cäsar, Annales
chrai (1818); v. Lang, Bayerns Gaue und Grafschaften (1830); Pritz,
nus a vergl. auch s. Gesch. des L. o. d. Enns, I. Th.; Hopf, Genealog.
vren enbuch des Herzogthums Steiermark, I. Bd. 798—1192 (Graz 1876).
rlicher Scheyern, Ahnherren der Wittelsbacher, zurück. Aribo, der eigentliche
; Voi

Don
÷ 10 **falzgrafen von Bayern und Grafen in Leoben . . .**
; Po
v bert I., Graf v. Görz, † vor 1122.

bie, G Görz, Vogt von Aquileja. Gem.: Mathilde v. Andechs Meran.
n Hilde, Erbgräfin v. Mitterburg (Pisino).

Tirol. Albert I., † 1250. Gem.: Hyppolyta Nera von Collalto.

ie **Albert II., † 1304,**
Graf v. T. u. K., Pfalzgraf in Kärnten,
Stifter der jüngeren Görzer Linie,
des
Gem.: vermählt 1) mit Euphemia von Glogau, 2) mit Euphemia
ndent gen. von Plaien, 3) mit Dietmut v. Belgrad.

elrich **Albert III., 1327.**
elich Heinrich, Albert IV., **Mainhard VII.,** Heinrich III.,
338. † 1374. † 1385. † 1363.

2. Gem. (Gara). Hans, † 1462. Johann Mainhard, † 1430.
und **Leonhard, † 1500, der letzte Görzer.**
ntafel

Gesch
r. G.
I.
(97
und z.
etzten
graf



de

rzoge von Steier.

Ladi... in Styriae, S. 381—400). Die Werke des J. A. Cäsar, Annales
chra... (1818); v. Lang, Bayerns Gaue und Grafschaften (1830); Pritz,
nus... vergl. auch s. Gesch. des L. o. d. Enns, I. Th.; Hopf, Genealog.
vren... enbuch des Herzogthums Steiermark, I. Bd. 798—1192 (Graz 1876).
rlicher... Scheyern, Ahnherren der Wittelsbacher, zurück. Aribo, der eigentliche
: Poi...

Don... 10... falzgrafen von Bayern und Grafen in Leoben . . .

: Po... bert I., Graf v. Görz, † vor 1122.

bie, G... Görz, Vogt von Aquileja. Gem.: Mathilde v. Andechs Meran.

on Hilde, Erbgräfin v. Mitterburg (Pisino).

...irol. Albert I., † 1250. Gem.: Hyppolyta Nera von Collalto.

...e Albert II., † 1304,
Graf v. T. u. K., Pfalzgraf in Kärnten,
Stifter der jüngeren Görzer Linie,
vermählt 1) mit Euphemia von Glogau, 2) mit Euphemia
von Plaien, 3) mit Dietmut v. Belgrad.

Gem.: ... des ... gen. ... nden...

elrich I. ... Albert III., 1327.

elich: Heinrich, ...338. | Albert IV., † 1374. | Mainhard VII., † 1385. | Heinrich III., † 1363.

2. Gem. (Gara). } Hans, † 1462. Johann Mainhard, † 1430.
und Leonhard, † 1500, der letzte Görzer.

ntafel

Gesch... r. G. ... I. ... (197... und z. ... etzten ... graf

ß.

:rain, Südmarken, Triest, Tirol und Vorlanden:
386, in der Schlacht bei Sempach.

Juli 1406 (kinderlos). Verlobt mit Hedwig, zweitgeb. Tochter
n Polen. Gemahlin: Johanna von Neapel, † 2. Febr. 1435.

", geb. 1371, † 3. Juni 1411. Gemahlin: Katharina von

eiermärk. Habsb. Linie, geb. 1377; s. 1411/12 ausschließ-
10. Juni 1424. 1. Gem.: Margaretha von Pommern, † 1410.
asovien, † 1429, 28. Sept. Kinder aus 2. Ehe:
er „Friedsame", geb. 1. Sept. 1415, † 19. Aug. 1493, s. w. u.
:reich).
1418, † 8. Dec. 1463 (kinderlos). Gemahlin: Mechthilde von der
weiten Male Wittwe).
, † 12. Febr. 1486; Gemahl: Kurfürst Friedrich der Fried-
ina, geb. 1420, † 11. Sept. 1493; Gemahl: Markgraf Karl

ifter der tirolischen Habsburger Linie, geb. 1382,
licher Regent Tirols und der Vorlande. Verlobt mit Giliola
K. Ruprecht's „Clem", † 1409, 31. Dec. (kinderlos). 2. Anna,
1. Dec. 1432.
iltige", der „Münzreiche"), geb. 28. Juni 1424. 1446—1490
Abdankung. 1. Gem.: Eleon. v. Schottland, † 20. Nov. 1480.
n.

l. Sept. 1415, † 19. Aug. 1493;
Kaiser s. 1452. Vereinigt sämmtliche
ard's von Portugal, † 3. Sept. 1469.

Kunigunde, geb. 16. März 1465. Gemahl s. 1487:
H. Albrecht IV. von Bayern-München († 1508). Die
Wittwe starb im Kloster 1520 als Stammmutter des
vereinigten bayerisch-wittelsbachischen Hauses.

geb. 10. Januar 1480; verlobt mit Karl VIII. von
Gemahl: Johann, Prinz von Asturien, span. Infant,
mahl: 1501 Philibert II., Herz. v. Savoyen, † 1506.
lterin der Niederlande. † 1530, 1. Dec. zu Mecheln.

ber die Grabmäler ders.

.306—1526.

n über die G. des kais. und kön. Hauses v. Luxemburg (in Meusel's Häuser böhm. Lützelburg und Oesterreich-Habsburg, Abh. d. böhm. Ges. rb.; Schötter, Joh. v. Luxemburg, 1867; Mating-Sammler,

139, verm. 10. Febr. 1454, † 1505.

ärz 1516. Gem.: Anna v. Candale, T. Gaston's de foix

u. U. 1516, † in d. Schl. b. Mohács 29. Aug. 1526. Gem. err., Schwester Ferdinand's († 18. Oct. 1558).

; Erwerbung Mährens bis an die March. 967—999 Ausdehnung und Görlitz (i. 13. Jahrh. blieb dann bloß der Zittauer Distr. bei Meissens an Böhmen. 1296—1300—1305 Personalunion Böhmens ung sämmtlicher schlesischer Herzogthümer als Lehen der böhmischen lz. S. 1373 Ober- und Nieder-Lausitz. 1370 Erwerbungen der Kur-

